

Monatsschrift

für die

geschichtliche und experimentale Begründung

der

übersinnlichen Weltanschauung

auf

monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden,

Dr. J. U.



III. Jahrgang. 1888. Sechster Band.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Inhalts-Übersicht

des

Sechsten Bandes

Dritter Jahrgang.

1888.

Seite



Kürzere Bemerkungen.



Abbildungen

zum

Sechsten Bande.

Dritter Jahrgang

1888.



Sphinx

VI, 31. Juli 1888.

Das Ziel der Mystik.

Von

Carl zu Leiningen.



„Wem Zeit wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit."
Jakob Böhme.

Verfolgen wir die Geschichte der Mystik und der geheimen Wissenschaften, die wie rote Fäden auf einem dunkeln Gewebe, tausendfach verzweigt und wiederum in einander laufend, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich durch die Kultur aller Völker schlingen, auf kurze Augenblicke zuweilen verschwinden, immer wieder aber auf's neue auf der Bildfläche erscheinen und bedenken wir, wie viel Tausende von Menschen ihren Geist in jene dunkeln Gebiete vertieft und deren Erforschung sich zur Lebensaufgabe gesetzt, — so fühlen wir zu fragen uns gedrungen, was denn der Kern, der thatsächliche Zweck und Nutzen so angestrengter Bemühungen, so eifrigen Forschens, so vieler Opfer zu sein vermag.

Wir finden in der Weltgeschichte keine epochemachende Lehre, keine neue Erfindung oder Anwendung auf dem Gebiete der empirischen oder exakten Wissenschaften, kein greifbares Resultat der materiellen Kultur, welche das Ergebnis jenes geheimnisvollen Strebens gewesen wären. In der Entwicklungsgeschichte aller Völker sehen wir Systeme und Wissenschaften entstehen und vergehen und einander folgen in ewigem Widerspruch. Gleich dem Sturmwind, von dem man nicht weiß, woher er kommt, noch wohin er geht, der in gleicher Weise die Wolken des Himmels und den Staub der Landstraßen vor sich hertreibt, so fegt auch die Zeit alle menschlichen Anschauungen und Überlieferungen der Wahrheit zugleich mit der leichten Spreu wertloser Irrtümer hinweg; und ihr Thun, eine Zeitlang in den Blättern des Baumes rauschend, verschwindet spurlos,

Vortrag, gehalten in der „Psychologischen Gesellschaft" zu München, am 17. Mai 1888.

nachdem es kaum über seinen Schatten hinausgekommen. Die Spuren jener geheimnisvollen Lehren und Andeutungen hingegen, sehen wir immer wieder mitten in den neuen Ideen des eben herrschenden Zeitgeistes erscheinen und so ranken Occultismus und Mystik sich durch das Leben der Menschheit, soweit wir es verfolgen können, von ihrer Wiege an bis in die Gegenwart hinein.

Am Nil wie am Ganges finden wir das geheime Wissen schon in allerältester Zeit in Blüte stehend. In Ägypten wurde die Seherschaft seit Menschengedenken von Priestern und Königen in den Tempeln ausgebildet und geübt, was unter anderm schon aus dem Namen des jeweiligen hohen Priesters des Ammon in Theben erhellt, welcher Ur-ma, d. i. „der Große des Schauens", genannt wurde. Die Hebräer, welche in beständigen Beziehungen zu Ägypten standen, mögen dort ihre geheimen Weisheitslehren empfangen haben, wovon die Kabbala noch heute die Überreste bildet. Der Talmud spricht von einer Prophetenschule, welche zu den frühesten Zeiten des Volkes Israel bestanden hat, in welcher die Weisheitslehren von Mund zu Mund, den Eingeweihten überliefert wurden. Schon Moses soll die Schule der 70 Ältesten des Volkes gegründet haben, durch welche der Geist der Weissagung fortlebte, bis in die spätesten Zeiten[1]) hinab. In gleichem Alter wie die geheime Tradition der Ägypter steht wohl die der Indier, und es dürfte kaum ein zweites Volk so weit in der Erkenntnis jener Wahrheiten und der Verwirklichung des Geheimwissens vorangeschritten sein. In China treffen wir jene Lehren von Laò-tsè und Confucius verkündet, in Chaldäa und Persien knüpfen sich dieselben an die Namen des Albumansar und des Zarathustra; in Griechenland bestanden die Schulen des Pythagoras und des Plato und vor allem die eleusinischen Mysterien. Das längere Stillschweigen, welches Pythagoras seinen Schülern auferlegte und die Gedankenkonzentration durch langes Anschauen einer Säule in den Mysterien, waren nur Mittel der Vorbereitung für jene, die nicht schon durch die Natur und ihr Leben gereift waren.

Auch durch die römische Kulturperiode lassen sich die Spuren des Geheimwissens verfolgen. In der äußern Erscheinungsweise, je nach den besonderen Auffassungen der Völker und ihrer Religionen verschieden, vermischten sich jene Lehren oft mit Irrtümern und Äußerlichkeiten, ja arteten wohl auch in Gräuel aus, stimmen aber trotz aller Unterschiede der äußeren Form und deren Verirrungen in ihren innern Grundgedanken und Vorschriften überein. So waren zur Zeit der Römer die Neuplatoniker obwohl auf griechischer, und die Gnostiker auf christlicher Grundlage fußend, doch ihrem Wesen und Streben nach einander enge verwandt. Beide Schulen sehen wir allmählich sich verlieren, aber im Ordensleben der Klöster des Mittelalters erhoben sich erleuchtete Männer, bei denen wiederum das gleiche Erkennen und Vermögen sich geltend

1) Vergl. Ev. Joh. XI, 51.

machte. Unter diesen ist der Name des Meister Eckhart ja bekannt als eines der größten deutschen Mystiker.

Am Ausgange des Mittelalters wurde besonders in Deutschland die Brüderschaft der Rosenkreuzer die Trägerin des geheimen Wissens und Könnens. Zugleich blühte in England die Weisheitsschule des Roger Baco, der ob seiner Kenntnisse der „Brahmin des Nordens" und der „Ausleger der heiligen Geheimnisse der Natur" genannt wurde. Sein Schüler war Elias Asmol, der die Gesellschaft nach dem System Bacos weiterführte. Bald jedoch artete diese Schule aus, wie auch die Rosenkreuzer sich später zu anderen Zwecken neigten. Dagegen tritt uns am Anfang des 17. Jahrhunderts in Jakob Böhme wieder ein praktisch entwickelter Weiser entgegen.

So finden wir allenthalben reich verzweigt die Spuren des geheimen Wissens; es ererbte sich geistig von Jahrhundert zu Jahrhundert und ragt bis in die Gegenwart hinein. Beispielsweise mag für das Ende des vorigen Jahrhunderts Eckartshausen erwähnt werden, von dessen zahlreichen Schriften besonders die „Mystischen Nächte"[1]) zu nennen sind. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebte Johann Baptist Krebs[2]) dessen volkstümliche kleine Schriften: „Schlüssel zur Geisterwelt" und „Weg zur Unsterblichkeit"[3]), unter dem Pseudonym J. Kerning herausgegeben, wohl zu dem Anschaulichsten und Gemeinfaßlichsten gehören, was je über praktische Mystik geschrieben wurde. Aber auch heute noch giebt es Träger der ursprünglichen mystischen Überlieferungen unter uns, so gut wie in Indien und im ältesten Ägypten.

Fassen wir indes die wenigen zu Tage tretenden Ergebnisse der geheimen Wissenschaften ins Auge, so stehen dieselben anscheinend nicht im Verhältnis mit der Thatsache, daß so viele Menschen zu allen Zeiten sich mit den Geheimlehren beschäftigt und ungeachtet der größten Opfer einzig diese sich zum Ziel ihres Strebens gesetzt haben. — Die Proben, denen sich die Schüler derer zu unterwerfen hatten, welche die Sprache des Mittelalters als „Adepten" bezeichnete, wurden jederzeit als entsetzlich geschildert, wovon Bulwer im „Zanoni" uns ein anschauliches Bild zu geben wußte.[4]) Historisches Interesse oder die Erfindung und Anwendung einiger verborgener Naturkräfte, ja nicht einmal die Seherschaft, welche die kommenden Ereignisse nicht ändern könnte, bieten Nutzen und Interesse genug, sich so vieler Mühe und Entbehrung zu unterziehen. Ja, es waren in der That auch die Erwerbung aller magischen Fähigkeiten, alle Kenntnis der verborgenen Naturkräfte, das Verständnis der Geheimnisse des Magnetismus, der Astrologie und Alchymie, der Kabbala und ihrer esoterischen Zahlenlehre nicht um ihrer selbst willen der ver-

[1]) Nachtrag zu seinen „Aufschlüssen zur Magie" von denen übrigens auch der 4. Band besonders bemerkenswert ist.

[2]) Gestorben in Stuttgart am 2. Oktober 1851.

[3]) Beide Schriften sind noch gegenwärtig bei J. Scheible in Stuttgart vorrätig zu 70 Pfg. und 1 Mk.

[4]) Bulwer: Zanoni, 4. Buch, VII Kapitel.

folgte Zweck des wahren „Adepten“, sondern es sind dies nur auf dem Wege der mystischen Entwickelung sich von selbst einstellende Fähigkeiten, Erkenntnisse und Kräfte, deren Besitz und Gebrauch eine schwere und weit mehr behindernde als fördernde Verantwortlichkeit in sich schließen[1]).

Das Ziel aber, welches allein das ist, was der wahre Mystiker zu erreichen strebt, besteht zuerst in der Erkenntnis seiner selbst, das heißt in dem sich Bewußtwerden seiner eigenen unsterblichen Seele, im lebendigen Erwecken seines übersinnlichen „Ichs“. —

Um zu erklären, was hiermit gemeint ist, erinnere ich hier nur daran, wie neuerdings erst die Ergebnisse der experimentalen Psychologie[2]) erwiesen haben, daß unser gewöhnliches Bewußtsein der Person, als welche wir uns selbst erkennen, noch nicht das ursprüngliche Wesen ist, welches uns inne wohnt; denn das, was wir als unsere Persönlichkeit bezeichnen, zeigte sich nur als eine, den verschiedenartigsten Wechseln durch äußere Einflüsse, ja vielfach sogar ganz beliebigen Umgestaltungen, unterworfene Erscheinung. Was aber von außen auf diese Weise beeinflußt, verändert und vertauscht zu werden vermag, kann eben darum als solches unmöglich das Unsterbliche in uns sein. Auch hat die Persönlichkeit mit dem zeitlichen Entstehen und Werden des leiblichen Körpers ihren Anfang genommen, ist daher ihrem Wesen nach endlich und muß wenn auch nicht mit ihm so doch jedenfalls wie er irgend wann einmal sich wieder auflösen.

Das Unsterbliche in uns kann also nicht identisch sein mit dem, was wir im gewöhnlichen Sinne unseres Bewußtseins „Ich“ nennen. Nur zuweilen, wenn in Augenblicken tiefen Sinnens oder wahrer Begeisterung die Sehnsucht unseres Herzens uns nach dem Unendlichen, Unnennbaren hinzieht, ahnt wie erleuchtet unser Bewußtsein, daß unter all den nach außen hin sich kundgebenden Formen unseres Seins noch eine höhere von den Schranken des zeitlichen Lebens unabhängige Wesenheit sich verbirgt.

Unser Wille, wie alle unsere seelischen Kräfte entströmen zwar dieser Wesenheit, aber das gewöhnliche Bewußtsein dringt nicht bis zu ihr, sondern erkennt nur die durch die Einflüsse von Erblichkeit, Erziehung, Gewohnheit und Erinnerung hervorgebrachte äußere Erscheinungsweise jener Kräfte.[3]) Wenn ein Lichtstrahl im Winkel auf einen Spiegel fällt, so erblicken wir nur den Schein, den dieser zurückstrahlt; wir könnten alsdann den Spiegel für die Lichtquelle halten, denn ihm scheint dasselbe zu entströmen und doch ist dies bloß der von der augenblicklichen Gestaltung des Spiegels abhängige Wiederschein des Lichtes und nicht die Licht-

---

[1]) Vergl. darüber auch das Märzheft 1888 der Sphinx (V. 27) S. 199 u. f. im Artikel „Weiße und schwarze Magie“.

[2]) Vergl. das Aprilheft 1888 der Sphinx: „Die Lösung des Menschenrätsels durch die Experimental-Psychologie“ (V, 28. S. 250).

[3]) Vergl. Band IV der Sphinx, S. 271, „Die Seelenlehre der Kabbala“, welche sagt, daß Neschamah (unsterblicher Geist) sich erst in den Jahren der Mannbarkeit mit Ruach (Persönlichkeit) vollständig verbindet; Kinder stehen daher der Erkenntnis der Neschamah näher als Erwachsene, bei denen die Persönlichkeit schon fester konstituiert ist.

quelle selbst. In gleicher Weise verhält sich das als Persönlichkeit denkend und handelnd auftretende Ich zu jener unsterblichen Seele. Zu ihrem Bewußtsein zu gelangen, und den in der Menschenbrust glimmenden Funken der Unsterblichkeit zur lodernden Flamme anzufachen, ist das wahre Ziel des Mystikers, der zur Erkenntnis und Beherrschung des Lebens gelangen will.

Der Weg zu diesem Ziel ist lang und schwierig; denn da gilt es unsere ganze Natur zu entwöhnen von allem Zeitlichen, Sinnlichen und Vergänglichen, an das sie sich mit tausend zähen Wurzeln klammert; dazu müssen wir unser Wollen mit allen Seelenkräften nur auf das Ewige richten und die brennende Sehnsucht haben nach der wahren Erkenntnis unseres Selbst. Die Weisheit dieser „Kunst des Lebens" zu lehren ist übrigens hier nicht die Absicht. Es sollte nur das Ziel bezeichnet werden. Den Weg zu demselben zu führen vermag nur ein Meister und an einem solchen hat es nie zu irgend einer Zeit gefehlt. Wer nur wirklich genau alles thut, was jener forderte, von dem hier nur das eine Wort[1]) angeführt werden mag: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst", der kann sicher sein, seinen Weg nicht zu verfehlen. Wem aber die Weisungen zu eben diesem Ziele annehmbarer sind in der kurzen gedrängten Fassung, wie sich diese uralt ererbte Weisheit des Menschengeschlechtes, aus dem Morgenlande überliefert, in unserer heutigen Ausdrucksweise darstellt, dem wissen wir nichts Besseres, nichts anderes zu empfehlen, als die meisterhafte kleine Schrift: „Licht auf den Weg".[2]) Der erste Schritt zum „Ziele der Mystik" ist also das Erwecken und sich Bewußtwerden des eigenen übersinnlichen „Ichs"; dieses muß in uns selbst sich zum Meister und Führer gestalten, und in dem Maße, wie wir dann stufenweise uns vergeistigen und vervollkommnen, erreichen wir das, was die platonische Mystik als Henosis — als Vereinigung mit Gott, und die christliche Mystik als das „Einswerden mit dem Vater" bezeichnete.

Dies ist das Ziel, was jeder Mensch im Laufe der Zeiten erreichen muß; wir Alle haben diese Aufgabe zu erfüllen, denn die Bestimmung des Menschen ist Aufsteigen vom sinnlich-tierischen Menschen zum Geistes-Menschen; und die echte Weisheit besteht eben darin, die Größe dieser Bestimmung praktisch kennen zu lernen. Die ganze Natur weist darauf hin, denn alles treibt zur Vervollkommnung, alles strebt zur Einheit. Solange aber der Mensch nicht ersteht aus dem Sturm und Drang des zeitlichen Lebens, solange sein Herz noch höher schlägt in Freud und Leid des eigenen äußern Selbst, solange er sich nicht entwöhnt der Leidenschaft der süßesten der menschlichen Verirrungen, solange bleibt er auch an den ewigen Kreislauf der Zeiten gekettet; er macht keine Fortschritte auf dem Wege zu seiner Bestimmung und wird daher wieder und immer wieder

[1]) Ev. Matth. 16, 24.

[2]) „Eine Schrift zum Frommen derer, welche unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit unter deren Einfluß zu treten begehren". Niedergeschrieben von M. C. — zu beziehen gegen Einsendung von M. 1.25 von der Expedition der „Sphinx" in Gera (Reuß).

vor die unerbittliche Aufgabe gestellt.[1]) Denn wie die Naturkräfte stets von neuem rastlos dasselbe Spiel beginnen, die entlaubten Gebüsche im Winter schon die heimlichen Knospen am Zweige tragen und nach Blüte und Frucht kraftlos die verdorrten Blätter fallen lassen um im Frühjahr aufs neue sich zu begrünen, — so sind auch die Sorgen und Leidenschaften des vergänglichen Lebens stets um dasselbe ewig kreisende Rad geflochten, und durch jede Menschenbrust, in der sie walten, ist der Eingang in jenen alten Tartarus, wo im Steine, der bergan gewälzt immer wieder zur Tiefe stürzt, im Wasser, das oben zugetragen, unaufhörlich nach unten entrinnt, in der immer zerfressenen und stets nachwachsenden Leber, nur allzu wahrheitsgetreu das blinde, kreisförmig stets in sich zurückkehrende Walten der Natur- und Menschenkräfte abgebildet ist.

Nur wer sich aus dieser Welt der Zeit erhebt, zu der außer dem Bereiche aller Stürme gelegenen Höhe, nur der erlangt Befreiung und Vollendung durch solche Erlösung.[2]) Aber je erhabener das Ziel, desto schwieriger der Weg, je tiefer der Mensch sank, desto höher muß er steigen. Das Vorankommen kann deshalb nur im Verhältnis stehen zu unserm Mute und zu der bewiesenen Ausdauer. Haben wir aber einmal den Weg der sittlich-geistigen Entwickelung ernstlich eingeschlagen und die vorbereitende Ruhe insoweit erlangt, daß das Übersinnliche in uns zu regen sich beginnt, dann werden wir alsbald uns belohnt fühlen und eine Veränderung in unserm ganzen Wesen erfahren. Alle Zweifel, die bis dahin in uns sich regen mochten, verschwinden, denn unsere Erkenntnis nimmt zu in gleichem Maße wie der Funke des geistigen Lebens zu immer klarerem, reinerem Lichte in uns erglüht. Der in diesem Geiste wiedergeborene Mensch tritt mit Bewußtsein in die Harmonie des Weltorganismus ein, denn zugleich mit seiner Geistes-Seele erwachen auch deren Kräfte. Während ehedem unsere Sinne, trübe und stumpf, die höhern Gesetze und Wahrheiten der Natur nicht fassen konnten, erwachen nunmehr die innern Sinne und lassen uns hören, fühlen und schauen, was vorher uns verschlossen und unverständlich dünkte. Je weiter wir voranschreiten in sittlich geistiger Beziehung, desto tiefere Geheimnisse der Natur werden sich vor uns enträtseln und wir gelangen zur Erkenntnis, daß jeder gegenwärtige Zustand nur die Vorbereitung zu einem höhern ist. Haben wir dann den höchsten, letzten Zustand der uns jetzt ausdenkbaren Vervollkommnung erreicht, und stehen wir am letzten Glied der Kette dieser Welt, so schließen wir damit an das erste Glied eines höheren Daseins an. Dies aber ist der wahre Sinn des Begriffes der Vergeistigung, dies ist **Unsterblichkeit**.

---

[1]) Vergl. „Sphinx“ Januar 1888 (V, 25) S. 57: „Die esoterische Lehre in Indischer Fassung“ und Sinnetts Esoteric Buddhism, Chap. III u. VII. Letzteres Werk ist in deutscher Übersetzung bei Hinrichs in Leipzig 1884 erschienen unter dem Titel: „Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus“.

[2]) Vergl. Januarheft 1888 der Sphinx: „Entwickelung und Befreiung“ (V, 25. S. 52).





Giordano Bruno,

sein Leben und seine Weltanschauung.

Von

Ludwig Kuhlenbeck.
Dr. jur.

II. Seine Weltanschauung.[1])

„Ursach und Grund und du, das ewig Eine,
Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
Das sich in Höh' und Breit' und Tief' ergießt,
Daß Himmel, Erd und Unterwelt erscheine!
Mit Sinn, Vernunft und Geist erschau' ich deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo üb'rall Mitte, nirgends Umfang ist,
In deinem Wesen weset auch das meine.
Ob blinder Wahn sich mit der Not der Zeit,
Gemeine Wut mit Herzenshärtigkeit,
Ruchloser Sinn mit schmutz'gem Neid vereinet:
— Sie schaffen's nicht, daß sich die Luft verdunkelt,
Weil doch trotz ihrer unverschleiert funkelt
Mein Aug', und meine schöne Sonne scheint!"

Bruno, della causa, principio et uno
(Wagner I, 214).

Die Weltanschauung Brunos hebt sich ab wie eines jener farben-glühenden und formenklaren Gemälde der italienischen Meister, etwa die Madonna Guido Renis, von dem sonnig-goldig-schimmernden Hintergrunde einer mehr mit dem Herzen des Dichters als dem Hirn des Denkers erfaßten Gottesidee. Diesem Gefühls-Untergrunde seiner Ideen ist es zuzuschreiben, wenn Brunnhofer ihre Darstellung mit dem

[1]) Die Weltanschauung eines Denkers und Dichters, wie Bruno es ist, in dem Rahmen eines zeitschriftlichen Aufsatzes darzustellen heißt weniger, als eine flüchtige Skizze von der Façade eines Bauwerks zu bieten, wie es der Kölner Dom ist. Selbst ein Buch, das diesem Zwecke gewidmet wäre, würde weniger leisten zur Veranschaulichung dessen, worum es sich handelt, als irgend eine sachverständige Darstellung mit allen Hilfsmitteln heutiger Illustrationskunst es hinsichtlich dieses Bauwerks vermöchte. Immerhin würde ich genug erreicht zu haben glauben, wenn ich solche Leser, die zum Studium der italienischen und lateinischen Schriften des Denkers nicht kommen können, wenigstens anregen könnte zum Nachlesen der vortrefflichen Darstellung der Brunoschen Ideen bei Brunnhofer: „Giordano Brunos Leben und Lehre" und Mor. Carrière: „Philosoph. Weltanschauung der Reformationszeit", S. 365—494.

Satze einleiten darf: „Wer sich aus dem Studium Kants, Schopenhauers oder Ed. v. Hartmanns flüchtet, um in Brunos Philosophie die verlorene Freude an der Welt wiederzufinden, erfährt eine ähnliche Umwandlung seines innersten Wesens, wie wenn einer, noch von Entsetzen starr über die grauenvollen Bilder, die ihm Dante vorgemalt, sich zu den Liedern Goethes wendet und da erst wieder lernt, am sonnigen Frühlingsmorgen in Feld und Wald hineinzujauchzen oder im stillen Mondenglanze die Seligkeit treuer Freundschaft zu genießen."

Wie wir von Brunos Leben gleichwie von jeder echten Tragödie bei all dem erhabenen Unglück doch mit versöhnt ausklingender Stimmung scheiden konnten, so ist auch seine Philosophie optimistisch im edleren Sinne, eine Philosophie der Versöhnung, zwischen Glauben und Wissen, zwischen Leben und Leiden. Ungleich lebendiger als Spinozas starre „Substanz" ist Brunos Gottesidee mystisch und religiös. Gott selber bleibt ihm der Unerkennbare, der in einem Lichte wohnt, zu dem endliche Einsicht nimmer gelangen kann. Zwar das Universum ist die vollendete Darstellung der Gottesidee; aber vermöchte der denkende Geist auch die Unendlichkeit des Alls zu überschauen, so bliebe ihm doch seine schaffende Idee selber unerreichbar. „Denn, wer die Statue sieht, sieht nicht den Bildhauer. Mithin können wir von der göttlichen Substanz gar nichts wissen, — höchstens können wir von ihr eine Spur erkennen, wie die Platoniker, eine entfernte Wirkung, wie die Peripatetiker, eine Hülle, wie die Kabbalisten sagen, wir können ihn gleichsam von hinten anschauen nach dem Ausdruck der Talmudisten, oder sie im Spiegel, im Schatten, im Rätsel sehen, nach dem Ausdruck der Theosophen." [1])

Man wird es mir nach diesem Citat erlassen, die seltsame Streitfrage zu berühren, ob der Nolaner ein Theist, Pantheist oder Atheist gewesen sei. Oder sollte man diesen Märtyrer seiner Überzeugungen der bekannten „doppelten Buchführung" eines Leibnitz beschuldigen wollen, da er in den Schriften seiner sämtlichen Lebensperioden unermüdlich denselben Gedanken wiederholt, welchen er in folgenden Versen einen poetischen Ausdruck verlieh:

„O du, welcher in sterblicher Brust den ewigen Flammen
Aufzulodern gebeut und meinem Herzen in solchem
Glanze zu schweben befiehlt, in solcher Glut zu entbrennen,
Daß zu den Sternen hinan, die Schatten mutig verscheuchend,
Mutig die fesselnde Last der trägeren Masse bezwingend,
Ich die unendliche Welt durchschweife, den Sinnen entbunden, —
Licht, allschauendes Licht, Licht schaffend, daß alles geschaut wird,
Blind nur nennt dich der Pöbel, der Pöbel, dem selber das Licht fehlt
Und das Aug' und die Seele, indem er die Seele dir abspricht." [2])

Freilich von der vulgären menschenähnlichen Persönlichkeits-Vorstellung des transscendenten Wesens der Gottheit ist unser Philosoph weit entfernt; und niemand hat diesen kindischen „Herrgotts"glauben geistreicher verspottet, als er im I Dialog seines spaccio (3. Abschnitt. W. II. p. 152 ff.): — Gottes Denken ist nicht diskursiv, sondern intuitiv.

---

[1]) Bruno, von der Ursache, dem Anfang und dem Einen (Lassons Übers. p. 47).
[2]) Bruno, de Triplici Minimo I. c. l. 1. v. 14—25.

„Was da war, was ist, und was zukünftiges sein wird,
Gegenwärtig steht's vor Gott in ewigem Lichte." [1])

„Dem höchsten Prinzip, jener einfachen Intelligenz darf man kein Selbstbewußtsein beilegen in dem Sinne, daß er mittelst einer reflektierenden Thätigkeit in sich selber ein Erkennendes und ein Erkanntes unterschiede, sondern weil es das absolute und einfachste Licht ist, darf ihm Bewußtsein nur in dem verneinenden Sinne zugeschrieben werden, daß es sich selber nicht verborgen sein kann." [2])

Von dieser Gottesidee aus gelangt nun Bruno zur Weltanschauung nicht mittels jenes theologischen Kopfsprungs, der einen einsamen Herrgott eines Tages auf den Einfall kommen läßt, die Welt aus dem Nichts hervorzuzaubern,

„Was wär ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen." [3])

Für Bruno ist die Welt als Ganzes keine zeitlich begonnene, sondern eine urewige Schöpfung Gottes; sie ist Gott, wie er erscheint, nicht zwar als der Eine, Einfache, sondern als der Einheitliche in seiner unendlichen Unterschiedlichkeit. „Nur im Glauben der Einsichtslosen bilden Gott und die Natur einen Gegensatz." [4]) Wenn es nun Sache der Religion ist, den Einen, überweltlichen, Unerkennbaren zu verehren, so ist es Sache der Philosophie, den in seiner unendlichen Erscheinungswelt immanenten nachzuweisen, aus der „Ursache, dem Anfang und dem Einen" entweder (deduktiv) die Wirklichkeit der Daseinsunterschiede zu begreifen oder von den Unterschieden der Welt, den Einzelheiten ausgehend, (induktiv) zum Ganzen, zur „Ursache, Anfang und Einem" emporzusteigen. Beide Methoden sind philosophisch gleichermaßen berechtigt und notwendig.[5]) Die philosophische Anschauung der Welt ist dreifältig als Erkenntnis des Wahren, Schönen, Guten. Wahrheit, Schönheit, Güte sind Ein und Dasselbe in Gott. Naturphilosophie, Ethik und Ästhetik müssen daher von Gott ausgehen und zu ihm zurückkehren. Die letzten unzerlegbaren Allgemeinbegriffe, von denen philosophische Abstraktion ausgeht oder bei denen sie Halt macht, sind Materie und Form, Sein und Denken, Person und Zustand. Im letzten Grunde fallen diese Gegensätze in Eins zusammen, „der Akt des göttlichen Denkens ist die Substanz aller Dinge".[6]) „Die Koincidenz der Gegensätze ist eine Zauberformel der Philosophie." [7])

Die Naturphilosophie geht aus von den Begriffen Materie und Form. Die Materie nun ist nicht ein rein passives Etwas, sondern jeder Stoff, und sei es selbst das träge bildsame Wachs, trägt schon eine Form in sich, ist selber schon eine formende Kraft. Diese der Materie innewohnende Kraft, ihre immanente Form nennen wir Seele. Die Allmaterie ist also die Weltseele selber und alles Materielle ist beseelt. „Freilich ist darum der Tisch als Tisch, das Kleid als Kleid, das Leder als Leder, das Glas als Glas nicht beseelt. Aber als natürliche und zusammengesetzte Dinge haben sie in sich Materie und Form. Das Ding sei nun so klein und winzig als es will, es hat in sich einen Teil von geistiger Substanz, die, wenn sie die Daseins-

---

[1]) De Immenso, I. c. 12, v. 1, 2. [2]) Bruno, spaccio II. (W. II, 191).
[3]) Goethe, Gott u. Welt. [4]) Akrotismus. (Gfrörer 28.)
[5]) Bruno, von der Ursache, dem Anfang u. s. w. (Wagn. I. 259.)
[6]) Spaccio delle bestia trionf. (Wagn. II. 156.) [7]) l. c. W. II. 122.

bedingungen dazu angethan findet, sich darnach streckt, eine Pflanze, ein Tier zu werden und sich[1]) zu einem beliebigen Körper organisiert, welcher gemeinhin beseelt genannt wird." Die All-Materie ist also nicht ein Stoff, aus dem die Einzeldinge „gemacht" werden, sondern die Mutter aller Dinge, die alle Formen in ihrem Schoße trägt, aus ihr entwickeln sich die Gestalten des Lebens. Jegliches Leben ist nichts als stetige Involution und Evolution, Verdichtung und Verdünnung der Materie.

Bruno kennt vier Dichtigkeitszustände der Materie, das Feste (terra), das Flüssige (aqua), das Gasförmige (aer), das Ätherische (ignis).[2])

Durch Zustandsänderungen der einen All-Materie, durch Verdichtung aus dem Äther hat sich der Kosmos mit seinen unzähligen Welten entwickelt. Das Universum ist unendlich. Denn weil Gottes Kraft unendlich ist, ist auch die Materie unendlich, weil in Gott Vermögen und Wirklichkeit zusammenfallen, muß seinem unendlichen Vermögen eine räumlich und zeitlich unbegrenzte und dennoch einheitliche Welt-Wirklichkeit entsprechen. Dem bloßen Mathematiker Copernicus weit überflügelnd hat Bruno die universelle Kosmologie der heutigen Naturwissenschaft mit ihrer Kant-Laplaceschen mechanischen Entwicklungslehre und der ergänzend hinzutretenden biologischen Fortentwicklung des sog. Darwinismus antizipiert und gegenüber der mittelalterlichen geozentrischen und anthropozentrischen Anschauungsweise mit der lebendigen Begeisterung eines Dichters verfochten. „Es giebt nur Einen Himmel, nur Einen unermeßlichen Weltraum, nur Einen Schoß, nur Ein universell Zusammenhängendes, nur Eine Ätherregion, durch welche das Ganze sich regt und bewegt. In dieser gelangen unzählige Sterne, Gestirne, Weltkugeln, Sonnen und Erden sichtbar zur Erscheinung und berechtigen zu dem Vernunftschlusse auf unzählige andere. Von diesen Gestirnen ist keines in der Mitte. Denn das Universum ist nach allen Seiten gleich unermeßlich. Es giebt so viele Mittelpunkte der Welt, als es Welten, als es Gestirne, ja als es Atome giebt, nämlich an Zahl unendliche. Alle die Gestirne sind für sich selbst Individuen, gigantische Kolossal-Organismen, auch wenn sie im Verhältnis zu größeren Weltindividuen nur Teile, Organe, nur veränderliche Stücke der Zusammensetzung sind. Diese Riesenorganismen bestehen alle aus denselben Elementen. Es wirken folglich in denselben auch die nämlichen uns bekannten Kräfte, freilich je nach der diesen Lebewesen eigenen Komposition."[3])

„Erhebe deinen Geist von dieser Erde zu andern Sternen, nein Welten, und lerne begreifen, daß überall auch ähnliche, ja dieselben Gattungen des organischen Lebens vorkommen, wo dieselben stofflichen Grundlagen, dieselbe aktive und passive Produktionsfähigkeit, dieselbe Ordnung, dieselbe Gestalt, dieselbe Bewegung und alles andere, was auch nicht umsonst sein wird, vorhanden sind. Nur ein ganz Thörichter könnte glauben, im unendlichen Raume, auf den so kolossalen und überaus herrlichen Riesenwelten, von welchen gewiß die meisten mit einem besseren Lose, als wir begabt sind, gäbe es nichts anderes, als das Licht, das wir auf ihnen wahrnehmen, — — es ist geradezu albern, zu glauben, es gäbe keine anderen Lebe-

---

[1]) Nämlich durch Anziehung und Beherrschung anderer Atome (Monaden) innerhalb ihres Formschemas.

[2]) Bruno, de umbris idearum Art. VII. (Gfrörer, op. lat. 303).

[3]) Vergl. Du Prel. Entwicklungsgeschichte des Weltalls, c. II. Universalität der irdischen Gesetze, c. III. Gleichheit der kosmischen Stoffe.

wesen, keine anderen Sinne, keine anderen Denkvermögen, als gerade sich unseren Sinnen darbieten." [1])

Das Bewunderungswürdigste an Bruno's Genie ist nun nicht sowohl diese von der Wissenschaft der ihm nachfolgenden Jahrhunderte exakt erwiesene Weltauffassung im allgemeinen, als die auf Grund derselben von ihm deduktiv und intuitiv getroffene, wichtige Bestimmung zahlreicher einzelner Naturthatsachen, welche durch die fleißige Rechnung und Beobachtung nunmehr (a posteriori) außer allem Zweifel gesetzt sind. Kein Denker hat einen glänzenderen Beweis der Überlegenheit besonnener Spekulation über gedankenarme Beobachtung geliefert, als der Nolaner, dem naturphilosophische Absurditäten, wie sie seit Schelling und Hegel das spekulative Denken in Verruf gebracht haben, niemals untergelaufen sind. [2]) Wir begnügen uns, folgende Einzelbehauptungen hervorzuheben:

1. Die Erde hat nur eine annähernde Kugelgestalt, ist an den Polen abgeplattet. [3])
2. Auch die Sonne rotiert um ihre Axe. [4])
3. Die Präcession und Nutation (Fortschreiten der Nachtgleichen) wird richtig erklärt. „Bei der unabsehbar mannigfaltig ineinander greifenden Anziehung und Abstoßung der Weltkörper kann es nicht ausbleiben, daß auch die scheinbar festesten Punkte im All nach und nach ihre gegenseitige Lage verschieben. Die Erde wird also ihren Schwerpunkt und ihre Stellung zum Pol verändern". [5])
4. Die Fixsterne sind Sonnen. [6])
5. Um dieselben kreisen, jedoch nicht in reinen Kreisbahnen, unzählige, meist unsichtbare Planeten. [7])
6. Die Kometen sind eine besondere Gattung der Planeten; [8]) aus diesem Grunde, weil zuletzt die Kometen nur selten oder gar nie für uns erscheinende Planeten sind, ist auch die Zahl der Planeten, die um unsere Sonne kreisen, noch nicht festgestellt. [9])
7. Die Welten und selbst die Weltsysteme sind stetig veränderlich und als solche vergänglich; ewig aber bleibt die ihnen zu Grunde liegende schaffende Energie, ewig die jedem kleinsten Atom innewohnende Urkraft, nur die Zusammensetzung ändert sich. „Es giebt die Natur, durch den eigenen Rückgang nur noch gestärkt, der Materie alles in Fülle". [10])

Diese Naturanschauung eines dichtenden Denkers galt nicht nur den Gelehrten, sondern mehr noch dem ungelehrten Alltagsmenschen seiner Zeit als eitle Schwärmerei, und auch heute noch, nachdem ihre rein phänomenale Außenseite den glänzenden Triumph der Wissenschaftlichkeit erlangt

---

[1]) Bruno, de Immenso L. VII. c. 18. F. 622. Vergl. dazu Du Prel, die Planetenbewohner.

[2]) Hegel leugnete u. a. bekanntlich, daß es mehr als 7 Planeten geben könne; Schelling hat mit seiner spekulativen Physik nur die Lachmuskeln wirklicher Physiker reizen können.

[3]) Bruno, de Immenso L. IV. c. 16. p. 432.

[4]) Ebenda L. III. c. 5. p. 305. [5]) Ebenda L. III. c. 5. p. 307.

[6]) Akrotismus, 87. (Gfrörer, Bruno op. lat. p. 24.)

[7]) de Immenso, L. I. c. 3. v. 1—6.

[8]) Bielascher Komet u. a.

[9]) Bruno, de Immenso L. IV. c. 8. (p. 388).

[10]) de Immenso, L. V. c. 3. v. 26—36. Gesetz von der Erhaltung und Äquivalenz der Kräfte!

hat, werden nur allzuviel „Fachgelehrte" ihren philosophischen Inhalt, die Beseeltheit der All-Materie, vor allem gar die individuelle Beseeltheit der Weltkörper, ihre Auffassung als Organismen, für phantastisches Beiwerk ansehen. Dennoch dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, da man auch in dieser Hinsicht „den Manen" des Nolaners „noch mehr als eine Locke opfern wird". Übrigens hat sich nicht nur Prof. Perty, der Vorläufer der modernen wissenschaftlichen Mystik, sondern auch der Begründer der Psychophysik, Prof. Fechner bereits rückhaltlos zum Glauben an die individuelle Beseeltheit der Weltkörper bekannt.[1])

Freilich, man braucht sich ja nicht jedes lebende Wesen in plumpster Menschenähnlichkeit vorzustellen. — Eine Amöbe im Blute eines menschlichen Organismus würde gewiß irren, wenn sie den Menschen nur für ein amöbenartiges Wesen, aber noch vielmehr, wenn sie ihn für einen unbeseelten Weltkörper hielte. Vielleicht überragt das psychische Gesamtbewußtsein des Erdorganismus, dessen Geist sich schwerlich von einem Faust beschwören läßt, dasjenige des Menschen noch mehr, als letzteres das der Amöbe.

Wenn man von der Gottesidee absieht, würde man die Weltanschauung Brunos wohl als Materialismus[2]) bezeichnen können, nur daß man ihn darum nicht zum Geistesverwandten Ludwig Büchners und ähnlicher „Kraft-Stoffler" stempeln dürfte. Letzteres hieße ungefähr soviel, als den Sinn des Wortes Stoff, den ein Dichter damit verbindet, wenn er vom Stoff seiner Tragödie redet, demjenigen gleichzusetzen, den ein Schneider meint, der dabei an den Stoff eines Beinkleides denkt. Aber was den Materialismus Brunos auch von den edleren wissenschaftlicheren Typen dieser Weltanschauung bei einem Dühring, Lange, Häckel u. a. gar sehr unterscheidet und ihn gleichzeitig von dem abstrakten Idealismus eines Hegel und Schopenhauer trennt, das ist sein entschiedener Individualismus.

Die All-Materie differenziert sich seit Ewigkeit her in unzählige Einheiten, Einheiten nicht nur von rein stofflicher Funktion, die alsdann, wie jene Materialisten meinen, die höheren seelischen Erscheinungen vermöge einer wundersamen Wirkung ihrer jeweiligen Konstellationen vorübergehend in die Luft spiegeln, nicht nur in blinde Atome, sondern seelisch-geistige Centra, Monaden; und es ist nur ein Gradunterschied der inneren Zustände, der die seelischen Monaden von den blinden (schlummernden) Stoffatomen unterscheidet. Der Unendlichkeit Mittelpunkt ist ja überall, in jedem Punkte des unendlichen Raumes ist ihr ganzes Wesen gegen-

[1]) Vergl. Fechner, Zend-Avesta, Sphinx 1888, Januarheft S. 39. — Auch den Schluß der „Physikalischen Geographie des Professor Geikie, eines der ausgezeichnetsten Geologen unserer Zeit, kann ich trotz direkten Leugnens seinerseits nur als ein indirektes Geständnis der gleichen Anschauung verstehen.

[2]) Hätte hier nicht richtiger Monismus gesagt sein sollen? Auf Grundlage der Einheit eines dynamischen und organischen Monismus baut Bruno seinen relativen Individualismus auf; und eben das scheint auch uns die Weltanschauung der Zukunft zu sein, wie es die der ältesten Vergangenheit war, und wie sie zu allen Zeiten bei allen Völkern von den größten Geistern erkannt ward, so auch von Bruno.
(Der Herausgeber.)

wärtig; darum ist das Größte zugleich das Kleinste. Die Monade ist ebenso unvergänglich, wie das Ganze; vergänglich sind nur die äußeren Konstellationen und die dadurch bedingten inneren Zustände der einzelnen Monaden. Diese letzteren aber sind in jeder einzelnen Monade ein Eigentümliches, das sich in dieser bestimmten zeitlichen Reihenfolge in keinem anderen Element wiederholt. „Du findest nirgends zwei gleiche Dinge weder an Größe noch an Gewicht noch an Stimmung oder Bewegung, denn erst durch die Differenz sind sie zwei; sonst wären sie Eines, jedes Seiende ist ein unteilbares Eines." [1])

„Der Dinge Substanz ist das Kleinste,
Und du findest dasselbe zugleich von unendlicher Größe,
In ihm hast du Atom und Monad' in dem wogenden Weltgeist,
Den niemals die Masse beschränkt, der Alles mit seinem
Eigenen Zeichen bestimmt, und wenn du den Dingen ins Herz siehst,
Du gewahrst als Wesen und Stoff von allem das Kleinste.

In der Linie heißt es Punkt, im Körper Atom, im Menschen die Seele. Niemand hat wohl jenen Materialismus, der die Atome des Staubes für unsterblich, die Seele aber für einen bloßen Schein des Staubes erachtet, schärfer verspottet, als unser Nolaner.

„Es ist nicht wahrscheinlich, ja nicht möglich, — wenn die sinnlich wahrnehmbare Materie, die zusammengesetzt, teilbar, faßbar, dehnbar, bildsam, beweglich und widerstandsfähig ist unter der Herrschaft, Leitung und Kraft der Seele, wenn diese Materie unzerstörbar, in ihren letzten Atomen, sage ich, unvernichtbar ist, — daß da im Gegenteil die weit erhabenere Natur, die jene beherrscht, bewegt, ernährt, mit Gefühl erfüllt, aufrecht und zusammenhält, von geringerer Dauer, und wie etliche Thoren, die sich den Namen von Philosophen beilegen, es wollen, nur eine Thätigkeit, die aus der Harmonie, dem Ebenmaß und der Zusammensetzung resultiere, und am Ende nur eine zufällige Eigenschaft sei, welche bei Auflösung des Zusammengesetzten mit der Zusammensetzung selber in Nichts vergehe: statt daß sie vielmehr gerade der Ursprung und die innere Ursache der Harmonie, der Zusammensetzung und des Ebenmaßes ist."

„Dieses Prinzip ist der Heros, das Dämonische, der Halbgott, die Intelligenz, in welcher, von welcher, und durch welche die verschiedenartigsten Organismen und Körper gebildet werden; eben dieses aber kann und muß auch in ein verschiedenartiges Dasein in verschiedenen Gestalten, verschiedenen Namen und Schicksalen eingehen.

Die höchste Gerechtigkeit, welche über und in allen Dingen waltet, fügt es, daß die Seele infolge unordentlicher, sündiger Begierden entweder in einen gleichen oder gar in einen qualvolleren und unedleren Körper, als den sie verlassen, herabsteigen muß und sich keine Hoffnung machen darf auf die Regierung und Verwaltung einer besseren Behausung, wofern sie diejenigen ihres bisherigen schlecht geführt hat. So wird sie weiter und weiter das Verhängnis der stetigen Veränderung durchlaufen und je nachdem einer besseren oder schlechteren Daseinsweise teilhaftig werden, als sie sich besser oder schlechter in ihrer zuletzt vergangenen Lebenslage und unter den erlittenen Verhängnissen erwiesen hat. [2])

Für den Wesenskern des Menschen, die Monade, ist also der Tod ebensowenig ein Übergang ins Nichts, wie die Geburt ein Hervorgehen

---

[1]) Bruno, de triplici minimo I. c. 9. Vergl. auch I. c. 2.

[2]) Bruno, spaccio, proëmio. W. II.

aus dem Nichts war. „Die Geburt ist das Sichausspannen eines Mittelpunkts, das Leben die Aufrechterhaltung der so geschaffenen Sphäre, der Tod das Sichzurückziehen auf den Mittelpunkt.“ [1]) Geburt und Tod haben nur die Bedeutung eines Übergangs in neue Daseinsbedingungen. „Was wir Sterben heißen, ist die Geburt zu einem neuen Leben, und oft wäre gegen jenes zukünftige Leben wohl das jetzige Tod zu nennen.“ Die Zeugung ist der Lethetrank, der das Vorleben vergessen macht, aber vielleicht wacht die Erinnerung nach dem Tode wieder auf.

Diesen Glauben an die Ewigkeit und damit an die Präexistenz und Wiederverkörperung der Seele, den nur Oberflächlichkeit verwechseln dürfte mit dem exoterischen Aberglauben der Seelenwanderung, da er vielmehr statt einer Wanderung eine Seelenwandelung annimmt, diesen Glauben also hat Bruno, wie sein Biograph Brunnhofer richtig bemerkt, „mit vollem Bewußtsein geteilt mit den Priester-Philosophen des antiken Morgen- und Abendlandes, mit den Brahmanen und Magiern, den Chaldäern und Ägyptern, den Pythagoräern und Druiden; es ist der Glaube, welcher noch jetzt drei Viertel der Menschheit, nämlich die brahmanische und buddhistische Kulturwelt lebensbestimmend beherrscht und der in einer vom Darwin der Zukunftspsychologie geläuterten Gestalt auch die europäischen Glieder der indogermanischen Menschheit mit elementarer Gewalt packen wird“, hoffentlich recht bald zur Steuerung der sittlichen Versumpfung unserer Zeit! Die edelsten Geister unserer Nation, ein Lessing, Herder, Schiller, Goethe und Schopenhauer haben sich mehr oder weniger deutlich zu ihm bekannt; der letztere, im späteren Lebensalter zur individualistischen Vertiefung seiner Philosophie geneigt, gab ihm den prägnanten Ausdruck: „So sehr auf der Bühne der Welt die Stücke und die Masken wechseln, so bleiben doch in allen die Schauspieler dieselben.“

Genau genommen war er für Bruno, wie für jeden, der die Unentbehrlichkeit seiner Annahme für die Lösung der gewichtigsten metaphysischen, ethischen, kulturgeschichtlichen, psychologischen und physiologischen Probleme erkannt hat, kein bloßer Glaube mehr, sondern wissenschaftliche Überzeugung. Die durch den Darwinismus mächtig angeregte Wissenschaft der Biologie wird dieser Überzeugung durch physiologische, psychologische und selbst kosmische Beweisgründe zur allgemeinen Anerkennung verhelfen. Die Entwicklungsgeschichte der Gattung bleibt unverständlich, wenn sie nicht zugleich als Entwicklungsgeschichte der Individuen begriffen wird; denn die Gattung als solche ist ein wesenloser Name, und anstatt zu sagen: das Individuum stirbt, die Gattung ist ewig, sollte man gerade durch den Darwinismus belehrt, sagen: die Gattung d. h. die zeitweilige biologische Daseinsform des Individuums stirbt, das Individuum selbst, als übersinnlicher Träger der Gattung, ist ewig.

Diese Seelenwandelungslehre ist nun das Fundament der Brunonischen Ethik. Das Individuum, d. h. sein übersinnlicher Wesenskern, die Monade, ist selbst verantwortlich für ihr Dasein und Thun und Leiden; während gerade die Gottheit —, bei der Freiheit und Notwendig-

---

[1]) De Triplici Minimo, p. 13.

keit Eins sind und die nicht etwa, wie Leibniz lehrt, aus unendlich vielen Weltvorstellungen eine beliebige ausgewählt und verwirklicht hat, — der Wahlfreiheit überhoben ist, so ist doch dem endlichen Individuum die Wahlfreiheit nicht abzusprechen.[1]) Jedes Individuum ist sein eigenes Entwicklungsprodukt; es wird nicht für, sondern durch seine eigenen Handlungen bestraft oder belohnt. Die immanente Gerechtigkeit bedarf des äußerlichen Himmels und der äußerlichen Hölle nicht, wenngleich die jeweiligen Daseinsumstände dem vorzeitlichen Verdienste jedes Einzelnen entsprechen. Ewige Höllenstrafe, ewige Verdammnis mag ein gutes Drohmittel für den boshaften Pöbel sein, mit der Güte Gottes und der Wandelbarkeit aller Zustände sind sie unvereinbar.[2])

Wohl aber giebt es ein ewiges Gewissen, ein unzerreißbares Band, das jede Monade mit ihrem göttlichen Ursprung und Endziel verknüpft und sie mit schmerzhafter Spannung daran erinnert, wenn sie sich davon zu entfernen strebt.

„Dieser Schmerz ist der Stachel der Reue, welche deshalb mit Recht unter die Tugenden versetzt wird. Die Reue gleicht dem Schwan unter den Vögeln, er wagt es nicht emporzufliegen, weil das Bewußtsein der Erniedrigung ihn niederdrückt. Darum wendet er sich von der Erde weg und sucht das Wasser auf, welches die Thräne der Zerknirschung ist, darin er sich zu reinigen sucht und sich badet, um der lichten Unschuld gleich zu werden. In Erinnerung an ihr erhabenes Erbteil bei sich selber einkehrend kommt die Seele allmählich dazu, daß sie dem Schlechten entsagt, ihr Gefieder wächst von neuem und sie fliegt empor, erwärmt sich an der Sonne Licht und entbrennt in Liebe für das Göttliche; so wird sie selber ätherisch und verwandelt sich wieder in ihr ursprüngliches Wesen. Mag die Reue zum Vater den Irrtum und zur Mutter die Sünde haben, sie selber nenn' ich die Purpurrose, die spitzigen Dornen entsprießt, einen lichten Funken, der aus hartem Kiesel geschlagen, zur verwandten Sonne hinanstrebt."[2])

Die Seele, welche den höchsten sittlichen Entwicklungsgrad auf diesem Planeten erreicht hat, wird vielleicht auf anderen besseren Welten ihren Entwicklungsgang fortsetzen; in diesem Glauben stellen Brunos Sonette vielfach denselben Gedanken dar, welchen ihm Hölderlin, dieser seinem Geiste so nah verwandte deutsche Dichter in seinem Hymnus an das Schicksal also nachgesungen:

„Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge,
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

Die Vervollkommnungsfähigkeit des Individuums ist unendlich. Sein Ziel ist zu werden, wie Gott.[1]) Licht auf den Weg zur Gottheit giebt

---

[1]) Bruno, de Immenso III, c. 1.
[2]) Bruno, degli heroici furori, Argumento, W. II, p. 309.
[3]) Bruno, spaccio, W. II. p. 189.

Bruno in seinem „hohen Liede“ der Ethik, den furori heroici, einer „Heilslehre für freie Geister.“ Hier ist es die Schönheit, welche erkannt wird als anschauliche Einheit von Form und Materie, also als göttliches Wesen; „der Geist, der das Schöne erblickt und empfunden hat, schreitet unaufhörlich fort vom erschauten Schönen, das eben deshalb nur ein endliches durch Teilnahme am Ganzen Schönes ist, zum Wahrhaft-Schönen, das keine Schranke noch Grenze kennt.“

Diese Idee von der erziehenden Bedeutung der Schönheit hat Schiller mit seiner, durch die Kantische Kritik geschulten Spekulation in seinen zur Zeit noch immer nicht genügend gewürdigten „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ entwickelt und Brunnhofer macht mit Recht auf die Gleichartigkeit des Gedankeninhalts dieser Briefe mit Brunos Dialogen degli heroici furori aufmerksam.[2])

Überhaupt ist es wunderbar, wie Schiller, der zweifelsohne Brunos Werke nicht gekannt hat, aus seiner originalen Geistesverwandtschaft heraus durchaus dieselbe Weltanschauung und zwar in derselben Gefühlsbeleuchtung gewinnen konnte, so daß wir diese unsere Darstellung fast hätten durch einen einfachen Hinweis auf Schillers philosophische Briefe (Julius an Raphael) ersetzen können. Dort findet sich kaum ein Gedanke, für den Brunos Werke keine Parallele böten. Vor allem aber ist es jener Enthusiasmus der denkenden Leidenschaft, jenes „fühle den Gott, den du denkst“, der den deutschen mit dem italienischen Dichter-Philosophen so eng verbrüdert. Deshalb können wir auch den furore heroico Brunos nicht besser kennzeichnen als durch folgende Verse Schillers:

„Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.
Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Raum und Zeit.

Hegel soll einmal Bruno einen Kometen genannt haben, der von der Planetenbahn der schulmäßigen Philosophie weit abgewichen sei, aber vielleicht nach 300 Jahren wiederkehren werde. Er hat sich in seiner Rechnung nicht getäuscht. Schon bedürfen wir keiner Teleskope mehr, um die neue Weltanschauung, die Religion der Wissenschaft, in ihrem Aufgange zu erkennen; und deren Morgenstern war und ist Giordano Bruno.

---

[1]) So sagt auch Christus: „Ihr sollt vollkommen sein, wie Gott vollkommen ist.“

[2]) Man vergl. besonders den Schluß des 11. Briefes.



Vorgeschichtliche Magie.

Geistige Heilungen und Mesmerismus bei den Akkadern.

Von

Carl Kiesewetter.



Untersuchen wir die Urkunden der eigentlichen Geschichte bis zu den Hieroglyphen Ägyptens hinauf, so sehen wir, daß die Kenntnis des Mesmerismus und des heilenden Einflusses eines Menschengeistes auf den andern zu allen Zeiten vorhanden war und als sorgsam gehütetes Geheimgut Einzelner oder bevorzugter Kasten geübt wurde. Wo uns aber diese Urkunden im Stiche lassen, da führt uns die Keilschriftenlitteratur der Euphratländer in eine graue Vorzeit ein, von der jede andere Überlieferung erloschen ist, und zeigt uns, daß das älteste uns vor noch nicht langer Zeit erst bekannt gewordene vorgeschichtliche Kulturvolk der Erde, die Akkader, diese Zweige des Okkultismus ebensogut kannten und gebrauchten wie unsere modernen Heilmagnetiseure.

Nach akkadischem Glauben waren alle Krankheiten ein Werk kosmischer Dämonen, woraus sich die schon Herodots Aufmerksamkeit erregende Thatsache erklärt, daß es bei den Erben der Akkader, den Babyloniern und Assyrern, keine Ärzte in unserm Sinn gab; die Medizin war keine rationelle Wissenschaft wie in Griechenland, sondern ein Zweig der Magie, welche — in gutem Sinn — hier mit der Religion zusammenfiel. Das ärztliche Verfahren bestand in Beschwörungen, Exorzismen und der Anwendung von Zaubertränken, wodurch allerdings nicht ausgeschlossen wird, daß man sich bei der Zubereitung der letzteren nicht auch einer Anzahl von Substanzen bediente, deren Heilkraft die Erfahrung gelehrt hatte.

Die Auffassung, daß die Krankheiten das Werk feindlicher Dämonen seien, welche durch Exorcismen vertrieben werden müssen, zieht sich bekanntlich durch die ganze Geschichte, und diese Beschwörungen wären wohl kaum zu allen Zeiten geübt worden, wenn sie nicht zuweilen wirksam gewesen wären. Die so von und bei geeigneten Persönlichkeiten erzielten Heilungen bestärkten natürlich den Glauben an die objektive Wahrheit des den Beschwörungen zu Grunde liegenden jeweiligen Dogmas,

welcher Irrtum zur Zeit der „Aufklärung" Veranlassung wurde, das Kind mit dem Bade auszuschütten und mit der falschen Voraussetzung auch den thatsächlich erzielten Erfolg preiszugeben. Die durch Exorzismen erzielten Heilungen sind ganz einfach als mind-cures zu betrachten, in denen eine willenskräftig liebevolle durch die dem jeweiligen Kulturzustand entsprechende Beschwörung gläubig erregte Psyche auf eine andere schwächere wirkt.

In der berühmten Priesterschule zu Erech wurde seit altersgrauer Zeit ein mit assyrischer Interlinearversion versehenes Werk aufbewahrt, in welchem alles magische Wissen der Akkader niedergelegt war und von dem Assurbanhabal im 7. Jahrhundert v. Ch. eine noch zum größten Teil erhaltene Abschrift anfertigen ließ.[1]) Das zweite Buch dieses Werkes enthält die Krankheitsbeschwörungen, welche alle nach einem Muster geformt sind: Eine Erklärung der Krankheit und ihrer Symptome macht den Anfang und füllt den größern Teil der Beschwörung aus, worauf die Wünsche nach Genesung, oder aber eine an die Krankheit selbst[2]) gerichtete kategorische Aufforderung, sich zu entfernen, den Schluß bilden. Manchmal erhält die Beschwörung am Schluß eine dramatische Form, und es entspinnt sich dann stets ein Dialog, in welchem der höchste Gott Ea[3]) von seinem Sohne Silik-mulu-khi, dem Mittler zwischen Ea und den Menschen, darum angegangen wird, das gewünschte Heilmittel nachzuweisen

Manchmal sind diese Heilmittel magnetische, wie z. B. magnetisiertes Wasser, Transplantation der Krankheit und magnetisierte Amulete. Ein Beispiel für den Gebrauch magnetisierten Wassers liefert uns eine längere Beschwörung, deren Anfang leider verstümmelt ist; der Text beginnt mit den Worten:[4])

„Die Krankheit der Stirn ist der Hölle entsprungen,
Sie ist dem Wohnsitz des Gebieters der Hölle entsprungen."

Im folgenden werden die besondern Symptome des Leidens charakterisiert; es wird von der „anschwellenden Geschwulst" und „beginnender Eiterung" sowie von der Gewalt des Übels gesprochen, welches „die Wände des Kopfes gleich denen eines morschen Schiffes zersprengt." Vergeblich hat der Kranke die Wirkung der reinigenden Gebräuche versucht; sie vermochten die der Hölle entstammende Plage nicht zu bemeistern.

„Er hat sich gereinigt und hat den Stier nicht gebändigt,
Er hat sich gereinigt und hat den Büffel nicht ins Joch gespannt."

Trotzdem läßt das Übel nicht ab, den Kranken, „gleich Heuschreckenschwärmen" zu zernagen; da schreiten endlich die Götter ein, und von jetzt ab lautet der Text:

---

[1]) Rawlinson fand die betreffenden Thontafeln im Jahre 1866, und F. Lenormant bearbeitete die Texte in seinen „Geheimwissenschaften Asiens", Jena 1878, welchem Werk ich hier folge. — Das Akkadische war zur Zeit Assurbanhabals schon vielleicht seit 2000 Jahren eine tote Sprache.

[2]) Die Krankheit ward zuweilen auch als persönliches Wesen gedacht.

[3]) Der Oannes des Berosus.

[4]) Lenormant, Teil 1. Kap. 1.

„Silik-mulu-khi hat ihm Beistand geliehen;
Er ist in seines Vaters Behausung getreten, und hat zu ihm gesprochen:
Mein Vater! die Krankheit des Hauptes ist der Hölle entstiegen.
Ein zweites mal hat er zu ihm gesprochen:
Was er dagegen thun soll, daß weiß dieser Mann nicht; wie wird er dieselbe überwinden?
Ea hat seinem Sohne Silik-mulu-khi erwidert:
Mein Sohn, weshalb weißt du das nicht? Warum soll ichs dich erst lehren?
Was ich weiß, das weißt du doch auch.
Doch komme her, mein Sohn Silik-mulu-khi;
. . . . [1]) nimm den Eimer;
Schöpfe Wasser von der Spiegelfläche des Flusses;
Teile diesem Wasser deine hohe Zauberkraft mit;
Verleihe ihm durch deinen Zauber den Glanz der Reinheit.
Benetze mit ihm den Mann, den Sohn seines Gottes;
. . . . umhülle sein Haupt.
Daß der Irrsinn vergehe!
Daß die Krankheit seines Hauptes sich auflöse wie ein flüchtiger Nachtregen!
Daß Eas Vorschrift ihn heile!
Das Davkina[2]) ihn heile!
Daß Silik-mulu-khi, des Ozeans Erstgeborener, das günstige Bild schaffe!

Nehmen wir, was hier zulässig ist[3]) an, daß bei den Akkadern wie bei den Ägyptern der heilende Gott in der Praxis durch einen Priester vertreten wird, so sehen wir in dem letzten Passus der Beschwörung gleichzeitig eine Vorschrift zur Herstellung magnetisierten Wassers vor uns, welches angewandt wurde, wenn der Exorcismus oder, besser gesagt, die geistige Heilkraft allein nicht stark genug war.

Daß man im alten Akkad auch eine Art mesmerisierter Bäder kannte, ergiebt sich aus dem Inhalt des folgenden Zauberspruches:[4])

„Fülle ein Gefäß mit Wasser;
. . . . [5])
Stelle einen Zweig von der weißen Ceder hinein;
Übertrage demselben den Zauber, der von Eridhu[6]) kommt;
Bekräftige sodann die Bezauberung dieses Wassers;
Vervollständige den göttlichen Zauber.
Reiche dieses Wasser dem Menschen;
Thue, was . . . . sein Haupt.
Den hinfälligen Menschen, Sohn seines Gottes, stelle wieder her!
. . . . sein Zauberbild.
Beschwöre diesen Menschen.
Verleihe Heilkraft diesem bezauberten Wasser, auf daß
Ihn alle Folgen der Verwünschung verlassen.

---

[1]) Hier befindet sich im Texte eine Lücke.
[2]) Eas Gemahlin.
[3]) Vgl. das zweite Kapitel des Lenormantschen Werkes über den Zusammenhang der ägyptischen und akkadischen Kultur.
[4]) Western Asia Inscriptions IV. 16, 2.
[5]) Die punktierten Stellen bezeichnen verstümmelte Texte.
[6]) Beiname Eas.

Gleichzeitig, während dieses Wasser über seinem Körper zerrinnt,
Möge die Pest, die seinen Körper behaftet, zerrinnen wie dieses Wasser.
Fange dieses Wasser im Gefäße wieder auf
Und schütte es aus als Trankopfer auf die Seite der Landstraße;
Daß die Landstraße die Krankheit, die seine Kräfte verzehrt, entführe."

Wie allbekannt, werden noch heute Bäder mesmerisiert, indem man mit einem Stab — dem Konduktor — das in der Wanne befindliche Wasser eine Zeitlang in gleicher Richtung kreisförmig umrührt,[1]) eine Manipulation, welche, wie der Augenschein beweist, schon vor Jahrtausenden bekannt war. Nach unserer Vorschrift scheint man das magnetisierte Wasser sowohl zum Trinken als zu einer Art Douche benutzt zu haben. Das Ausgießen des Bades auf die Landstraße ist eine sogenannte „Transplantation der Krankheit in die Elemente", wie sie noch heute bei den sogenannten sympathetischen Kuren vielfach geübt wird, indem man die mit der kranken „Mumie" erfüllten „Magnete" — um diese klassisch gewordenen Ausdrücke der Paracelsisten beizubehalten — an die Luft oder in den Rauch hängt, vergräbt, verbrennt, ausschüttet u. s. w.

Der Zauberstab oder magnetische Konduktor spielt in den Euphratländern eine große Rolle und heißt akkadisch gis-zida, „der günstige, wohlthätig wirkende Stab", oder gi-namekirru, „Rohr des Schicksals", und assyrisch qan mamiti, „Rohr des Schicksals" und qan pasari, „Rohr der Offenbarung". Als Schilfrohr ist der Zauberstab Attribut des heilenden Gottes Silik-mulu-khi, und es heißt von ihm:[2])

„Goldenes Schilfrohr, mächtiges Schilfrohr, leuchtendes Schilfrohr der Sümpfe,
Heilige Streu der Götter,
Kupfernes Schilfrohr, das die Vollendung erhöht,
Ich bin der Bote des Silik-mulu-khi,
Der Verkünder hehrer Verjüngung."

Offenbar beziehen sich die dem Schilfrohr oder Zauberstabe beigelegten Bezeichnungen auf durch ihn hervorgerufenes Hellsehen oder erzeugte Heilungen resp. wohlthätige allgemeine Wirkungen, und es gewinnt nach obiger Strophe den Anschein, als ob man sich auch metallener Konduktoren bedient habe. Vielleicht unterstützten die Erben der Akkader ihre religiösen Seher und Seherinnen durch Manipulationen mit dem „Rohr der Offenbarung". Die bekannteste dieser antiken Somnambulen wohnte im Turm zu Borsippa und Herodot äußert sich, das Wesen der Inkubation mißverstehend, folgendermaßen über die dort erteilten Orakel: „Im obersten Turm ist ein geräumiger Tempel, in demselben befindet sich eine große wohlgebettete Lagerstätte und daneben steht ein goldener Tisch; ein Götterbild ist aber dort nicht aufgerichtet, auch verweilt kein Mensch darin des Nachts außer einem Weibe, eine von den Eingeborenen, welche der Gott sich aus allen erwählt hat, wie die Chaldäer versichern, welche Priester dieses Gottes sind. Ebendieselben behaupten auch, wovon sie

---

[1]) Vgl. z. B. Eckartshausen: „Aufschlüsse über Magie", München 1791. Bd. 1, S. 205.

[2]) Western Asia Inscriptions IV 6, Kol. 5.

mich jedoch nicht überzeugt haben, daß der Gott selbst in den Tempel komme und auf dem Lager ruhe, gerade wie in dem ägyptischen Theben auf dieselbe Weise nach Angabe der Ägypter, denn auch dort schläft im Tempel des thebanischen Zeus ein Weib. Diese beiden pflegen, wie man sagt, mit keinem Manne Umgang; ebenso verhält es sich in dem lycischen Patara mit der Priesterin des Gottes zur Zeit des Orakels, denn es findet dasselbe nicht immer dort statt, wenn es aber stattfindet, so wird sie dann die Nächte hindurch mit dem Gott in den Tempel eingeschlossen.[1])

Einigen Aufschluß über die Anwendung magnetisierter Stoffe zu Heilzwecken in Verbindung mit magnetisiertem Wasser giebt uns folgender Zauberspruch, in welchem Ea die Mittel zur Heilung eines Kopfübels angiebt:[2])

„Nimm das Fell eines weiblichen Kamels, das sich nie begattete,
Die Zauberin[3]) stelle sich zur Rechten, auch treffe sie ihre Vorbereitung zur Linken (des Kranken);
Zerteile (dieses Fell) in zweimal sieben Stücke und teile ihnen den Zauber mit, der da kommt von Eridhu.[4])
Umhülle das Haupt des Kranken,
Umhülle den Sitz seines Lebens,
Umhülle seine Hände und Füße.
Lasse ihn sich niedersetzen auf seinem Lager und
Benetze ihn mit den bezauberten Wassern;
Daß die Krankheit seines Hauptes in den Himmelsraum entführt werde gleich einem reißenden Sturmwind.
Daß sie von der Erde verschlungen werde wie die zeitweise übertretenden Wasser![5])
Daß Eas Vorschrift ihn heile!
Daß Davkina ihn heile!
Daß Silik-mulu-khi, des Ozeans Erstgeborener, dem Bilde die heilsame Kraft verleihe!“

Soviel über den Mesmerismus bei den Akkadern, dessen Anwendung auf dem heilenden wie dem divinatorischen Gebiet die gleiche ist heute wie tausend Jahre vor dem Beginn der eigentlichen Geschichte.

---

1) I, 181. 2) Western Asia Inscriptions IV 3. Col. 2. Z. 3—26.

3) Demnach wurde auch die magische Heilkunde durch Frauen ausgeübt.

4) d. h. man magnetisierte die Kamelshaut wie heutzutage Papier oder Watte.

5) Auch hier begegnen wir wieder der „Transplantation der Krankheit in die Elemente.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Eine natürliche Somnambule.

Nach selbsterlebten Thatsachen mitgeteilt*)

von

Wilhelm Fräßdorf.

Es war ein recht unfreundlicher Morgen am 16. Oktober 1875. Bleischwere Wolken hingen am Himmel, als ich morgens 5 Uhr erwachte und der Regen, der die ganze Nacht in Strömen herabfloß, schlug noch immer plätschernd an die Fensterscheiben meiner Junggesellen-Wohnung, die ich heute für immer zu verlassen im Begriff stand. Meine Braut, mit der ich an diesem Morgen um 1/27 Uhr getraut werden sollte, war gewiß auch schon wach und überdachte wohl schweren Herzens, daß um 9 Uhr früh bereits der Zug abging, der uns in unsere neue Heimat bringen sollte. — Wie schwer wird es ihr, das Elternhaus zu verlassen, ihr, der Siebzehnjährigen, — ein halbes Kind noch, das nie auf längere Zeit von daheim fort war? — Mir selbst wurde bei diesem Gedanken bang ums Herz; — doch, als wir einige Stunden später im einsamen Kupee gen Norden fuhren, unserm neuen Domizil entgegen und ich in die blauen Augen meines jungen Weibes blickte, da zerfloß alle Besorgnis wie der Nebel vor dem hervortretenden Tagesgestirn, wir waren so glücklich, wie es eben nur ein junges Brautpaar auf der Hochzeitsreise sein kann.

Ein Vierteljahr war uns in ungetrübtem Glücke vergangen, da brach in unserm neuen Wohnorte eine Typhus-Epidemie aus; meine Frau, die mir vielleicht schon lange ein schwereres Heimweh verheimlicht hatte, war eine der ersten, welche diese entsetzliche Krankheit ergriff — und jetzt begannen schwere Stunden. Der Ernst des Lebens trat mir, dem vierundzwanzigjährigen jungen Manne, zum erstenmale mit seiner vollen

*) Dieser Aufsatz ist aus Erlebnissen zusammengesetzt, welche in der dargestellten Weise dem wesentlichen Inhalte nach in Briefen des Verfassers aus der Zeit der erzählten Vorgänge selbst aufbewahrt sind. Wir haben diese Handschreiben im Original durchgesehen und sind somit bereit, für die Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit des Verfassers einzutreten. (Der Herausgeber.)

Wucht entgegen, ich war, ein Fremdling im Orte, der Verzweiflung nahe, so oft ich das teure Leben fremden Händen anvertrauen mußte, wenn meine Berufspflicht mich unerbittlich vom Bette der seit Wochen besinnungslos darniederliegenden Gattin rief.

Es war März geworden, da schwand die tückische Krankheit, aber sehr allmählich; erst Ende April durften wir kleinere Spaziergänge riskieren, die sich später bis zu dem nächst gelegenen Dorfe erstreckten. — Ermüdet waren wir eines Abends von einem größeren Spaziergange heimgekehrt, mein Frauchen hatte sich zur Ruhe begeben und war bald in stärkenden Schlummer gesunken. Doch nicht gar lange währte dieser erquickende Schlaf, da wurde ich in meiner Arbeit durch ein eigentümliches Geräusch gestört, welches einem Seufzer bei einem eintretenden Fieberfroste nicht unähnlich war. Erschreckt blickte ich auf und sah, wie meine Frau anscheinend schlafend, trotzdem mit den Händen auf eigentümliche Weise auf der Bettdecke herumtastete. Die Augen bewegten sich unter den geschlossenen Lidern, als wollten sie durch diese hindurch irgend etwas erspähen. Hie und da bewegten sich leise ihre Lippen, ohne daß ich verstehen konnte, was dieselben sprachen. — Sie träumt, dachte ich und setzte mich beruhigt wieder an meine Arbeit, als das Herumtasten der Hände aufgehört hatte. Etwas später bedurfte ich zu meiner Arbeit einer Stecknadel, aber wie ich auch suchte, es war keine im ganzen Zimmer zu finden. Da ich jedoch ohne dieses unscheinbare Werkzeug absolut nicht weiter kam in meiner zierlichen Arbeit, suchte ich geräuschlos abermals nach einer Nadel; und ärgerlich, da ich trotz allem Suchen wieder nicht fand, was ich so nötig brauchte, wollte ich eben die Arbeit beiseite legen und mich zur Ruhe begeben, — da, — wieder das unheimliche Rauschen der Bettdecke, das Bewegen der Augen, — das planlose Herumtasten der Finger —: „Du suchst eine Stecknadel?“ fragte im Flüstertone meine Gattin. — „„Jawohl!““ erwiderte ich ebenso bestürzt als erschreckt, „„aber woher weißt du, daß ich eine Nadel suche, ich denke du schläfst?““ — „Der Körper schläft, — der Geist wacht!“ ertönt es deutlich von ihren Lippen. Diese Antwort der Schlafenden frappierte mich, mir war es, als liefe mir eiskaltes Wasser über den Rücken herab. — „Was ist das?“ fragte ich mich und starrte mit unbeschreiblichem Erstaunen die Schlafende an. Diese machte plötzlich eine Bewegung und sagte: „Drinnen im blauen Zimmer sehe ich eine Nadel in der Dielenritze liegen, nimm doch die!“ Ich erwiderte: „„Du „siehst“ eine Stecknadel im dunklen, geschlossenen Nebenzimmer? Wie kannst du sagen, du „siehst“ sie?““ — „Weil ich die Nadel deutlich liegen sehe.“ — „„Wo?““ — „In der dritten Dielenritze vom Fenster aus, zwei Schritte von der Uhr entfernt!“ — Mein Erstaunen war über eine solche korrekte, logische Antwort einer Träumenden aufs höchste gestiegen. Unwillkürlich ergriff ich die Lampe, öffnete leise die Thür des Nebenzimmers und finde zu meiner unaussprechlichen Verwunderung genau an dem bezeichneten Punkte die Stecknadel, die meine Frau mit geschlossenen Augen in dem stockfinstern Zimmer „gesehen“ haben wollte. — „Nun? — habe ich recht gesehen?“ empfing mich die

Schlafende, als ich wieder das Schlafzimmer betrat. — „„Gewiß, erwiderte ich, aber du hast die Nadel vielleicht gestern dort liegen sehen und bildest dir nun ein, du könntest Mauer und Dunkelheit mit deinem Blick durchdringen."" — „Einbilden!" erwiderte meine Frau in ärgerlich gereiztem Tone, — „wenn du mirs nicht glauben willst, mußt du's halt bleiben lassen. Ich sah soeben die Nadel — und nicht gestern!" — „„Nun gut, da kannst du mir wohl auch genau auf die Minute sagen, wie spät es eben auf der im blauen Zimmer hängenden Wanduhr ist?"" — „Warum nicht?" antwortete die Schläferin, „es ist — — warte — es ist 1, — 2 — 3 Minuten über $^1/_2$2 Uhr!" — Wie der Wind war ich mit dem Licht bei der Uhr und lese genau 3 Minuten nach $^1/_2$2 Uhr vom Zifferblatt ab.

Ich muß wohl ein sehr verblüfftes Gesicht gemacht haben; denn aus dem Schlafzimmer hörte ich ein leises Kichern. — Als ich eintrat, saß mein Frauchen aber schon völlig wach im Bette und sagte erstaunt: „Du bist noch auf? Du warst doch auch müde? — Wie spät ist es denn?" — „„Drei Minuten nach $^1/_2$2 Uhr!"" — erwiderte ich lakonisch der eben Erwachten. Mir war sehr sonderbar zu Mute, ich war so aufgeregt, daß ich faktisch an meinen Kopf griff, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich wach sei und dieses merkwürdige Geschehnis mit klarem Verstande erlebt habe. Von all dem Vorgefallenen wußte meine Frau auch nicht das Geringste, wohl aber klagte sie über ein dumpfes Drücken im Kopfe, welches indes nicht eigentlich schmerzhaft war.

Von dieser Zeit an stellten sich diese somnambulen Zustände ziemlich häufig ein, — es war mir, als erweitere sich der geistige Gesichtskreis der Rekonvalescentin von einem zum andern Male in betreff der örtlichen Entfernung ganz bedeutend.

Eines Nachmittags, wir hielten unser Mittagsschläfchen, trat diese merkwürdige Erscheinung ganz besonders auf. „Ach, klagte meine Frau plötzlich, jetzt kommt dieser mir in tiefster Seele verhaßte Mensch zu uns!" — „„Wer denn?"" — „Nun, der Herr P. . ., — hüte dich vor dem!" — Ich eilte an das Fenster, sah aber von meinem damaligen Alltags-Freunde, den wir beide recht wohl leiden konnten, keine Spur. — „„Es ist ja gar nicht wahr, erwiderte ich, — P. . . kommt nicht!"" — „Er kommt, sage ich dir!" — „„Da müßte ich ihn doch sehen. Wo soll er denn jetzt in diesem Momente sein?"" — „Jetzt geht er gerade über den Marktplatz!" — „„Siehst du ihn?"" — „Ja!" — „„Wo ist er jetzt?"" — „Jetzt biegt er in die N. .straße ein, — jetzt ist er dort, — jetzt da, gleich biegt er um unsere Ecke — jetzt!" — und wirklich kam Freund P. . . in diesem Moment um die Ecke des Nachbarhauses. Ich war so überrascht, daß ich ganz vergaß, die auf dem Divan ruhende Schläferin aus ihrem somnambulen Traum zu erwecken, — bis mich die herannahenden Tritte des Herrn P. . . daran erinnerten. Meine Gattin wußte bei ihrem Erwachen, wie gewöhnlich, nichts von dem Vorgefallenen. P. . . trat ein — und, merkwürdig! heute zum erstenmale gefiel mir der Mensch nicht, ich bemerkte an ihm einen lauernden Blick und sein Lachen

klang mir so hohl und gezwungen, daß ich die Worte: „Hüte dich vor dem!“ nicht aus dem Gedanken brachte. — Später hatten wir leider Gelegenheit genug, den elenden Charakter des P... näher kennen zu lernen, der unsere Gutmütigkeit wacker ausgenutzt hatte zu seinem eigenen persönlichen Vorteil. — Erwähnen will ich noch, daß der Marktplatz von meiner Wohnung etwa 800—1000 Schritte entfernt lag und die Aussicht dorthin durch mehrere Längs- und Querstraßen vollständig verbaut war. Früher sah meine Frau nur, was in der nächsten Umgebung, vielleicht 20—30 Schritte im Umkreise, vorging, es war das also ein überraschender Sprung, der mir die zweifellose Gewißheit gab, daß sich dieser phänomenale Zustand meiner Frau noch immer im Zunehmen befinde.

Es verging in dieser mir unvergeßlichen Zeit selten eine Nacht, wo wir nicht eine längere oder kürzere Unterredung hatten. Alles, was ich wissen wollte, erfuhr ich. Lüge war ihr in diesem Zustande bis in den Tod verhaßt, — ihr junges Leben lag offen vor mir, wie ein aufgeschlagenes Buch, auf alles erhielt ich Antwort, keines ihrer kleinen Geheimnisse blieb mir verborgen, — aber auch die meinen kannte sie. Jede mir zugedachte Überraschung wußte ich wochenlang zuvor u. s. w. Dabei wuchs die geistige „Sehkraft“ fortwährend. Ich erfuhr, was meine Brüder und Freunde in Hannover, Karlsruhe, Berlin ꝛc. zur Minute trieben, wie ihr Verhalten war u. s. f. — und unser damaliger Wohnort lag in Schlesien unweit Breslau. — Einmal fragte ich: „„Was macht mein Bruder Robert?““ — „Der will mich überraschen!“ — „„Womit?““ — „Mit einem Kanarienvogel!“ Nach etwa 14 Tagen schrieb mein Bruder, daß er meiner Frau einen Kanarienvogel schenken wolle, er stehe aber noch in Unterhandlung ꝛc. — Manchmal schien meine Frau nicht die gleiche Schärfe in ihrem prophetischen Fernblick zu haben, als ein anderes Mal, ich erhielt z. B. häufig auf schwierige Fragen die Antwort: „Ich kann es heute nicht erkennen, — es ist zu nebelig, — ein anderes Mal!“ So z. B. konnte ich nie etwas Genaues darüber erfahren, wenn ich sie fragte: „„Woran werde ich einmal sterben?““ — An einem ganz besonders glücklichen Tage wiederholte ich diese Frage noch einmal. Ihr Blick schien die Augenlider durchdringen zu wollen, die Brust arbeitete mächtig und ein nervöses Zittern befiel ihren ganzen Körper. — „Mein Gott!“ so rang es sich herauf aus der Tiefe ihrer Brust, „das ist ja entsetzlich! — ein wildes Tier wird dich zerreißen!“ — „„Was für ein Tier?““ fragte ich hastig. — „Ein Eber — nein — ach, was weiß ich, es ist wieder nebelig geworden, ich kann es nicht mehr erkennen!“

Vier Jahre später — wir waren inzwischen von Schlesien nach Siebenbürgen übersiedelt —, da hatte ich es eines Abends sehr eilig, nach Hause zu kommen. Die Hirten trieben gerade die kolossale Büffelherde von der Weide heim, deren Tête ich in einer engen Straße begegnete. Das war mir in meiner Eile sehr fatal, was sollte ich thun? Umkehren und einen großen Umweg machen, oder in ein Haus treten und warten, bis die hunderte von Büffeln an mir vorüberdefiliert sind? Eines war mir so unangenehm als das andere. Ach was, dachte ich,

du gehst ruhig an der Häuserreihe entlang, thun es ja andere Leute auch. Gesagt, gethan. — So war ich langsam vorwärts schreitend bis ungefähr an die Mitte der Herde gekommen, da verspürte ich plötzlich einen leichten Schlag in meinem Rücken, — dann weiß ich nichts mehr von mir, — aber die Leute erzählten mir folgendes: Ein Büffelstier, der ruhig an mir vorübergegangen war, drehte sich plötzlich um und stieß mich mit seiner alleszermalmenden Stirn in den Rücken, wovon ich nichts als jenen leichten Schlag verspürte, da ich sofort bewußtlos wurde. Das wütende Tier nahm mich auf die Hörner und schleuderte mich mit furchtbarer Vehemenz mehrere Schritte weit fort, wo ich unter der Dachtraufe einer Hütte zu Boden fiel. Das Tier versuchte mich nun mit den Hörnern und der Stirn zu zermalmen, aber, da ich zu dicht an der Mauer des Hauses lag, konnten mich die nach rückwärts gebogenen Hörner des Büffels nicht erreichen, sondern stießen nur den Mörtel von der Wand. Viermal derselbe resultatlose Versuch, — da ändert die Bestie ihre Taktik und versucht es, mich mit den Hufen zu zertreten; — da, in der letzten Not naht Hilfe, der Hirt und verschiedene Nachbarn verjagen das wütende Tier und allmählich kehrt mein Bewußtsein zurück. — Aber, wie war ich zugerichtet worden? — — Ich getraue mich nicht, diese Thatsache mit der damaligen Beantwortung meiner Frage: „Woran werde ich einmal sterben?“ zu verknüpfen, da ich leider gerade in diesem Punkte keine klare Antwort erhalten konnte. Aber immer wieder muß ich an das nervöse Zittern meiner Gattin in jener Nacht denken und an die in größter Seelenangst gesprochenen Worte: „Mein Gott, das ist ja entsetzlich, — ein wildes Tier wird dich zerreißen!“ — Scheint es nicht, als wäre zu der Zeit, wo ich die erwähnte Frage an meine Gattin stellte, der geistige Blick in ihr noch nicht genügend entwickelt gewesen, um einesteils die große Entfernung Schlesien — Siebenbürgen, anderseits die Zukunft auf Jahre hinaus klar und deutlich durchdringen zu können, wenn schon die Konturen halb und halb erkennbar waren?

Derartige Fragen, z. B.: Was für einen Wochentag haben wir im nächsten Jahre am 27. August? — oder: Auf welchen Datum fällt der zweite Sonntag im Juli? — wurden stets mit Schnelligkeit und unfehlbarer Genauigkeit beantwortet. Sagte ich einmal, um ihre Sicherheit zu prüfen: „„das stimmt nicht, du hast dich diesmal geirrt!““ — so sann sie ein Weilchen nach, um gleich darauf in gereiztem Tone und mit Nachdruck zu behaupten, daß sie sich nicht geirrt habe.

So ging dieses Traumreden lange Zeit fort, da wurde (im Anfang Juni 1876) meine immer noch recht schwächliche und zarte Frau ernstlich krank. — Es war Mitternacht vorüber, ich wachte am Bett der Kranken, welche heftige Schmerzen im Unterleib hatte. Da ich keine Ahnung von der Gefährlichkeit der diesmaligen Krankheit hatte (Unterleibsentzündung), so war ich nicht wenig erschrocken, als sie in ihren somnambulen Schlaf verfallend ohne jede Einleitung plötzlich anhub: „Morgen Nacht um diese Zeit werde ich sterben müssen! — o Gott! — kein Mensch hilft mir, — ich muß hinab in die Grube, — — hu!“ — ein Schüttelfrost begleitete

die letzten Worte. Meine Erregung kann man sich denken, kaum daß ich fragen konnte: „„Ist denn bei dir überhaupt noch Hilfe möglich?““ — „Ja!“ war die bestimmte Antwort. — „„Welche?““ — „Wenn ich spätestens bis morgen Mittag 10—20 Blutegel gesetzt bekomme, so werde ich gesund.“ Sie beschrieb ganz genau, wo die Blutegel gesetzt werden sollten. Eilig lief ich zu unserem alten Hausarzt. Der alte Herr war über Land gewesen und sehr spät heimgekommen; — selber krank, konnte er nicht mehr ausgehen diese Nacht. Nach längerer Unterhandlung, in welcher ich ihm die Symptome der Krankheit beschrieb und ernstlich dagegen protestierte, als er den Anfall auf ein leichtes Unwohlsein hinausspielen wollte, verschrieb er endlich — wohl mehr um mich zu beruhigen, 6 Blutegel. Früh, am andern Morgen kam er selbst, konstatierte Bauchfellentzündung und ließ sofort noch 9 Blutegel setzen. — Genau in der angegebenen Stunde, gegen 1/21 Uhr nachts, trat die bereits am Tage vorher verkündete Krisis ein; — sie war furchtbar. Der Tod hatte meine arme Gattin schon in den Krallen, aber sie entwand sich ihm für diesmal noch, — ganz wie sie es mir 24 Stunden früher prophezeit hatte. — Nach Verlauf von 8 Tagen konnte sie wieder aufstehen, sie erholte sich schnell und bekam ein blühenderes Aussehen. Je mehr sich nun ihr Körper kräftigte, desto seltener wurden die somnambulen Zustände; ja dieselben blieben jetzt manchmal 8 Tage aus — und länger.

An einem Septembertage desselben Jahres (1876) ging ich, da meine Frau mit dringenden häuslichen Arbeiten überhäuft war, allein dem nahen Walde zu, von wo sich dem Auge eine entzückende Aussicht bot. Am Rande des Waldes legte ich mich auf den grünen Rasenteppich nieder und ruhte dort längere Zeit. Als ich endlich aufbrechen will, gewahre ich dicht neben mir ein vierblätteriges Kleeblatt, — ich pflücke es, — da erblickt mein Auge dicht daneben ein zweites, — ein drittes — ja, was ist das? Das ganze Plätzchen ist ja fast ausschließlich mit vierblätterigem Klee bewachsen? Im Nu hatte ich eine ganze Hand voll davon gepflückt, um diese „Glücksverkünder“ meiner Gattin als Curiosität mit heimzunehmen. Merkwürdigerweise standen diese Vierblätter nur auf dem einzigen Fleck, nicht größer, als daß man ihn mit zwei Händen bequem verdecken konnte. Alle die kleinen, grünen Kleenachbaren um dieses Plätzchen herum hatte Mutter Natur nur mit den üblichen drei Blättchen bedacht, — nicht ein Vierblatt konnte ich außerhalb des genannten Fleckchens entdecken, es war sonderbar. Ich steckte die gepflückten Kleeblätter in die Tasche und zeigte dieselben beim Heimkommen meiner Frau. Etwa 8 Tage nach diesem eigentümlichen Funde verfiel meine Frau wieder in ihren somnambulen Schlaf. — Ich hatte längst den vierblätterigen Klee-Fund im Drange der Geschäfte vergessen, da wurde ich aus meinem Schlafe mit der Frage geweckt: „Würdest du wohl das Plätzchen wiederfinden?“ — „„Welches Plätzchen?““ — „Nun, wo du neulich die Kleeblätter fandest!“ — „„Ich glaube ja, ich wollte es dir ja gelegentlich einmal zeigen, — es ist aber immerhin möglich, daß ich das Fleckchen Erde nicht wieder finde!““ — Diesen Zweifel sprach ich indes nur deshalb

aus, um zu sehen, ob sie mir wohl das ihr unbekannte Plätzchen näher bezeichnen könnte. — „Pfui, wie du dich verstellst! — du weißt das Plätzchen ganz genau wiederzufinden, unterbrach mich mein Weibchen, du willst mich nur wieder ausholen.“ — „„Entschuldige! Ich wollte nur erfahren, ob du mir wohl das Plätzchen näher beschreiben kannst!?““ — „Warum nicht?“ Es ist dort, am Waldessaum, auf der kleinen Anhöhe — „„Ach! unterbrach ich sie, das habe ich dir ja neulich selbst erzählt? Ich wünsche Genaueres zu hören.““ — „So laß mich doch nur ausreden!“ — Jetzt folgte nun die genaue Beschreibung des bewußten Plätzchens, ich war zu dieser Zeit gar nicht mehr so überrascht wie früher, es verstand sich schon halb und halb von selbst, daß meine Frau in diesem Zustande alles wissen mußte; — aber diese Genauigkeit in der Beschreibung des ihr gänzlich unbekannten Terrains brachte mich doch in Verwirrung, ich erfuhr z. B., was ich selbst nicht wußte, wieviel Schritte das Plätzchen von dem und dem Baum, wieviel Schritte von dem näher bezeichneten Marksteine, — wie lange ich zum Hingehen gebrauchte ꝛc., — kurz, ein Blinder hätte nach dieser Beschreibung den Platz finden können. Einige Zeit später zählte ich einmal die Schritte ab — und es stimmte alles auf das Genaueste.

Dieser Abend sollte mir jedoch noch eine ganz andere Überraschung bringen. — Nachdem die Beschreibung beendet war, sprach ich: „„Du siehst heute ganz besonders klar, es ist alles so, wie du sagtest. Hast du mir noch etwas zu sagen?““ — „Ja!“ — „„Ich bitte.““ — Ein tiefer Atemzug und meine Gattin begann: „An eben der Stelle, wo du die Vierblätter fandest, liegt ein“ — „„Schatz begraben““? lachte ich. — „So ist es!“ — „„Ein Schatz? aus was besteht derselbe?““ — „Es ist eine viereckige, mit Eisen beschlagene Kiste, die größtenteils mit Silbergeld gefüllt ist.“ — „„Kannst du die Geldstücke erkennen?““ — „Ja! Es sind Silberthaler, — oben auf liegt ein Papier!“ — „„Beschrieben?““ „Ja!“ — „„Kannst du lesen, was darauf steht?““ — „Warte einmal — ich hoffe — Ja!“ und nun begann sie langsam vorzulesen, wie man bei schwachem Lichte etwa vergilbte Schriftzüge zu lesen pflegt. — Ich war derartig in Aufregung geraten, daß ich vergaß, das Vorgelesene niederzuschreiben, was mir außerordentlich leid thut, da ich leider den Inhalt des Schriftstückes heute fast vollständig vergessen habe. Es klang das alles so natürlich, als hätte sie das Schriftstück wirklich in der Hand. Das Schreiben stammte aus dem vorigen Jahrhundert und trug eine Unterschrift; der Name ist mir leider ebenfalls entfallen. Der Unterzeichnete erklärte, daß er dieses Geld wegen des ausgebrochenen Krieges vergraben habe ꝛc. ꝛc. Auf meine Frage: „„Lebt noch ein Abkömmling dieses Herrn?““ erwiederte sie: „Nein, — die Familie ist gänzlich ausgestorben!“ — „Da kann ich mir wohl gelegentlich einmal das „Schätzchen“ holen?““ scherzte ich. — „Das kannst du, aber ich rate dir, thue dies nur am 22. April!“ — „„Weshalb gerade am 22. April?““ — „Weil es, an diesem Tage gehoben, dem Finder am meisten Glück bringt.“ — „„Ach so, erwiederte ich heiter — ich glaubte, es stände der Geist des alten Herrn Wachposten

dabei und —"" „Unsinn!" fiel sie mir eifrig ins Wort, „heben kann man den Schatz jeden Tag! aber, am meisten Glück bringt er dem Finder eben am 22. April, nota bene, wenn er es nicht unterläßt, vorher der Obrigkeit die schuldige Mitteilung davon zu machen." — Dabei blieb sie. — „„Wie tief liegt die Kiste unter der Erde?"" forschte ich weiter. — „Einen Meter tief!" — „„Warum hat denn der alte Herr sein Geld gerade an solchen Fleck vergraben, wo er von allen Seiten gesehen werden konnte?"" examinierte ich weiter. „Haha!" lachte meine Gattin, — glaubst du, die Gegend hat damals so ausgeschaut wie heute? Damals ging der Wald bis dorthin, wo heute die evangelische Kirche steht, der Schatz wurde also mitten im Walde vergraben. Es war zu der Zeit an eine Eisenbahn, die heute das Terrain durchschneidet nicht zu denken — selbst die Bäume, — alles, — alles ist ganz anders geworden." — „„Siehst du die damalige Gegend auch?"" „Wie könnte ich sie sonst beschreiben?" da, ein Dehnen und ein Recken — und meine Gattin wurde munter. Ich konnte es nicht unterlassen, meiner Frau das eben Vernommene ausführlich zu erzählen, nur nannte ich absichtlich statt des 22. April, den 23. Oktober und prägte ihr durch häufiges Wiederholen dieses falsche Datum fest ein. An den nächsten Tagen nannte ich wiederholt den 23. Oktober als den besonders glücklichen Tag, jetzt mußte sie sich beim nächsten Traumreden wohl wenigstens einmal irren, ich hätte sie gar zu gerne gefangen. Aber als sich nach längerer Zeit wieder einmal der bewußte Zustand einstellte und ich fragte, an welchem Tage soll der Schatz gehoben werden? antwortete meine Frau: „Am 22. April, wie oft soll ichs denn noch sagen?" „„Nanntest du am letztenmale nicht den 23. Oktober?"" fragte ich mit unschuldigster Miene. — „Ich? — nein! du hast dir allerdings Mühe genug gegeben, mich irre zu führen, — aber das gelingt dir nicht."

Am 22. April des nächsten Jahres (1877) war ich fest entschlossen, mich von der Richtigkeit der gemachten Aussagen zu überzeugen, aber, merkwürdig, gerade am 22. April wurde mein ältestes Söhnchen, der heute bereits ein strammer Junge ist, geboren. Da konnte ich also meinen Plan, an der betreffenden Stelle ein einen Meter tiefes Loch graben zu lassen — nicht ausführen. In den folgenden Jahren 1878—79 kam ich ebenfalls nicht dazu, Nachforschungen anzustellen, dann folgte meine Übersiedelung nach Siebenbürgen, und so habe ich bis heute Schlesiens Boden nicht wieder betreten. —

Die somnambulen Zustände wurden, je kräftiger sich meine Frau fühlte, immer seltener. Es vergingen Wochen, dann Monate, ehe sich dieselben wiederholten; und endlich hörten diese merkwürdigen Anwandlungen gänzlich auf. Der letzte Fall dieser Art, welchen ich bemerkt habe, fand im Jahre 1880 statt, als meine Frau abermals an einer Bauchfellentzündung erkrankt war.

Dieses ist in kurzen, ungeschminkten Worten der Sachverhalt, wie ich ihn thatsächlich erlebt habe. Die fortgesetzten Bitten eines Freundes, dieses Material doch der forschenden Wissenschaft nicht länger zu entziehen, veranlassen mich, diese Zeilen in möglichst genauer Wiedergabe, ohne

weitere Ausschmückung und ohne allen litterarischen Aufputz auf das Papier zu werfen; möglich, daß dieser oder jener Fall einen früheren bestätigt, oder der forschenden Wissenschaft neue Gesichtspunkte eröffnet. Für die Wahrheit dieser fast wörtlich wiedergegebenen Unterredungen stehe ich voll und ganz mit meinem Namen ein, obgleich ich mir nicht verhehle, wie leicht man bei demjenigen Leser in den Geruch eines „Münchhausen" kommen kann, der nie etwas ähnliches erlebte, und der nie Gelegenheit hatte, die wunderbaren Geisteskräfte eines Somnambulen bewundern zu können. Diesen Zweiflern rufe ich jedoch zu: „Selber hören, — selber sehen muß man einen derartig begabten Menschen, — aber keinen Schwindler, — da wird man bald inne werden, daß im menschlichen Körper geistige Kräfte schlummern, die unserm in der Zwangsjacke des Körpers eingekeilten Menschenverstande unbegreifflich, — unfaßlich erscheinen."

Meiner Ansicht nach besitzt diesen allesdurchdringenden Gottesgeist jeder geistig gesunde Mensch, nur weiß bei den meisten Menschen der Körper im Wachen wie im Schlafe seinen flüchtigen Inwohner mit ehernen Banden an sich zu fesseln, er zwängt ihn mit Macht zurück, sobald (z. B. im Traume) das hervorsprudelnde Gotteskind einmal Miene macht, sich allzuweit ins Traumland zu verirren, — der Mensch erwacht und willig zieht der Geist wieder ein in seine Wohnung.

Anders ist es bei dem Somnambulen. Dem Körper eines Solchen scheint es an der nötigen Kraft zu fehlen, dem lebhaft hervorquellenden Geist zur rechten Zeit ein: „Halt, Zurück!" zuzurufen. Im Nu hat derselbe alles überflutet und sich mit elementarer Gewalt zum freien Herrn gemacht, so daß er jetzt nicht nur unbehindert seine Exkursionen machen kann, sondern sogar den Körper zwingt, in seine, des Geistes, Dienste zu treten, d. h. zu sprechen u. s. f. so lange, bis ein Zufall (z. B. Rufen, Schütteln des Körpers oder sonstiges Erwachen) dem Körper wieder zu seinem Rechte verhilft. —

Dieses waren so meine Gedanken, allerdings nur die bescheidenen Gedanken eines Laien, die sich mir zu jener Zeit aufdrängten, meine Beobachtungen führten mich zu diesem Erkenntnis.

Dem ernsten Forscher bietet sich hier noch ein weites Feld, mit dem eingezwängten Menschengeist, Verstand genannt, dem freigewordenen Gotteskinde wissenschaftlich näher zu treten. Vielleicht gelingt es dereinst, dieses Rätsel zu lösen, mit Hülfe eines Somnambulen?! —



Psychologische Gesellschaft zu München.

Vortrag in der Sitzung vom 2. Februar 1888.

Über die Bedeutung der transscendentalen Psychologie.

Von

Carl du Prel.

(Schluß.)

Man kann die transscendentale Psychologie nicht dadurch herabsetzen, daß man auf ihre Verbindung mit krankhaften Zuständen verweist. Es liegt vielmehr eine Verwechslung von Ursache und Gelegenheitsursache vor, wenn man daraus folgert, die mystischen Fähigkeiten seien an sich krankhaft. Man kann die transscendentale Psychologie auch dadurch nicht herabsetzen, daß man die normalen psychischen Fähigkeiten für die höchsten erklärt. Diese sind die höchsten in Bezug auf praktische Verwertbarkeit fürs Leben, und, wie schon Kant gesagt hat, kann „die Erkenntnis der anderen Welt allhier nur erlangt werden; indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nötig hat."[1]) Aber demungeachtet haben die transscendentalen Fähigkeiten die größere philosophische Bedeutung für die Erklärung des Menschen; denn sie beweisen, daß er nicht bloß für dieses Dasein eingerichtet ist. Dieser Beweis ist aus der normalen Psyche schwerer zu führen, darum kann sich auch ihr gegenüber der Materialismus so hartnäckig behaupten, während er in die Brüche geht, sobald auch nur ein einziger Fall von Hellsehen nachgewiesen ist. Von den Fähigkeiten des Embryo im Mutterleibe sind diejenigen gewissermaßen die höchsten, die für sein Embryonaldasein die größte Wichtigkeit haben; aber von viel größerer philosophischer Bedeutung sind diejenigen Ansätze, die für die Embryonalexistenz von gar keiner Wichtigkeit sind, die aber erkennen lassen, daß er sich zu seinem Eintritt in unsere Welt des Lichtes vorbereitet. Die Bildung von Bewegungsorganen und Sinnesapparaten des Embryo sind momentan zwecklos, aber gerade aus ihnen erkennen wir seinen hohen Beruf.

Die transscendentale Psychologie ist also allerdings von der höchsten Bedeutung. Die verschiedenen Gründe, die das erkennen lassen, sollen nun noch kurz zusammengefaßt werden:

1. Gleichviel welchen Rang wir einnehmen, so hat doch immer das Wort von Pope seine Geltung, daß das eigentliche Studium des

---

[1]) Kant: Träume eines Geistersehers.

Menschen der Mensch ist. Wir haben ein Recht, zunächst über uns selbst zur Klarheit kommen zu wollen. Unbestreitbar nehmen wir aber auf Erden den ersten Rang unter den Wesen ein, also sind wir auch objektiv das interessanteste Untersuchungsobjekt.

2. Die Bemühungen des Menschen, die Welt zu erklären, sind bisher so unbefriedigend ausgefallen, daß es sich wohl verlohnt zu versuchen, ob wir sie nicht vielleicht aus dem Menschen erklären können. Dieser Weg muß sogar eingeschlagen werden. Um die Natur selbst richtig zu würdigen, muß der Mensch als höchste Naturthatsache richtig definiert werden. Die Lösung des Menschenrätsels wirft also zugleich Licht auf das Welträtsel. Es wäre unrecht, einen Homer nach jenen Stellen zu beurteilen, bei welchen nach dem Ausspruch des Horaz auch er geschlafen hat — quandoque dormitat Homerus. — Ein Schriftsteller und Künstler muß nach seinen besten Werken beurteilt werden. Erst wenn wir wissen, was der Mensch ist, können wir rückschließend aussagen, was die Welt ist. Auf Bewußtsein und Moral hin drängt der biologische Prozeß und die Geschichte; wir sind auf sie hin angelegt. Da wir aber in die Natur eingegliedert sind, da wir im Einklang mit der Natur geschaffen sind, so ist eben auch die Welt ein geistiges und moralisches Problem. Welt und Mensch können also zwar begrifflich auseinander gehalten werden, gehören aber zusammen. Das ganze Welträtsel erscheint in einem anderen Lichte, je nachdem wir den Menschen materialistisch oder spiritualistisch definieren. Wenn die Erklärung des Menschen diesen aus einem physikalischen Problem in ein metaphysisches verwandeln würde, so wäre auch die ganze Welt metaphysischer Natur.

3. Die höchste Definition des Menschen ergiebt sich aus der transscendentalen Psychologie heraus. Philosophisch genommen sind nicht die normalen, sondern die mystischen Fähigkeiten des Menschen die höchsten; wenn sie auch seinen irdischen Rang nicht erhöhen, gewissermaßen sogar mindern, so erteilen sie doch ihm und damit der ganzen Natur, ein höheres Ansehen.

Ein Vergleich aus dem astronomischen Gebiete wird das erläutern: Der Erste, der eine fallende Sternschnuppe wissenschaftlich beobachtete, wird ohne Zweifel nach dem Augenschein geurteilt haben, daß aus irgend einer Ursache in der Atmosphäre leuchtende Punkte entstehen, mit großer Geschwindigkeit fortrücken und dann erlöschen. Was der Augenschein lehrt ist damit richtig definiert, aber die Natur der Sternschnuppe ist damit noch nicht erkannt. Dies war erst möglich, als man erkannte, daß das Phänomen nicht auf die atmosphärische Erscheinung beschränkt sei, als man zur kosmischen Physik griff und sagte: Ein um die Sonne sich bewegender Körper gelangt auf seiner Wanderung zeitweilig in die irdische Atmosphäre. Dadurch wird seine räumliche Bewegung gehemmt und verwandelt sich nach physikalischen Gesetzen in molekulare Bewegung, d. h. Wärme. Der kosmische Körper gerät dadurch in Glühhitze, und jenes Bahnstück, das innerhalb der Atmosphäre liegt, wird leuchtend. Hört der Widerstand der Luft auf, so auch die Wärme, die Sternschnuppe erlischt,

sie verschwindet optisch, setzt aber die ihr vorgeschriebene Bahn fort. Das Dasein der Sternschnuppe wird also durch die kosmische Physik nach vorwärts und rückwärts verlängert.

Wer nun den Menschen mit der Geburt anheben, wer ihn durch den Tod vernichtet werden läßt, gleicht einem Astronomen, der die Sternschnuppe nur aus ihrem leuchtenden Bahnstück heraus erklärt. Wenn wir nur das irdische, im Lichte seines sinnlichen Bewußtseins leuchtende Bahnstück des Menschen betrachten, gelangen wir zu einer falschen Definition, verwandeln ihn in ein bloß physikalisches Problem. Wir müssen ihn als kosmisches Wesen erkennen, sein irdisches Bahnstück nach vorwärts und rückwärts verlängern, um zu erkennen, was er ist.

Weil nun von unserem sinnlichen Selbstbewußtsein in der That nur unsere irdische Bahn erhellt ist, das Übrige im dunkeln liegt, darum liegt das Fundament, das caeterum censeo aller Mystik in dem Satze: das Selbstbewußtsein erschöpft nicht seinen Gegenstand; mit anderen Worten: es giebt eine transscendentale Psychologie. Wer diesen Satz, daß wir über unser Selbstbewußtsein hinausragen, beweisen kann — dies wird ohne Zweifel die Aufgabe der Philosophie des nächsten Jahrhunderts sein — der wird für das Menschenrätsel leisten, was Schiaparelli für die Sternschnuppe geleistet hat, indem er nachwies, daß ihr leuchtendes Bahnstück nur ein Teil einer größeren kosmischen Kurve ist. Sind aber von dieser einige Punkte berechnet, so ist auch Form und Lage der ganzen Bahn zu bestimmen.

Weil nun das sinnliche Bewußtsein nur unser irdisches Bahnstück beleuchtet, das zwischen Geburt und Tod liegt, den vorausgehenden wie nachfolgenden Teil der Kurve nicht erkennt, muß diesem sinnlichen Bewußtsein der Schein anhaften, als ob der Eintritt in dieses Leben durch eine fremde, bloß irdische Ursache bestimmt wäre, und dieser Schein würde auch dann für unser sinnliches Bewußtsein bestehen, wenn wir mit transscendentalem Bewußtsein selbst den Entschluß gefaßt hätten, ins Irdische zu tauchen; denn transscendental nennen wir eben dieses Bewußtsein, weil es außerhalb des sinnlichen liegt. Dieser Schein einer unfreiwilligen Geburt könnte nur verschwinden, wenn unsere Seele ein organisierendes Wesen wäre — dies wird aber durch die transscendentale Psychologie bewiesen — und wenn ihr Organisieren im Mutterleibe und während des Lebens von sinnlichem Bewußtsein begleitet wäre.

Die organischen Funktionen, weil ohne Anteil dieses Bewußtseins verlaufend, schreiben wir der blinden Naturseite in uns zu, womit wir offenbar zu weit gehen; denn aus unserem Nichtwissen von ihnen folgt nur ihre Unabhängigkeit vom sinnlichen Bewußtsein, sobald dagegen eine transscendentale Psychologie nachweisbar ist, muß die Frage erneuert werden, und das Unbewußte würde sich in der That in ein bloß sinnlich Ungewußtes verwandeln, wenn eine organisierende Seele und deren Identität mit der denkenden nachzuweisen wäre.

Klarer zeigt sich das Unbewußte als ein bloß Ungewußtes bei geistigen Funktionen. Homer ruft im Eingang der Ilias und Odyssee die

Muse an, und der immer naive und bloß naive Homer hat gewiß ernstlich geglaubt, inspiriert zu sein, wie er denn auch die Sänger, die er auftreten läßt, inspiriert nennt. Die geniale Produktion taucht eben aus dem Unbewußten auf; je mehr es der Fall ist, desto mehr muß der Schein eines fremden Einflusses entstehen, bei der geistigen Produktion also der Schein der Inspiration. Wer diesen Schein nie erfährt, ist sicherlich nicht genial, sondern schafft eben mit Bewußtsein.

Dieselbe Naivetät haben wir alle, wenn wir träumen. Was im Traume aus dem Unbewußten aufsteigt, beziehen wir auf eine fremde Quelle, und so entstehen in dramatischer Spaltung des Ich die objektiven Traumbilder.

Die transscendentale Psychologie zeigt sich also von der größten Bedeutung, denn es hat den Anschein, es spricht vieles dafür, daß wir ein transscendentales Bewußtsein überall ansetzen müssen, wo das sinnliche Bewußtsein aufhört, oder anfängt. Dieses letztere aber ist der Fall bei unserem Eintritt in den biologischen Prozeß, dessen Ursache eine ungewußte ist, aber vermutlich keine unbewußte, so daß dieser Eintritt sehr wohl ein freiwilliger sein könnte.

Dies alles wird noch deutlicher, wenn wir den umgekehrten Fall betrachten, daß die Begleitung einer Handlung durch das sinnliche Bewußtsein den Schein der Freiheit erweckt, auch wenn sie unter fremdem Einfluß geschieht. Spinoza hat in einem seiner Briefe ein sehr tiefes Wort ausgesprochen, indem er sagt, daß ein mit Bewußtsein versehener Stein, wenn er geworfen wird, glauben würde, freiwillig zu fliegen. Dieser Satz ist vielleicht sogar buchstäblich wahr; denn wenn alle Kraft Wille ist, wie das Schopenhauer und Wallace sagen, so würde ein mit Selbstbewußtsein versehener, geworfener Stein, sein Inneres erkennend, einen Willen finden, der ihn auf seiner Kurve vorwärts treibt. Er würde also glauben, aus freiem Willen zu fliegen; auf den Boden gelangt aber würde er diesen Willen aufhören sehen und seine Ruhe als Nichtwollen, als Faulheit auslegen.

Wie also der Schein der Freiheit entstehen kann vermöge des Bewußtseins, so auch der Schein der Unfreiheit vermöge des Unbewußtseins. Unter diesem Gesichtspunkt müssen wir nicht nur die organischen Funktionen des Lebens betrachten, sondern selbst Geburt und Tod. Die transscendentale Psychologie wird einmal unser irdisches Bahnstück aus unserem transscendentalen Wesen erklären, wie der Astronom das atmosphärische, leuchtende Bahnstück der Sternschnuppe aus ihrer kosmischen unsichtbaren Bahn.

Ja noch mehr: Auch der Inhalt unseres Lebens, einerseits durch die Existenzverhältnisse bestimmt, scheint andererseits transscendental bestimmt zu werden. Nehmen wir zum Vergleiche den eingangs erwähnten Matrosen. Wenn diesem vor seiner Aussetzung auf der Insel posthypnotische Befehle erteilt worden wären, die er nach Wochen und Monaten ausführen sollte, so würde er sie zur rechten Zeit ausführen, und weil es mit Bewußtsein geschähe, so würde er in der Täuschung der Freiheit

befangen sein. Hier zeigt sich nun abermals die hohe Bedeutung der transscendentalen Psychologie; denn müssen wir aus ihr auf ein transscendentales Subjekt schließen, und könnte dieses unseren Eintritt in den biologischen Prozeß veranlassen, so könnten auch Handlungen unseres Lebens gleichsam posthypnotische Befehle sein, vom transscendentalen Subjekt als Hypnotiseur erteilt, während wir im Zustand sinnlicher Unbewußtheit waren, dann aber ausgeführt mit dem Scheine der Freiheit.

Kant hat in seiner dritten Antinomie der reinen Vernunft, welche den Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit behandelt, den Nachweis geführt, daß die Veränderungen innerhalb der Welt dem Kausalitätsgesetze unterworfen sind, also notwendig eintreten, daß dagegen Freiheit, wenn sie ist, nur im Reiche des Übersinnlichen, des Intelligiblen, sein kann, im Ding an sich. Das Gleiche muß gelten von den Veränderungen innerhalb unseres eigenen Lebens, wie sie durch unser Handeln bestimmt werden. Kant selbst sagt, daß wenn wir den empirischen Charakter eines Menschen genau kennen würden, wir auf sein Handeln in einer bestimmt gegebenen Situation mit derselben Sicherheit schließen könnten, womit wir eine Sonnenfinsternis berechnen. Frei also können diese Handlungen nur sein, wenn unserer irdischen Person mit ihrem empirischen Charakter ein übersinnliches Wesen, ein transscendentales Subjekt, zu Grunde liegt. Irdisch betrachtet, ist jede Handlung das notwendige Produkt aus Motiv und Charakter. Ist aber ein transscendentales Subjekt vorhanden, dann ist die intelligible Freiheit individuell zu denken, sie wird aus dem Ding an sich ins Ich an sich verlegt. Dann erscheint die Geburt als freier Akt dieses Wesens, während sie dem sinnlichen Bewußtsein als notwendig erscheint, weil es die Bedingungen derselben für deren Ursache hält. In diesem Sinne nun, daß der Eintritt ins Leben mit bestimmtem empirischen Charakter dem transscendentalen Subjekt zugeschrieben werden muß, sind diesem auch alle Handlungen unseres Lebens als freie anzurechnen.

Dieses Verhältnis nun läßt sich sehr gut vergleichen mit dem bei posthypnotischen Befehlen auf lange Sicht, nur daß die Hypnose durch unser eigenes transscendentales Subjekt geschehen würde.

So ist also jene Spekulation Kants über die Verbindung von Notwendigkeit und Freiheit, deren Tiefsinn Schopenhauer und Schelling so sehr bewundert haben, jetzt nach 100 Jahren durch eine Erfahrungsthatsache aus dem Gebiete der transscendentalen Psychologie erläutert. Die Einsicht in die Notwendigkeit unserer irdischen Handlungen ist daher mit dem Gefühle der Freiheit und Verantwortlichkeit nicht etwa nur widerspruchsvoll verbunden, sondern thatsächlich vereinbar.

Autohypnose und posthypnotische Befehle sind anerkannte Phänomene und sie drängen unwillkürlich zu ihrer Verwertung im obigen Sinne, weil sie nicht nur zwei höchst schwierige philosophische Rätsel, die Geburt und die Willensfreiheit, sondern auch gewisse Erfahrungsthatsachen aufklären, z. B. die rhythmischen Bewegungen in unserem Lebensschicksale, wovon Hellenbach spricht, und die Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen, wovon Schopenhauer spricht.

Wäre es nun so, so würde daraus folgen, daß unser irdischer Lebensgang zu unserem transscendentalen Wohl eingerichtet ist, — ein Trost, der auf Erden gewiß nicht entbehrlich ist.

Auf allen Punkten wiederholt es sich also, daß die transscendentale Psychologie Vernunft in unser Dasein bringt, welches unvernünftig erscheint, sobald wir es als Materialisten nur von der irdischen Seite betrachten. Zunächst ist dann unsere Geburt die Folge eines kurzen Vergnügens, welches sich zwei Individuen in dem bekannten égoisme à deux auf Kosten eines dritten gemacht haben, indem wir als Buße dafür einige Jahrzehnte hindurch die Plackereien des Lebens zu tragen haben. Die Frage, ob ein solcher égoisme à deux moralisch sei, ist zu verneinen; die Frage, ob es Pflichten der Kinder gegen die Eltern gebe, ist alsdann auch zu verneinen; die Frage endlich, ob es überhaupt Pflichten irgend einer Art gebe, ist ebenfalls zu verneinen. Alle drei Fragen aber sind zu bejahen vom Standpunkt der transscendentalen Psychologie, die darin ihre eminente Bedeutung auch in praktischer Hinsicht verrät.

Die Materialisten, wenn sie von Moral reden, verhalten sich sehr charakteristisch; sie beschränken ihre Untersuchung auf die Frage, wie die Moral entstanden sei, die andere, ob die Moral Pflicht sei — worauf es doch eigentlich ankommt — bleibt aus guten Gründen ganz unerörtert. In einer bloß materiellen Welt, die sich nur durch größeren Umfang von einer Retorte unterscheidet, kann eben nichts nachgewiesen werden, worauf eine Moral sich gründen ließe; die Moral setzt also ihrem Begriffe gemäß schon voraus, daß der Mensch und die Welt nicht physikalische, sondern metaphysische Probleme sind, was der Materialismus eben leugnet. Predigt er trotzdem Moral, so ist er eben unlogisch.

Kein Einsichtiger wird die Naturwissenschaft bekämpfen; aber so kulturfördernd diese ist, so kulturfeindlich ist der Materialismus. Ungebildete und Halbgebildete halten ihn für eine notwendige Konsequenz der Naturwissenschaft. Daß ist er aber so wenig, daß gerade unsere tonangebenden Materialisten bei den Naturforschern ein sehr geringes Ansehen genießen.

Die transscendentale Psychologie, welche nur mit dem Materialismus, aber keineswegs mit der Naturwissenschaft in Widerspruch steht, eröffnet also wenigstens die Möglichkeit, eine Moral zu begründen. Dies ist aber nicht nur von praktischem Interesse, sondern heutzutage sogar von sehr aktuellem Interesse; denn unsere Moral hat im Zersetzungsprozeß der Religionen ihre alten Stützen verloren, würde also auf dem bisherigen Wege selbst allmählich zersetzt werden.

Sehen wir uns in der modernen Gesellschaft um, so bemerken wir zunächst eine große Zerfahrenheit in der Art und Weise, wie die Menschen ihr Leben gestalten. Der eine strebt mit faustischem Drang nach Wissen, aber seine Nebenmenschen kümmern ihn nicht; der Sinn des anderen ist ganz auf Wohlthätigkeit gerichtet, aber er verschmäht ganz und gar Wissenschaft und Kunst. Der Eine isoliert sich, indem er zu den Trappisten geht oder sonstwie in bloßer Beschaulichkeit ein mehr vegetatives Dasein führt; der Andere stürzt sich ins Menschenleben, dem Phantom

des Ruhmes nachzujagen, strebt dabei vielleicht auch nach Wissen, aber nur weil es Macht verleiht. Die meisten endlich jagen nur nach den sinnlichen Genüssen, und nach Gold, als dem Mittel, sich diese Genüsse zu verschaffen. Da nun aber bei diesem Streben notwendig viele zu kurz kommen müssen, weil eben die Erde keine Schlaraffia ist, so ist in neuerer Zeit auch noch der Anarchist und Nihilist hinzugekommen, der alles umstürzen und die Welt ganz auf materialistischer Basis reformieren will, — eine Tendenz, die bei vielen Aposteln dieser Lehre mit kleinlichster Eitelkeit, von sich reden zu machen, gemischt ist — so z. B. beim Attentäter Hödel oder, um einen Führer zu nennen, bei Lassalle; denn wer kein Heros zu sein vermag, will wenigstens ein Herostratus werden.

Bei allen diesen verschiedenartigen Tendenzen glaubt doch jeder das richtige zu thun, und hat die korrespondierende Weltanschauung, um gerade sein Verhalten zu motivieren. Die praktische Zerfahrenheit geht also Hand in Hand mit, ist die Wirkung der theoretischen Zerfahrenheit über die Bedeutung des Lebens und der Welt.

Äußerlich betrachtet, zeigt unsere europäische Kultur allerdings eine bedeutende moralische Färbung. Näher besehen, löst sich aber das Meiste in bloßen Schein auf, nämlich in Legalität des Handelns ohne eigentliche moralische Gesinnung. Die Legalität wird aufrecht erhalten bei den Gebildeten durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, bei den Ungebildeten durch die Staatsgewalt und das Strafgesetzbuch. Nur was nach Abzug dessen, was auf Rechnung dieser beiden Faktoren kommt, in unserer Kultur an Moral noch übrig bliebe, wäre echt und könnte der inneren Gesinnung zugeschrieben werden. Das ist aber so wenig, daß es alsdann verwegen wäre, ohne Revolver auch nur über die Straße zu gehen. Das zeigt sich, so oft die Stützen der Legalität, wenn auch nur momentan, umgestürzt werden; jedesmal noch ist dann der Bestialismus zu Tage getreten, so bei der sogenannten großen Revolution, bei welcher Köpfe auf Piecken gespießt herumgetragen wurden, so daß Paris mit einem Schlage auf die Kulturstufe des Königreichs Dahomeh heruntersank, bei der Kommune in Paris ꝛc. Von einer Verringerung der Moral ist dabei keine Rede; nur der Zwang war verringert, der bislang die Legalität aufrecht erhalten hatte. Wir haben also unsere Rothäute mitten in der Zivilisation; sie sind nur künstlich niedergehalten, müssen aber bei objektiver Beurteilung unseres Moralitätsgrades in Rechnung gestellt werden.

Dies zeigt uns ungefähr, welche Entwicklung wir nehmen werden, wenn es nicht gelingt, unserer Moral neue Stützen zu geben. Wir brauchen also die Wiederbelebung des Glaubens an eine Metaphysik. Unsere Kultur ist die einseitige Frucht der Verstandesbildung, während die Entwicklung des moralischen Bewußtseins nicht gleichen Schritt hielt, ja sogar zurückging. Der scheinbare moralische Fortschritt liegt nur an der Steigerung des legalen Zwanges.

Daß wir nun auf dem reaktionären Wege den Glauben an Metaphysik wieder gewinnen könnten, indem wir zum Weihwasser zurückgreifen, um dem Petroleum zu entgehen, dürfte sich bezweifeln lassen, wiewohl

wir sicherlich noch weit davon entfernt sind, das gereinigte Christentum schon für einen Anachronismus halten zu dürfen. Diejenigen wenigstens, von welchen unsere moderne Kultur bedroht ist, sind dem Christentum nicht entwachsen durch Steigerung der Intelligenz, sondern durch Verkümmerung der Moral. Einer Religion, die immer das gleichzeitige Produkt eines intellektuellen und eines moralischen Faktors ist, entwächst man überhaupt nicht durch bloße naturwissenschaftliche Bildung, sondern nur durch metaphysische Bildung, sei es wieder in religiöser oder in philosophischer Form. Eine Wiederbelebung des Christentums wäre also bei der Mehrzahl der Abtrünnigen kein reaktionäres Phänomen, sondern sogar ein Fortschritt, denn sie haben sich nicht über das Christentum erhoben, sondern sind unter dasselbe gesunken. Freilich ist daran nur die jetzt bedrohte Gesellschaft selbst schuld; denn wenn man eine ganze Bevölkerungsschichte Generationen hindurch in tierähnlichen Zuständen leben läßt — ich erinnere z. B. an die Bergwerksarbeiten von Kindern und ähnliche nicht abzuleugnende Sünden des Kapitals — so hat man kein Recht, die Verkümmerung des moralischen Bewußtseins bei dieser Bevölkerung zu verurteilen.

Daß nun die von Juristen und Nationalökonomen erdachten Gegenmaßregeln nur eine symptomatische Kur bewirken können, liegt auf der Hand. Eine radikale Besserung könnte nur erfolgen, wenn die metaphysiklose Weltanschauung durch eine metaphysische ersetzt würde, in welcher die Moral nicht bloß äußerlich anbefohlen, sondern innerlich begründet wird, d. h. aus der Definition selbst folgt, welche der Mensch und die Welt in dieser Weltanschauung erhalten. Unser Sozialismus, der, weil es ihm an Bildung fehlt, mit dem Materialismus sich verquickt hat, wird seine Ziele nie dauernd erreichen können. Diejenigen Sozialisten, welche in der That nur die moralische Tendenz haben, den Armen und Elenden aufzuhelfen, werden früher oder später einsehen, daß ein solches Ziel nur erreicht werden kann auf Grund einer metaphysischen Weltanschauung. Eine solche würde nicht nur die Symptome der sozialen Krankheit beseitigen, sondern sie von Grund aus heilen und einer Wiederkehr derselben vorbeugen. In unserem Jahrhunderte kann aber eine solche Weltanschauung nur auf der Grundlage von Erfahrungsthatsachen aufgebaut werden, und darum bedarf es zunächst der Anerkennung der transscendentalen Psychologie; sie bildet die eigentliche Eingangspforte in die Metaphysik.

Die Begründung der Moral ist ohne Zweifel die schwierigste, aber auch die eigentlichste Aufgabe der Philosophie; denn die Moral ist die höchste Funktion des Menschen, und dieser selbst die höchste Thatsache der Natur; also liegt der eigentliche Prüfstein philosophischer Systeme darin, ob sie fähig sind, die Moral zu begründen. Instinktiv stellen wir alle dieselbe höher als selbst die Bildung. Am moralischen Menschen vermissen wir die Bildung nicht; Genie ohne Moral stößt uns ab. Dummheit erregt unser Bedauern oder Heiterkeit, Schlechtigkeit erregt Entrüstung.

Dieser moralische Instinkt ist nun aber unlogisch, wenn die menschliche Individualität nur zwischen Geburt und Grab liegt. Wenn nur das sichtbare Bahnstück unserer Existenz Geltung hat, dann gleichen wir dem zum Tode Verurteilten, und unser Gefühl kann nur dem Grade nach verschieden sein von dem seinigen, weil unser Weg zur Richtstätte etwas länger ist. Dann ist aber auch unser Bestreben ganz logisch, dieses kurze Leben im Sinne sinnlicher Annehmlichkeit auszunützen. Das Gesetz gesteht dem Verurteilten die Erfüllung seiner leiblichen Wünsche in den letzten Tagen zu. So war es schon bei den alten Griechen. Darauf werden auch wir für die ganze Lebensdauer Anspruch erheben, wenn wir als Materialisten den Tod als Vernichtung auslegen.

Es zeigt sich somit, daß die Moral ebenso wie die Intelligenz an die Entwicklung des Zeitsinns geknüpft ist. Das Tier lebt ganz in der anschaulichen Gegenwart, es hat kein Zeitbewußtsein. Nicht viel anders der Mensch im Zustande des Nomadenlebens; er schöpft keine Belehrung aus der Vergangenheit und trifft keine Anstalten für die Zukunft. Der zivilisierte Mensch ist darum das höchste Wesen, weil er bei seinen Handlungen Vergangenheit und Zukunft in Rechnung zieht. Der Entwicklungsgrad des Zeitbewußtseins bestimmt also die biologische Stufe eines Wesens, und ist identisch mit dem Entwicklungsgrad der Vernunft; denn die Vergangenheit läßt sich nur in Form von abstrakten Begriffen aufbewahren, die Zukunft nur in solchen denken; das Vermögen abstrakter Begriffe ist aber eben die Vernunft. Insofern ist also unsere ganze Kultur an die Entwicklung des Zeitbewußtseins gebunden. Ohne sie wäre der biologische Prozeß nicht über das Tier hinausgekommen.

Wie nun die Entwicklung der Intelligenz an die Steigerung des irdischen Zeitbewußtseins gebunden ist, so die Moral an die Entwicklung des überirdischen Zeitsinnes. Sie ist allererst möglich, wenn wir unser irdisches, vom sinnlichen Bewußtsein beleuchtetes Bahnstück als bloßen Teil einer vielleicht hyperbolischen Kurve erkennen, die wir zu durchwandern haben.

Die höchste Stufe, die dem Menschen erreichbar ist, wird er erst dann erreichen können und wollen, wenn sein Zeitbewußtsein die entsprechende Steigerung über das irdische Leben hinaus erfährt. Mag in der Steigerung der Intelligenz die irdische Zeit noch so vollkommen, nach Vergangenheit und Zukunft, umfaßt werden, so kann das immer nur der Intelligenz zu gute kommen, zum Motiv werden, dem Wohle der irdischen Individualität nachzustreben, wodurch der Konflikt mit der Moral eintritt. Dem Wohle unseres ganzen, unseres eigentlichen Wesens werden wir erst nachstreben, wenn unser Zeitbewußtsein über die irdische Existenz hinausgreift und die metaphysische Natur des Menschen wieder erkannt sein wird. Durch diese Steigerung des Zeitbewußtseins werden wir also zu höheren Wesen gemacht werden, und auch der moralische Mensch wird von dieser Erhöhung mit umfaßt sein.

Dieses Ziel uns erkennen zu lassen, ist nun die Aufgabe der transscendentalen Psychologie.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hellenbach,

der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit.

Von

Hübbe-Schleiden.

II. Seine letzte Lebensperiode.

Wenn Naturforscher und Philosophen unbekümmert um die Katzenmusik der vermeintlichen Aufklärung ihre Ansichten aussprechen, so ist dies immer verdienstlich, weil es zur Erforschung der Wahrheit führt, welche stets einen harten Kampf zu bestehen hatte. Es giebt eine Kategorie von Ideen, — auch auf sozial-politischem Gebiete — welche immer erst in der dritten Generation zur Reife kommen; die erste erzeugt sie, die zweite bekämpft sie, die dritte legt sie ins Grab oder führt sie zum Siege, — um diesen Sieg aber ist mir wahrlich nicht bange.

Hellenbach, Sphinx, III 17, 292.

Eine Darstellung dessen, was Hellenbach Großes und Neues für die Kulturentwicklung unserer Gegenwart und Zukunft geleistet hat, muß sich im wesentlichen mit seinen Untersuchungen und schriftstellerischen Arbeiten in diesen letzten neun Jahren seines Lebens beschäftigen. Da ich indes dieser Aufgabe in der sich hieran anschließenden Darstellung die letzten Abschnitte widme, so kann ich mich hier kürzer fassen und will mich auch für diese Lebensperiode zunächst auf die Skizzierung ihrer äußeren Umrisse beschränken.

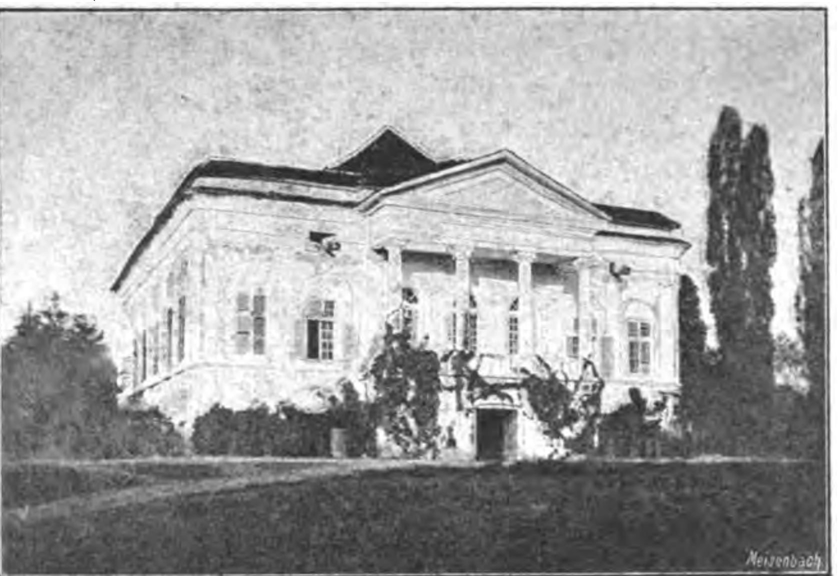
Gekennzeichnet ist dieselbe im wesentlichen durch seine beiden bedeutendsten Schriften, „Der Individualismus im Lichte der Biologie und Philosophie der Gegenwart"[1]) und „Die Vorurteile der Menschheit"[2]). Wie diesen aber einerseits die „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" als naturgemäßer Vorläufer vorausging, so schließen sich denselben als willkommene und zum Teil notwendige Ergänzung drei weitere Arbeiten an: „Das Tagebuch eines Philosophen"[3]), — „Die Magie der Zahlen als Grundlage aller Mannigfaltigkeit und das scheinbare Fatum"[4]),

---

[1]) Wien 1878. Diese Schrift, sowie die „Vorurteile &c." sind anfangs im Verlage von Wilhelm Braumüller erschienen, jetzt aber sowie alle seine noch im Buchhandel befindlichen Werke durch Oswald Mutze in Leipzig zu beziehen.

[2]) Drei Bände. I. Auflage, 1. und 2. Band, Wien 1879, 3. Band 1880; II. Auflage in 3 Bänden, Wien 1884.

[3]) Wien 1881, bei L. Rosner. — [4]) Wien 1882, im Selbstverlage.



Schloß Bistrica,

Hellenbachs Wohnsitz im Kroatien.

— „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform oder die Doppelnatur des Menschen"[1]).

In den letzten Jahren ist in der ganzen Welt eine Sensationsschrift bedenklicher Art vertrieben und verschlungen, in manchen Ländern, wie in Österreich-Ungarn sogar verboten worden; ich meine Nordaus „Konventionelle Lügen der Kulturmenschheit". Dies Buch ist im wesentlichen eine Karrikatur von Hellenbachs „Vorurteilen der Menschheit"; so würdig und von tiefem, sittlichen Ernst dieses Original getragen ist, so bedenklich und oberflächlich ist die fremde Nachahmung. Dabei jedoch ist Hellenbachs Schreibweise nicht weniger gefällig oder weniger leicht lesbar und gemeinverständlich als Nordaus Schreibart. Ob dieser sich absichtlich Hellenbach zum Muster genommen hat, mag dahingestellt bleiben; auffallend aber ist es, daß auch er seinen theoretischen Schriften neuerdings einen Roman nachgeschickt hat, in welchem er seine Ansichten veranschaulicht, wie ähnlich, aber freilich in ungleich genialerer und wirksamerer Weise Hellenbach in seiner blendend fesselnden Novelle „Die Insel Mellonta"[2]) die Verwirklichung seiner Anschauungen in einem verlockenden Phantasiegebilde dargestellt hat.

Die Veröffentlichung seines ersten Hauptwerkes „Der Individualismus" fällt gleich in das Anfangsjahr dieser letzten Lebensperiode, 1878; und in demselben Jahre begann Hellenbach auch die „Vorurteile" zu schreiben, deren ersten Band er im folgenden Jahre herausbrachte. Im Winter (Januar oder Februar) 1878 veröffentlichte er ferner seine kleine Schrift „Mr. Slades Aufenthalt in Wien; Ein offener Brief an meine Freunde"[3]). Die Veranlassung hierzu ergiebt sich aus dem echt Hellenbachschen Anfang der Broschüre:

„Die mündlichen und schriftlichen Anfragen meiner Freunde in Bezug auf Mr. Slades Aufenthalt in Wien, haben Dimensionen angenommen, die mich zwingen, unter dankbarer Erinnerung an Guttenberg zur Buchdruckerschwärze zu greifen. Also! —:"

Dies führt uns unmittelbar zu jenen Erfahrungen und Leistungen auf dem Gebiete der übersinnlichen Weltanschauung, auf welchem Hellenbach so sehr bevorzugt war, so bahnbrechend wirkte und soviel Unbill von den Vorurteilen seiner Zeitgenossen zu erdulden hatte. Abgesehen von den schon im Anschluß an seinen 4. Lebensabschnitt erwähnten politischen Broschüren und seinem Eingreifen im Oberhause zu Pest, durch welches er Tiszas zweimal vorgelegtes „Mischehegesetz" zu Fall brachte[4]), sowie von der Verwertung seiner politischen Lebenserfahrungen und früheren volkswirtschaftlichen Studien in seinen Hauptwerken dieser letzten Periode, sind es hauptsächlich die mystischen und magischen Thatsachen, welche die

---

[1]) Wien 1885, Wilhelm Braumüller.

[2]) Wien, bei W. Braumüller, I. Auflage 1883; II. vermehrte Auflage 1885.

[3]) Wien 1878 bei J. C. Fischer & Co., 12⁰ 44 S.

[4]) Vergl. hierüber „die Reform des Ungarischen Oberhauses" S. 6 f., und dazu auch „die antisemitische Bewegung", bei Besser, Leipzig 1883.

Geistesrichtung seines Wirkens bestimmten. Es ist daher nicht unwichtig, sich mit einem kurzen Überblick wenigstens Rechenschaft zu geben von der Vielseitigkeit und Langjährigkeit dieser seiner Untersuchungen und Beobachtungen. Eine nicht undankbare Aufgabe könnte es sein, diese Thatsachen, soweit er sie selbst in seinen Werken mitteilte, zusammenzustellen; hier indes muß ich mich darauf beschränken, nur die Nachweise zu geben und es jedem Leser selbst überlassen, dieselben nachzuschlagen. Nicht genug aber glaube ich denjenigen, welche entweder nicht selbst viele verschiedene solcher Vorgänge erlebt haben oder sich nicht klar darüber sind, was an intellektuellen und sittlichen Ergebnissen aus denselben folgt, auf Hellenbachs sieben Hauptwerke hinzuweisen. Wir haben in deutscher Sprache bisher keine Schriften, welche besser im stande sind, die ganz Unvorbereiteten in das Gebiet der übersinnlichen Weltanschauung einzuführen als diejenigen Hellenbachs; auch Du Prels Bücher sind weit leichter zu verstehen für den, der Hellenbach gelesen oder, besser noch, studiert hat.

An seine erste öffentliche Verwertung übersinnlicher Thatsachen in seiner „Phil. des gesunden Menschenverstandes" (1876) ging Hellenbach in der That weder leichtsinnig noch voreilig hinan.

Es war im Jahre 1854 — schreibt er[1]) — als ich das erstemal persönlich auf ein Faktum stieß, welches mit den phänomenalen Gesetzen unvereinbar war. Ich verfolgte den Gegenstand, las und lernte. Ohne die Naturwissenschaften, insbesondere Astronomie, Chemie, Biologie zu vernachlässigen, wandte ich mich mit Vorliebe den Philosophen zu, die ich zu kennen glaube, und kann nur sagen, daß ich die letzten 10 Jahre meines Lebens mit einem bis zur physischen Erschöpfung gehenden Fleiße lernte und noch lerne.

Ich vermute, daß diese erste Begegnung mit übersinnlichen Thatsachen seine von ihm in der „Magie der Zahlen"[2]) erwähnte Bekanntschaft mit „einer sehr jungen Dame" war, durch die ihm die Zahl 9 als seine Lebenszahl angegeben wurde. Das nächste Ereignis, welches er in lebendigster Weise beschreibt[3]), waren seine höchst merkwürdigen und überzeugenden, mediumistischen Erlebnisse im Januar 1857 bei der Gräfin D. im Schlosse O. in Kroatien. Während der 60er Jahre stand ihm 6 Jahre lang als „Medium" eine „junge Frau", offenbar in sehr einfachen Verhältnissen lebend, zu Gebote sowie „eine andere, der gebildeten Klasse angehörende Frau", die er zwar noch längere Zeit kannte, aber mit der er weniger verkehrte. Das erste dieser beiden Medien vermittelte ihm einen Verkehr mit „Schopenhauer" nach dessen Tode. Als er diesen nun fragte, ob er noch jetzt, wie zu seinen Lebzeiten behaupten wolle, daß die individuelle Existenz auf das irdische Leben beschränkt sei, erhielt er zur Antwort: „Ja, ich individualisiere mich eben jetzt, weil du es wünschest".[4])

Im Anfang der 70er Jahre lernte er die als Schriftstellerin, Seherin und Medium in allen spiritistischen Kreisen der Welt bekannte Baronin Adelma von Vay, geborene Gräfin Wurmbrand, kennen[5]).

---

[1]) „Logik der Thatsachen", Leipzig 1884. S. 27. — [2]) S. 101.
[3]) „Philosoph. d. g. M." S. 130 ff.
[4]) „Phil. d. g. M." 141 f. — [5]) „Vorurteile 2c." II, 49—50.

Durch diese verkehrte mit ihm angeblich auch Kant. Über Raum und Bewegung befragt, schrieb das unbewußte Medium in Kants Namen:

„Die Schnelligkeit der Gedanken übertrifft die des Lichtes; wie du denkst, so bist du schon an dem Orte der Gedanken, dies ist die Schnelligkeit mancher Wesen. Der Raum ist eine menschliche Idee. Ich kenne weder Stunde noch Tag, noch Raum im Reiche, wo ich mich befinde. Denken, Wollen und Thun ist nur Eins[1]) u. s. w."

Auf die Frage, was Kant von Schopenhauers Wille als Weltseele halte, lautete die Antwort: „Weltseele des guten Schopenhauers ist Unsinn; frage ihn doch selbst, ob er Weltseele ist." Dies geschah aber dann ohne Resultat.[2])

Durch die Baronin v. Vay lernte Hellenbach 1875 die noch jetzt in London thätige Miss Lottie Fowler kennen, und hatte am 25. Juni im Beisein eines Arztes und eines Professors der Philosophie die erste Sitzung mit ihr, in welcher er sofort die erstaunlichsten physikalischen Manifestationen erlebte.[3]) In den Jahren 1877—82 verkehrte er viel mit einem österreichischen Offizier, der Schreibmedium war und durch dessen Hand interessante Fragen sehr treffend und in einer Weise beantwortet wurden, wie sie unmöglich aus dem äussersinnlichen Bewußtsein des Mediums stammen konnten[4]). Im Januar 1878 begann Hellenbach dann mit Henry Slade zu experimentieren[5]), über den er u. a. die vorerwähnte Broschüre schrieb. Derselbe wurde auch die Veranlassung, daß er im Mai 1878 nach Leipzig[6]) reiste, und wohl schon damals eine nähere Bekanntschaft mit Zöllner anknüpfte, da dieser derzeit, am 27. April von einer Reise heimkehrend, in Leipzig anwesend war.

Als der Hypnotiseur Karl Hansen auf seiner ersten Rundreise in Deutschland auftrat, reiste Hellenbach im April 1879 deswegen abermals nach Leipzig. Durch solche Vorbekanntschaft mit diesen phänomenalen Leistungen war er später im Februar 1880[7]), als Hansen in Wien auftrat, um so besser imstande für ihn einzustehen; das that er denn auch in seiner weit verbreiteten kleinen Schrift: „Ist Hansen ein Schwindler. Eine Studie über den animalischen Magnetismus."[8]) — Nicht lange darauf, am 2. April 1880, erschien William Eglinton zum erstenmal

---

[1]) Daß Gedanke, Wille und That für das übersinnliche Dasein Eins sind, ist ein bemerkenswerter Ausspruch, der wohl kaum dem Bewußtsein des Mediums zuzuschreiben sein wird. Allerdings findet diese Einheit meist schon im Traume statt.

[2]) Phil. d. g. M. 143 f.; auch „Geburt und Tod", 64.

[3]) Ebenda S. 151—157, 185 und 262. — Diese Erfahrungen teilte er damals dem Grafen Andrassy mit, der ihm dagegen seine ungünstigen Vermutungen über die weltbekannten Leistungen Homes in den Tuilerien vor Napoleon III und der Kaiserin austauschte, zu welcher Zeit Andrassy in Paris lebte. Man vergl. auch „Vorurteile ꝛc." III., 265 Anm. — [4]) „Vorurteile ꝛc." II. 50., 265—275.

[5]) Besprochen außer in der hier S. 42 erwähnten Schrift auch im zweiten Bande der „Vorurteile" S. 85 ff. und „Individualismus" 268.

[6]) „Vorurteile ꝛc." II. 269.

[7]) Hansens erstes Auftreten am 31. Januar 1880 fand noch in dem unglücklichen Ringtheater am Schottenring statt.

[8]) Wien 1880 bei L. Rosner, 12⁰ 38 S. Man vergl. auch „Vorurteile ꝛc." II. 36 f.

in Wien und zwar lediglich auf Hellenbachs Veranlassung [1]). Auf diese zum Teil sehr drastischen Vorgänge, die nach Hellenbachs Angaben unter zwingenden Bedingungen statt hatten, folgte die ominöse sogen. „Entlarvung" Eglintons in München, gegen welche Hellenbach sich sehr entschieden ausspricht als einen auf Unkenntnis begründeten Unverstand [2]).

Ehe ich hier weiterer mediumistischer Experimente gedenke, mag zwischendurch erwähnt werden, daß Hellenbach in dieser Zeit sich auch etwa zwei Jahre lang (von 1880—82) praktischen, alchymistischen Studien und Versuchen hingab. Zu diesem Behufe ließ er sich in der Küche seiner damaligen Wohnung [3]), welche anderweitig nicht benutzt wurde, ein chemisches Laboratorium einrichten. An diesen Experimenten nahmen zwei noch lebende Chemiker von sehr bedeutendem öffentlichem Rufe teil; und Hellenbach hatte zu denselben gleichfalls für eine schwierige Kristallbildung die Unterstützung des Leiters der chemischen Abteilung der Wiener geologischen Reichsanstalt, des k. k. Bergrates Karl Ritter von Hauer, zugesagt erhalten. Leider ward diese Beihilfe schon am 2. August 1880 vereitelt durch den plötzlichen Selbstmord des letzterwähnten Mannes, welcher mit einem Wahrtraume Hellenbachs zusammen fiel [4]). Was trotzdem oder ob überhaupt etwas an bleibenden und wertvollen Ergebnissen bei diesen Experimenten herausgekommen, bleibt wohl zweifelhaft. [5]). Zum Sommer 1882 wechselte Hellenbach seine Wohnung, da er als „Geisterbeschwörer" aus seiner bisherigen durch Intriguen der Geistlichkeit vertrieben wurde. In seiner neuen Wohnung [6]) ließ er das Laboratorium nicht wieder aufrichten und hatte seitdem diese Studien nur mehr theoretisch fortgesetzt.

Von allen spiritistischen Medien, mit denen Hellenbach je zu thun gehabt, war keines für ihn eine Quelle so schwerwiegender Unannehmlichkeiten wie der im Februar 1884 durch zwei Personen des Kaiserlichen Hauses vermeintlich entlarvte Harry Bastian. Im Mai 1880 kam derselbe zum erstenmal nach Wien, als das dritte fremde öffentlich auftretende Medium (nach Lottie Fowler und Wm. Eglinton). Diesem Aufenthalte ist vornehmlich Hellenbachs kleine Schrift: „Die neuesten Kundgebungen einer intelligiblen Welt" [7]) gewidmet. Zu diesem ersten Auftreten in Wien

---

[1]) Einen ausführlichen Bericht über die Erlebnisse mit Abbildungen der Räumlichkeiten und Situationspläne findet man in den „Vorurteilen ꝛc." III. 219 ff.

[2]) „Vorurteile ꝛc." III. 231 ff.

[3]) Hauptstraße 92, Wien, Landstraße. Von seinen Wohnzimmern daselbst finden sich Abbildnngen in den „Vorurteilen ꝛc." III. 227 f.

[4]) Näheres darüber in der „Magie der Zahlen". S. 148 f.

[5]) Im dritten Bande seiner „Vorurteile ꝛc." (304—12), wo Hellenbach die Alchymie verteidigt, kommt er zu dem Schlusse, daß die Tinktur, mit welcher die Transmutation der Metalle bewirkt wurde, wohl nur unter Mitwirkung besonderer psychischer Kräfte gelang und daß die sog. Adepten deren Herstellung nicht jederzeit willkürlich beherrschten. Hellenbach soll aber gesprächsweise öfter im vollen Ernst behauptet haben, er habe damals ein wie Gold flüssiges Elixir erfunden oder dargestellt, welches nervenstärkend und verjüngend gewirkt haben soll. Allerdings blieb er bis zu seinem Tode jugendfrisch; aber doch wohl sicherlich nicht Dank einem Elixir.

[6]) Salesianerstraße 2 — [7]) Wien 1881, bei L. Rosner. 12^0 — 68 S.

hatte Hellenbach ihn aus eigenem Antriebe aufgefordert; zum zweiten und drittenmal (1882 und 1884) berief er ihn nur auf Wunsch dritter Personen[1]). Dabei wurde ihm Bastians zweites Kommen in einer mediumistischen Privatsitzung unerwarteter Weise viel früher prophezeiht, als es irgend anzunehmen war, aber richtig; Hellenbach hat diese Thatsache mehrfach beschrieben[2]). Es fand dies im September 1881 auf einem Schlosse statt, auf dem er von der Jagd kommend einkehrte. Während er Bastians Wiederkunft erst im Winter 1882—83 vermutete, traf derselbe doch wie vorhergesagt schon im Dezember 1881 ein und blieb bis in den Januar hinein in Wien.

Vor dem dritten, verhängnisvollen Wiener Aufenthalt Bastians im Winter 1884 lud Hellenbach sich noch drei deutsche Medien ein, die er z. T. sogar „einige Monate lang beherbergte"[3]). Es waren dies: Frau Valeska Töpfer aus Leipzig[4]), der Weber Schraps aus dem sächsischen Erzgebirge (Mülsen) und vor allem Frau Margaretha Morgenstern aus Budapest, die im Frühjahr 1884 mit ihrem Manne nach Wien übersiedelte.

Zum drittenmale kam Bastian im Januar 1884 nach Wien. Am 11. Februar fand seine sog. Entlarvung im Palais des Erzherzogs Johann statt. Über diese lieferte Hellenbach einen Bericht an die „Süddeutsche Presse" in München[5]), von welchem auch ein Separatabdruck als Flugblatt ausgegeben worden ist. Auf die bekannte Entlarvungsbroschüre „Einblicke in den Spiritismus" (vom Erzherzog Johann) entgegnete Hellenbach mit seiner Schrift: „Die Logik der Thatsachen"[6]). Auf diese Vorgänge werde ich noch weiter unten in anderem Zusammenhange zurückkommen.

Obwohl Hellenbach nur in den Augen des gänzlich unkundigen Publikums in dieser Streitfrage den Kürzeren zog, sich dagegen die allgemeine Sympathie der höheren Wiener Gesellschaft erwarb, die, wie ihm hunderte von Zuschriften bewiesen, fast allgemein offen oder im stillen für ihn Partei nahm und ihn mit anerkennenden Teilnahmebezeugungen überschüttete, so waren dennoch diese Vorfälle der härteste Schlag, den seine übersinnlichen Bestrebungen erfuhren. Unverwüstlich aber wie sein Humor und seine Geistesfrische, war auch die Ausdauer in seiner Hingabe an das, was er einmal als das Rechte und Gute erkannt hatte. Dies veranlaßte ihn, abermals im Frühjahr 1885 auf Ansuchen verschiedener Freunde William Eglinton zum zweitenmal nach Wien kommen zu lassen. An den damals stattgehabten Sitzungen nahm auch Freiherr Du Prel teil und hat darüber, wie bekannt, mehrfach berichtet, namentlich in dem

[1]) „Geburt und Tod", 154. [2]) Ebenda, 231 und „Logik 2c.", 29 f.

[3]) Allerdings wohl nicht in seiner eigenen Wohnung; vergl. „Geburt und Tod", 157.

[4]) Seine Experimente mit letzterer beschreibt Hellenbach in „Geburt und Tod" 109—115. Diese Sitzungen fanden von Ende April 1882 an statt.

[5]) Abgedruckt in deren Nummer vom 24. Februar 1884. Außerdem lieferte er eine Darstellung in „Geburt und Tod" 150—157.

[6]) Leipzig 1884, bei Oswald Mutze. Die Schrift erlebte in dem einen Jahre mehrere Auflagen.

Artikel „Problem für Taschenspieler", welcher im Augustheft 1885 von „Nord und Süd" erschien. Hellenbach selbst erwähnt nur ein erfolgreiches Experiment, welches mit Eglinton verabredet ward, im Augustheft 1887 der „Sphinx"[1]). Beim glücklichen Passieren der italienischen Grenze telegraphierten Eglintons „Geister" mediumistisch nach Wien.

Im Sommer 1885 gab Hellenbach seinen Wohnsitz in der österreichischen Hauptstadt auf und kehrte nach seiner zweiten Heimat Kroatien zurück, von wo aus er in den folgenden Jahren, wie er es auch in den vorhergehenden Jahren that, nur seinen Sohn in Kärnthen und seine Tochter, die Gräfin Papadopoli, in deren Palast zu Venedig oder auf ihren Besitzungen St. Polo und Sabian in Ober-Italien zu besuchen pflegte. Übrigens lebte er in diesen letzten Jahren so zurückgezogen und vollständig auch von allem brieflichen Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen — wie er dies übrigens zeitweilig schon annähernd in früheren Jahren gethan haben soll —, daß sich das Gerücht verbreitete, er sei verschwunden, beim Bergsteigen verunglückt oder auf weite Reisen gegangen. Es war besonders Wm. Eglinton, durch dessen im Londoner „Light"[2]) erlassene öffentliche Anfrage nach Hellenbachs Aufenthalt jene Vermutung genährt wurde und nicht nur in spiritistischen Blättern, sondern auch in der Tagespresse Ausdruck fand. Während dessen arbeitete Hellenbach in Bistrica eifrig an einem neuen Werke, zu welchem die Reihe seiner Aufsätze in der Sphinx „Der Äther als Lösung der mystischen Rätsel"[3]) die hauptsächlichste Vorarbeit bildete. Von Bistrica aus sandte er mir auch jene letzten Beiträge, von denen seine geistreiche Entgegnung auf Dr. Eduard von Hartmanns ausschließliche Hallucinations-Hypothese[4]) seine letzte Druckarbeit ist, welche er selbst noch durchgesehen hat.

Von den hier beigegebenen Abbildungen ist die eine das Schloß der kroatischen Besitzung Bistrica, in welchem Hellenbach sowohl während der Höheperiode seines Lebens und seiner staatspolitischen Wirksamkeit, wie auch in den letzten Lebensjahren seinen Wohnsitz hatte. Dies ist die Terasse, von der er in seinem nachgelassenen Aufsatze zur Begriffsbestimmung der „Seele"[5]) erzählt, daß er dort die Schwalben beobachtete. Das andere Bild stellt ein Fischerhaus dar, welches er am See dort baute und das sein Lieblingsaufenthalt war.

Zwar reiste Hellenbach auch in diesen letzten Jahren, aber weder als Bergfex noch aus irgend welchen abenteuerlichen Motiven. Er war allerdings während dieser Zeit in der Schweiz (1886) und zweimal in Paris (zuletzt im Frühjahr 1887); auf einer abermaligen Reise dorthin war es auch, daß ihn sein Geschick ereilte und — wie er sich selbst einmal ausdrückt[6]) — für ihn „der Schleier der Maja zerriß". Außerdem besuchte er, wie schon erwähnt, von Bistrica aus seine verheirateten Töchter

[1]) S. 85. — [2]) Nr. 245 vom 12. September 1885, S. 439.
[3]) Juli bis Septemberheft 1887 der „Sphinx", IV. 19—21.
[4]) Novemberheft 1887 der „Sphinx".
[5]) In diesem Hefte veröffentlicht.
[6]) „Vorurteile 2c." II, 195.

in Ober-Italien und Kroatien, verbrachte aber diese letzten Lebensjahre fast ausschließlich bei seiner Familie. Nachträglich mag hier übrigens bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß er in seinen früheren Jahren viel und auch weit gereist ist. Er selbst sagt darüber einmal:[1])

Meine Leser haben auch wohl Reisen gemacht; ich werde daher nicht nötig haben, ihnen eine Schilderung von den verschiedenen Eindrücken zu machen, welche ich in der alten Residenz der Kalifen, in der Akropolis zu Athen, im Dogenpalast zu Venedig, am Luzerner See, im Frankfurter Rathause und in dem alten Versailles empfand.

Auch Holland und England hat er mehrfach besucht. — Im Winter 1887—88 beabsichtigte er eine Reise nach Indien zu unternehmen; für den Fall, daß diese nicht zustande kommen würde, hatte er uns in Aussicht gestellt, den Winter in München zuzubringen. Statt dessen war ihm nun freilich bestimmt, eine sehr viel weitere und längere Reise anzutreten durch ein Jenseits, aus dem er dereinst nur als ganz andere Persönlichkeit zu neuer Verkörperung in unsere Welt zurückkehren wird.

Am 3. Oktober 1887 reiste er von Bistrica ab, hielt sich bis zum 20. bei seiner ältesten Tochter, der Gräfin Papadopoli, zu San Polo di Piave in Nord-Italien auf und nahm dann in fröhlicher Stimmung Abschied von Kindern und Enkeln, um über Nizza nach Paris zu reisen, wo er eine in Aussicht genommene Übersetzung seiner Werke betreiben wollte. Noch am 23. verkehrte er in seiner geistreich lebenslustigen Weise mit Bekannten in der Nähe von Nizza; am Morgen des 24. Oktober aber fand man ihn im Zimmer seines Gasthofes daselbst angekleidet wie schlafend auf dem Divan ausgestreckt. Sein Antlitz zeigte den gleichen friedlich heiteren Ausdruck, der dasselbe Zeit seines Lebens so anziehend machte. Ein Buch war seiner Hand entsunken, das Licht vor ihm auf dem Tische ausgebrannt — erloschen mit seinem Lebenslichte. Die feierliche Stille des Todes hatte ihn, den rastlos Schaffenden, umfangen; seine Seele war aus der Anschauungsform unseres leiblichen Daseins dahingeschieden.

Auf ein kurz vorher abgesandtes Schreiben an ihn, welches ich, ihn noch auf seiner letzten Reise verfolgend, nach San Polo di Piave gerichtet hatte, erwiderte mir seine Gemahlin schon als Witwe, indem sie mir zugleich mit folgenden Worten[2]) die mich ergreifende Nachricht mitteilte:

Ihre Zeilen haben meinen Gatten nicht mehr erreicht, welcher am 24. Oktober, vom Schlage getroffen, ohne Todeskampf in jene Welt hinüberging, die im Leben zu erforschen er erstrebte. Der hohe Geist des zu früh Verblichenen kann auf dieser Welt nichts mehr schaffen. — Gott gebe ihm den ewigen Frieden!

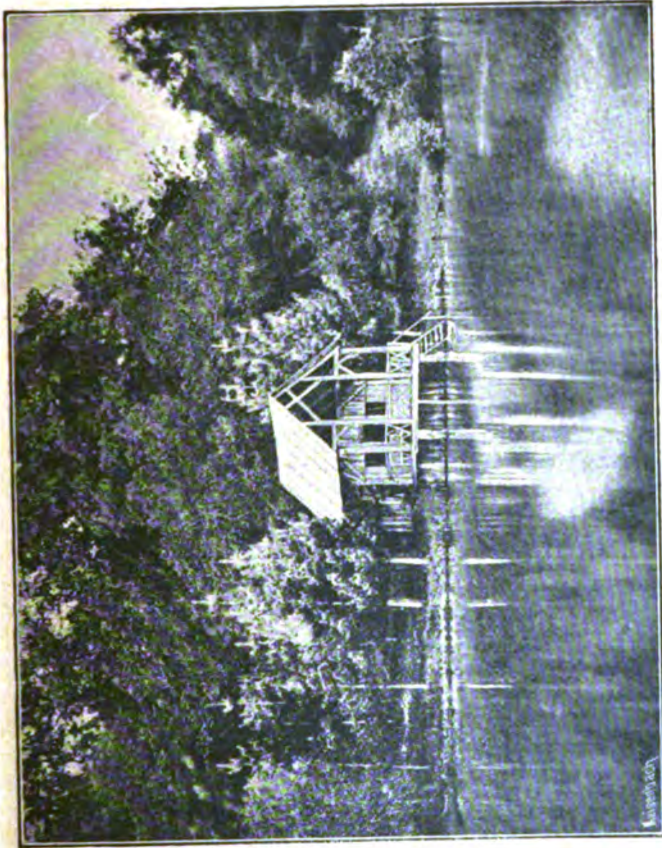
Sein Erdenleib wurde später nach Bistrica übergeführt und daselbst am 26. November beigesetzt.[3]) Ehren wir sein Andenken! Möge die Saat seines Wirkens in der kommenden Generation zu neuem veredelten Leben erblühen! Mögen die Ideale, welche ihm vorschwebten, von uns mehr und mehr verwirklicht werden zu lebendiger, harmonischer Gestaltung!

(Fortsetzung folgt.)

[1]) „Tagebuch eines Philosophen". 265.

[2]) Vergl. hierzu auch das Dezemberheft der „Sphinx" 1887. IV, 24 S. 437.

[3]) In dem eine Viertelstunde vom Schlosse entfernten Wallfahrtsorte Maria Bistrica, dessen Patronin gegenwärtig die Reichsfreifrau von Hellenbach-Jellachich ist.



Fischerhütte in Bistrica,
Hellenbachs selbstgeschaffter Lieblingsaufenthalt.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

(Posthum)

Zur Begriffsbestimmung der „Seele".

Von

Hellenbach.



Wenn zwei Kreise verschiedene Centren haben, sich aber doch teilweise decken, so hat man ein anschauliches Bild von zwei Begriffen, welche einen und denselben Namen tragen, und doch sehr verschieden sind. Bei Objekten der sinnlichen Anschauung ist dabei ein Mißverständnis allerdings weniger zu befürchten, als bei abstrakten Begriffen; was ein Mensch sei, darüber einigt man sich leicht, aber unter dem Ausdrucke „Seele" oder „Geist" versteht beinahe jeder etwas anderes und infolge dieser Verschiedenheit der Begriffe wird die transscendentale Unterlage der menschlichen Erscheinung in Geist und Seele gespalten, das eine dem Tiere abgesprochen, das andere zugesprochen, das eine als Sitz des Selbstbewußtseins bezeichnet u. s. f., ohne daß ein Dritter den eigentlichen Grund einsieht. Alles dieses geschieht, weil ein jeder sich in diese Begriffe hineinlegt, was er will, ohne Rücksicht darauf, daß diese Bezeichnungen ein hohes Alter haben und nicht so leicht und nach Belieben umgemodelt werden dürfen. Wer ein neues Element entdeckt oder einen Asteroiden auffindet, kann ungestraft einen neuen Namen aufstellen; doch für bekannte Dinge neue Namen oder gar für alte Namen neue Begriffe zu erdenken, ist ein Unternehmen, welches Verwirrung erzeugen muß. Wenn wir untersuchen wollen, ob die Ausdrücke „Geist" und „Seele" in Bezug auf den Menschen richtig angewendet werden, so müssen wir vor allem im Klaren sein, was und wieviel wir über die Unterlage der menschlichen Erscheinung überhaupt wissen.

Wir wissen, daß uns ein Subjekt innewohnt, welches will, empfindet und denkt, und welches aller Wahrscheinlichkeit nach, da kein anderer Faktor gegeben ist, auch einen Organismus projicirt, aber nicht nur in lebenden Zellen, wie er sich unseren Sinnen darstellt, sondern möglicherweise auch in anderen Stoffen oder Substanzen. Diesem möglichen zweiten Organismus habe ich das Wort „Meta" vorgesetzt, (analog der „Meta"-Physik), lediglich um ihn zu unterscheiden, ohne ein Präjudiz durch eine andere Bezeichnung zu schaffen.

Nun liest man hie und da, daß das Subjekt „Geist" und daß dasjenige, was ich Meta-Organismus benenne, die „Seele" sei. Ist dies berechtigt? — Bisher hat man unter „Seele" immer beides verstanden, und welche Prädikate wir immer für die Unterlage fänden, so würde man sie unter „Seele" mitverstehen, denn dieser Begriff analysiert nicht das Wesen der Seele, sondern umfaßt das, was in uns lebt, empfindet, wirkt; man spricht daher mit Recht von der Seele eines Unternehmens und von der Seele des Menschen. Es ist dies ein kurzer Ausdruck für das intelligible Subjekt mit allen seinen bekannten und unbekannten Attributen, an welchem Ausdrucke weiter nicht gerüttelt werden sollte. „Seele" ist das Ganze im Sprachgebrauche.

Ist etwa das Subjekt ein „Geist"? — Wer kann ihn definieren? — Ist er etwa das Immaterielle? — Was ist „Materie"? — Nicht ohne Grund sagt Schopenhauer: Kausalität. Im gewöhnlichen Leben heißt Materie das, was auf unsere Sinne wirkt; nun wissen wir aber, daß dies eine Massenanhäufung von Atomen ist. Was ist also das Atom? — Ein unsichtbares, unteilbares, unzerstörbares, ewiges, unendlich kleines und doch allgegenwärtiges, allwirkendes Etwas! Es ist so klein, daß wir uns davon gar keine Vorstellung machen können, und doch reicht es bis in die nebelhaften Milchstraßen des Weltalls! Am Ende ist es gar eine verschiedenartige Lagerung von Äther-Atomen! In alten Zeiten konnte man von Geist und Materie sprechen, doch heute weiß man nicht, wie Geist und Materie zu definieren wären. Hierzu kommt, daß „Geist" und die von ihm abgeleiteten Wörter die verschiedenste Bedeutung haben, während der Begriff der Seele seit jeher sich gleich geblieben ist.

Der Ausspruch „das Subjekt in uns sei ein Geist" hat einen doppelten Nachteil, weil wir erstens nicht klar bestimmen, also nicht wissen können, was ein Geist ist, zweitens weil wir auch nicht wissen, was dieses Subjekt ist. Wir können niemandem abstreiten, daß es aus dem „Willen" Schopenhauers, oder dem „Unbewußten" stamme oder eine Monade des Leibniz u. s. w. sei; freilich kann man uns dies auch nicht beweisen! Allerdings können wir diese metaphysischen Gespenster vom Grabe eines Sterbenden wegjagen; wir wissen, daß dort ihr Platz mindestens noch nicht ist. Wir werden vielleicht auch in der zweiten Anschauungsform [1]) die Wahl nicht treffen können, wer von ihnen recht hat, und jene daher noch weiter treiben; aber in summa summarum wissen wir nicht, was das Subjekt ist, sondern kennen nur einige seiner Eigenschaften, und bestreben uns, deren Zahl zu vermehren.

Der Unklarheit des Begriffes „Geist" ist es auch zuzuschreiben, daß viele in ihn den Sitz des Selbstbewußtseins setzen, und beides dem Tiere absprechen, mit wieviel Berechtigung, bleibt dahingestellt. Das Selbstbewußtsein ist nur eine Vertiefung des „Ich" im gewöhnlichen Bewußtsein; dieses Selbstbewußtsein wird bei tiefer stehenden Menschen dumpfer her-

---

[1]) Im Zustande nach dem Tode; vergl. Hellenbachs „Geburt und Tod", Wien 1885. (Der Herausgeber.)

vortreten, ob es aber den höheren Tieren gänzlich mangelt, das wissen wir schon nicht. Das Tier hat mit dem Menschen alles gemein, es will, empfindet und urteilt, wenn es dem Menschen auch nachsteht, weil es eine tiefere Organisationsstufe einnimmt. Wir können nicht einmal mit Bestimmtheit entscheiden, ob zwischen den beiden Subjekten mehr als ein gradueller Unterschied bestehe. Das Tier hat selbst eine Sprache, welche über die Äußerungen von Lust- oder Unlustempfindungen weit hinausragt. Auf meiner Terrasse, welche durch Wölbungen auf Säulen überdeckt war, pflegten Schwalben zu nisten; ich wollte einen bestimmten Platz von Unreinlichkeit gesichert wissen und ließ das immer wieder begonnene Nest wegreißen in der Hoffnung, daß nach mehreren Versuchen die Schwalben sich einen andern Platz in den Bogengängen suchen würden. Da erschienen etwa 30 Schwalben, die mit vereinten Kräften arbeiteten, so daß stets 4—5 Schwalben gleichzeitig beim Neste beschäftigt waren! Ich mußte kapitulieren. Diese Thatsache läßt nur zwei Erklärungen zu; entweder war es Gedankenmitteilung, oder die in den Bogengängen häufig herumziehenden Schwalben erkannten die Not ihrer Genossen und handelten aus eigener Initiative. In beiden Fällen stehen wir vor einer Denkthätigkeit, welche uns beweist, wie sehr wir die Tiere unterschätzen.

In früherer Zeit glaubte man für den Geist das Denken und für die Seele das Empfinden in Anspruch nehmen zu sollen, aber jetzt weiß man, daß die gewöhnlichste Sinnesempfindung ein Urteil, also ein Denkprozeß ist. Wollte man das über diese Urteile hinausragende Denken dem „Geiste" zusprechen, so könnte man diesen den Tieren nicht absprechen, denn das Tier überlegt auch. Es bliebe also nur das abstrakte Denken übrig, etwa über Gott, Tugend u. s. w. Diese Grenze dürfte aber schwer zu ziehen und die Nichtteilnahme der Seele an diesem oder die des Geistes an jenem wohl nicht behauptet werden können. Unklare Begriffe müssen stets auf solche Abwege führen; auf dem phänomenalen Gebiete werden sie leicht, aber auf dem metaphysischen sehr schwer ausgerottet, wie die Geschichte lehrt.

Menschen und Tiere haben eine „Seele", in welcher ein Subjekt enthalten ist, und zwar ein wollendes, empfindendes und denkendes; ob aber dieses Subjekt ein Geist sei, werde ich erst bestimmen können, wenn ich eine vollgiltige Definition, also einen klaren Begriff von „Geist" haben werde. Es wäre daher zu wünschen, daß man, wenigstens innerhalb derselben Schule, unter „Seele" immer das Ganze verstehen sollte, wie es allgemein der Fall ist. Aus dem Gebrauche des Wortes „Geist" im gewöhnlichen Leben und der von ihm abgeleiteten Wörter könnte man unter „Geist" höchstens eine verdünnte Seele verstehen, niemals aber eine Spaltung von Seele und Geist vornehmen. Die Seele mag sich im übertragenen Sinne vergeistigen, doch um zu entscheiden, ob sie ein Geist sei oder werde, müßte man über einen klar bestimmten Begriff verfügen, dessen Inhalt und Umfang sich der allgemeinen Anerkennung erfreut — was aber durchaus nicht der Fall ist.



Dessoirs Bibliographie,

besprochen durch

Albert von Notzing.

Wenn in einer Zeit das Studium irgend eines Wissenszweiges so in den Vordergrund tritt, wie in den letzten Jahren dasjenige des Hypnotismus, wenigstens in Frankreich und England, so wird das Bedürfnis immer dringender, im Besitze eines Nachschlagewerkes zu sein, welches über den gegenwärtigen Stand der Frage orientiert und durch jährlich nachfolgende Berichte diese Aufgabe ergänzt. — Ein solches Buch nun wird uns geboten durch die soeben erscheinende „Bibliographie des modernen Hypnotismus“ [1]) von Max Dessoir. Dieselbe umfaßt alle wichtigen Originalarbeiten der modernen Kulturvölker, welche sich an die von Liébault, Richet und Charkot vertretenen Richtungen anschließen, wogegen Referate und Zusammenstellungen gänzlich fehlen, es müßte denn etwa ihnen eine besondere Bedeutung zukommen. In der Einleitung, die den Leser mit den in der Bibliographie befolgten Grundsätzen des Verfassers bekannt machen soll, unterscheidet Dessoir in der Entwickelung des Hypnotismus 3 Perioden, die erste durch Mesmer und Puységur eingeleitete, die zweite durch Braid und Heidenhain, Czermak und Preyer und endlich die dritte durch die Franzosen vertretene. — Da nur die letzte berücksichtigt ist, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die deutsche Sprache nur mit 69, dagegen die französische mit 473 und die englische mit 102 Titeln in dem Verzeichnis erscheinen.

Wenn auch vom historischen Standpunkte diese Einteilung sich vielleicht verteidigen läßt, [2]) so rechtfertigt doch der praktische Gesichtspunkt nicht die völlige Trennung, also auch nicht das vollständige Auslassen so fundamentaler Schriften wie der von Braid und Heidenhain; es müßte denn etwa über die zweite Periode noch eine besondere Bibliographie erscheinen. Eine grundsätzliche Verschiedenheit besteht zwischen den beiden letzten Perioden gewiß nicht. Denn in der That sind in den Schriften Braids, den man wohl mit Recht als den Vater des „modernen Hypnotismus“ bezeichnen kann, keimartig schon die durch die französischen Schulen später mehr ausgearbeiteten, leitenden Gesichtspunkte der ganzen Bewegung als wichtige Momente dargestellt; sowohl die Suggestionen im Sinne der

---

[1]) Berlin, Dunker 1888, gr. 8⁰. 94 S. Preis 1,80 M.

[2]) Der Verfasser begründet seine Auffassung — wie uns scheinen will nicht genügend — mit den folgenden Worten: „Erforderte es einerseits die historische Gerechtigkeit, nur das Zusammengehörige als solches zu berücksichtigen, so sprach anderseits noch ein praktischer Gesichtspunkt für die strenge Scheidung der verschiedenen Perioden. Was nämlich Preyer, Heidenhain, Grützner, Berger und viele andere für den Hypnotismus geleistet haben, ist so allgemein bekannt, daß eine Zusammenstellung ihrer Schriften wenig Wert besitzt; außerdem sind die Hauptwerke dieser Richtung fast vollständig durch Fränkel, Bäumler, Sallis und Preyer-Binswanger verzeichnet“.

Nancyschule, wie die so sehr von den Pariser Forschern betonten physischen Merkmale finden, wenn auch in anderer Einteilung, ihre Berücksichtigung.

Die deutsche Litteratur seit Braid liefert wegen ihrer besonderen Betonung der somatischen Erscheinungen im allgemeinen einen mehr kasuistischen Beitrag für die Richtung der Pariser, — abgesehen von der geringen Zahl neuester Publikationen, welche den modernsten Standpunkt vertreten. — Das gänzliche Fehlen nun der genannten Werke in der Dessoirschen Bibliographie macht sich als ein Mangel um so fühlbarer geltend, zumal eine völlig zureichende Zusammenstellung der deutschen Litteratur über Hypnotismus seit Braid nicht existiert, auch nicht in den von unserem Autor angegebenen Quellen.

Ferner fallen die modernen Mesmeristen (Baréty, Despine, Lafontaine Durville, &c.), denen ein besonderes Kapitel gewidmet ist, und welche als die dritte französische Schule betrachtet werden, — nur zeitlich, aber nicht inhaltlich mit der dritten Periode zusammen; denn sie sind doch wohl als die letzten Ausläufer der von Mesmer und Puységur vertretenen Richtung anzusehen.

Überhaupt scheint uns dieses Kapitel, wenn wir auch den bei Auswahl der Werke befolgten Grundsätzen des Verfassers Gerechtigkeit widerfahren lassen, etwas zu kurz behandelt zu sein, wenigstens dürften die wichtigen Werke von Haddok,[1]) Wurm[2]) und Deleuze[3]) wohl eine Erwähnung verdienen. Auch hätte Michailows Buch (Nr. 138) besser hier aufgeführt werden sollen und nicht im ersten Abschnitt unter „Allgemeines“.

Man kann, wie aus obigem ersichtlich, über die Berechtigung der vom Verfasser seiner Schrift gezogenen Grenzen anderer Ansicht sein; aber sicherlich wird man zugeben müssen, daß innerhalb dieser die streng wissenschaftliche Litteratur umfassenden Grenzen Dessoir seine Aufgabe so gut gelöst hat, wie möglich. — Gewissermaßen als Ergänzung zu der gegenwärtigen Arbeit stellt der Autor eine „Kritische Geschichte des modernen Hypnotismus“ in Aussicht, wozu er umsomehr befähigt erscheint, als er innerhalb zweier Jahre nach eigner Angabe gegen 200 Personen selbst erfolgreich hypnotisierte und viele davon zu „planmäßigen“ Forschungen benutzte. „Trotzdem“, sagt Dessoir in seiner Einleitung (S. 9) „habe ich mich nicht entschließen können, diese Erfahrungen in einzelnen Brocken preiszugeben, weil zu gewichtige Bedenken gegen ein solches unwissenschaftliches Verfahren sprechen und nur der Halbkenner in den beliebten casuistischen Beiträgen wertvolles Material wähnen kann. Dagegen erschienen mir die litterarischen Vorarbeiten durchaus mitteilenswert. Jeder, der den Fortschritt der Wissenschaft fördern möchte, muß Einspruch erheben gegen das armselige Treiben gewisser gebildeter Liebhaber, welche immer und immer wieder längst bekannte und anerkannte Thatsachen wiederholen

---

[1]) Haddock, „Somnolismus Psycheismus“, und aus dem Engl. von Prof. Merkel. 1851. Leipzig, Abel.

[2]) Wurm (Assistenzarzt in München) „Darstellung der mesmerischen Heilmethode nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen“. 1857. München, Grubert.

[3]) Deleuze, „Praktischer Unterricht im tier. Magnetismus“, aus dem Franz. von Schuhmacher. 1853. Stuttgart, Hallberger.

und der thörichten Meinung sind, als ob jeder neue Untersucher ab ovo anzufangen hätte, um etwas ganz anderes als seine Vorgänger herauszubringen oder deren Resultate zu bestätigen. Nicht der dürftige Ruhm des eifrigen Nachtreters lockt uns. Sondern festhaltend an der Kontinuität in aller Entwickelung gilt es, ohne Verletzung der weisen Vorsicht das trefflich begonnene Werk zum Ende zu führen: möge sich hierbei das vorliegende Verzeichnis als ein brauchbares Hilfsmittel bewähren".

Eine zweckmäßige Einteilung in Gruppen mit entsprechenden Überschriften macht den in den einzelnen Abschnitten chronologisch geordneten Inhalt des Buches übersichtlich; besonders dankenswert ist die Zusammenstellung der Querschnitte, denn in ihnen sind jedesmal die Nummern derjenigen Werke in Gruppen geordnet, welche irgend eine Zusammengehörigkeit haben, z. B. Schule von Paris, Schule von Nancy, Simulationsfrage 2c.

Über den gewaltigen Fortschritt, den das Studium des Hypnotismus besonders in den außerdeutschen Ländern während der letzten Jahre gemacht hat, wird der Leser durch die am Schlusse des Buches befindliche Statistik orientiert. — In der Bibliographie sind genannt 801 Schriften, (zu denen ein Nachtrag noch 11 hinzufügt) 481 Autoren, 207 Zeitschriften. 199 Schriften sind medizinischen Inhalts, 43 behandeln die juristische Frage, über Fernwirkung von Menschen und Medikamenten handeln 81.

In der Beteiligung der verschiedenen Sprachen steht, wie oben erwähnt, Frankreich voran mit 473 Schriften, dem folgt England mit 102, dann Italien mit 88 und Deutschland mit 69 Schriften. — Die übrigen Länder Europas haben bedeutend weniger aufzuweisen, z. B. Rußland nur 12 Arbeiten, am wenigsten leisteten Portugal und Rumänien — nämlich je nur 1 Arbeit. — Die Zunahme der Bewegung in den letzten Jahren läßt sich deutlich nach dem Erscheinen der Schriften beurteilen. — Im Jahre 1880 erschienen 14 Publikationen, 1881 erschienen 39, 1882 und 1883 bleiben auf dieser Höhe, 1884 steigt die Zahl der Schriften schon auf 78, 1886 auf 131, und endlich 1887 auf 205. Von 14 Thesen ist nur eine deutschen Ursprungs, die von Heerwagen (Hysterischer Hypnotismus 1881) — aber auch nur der Sprache nach, denn sie wurde an der Universität Dorpat bearbeitet; die übrigen 13 sind in Frankreich entstanden.

Wir wollen das Buch nicht aus der Hand legen, ohne auf das große Verdienst hinzuweisen, das Dessoir sich durch diese viele Mühe und Zeit kostende Arbeit erworben hat. Die Schrift zu empfehlen, ist überflüssig, denn sie ist eben ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit hypnotischen Studien eingehender beschäftigen will, zumal noch keine derartige umfassende Zusammenstellung vorliegt, auch selbst in der französischen Sprache nicht. Der deutschen Wissenschaft insbesondere, welche, wie die Statistik zeigt, hinter Frankreich, England und Italien weit zurückbleibt, möge das Buch eine Mahnung sein, zunächst wenigstens einmal die jetzt hundertfach konstatierten Thatsachen zuzugeben und dieselben vor allem ein wenig mehr zum Nutzen der Patienten in der Therapie zu berücksichtigen.



Nachtrag zu Dessoirs Bibliographie.

Beim Durchblättern meiner Notizen über Hypnotismus finde ich, daß Dessoirs Verzeichnis der hypnotischen Litteratur doch noch nicht so vollständig ist, als es auf den ersten Blick erscheint. Obwohl die Arbeiten von Drozdoff (russisch) — der übrigens, wie Charkot, den Hypnotismus als Neurose auffaßt —, Browne und Smee (englisch), sowie diejenigen von Izard und Méric (französisch) eine Erwähnung verdient hätten, will ich doch das Auslassen derselben ihrer geringeren Bedeutung wegen ebensowenig dem Verfasser zur Last legen, wie das Fehlen einiger erst kurz vor Druckbeendigung seines Werkes (also 1888 im April und Mai) erschienener Aufsätze. Beides trifft nun aber bei den folgenden Schriften nicht zu. Dieselben sind als selbständige Arbeiten im Gegensatze zu den zahlreichen Referaten und Sammelwerken von Wichtigkeit.

Jolly (Professor), Der Wille, betrachtet als moralische Kraft und als therapeutisches Heilmittel. Gaz. des Hôp. S. 115, 1875.

Descubes. Étude sur les contractures provoqués chez les hystériques à l'état de vielle. Bordeaux 1885.

Fonteville. Note sur les zones léthargogènes et léthargophrénatrices chez les hystériques. Journ. de Med. de Bordeaux, 1886.

Laker. Über das Auftreten von Gesichtsoedem nach hypnotischem Schlafe. Berl. Klin. Wochenschrift XXII, S. 40, 1886.

Pari. Corea guerita con la giunistica durante alcune sedute d'ipnotizazione. (Sperimentale 1886. Juni.)

Ramey. Rétrécissement spasmodique du canal de l'urèthre traité sans succés par urethrotomie interne et guérie par la suggestion hypnotique. Compt. Rend. hebd. des séanc. de la soc. biol. 1886. No. 26.

Bock. L'hypnotisme et la therapeutique suggestive. Presse médicale Belge. 26. Sept. 1886.

Amadei. Mutismo isterico guarita colla suggestione ipnotica. Gazetta degli Ospitali No. 12, 1887.

Tereg, V. Erregbarkeit des Nervens und Muskels in der Hypnose. Centralblatt für d. med. Wissenschaft. 2. April 1887.

Viscardi. Guérison d'un cas de paralysie hytérique au moyen de l'hypnotisme. Gazette medicale italienne de Lombardie 23. avril 1887.

Larroque. Des dangers du traitement de l'hysterie par l'hypnotisme. Ann. méd. psycholog. Mai 1887.

Mendel. Ein Fall von Taubstummheit bei einem Hysteroepileptiker. Neurolog. Centralbl. Nr. 18. 1887.

Dr. Königshöfer. Ist der Hypnotismus ein in der Augenheilkunde zu verwertendes Heilmittel? Klin. Mon. Bl. f. Augenheilkunde. XXVI, 13. Jan. 1888.

Albert von Notzing.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das Übersinnliche

auf der Münchener Internationalen Kunstausstellung.

Von

Ludwig Delius.



Zu allen Zeiten hat es wohl unter den bildenden Künstlern Männer gegeben, deren Stift oder Pinsel mit Vorliebe den „Nachtseiten des Lebens“ gewidmet war. Neuere französische Sammelwerke, wie „La grande hystérie“ von Dr. Paul Richer, „Les maladies épidémiques“ von Dr. Paul Regnard und andere, geben einen Überblick über den Zusammenhang der Mystik mit der Malerei und Zeichenkunst, wenigstens soweit sich jene mit den Erscheinungen des Somnambulismus befaßt. — Unter den gegenwärtig lebenden Künstlern ist wohl unbestreitbar Professor Gabriel Max in München als der hervorragendste künstlerische Interprete des übersinnlichen Seelenlebens zu betrachten. Wohl keiner versteht es so wie er durch die Farbengebung und den Gesichtsausdruck die Stimmungen und inneren Vorgänge der höchsten geistigen Mystik zum Ausdruck zu bringen. Ich erinnere nur beispielsweise an eines seiner letzteren Bilder, die Katharina Emmerich, jetzt in der neuen Pinakothek zu München. Wenn auch in künstlerischer Beziehung hoch geschätzt, hängen doch diese Werke bezüglich ihres Gegenstandes vollkommen unverstanden von seiten wohl der größeren Anzahl der Beschauer an den Wänden unserer Gallerien und zeitgenössischen Kunst-Ausstellungen. Noch ist die Zeit nicht gekommen, welche einen Künstler, wie Gabriel Max, voll zu begreifen und zu würdigen versteht, aber sie wird kommen. —

Doch trotz aller Ungunst der Zeiten, trotz allem Unverstand der herrschenden Gedankenrichtung gegenüber der Kulturbewegung, welche die „Sphinx“ zu fördern bestrebt ist, besitzt die Gegenwart noch mehrere Künstler, welche das Gebiet der Mystik malerisch bearbeiten, indem sie sich aus der Geschichte Fälle von übersinnlichem Schauen, von Visionen, zum Gegenstand heranwählten. Das beweisen die Bilder, mit welchen die am 1. Juni in München eröffnete Internationale (Jubiläums-) Ausstellung beschickt worden ist.

Prof. Albert Kellers „Hexe" zwar, ein Gemälde von hohem künstlerischem Werte, ist mehr von allgemeinem kulturhistorischem Interesse, aber auch von spezieller Bedeutung für das Gebiet der Mystik. Eine auf den brennenden Scheiterhaufen gebundene, jugendlich schöne „Hexe" erduldet mit erhabener Ruhe in den edlen Zügen die scheinbaren Qualen, gegen die sich unempfindlich zu machen, ihre Naturanlage sie befähigt, weswegen man auch das Bild nach Vorschlag des Freiherrn Du Prel „Hexenschlaf" nennen könnte. — Das erwähnte Gebiet des übersinnlichen Phänomenalismus dagegen wird bisher durch drei Kunstwerke — gleichfalls ersten Ranges — vertreten; und vielleicht mögen die noch ausstehenden österreichischen und französischen Gemälde uns weitere Leistungen dieser Art bringen.

1) Benlliure y Gill's „Eine Vision im Kolosseum", ein Gemälde von riesenhaften Dimensionen. Der Gegenstand desselben ist folgender: Der heilige Almaquio, Einsiedler aus dem Orient, wurde am 1. Jan. 404 von den Gladiatoren des Kolosseums, deren Gefechte er hindern wollte, getötet. Seit jenem Tage hörten dergleichen blutige Schauspiele auf. Seitdem geht, der Sage nach, jener Heilige am Allerseelentage in der Stille der Nacht durch jene Ruine, von Märtyrern und Gerechten aller Zeiten begleitet, mit denen er das „Miserere mei Deus" anstimmt; dann schließen sich auch von der Erde zahlreiche Seelen ihm an und folgen ihm nach. —

Ich muß vor einer Beurteilung dieses Gemäldes betonen, daß dasselbe schon mehrfach mit Preisen ausgezeichnet worden ist, also als auf hoher künstlerischer Stufe stehend gilt. Auf diesem Bilde schweben natürlich alle Gestalten, und deren mögen wohl an hundert dargestellt sein, der Heilige selbst, von einem andächtigen Geisterchor gefolgt, im Vordergrund, ein Kreuz wie einen Taktstock schwingend. Er bildet den Mittelpunkt, welchem alle Geisterzüge zustreben, den Hintergrund die dunkeln Mauern des verfallenen Colosseums; darüber steht der glänzende Vollmond. Der Künstler hatte sich bei der Komposition riesenhaften Schwierigkeiten gegenüber gestellt. Alle diese fliegenden Gestalten mußten geisterhaft erscheinen. Das ist auch bei den aus dem Hintergrund mit Lichtern in weißlichen Gewändern heranziehenden Gruppen vortrefflich gelungen. Die Gruppe um den Heiligen selbst im Vordergrunde mußte andächtige Lieder singend dargestellt werden — also im Gesichts-Ausdruck ganz bestimmten Charakter zeigen. Dadurch nun hat sich der Künstler verführen lassen, die betreffenden dunkeln Gewänder dieser Gruppe in allen Einzelheiten so durchzuführen, daß man zwar andachtsvolle alte Mönche, aber sicherlich keine Wesen aus einer ätherischen Lebewelt vor sich zu haben glaubt. Auf manchen Beschauer wirkt deshalb diese Gruppe nicht in dem gewollten Sinne, und der Skeptiker kann sich, wie ich zu beobachten Gelegenheit hatte, eines spöttischen Lächelns nicht erwehren. Wir finden im nämlichen Saale

2) Jan Matejko's (aus Krakau) „Die Jungfrau von Orleans führt den königlichen Hof von Rheims zur Krönung in die Kathedrale",

ein ebenfalls figuren-überreiches Kolossalgemälde von meisterhafter Durchführung in allen Einzelheiten. Jeanne d'Arc, die edle Seherin, hoch zu Roß, umjubelt von dem sich dicht in den Zug hineindrängenden Rheimser Volk, überall herrlich durchgeführte ausdrucksvolle, begeisterte Köpfe — man kann sich nur einer Sorge nicht entschlagen, wenn sich nämlich die Masse Menschen zwischen den Pferden wirklich bewegte, wie viele davon müßten zertreten und zerdrückt werden! Alles hat sich vergessen, hingerissen von dem herzerhebenden Anblick der Seherin. Diese selbst aber achtet kaum auf das jauchzende Volk; ihr verzücktes Auge wendet sich nach jenen Gestalten aus einer andern Welt, die sie aus ihrem stillen Heimatdorf von Sieg zu Sieg geführt und sie jetzt strahlend in himmlischem Glanze begleiten, unsichtbar für das blöde Auge der Menge.

Leider scheinen an dem allgemeinen Gedränge auf der Erde auch diese „Himmlischen" teil nehmen zu wollen; wenigstens nähern sie sich in bedenklichem Grade diesem sinnverwirrenden irdischen Gewühle, das für sie doch unmöglich etwas Anziehendes haben kann. Dazu kommt, daß die Gestalten der Vision ebenso bestimmt in Kontur und Farbe und ebenso derbkräftig im Wuchse gehalten sind, wie alle irdischen Gestalten des Gemäldes. Dadurch wird in dem Beschauer die Verwirrung immer größer, und er atmet erst wieder etwas freier auf, nachdem er im Hintergrunde ein Stück Himmel entdeckt hat, das wenigstens auf kleinstem Raume weder Menschen, noch Gestalten einer andern Welt enthält, sondern von einem einsamen Sterne erhellt wird, dem Leitstern der Jungfrau.

3) Endlich finden wir E. Liska's (aus Rom) „dem Kaiser Maximian erscheinen seine Opfer", ein wunderbar ergreifendes Bild. Der römische Imperator auf dem Mosaikboden einer Terrasse, die aus einer Villa ins Freie führt, zusammengesunken wie leblos in die Falten seiner Toga verhüllt, im Vordergrund. Aus dem Hintergrund tritt eine mächtige Männergestalt, das Haupt von Lichtschimmer umflossen, von wehmütig ernstem Ausdruck, mit der einen Hand auf eine Wunde in der Brust hindeutend. Andere Gestalten, Kinder, Frauen, Greise folgen, Palmzweige in den Händen schwingend; die ganze Szene glänzt im duftigsten Mondschein-Licht. Das Bild ist von so überwältigender Wirkung, weil alles zusammenstimmt, den Eindruck eines erhabenen Schauderns hervorzurufen, der einsame, von Gewissensbissen gefolterte, von plötzlichem Schreck zusammengebrochene römische Tyrann, die geisterhaften Gestalten der leise nahenden Opfer in duftigen Gewändern. Dies sind keine irdischen Leiber. Hier fühlt man wirklich Etwas wie das Hereinragen einer andern Welt in die unsere.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das Begehren des Jüngers.

Fortsetzung der Erläuterungen zu „Licht auf den Weg."

Von dessen Verfasser.



„Eh' vor den Meistern kann die Stimme sprechen".

Die Sprache ist die Macht der Mitteilung. Der Augenblick des Eintritts in thätiges Leben wird gekennzeichnet durch ihren Erwerb. Bevor ich fortfahre, will ich den Plan erläutern, nach welchem die Lehren in „Licht auf den Weg" geordnet wurden. Die ersten sieben der bezifferten Lehrsätze sind Unterabteilungen der ersten beiden unbezifferten, — jener, welche in den vorhergehenden Besprechungen behandelt wurden. Die mit Ziffern bezeichneten Sätze gingen einzig aus meinem Bestreben hervor, die unbezifferten verständlicher zu machen. Die mit „acht" bis „fünfzehn" bezeichneten Sätze bilden Unterabteilungen des unbezifferten Satzes, der mich jetzt beschäftigt.

Wie erwähnt, sind diese Lehren für alle Lernenden geschrieben, aber nur für diese; für alle anderen sind sie belanglos, und diese anderen werden sich wohl kaum die Mühe geben, mir weiter zu folgen. Gern will ich, auf Verlangen, tiefer in die ersten beiden Lehren eingehen, welche vollständig den einen Teil des Strebens umfassen — denjenigen, welcher die Anwendung des Messers seitens des Arztes nötig macht. Aber ohne fremden Beistand hat der Lernende die Schlange seines niederen Selbsts zu bekämpfen; er muß seine irdischen Leidenschaften durch die Kraft seines eigenen Willens unterdrücken. Eines Meisters Beistand kann er nur verlangen, nachdem dies ganz oder wenigstens teilweise vollbracht ist. Andernfalls sind die Pforten und Fenster seiner Seele befleckt, verdunkelt und

*) Wir empfehlen denjenigen Lesern, welche sich für diese Selbstzucht interessieren, aber etwa den Grundgedanken dieser „Erläuterungen" zuerst nicht ganz durchschauen, sich dadurch von denselben nicht abschrecken zu lassen, sondern sie in Zwischenräumen wiederholt zu lesen; dann wird manchen wohl schon der Sinn aufgehen, wenn auch vielleicht zu unerwarteter Zeit. — Auch sei uns gestattet, hier noch an das alte Wort Saint-Martins zu erinnern: Ce n'est pas la tête qu'il faut se casser pour avancer dans la carrière de la vérité, c'est le coeur. (Der Herausgeber.)

verschlossen, und Erkenntnis kann nicht zu ihm dringen. Der Zweck dieser Erläuterungen ist nicht, einem Menschen zu sagen, wie er seine Seele zu behandeln habe, nur Wissen sollen sie dem Lernenden geben. Daß ich, selbst jetzt, nicht zum Verständnis eines jeden schreibe, beruht auf der Thatsache, daß die unabänderlichen Gesetze der übersinnlichen Welt solches verhindern.

Die vier Lehren, welche ich zum Frommen derer im Abendlande niederschrieb, die sie zu erlernen wünschen, stehen, wie ich sagte, eingegraben in der Vorhalle jeder bestehenden Brüderschaft; ja mehr! wie für die Brüderschaften der Gegenwart, so gilt dies für alle Brüderschaften der Vergangenheit und ebenso der Zukunft. Mit dem Worte „Brüderschaft" will ich nicht irgendwelche willkürliche Vereinigung von Schriftenforschern und Verstandesweisen bezeichnen; ich verstehe darunter etwas in der übersinnlichen Welt wirklich Vorhandenes — eine Stufe in der Entwicklung zum unbedingt Göttlichen oder Guten. Im Laufe dieser Entwickelung erreicht der Lernende — stufenweise — innere Übereinstimmung, reines Wissen, ungetrübte Wahrheit und je beim Betreten dieser Stufen fühlt er sich Eins werden mit einer Höhenschicht menschlichen Bewußtseins — sofern der Gedanke durch solch rohes Bild wiedergegeben werden kann. Er begegnet seines Gleichen, Menschen seiner eignen selbstlosen Art, und seine Vereinigung mit ihnen wird bleibend, unlösbar, weil sie auf lebensstarke Ähnlichkeit des Wesens sich gründet. Ihnen verbindet er sich durch Gelöbnis, das keines Ausdruckes, keiner Fassung in gewöhnliche Worte bedarf. Dies ist eine Auffassung von dem, was ich unter Brüderschaft verstehe.

Wenn die ersten Lehren bemeistert sind, erkennt der Lernende, daß er an der Schwelle steht. Ist dann sein Wille genügend fest, so kommt ihm die Macht der Sprache — eine zwiefältige Macht. Denn, indem er nun vorwärts schreitet, tritt er in einen Zustand des Erblühens, in dem jede sich öffnende Knospe ihre verschiedenen Blätter und Blütenteile ausstrahlt. Macht er Gebrauch von seiner neuen Gabe, so muß er sie gemäß ihrer zwiefachen Eigenart benutzen. Er fühlt in sich die Kraft in Gegenwart der Meister zu sprechen, mit anderen Worten, er hat das Recht, Berührung mit dem göttlichsten Teil des Bewußtseinzustandes zu verlangen, in den er eingetreten. Aber durch die Natur seiner Stellung fühlt er sich gezwungen, nach zwei Richtungen gleichzeitig zu handeln. Er kann nicht seine Stimme zu den Höhen, den Sitzen der Göttlichen emporsenden, bevor er in die Tiefen gedrungen, die ihr Licht nimmer erreichen kann. Wo er jetzt steht, fühlt er den Griff eines eisernen Gesetzes. Verlangt er ein Jünger zu werden, wird er sofort ein Diener. Doch dieser Dienst ist herrlich; wär' er es auch nur durch das Wesen derer, die dabei beteiligt sind. Denn auch die Meister sind Diener, sie dienen und später fordern sie ihren Lohn. Teil ihres Dienstes ist, den Jünger in Berührung mit ihrem Wissen zu bringen, — und seine erste Dienstleistung ist die, einiges von diesem Wissen denen zu spenden, die noch nicht da zu stehen vermögen, wo er steht. Und dies ist keine will-

kürlich getroffene Entscheidung eines Meisters oder Lehrers oder noch so göttlichen Wesens. Ein Gesetz jenes neuen Lebens ist es, das der Lernende begonnen hat.

Deshalb standen auf dem innern Tempelthor der alten ägyptischen Brüderschaft die Worte: „Der Arbeiter ist wert seines Lohnes".

„Bittet, so wird euch gegeben," klingt fast zu leicht und einfach, um glaubhaft zu scheinen. Aber der Lernende vermag nicht zu „bitten" im Sinne der Geheimlehre, in dem das Wort in dieser Schrift gebraucht ist, bis er die Kraft erlangt hat, anderen zu helfen.

Weshalb nicht? Klingt dieser Ausspruch zu anmaßend?

Ist es Anmaßung zu behaupten, daß ein Mensch festen Fuß fassen müsse, bevor er springen kann? Ist doch die Sachlage die gleiche. Wenn Hilfe geleistet, wenn Arbeit gethan wird, dann erwächst ein wirklicher Anspruch — nicht ein Forderungsrecht auf Bezahlung — aber der Anspruch auf Genossenschaft. Die Göttlichen geben; sie fordern, daß auch du giebst, ehe du einer der Ihren werden kannst.

Dies Gesetz entdeckt der Lernende, sobald er zu sprechen versucht. Denn die Gabe der Sprache wird nur dem Lernenden zuteil, welcher Kraft und Erkenntnis besitzt. Der Spiritist tritt in die niedere astrale Welt ein, aber er findet dort keine irgendwie verläßliche Sprache, es sei denn, er fordere sie sofort und stets wieder von neuem. Fesseln ihn die sinnlichen Erscheinungen oder die bloßen Nebenumstände und Zufälligkeiten des astralen Lebens, dann tritt er nicht in den Lichtstrahl irgendwelches unmittelbaren Gedankens oder Strebens; er lebt und ergötzt sich eben nur im astralen Leben, wie er im irdischen lebte und sich ergötzte. Ohne Zweifel giebt es einige einfache Lehren, welche das niedere astrale Leben ihm lehren kann, ebenso wie das irdische Leben ihm solche in stofflicher wie geistiger Beziehung lehrt. Und diese Lehren müssen gelernt werden. Wer sich vornimmt das Leben des Lernenden zu ergreifen, ohne jene ersten einfachen Lehren bewältigt zu haben, wird stets unter der eignen Unwissenheit leiden. Sie sind Lebensbedingung und müssen durch das Leben erlernt, gründlich und immer wieder von neuem erprobt werden, bis jeder Teil der Natur mit ihrer Hilfe verstanden worden ist.

Doch zurück. Wenn der Jünger die sogenannte Macht der Sprache fordert, ruft er um seine Führung den Gewaltigen an, der zuvorderst in dem Strahl der Erkenntnis steht, in den er eingetreten. Indem er dies thut, wird seine Stimme durch die Gewalt, der er genaht, zurückgeworfen und sie hallt wieder in den fernen Tiefen menschlicher Unwissenheit. In unbestimmter, verworrener Weise dringt zu allen Menschen, die da hören wollen, die Kunde, daß es Wissen und eine wohlthätige Macht giebt, welche lehrt. Kein Lernender vermag die Schwelle zu überschreiten, ohne diese Kunde mitgeteilt und in irgendwelcher Weise für ihre Erhaltung gewirkt zu haben.

Stumm vor Schreck blickt er dann zurück auf die Unvollkommenheit und ungenügende Vorbereitung seiner Leistung; dann steigt der Wunsch in ihm auf, Besseres zu vollbringen, und mit diesem Wunsch anderen zu

helfen, erwächst ihm die Kraft. Denn rein ist der Wunsch, der ihn bewegt; seine Vollbringung trägt ihm kein Lob ein, keinen Ruhm, keinen persönlichen Lohn; und deshalb erlangt er die Kraft, ihn zu verwirklichen.

Die Vergangenheit, so weit wir sie verfolgen können, zeigt gar deutlich, daß weder Lob, Ruhm noch Lohn durch Lösung dieser ersten, dem Jünger gestellten Aufgabe zu erwerben ist. Der Lohn des Geheimstrebenden war von jeher Spott, der des Sehers — Unglauben; diejenigen unter ihnen, denen außerdem die Macht des Verstandes zu Gebote stand, haben der Nachwelt ihre Schriften hinterlassen, aber den meisten Menschen dünken sie nichtssagende Träumereien, selbst wenn des Verfassers Worte den Vorzug haben, aus ferner Vergangenheit zu uns zu dringen. Der Lernende, welcher mit der heimlichen Hoffnung auf Ruhm und Erfolg an die Aufgabe herantritt, um vor der Welt als Lehrer und Apostel zu erscheinen, unterliegt, noch ehe er deren Lösung versuchte, und seine versteckte Heuchelei vergiftet sowohl seine eigene Seele wie die Seelen derer, welche er berührt. Im Geheimen betet er sich selbst an — und der Götzendienst muß seine Früchte tragen.

Der Lernende, der den Eintritt zu erzwingen vermag, der stark genug ist, jede Schranke zu durchbrechen, wird, sobald die göttliche Botschaft ihn erreicht, sich selbst vollständig in dem neuen Bewußtsein vergessen, das über ihn kommt. Wenn jene erhabene Botschaft ihn wirklich zu erwecken vermag, wird er den Göttlichen gleich — in seiner Neigung, lieber zu geben als zu nehmen, in seinem Wunsche, lieber Hilfe zu bringen als zu empfangen, in seinem Entschluß, lieber die Hungrigen zu speisen als selbst zu genießen — und sei es Manna des Himmels. Seine Natur ist verwandelt, und Selbstsucht, die im gewöhnlichen Leben der Menschen Handlungen bestimmt, ist mit einem Mal von ihm gewichen.

(Fortsetzung folgt.)



Kürzere Bemerkungen.

De Profundis.

Geburt.[1])

Her aus der Tiefe, du mein Kind, her aus der Tiefe,
Wo alles ewig ist, das immer war und sein wird,
Äonen lang gewirbelt durch die unermeßliche,
Uranfängliche Dämm'rung mannigfacher Lichtflut, —

Her aus der Tiefe, du mein Kind, durch dieses Weltalls
Ewige Wandlungen nach wandelloser Satzung
Durch jegliche Gestaltung sich steigernden Lebens
Und aus des Mutterschoßes unbewußter Vorzeit
Daher kommst du!

Alfred Tennyson.

Telepathische Willensthätigkeit.

Am 9. Juli 1887, um 3 Uhr nachmittags, bei schwüler, drückender Atmosphäre machte ich, meiner Gewohnheit gemäß, meine Siesta in einer in meinem Eßzimmer angebrachten Hängematte und las dabei in dem soeben erhaltenen Werkchen von Edmund Gurney „Telepathie, Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor Preyer". Unweit des Fußendes der Hängematte ruhte meine Frau in einem Fauteuil. Da ich sie fest schlafen sah, so kam mir die Idee zu versuchen, ob es nicht möglich sei, sie durch eine bloße Anstrengung meines Willens, also auf rein telepathische Weise, zu wecken. Ohne die geringste Bewegung zu machen, blickte ich sie also unverwandt an und konzentrierte die ganze Kraft meines Willens auf folgenden gedachten und beständig in meinem Geiste wiederholten Befehl: „Werde wach! Wer-de wach! — — Ich — will — daß — du erwachest!" —

Drei oder vier Minuten verflossen auf diese Weise, ohne daß die Schläferin erwacht oder daß auch nur auf ihrem Gesichte die leiseste Spur eines auf sie wirkenden Einflusses sichtbar geworden wäre. Ich stand also von meinem Versuche ab, ohne mich besonders über sein Mißlingen zu verwundern; was mich gewundert hätte — dies gestand ich mir ein — wäre vielmehr sein Gelingen gewesen. Trotzdem machte ich einige Minuten später einen zweiten Versuch, aber auch dieser blieb ohne jeden merklichen Erfolg. Meine Frau fuhr fort ruhig zu schlafen.

Hierauf nahm ich meine Lektüre wieder auf und hatte bald mein mißglücktes Experiment vollständig vergessen.

Acht bis zehn weitere Minuten mochten verflossen sein, als meine

[1]) Diese möglichst getreue Nachbildung eines meisterhaften Gedichts des britischen Poeta laureatus: „Out of the deep" (Birth) ist uns von befreundeter Seite mitgeteilt, und dürfte wohl einige unserer Leser interessieren. Die Beantwortung der Frage nach der Geburt der Seele ist allemal ein Versuch der Lösung des Menschenrätsels. **H. S.**

Frau plötzlich erwachte, mich verwundert ansah und sichtlich verstimmt anredete:

— „„Was willst du? — Warum weckst du mich?““

— „Ich habe dir nichts gesagt.“

— „„Wie, nichts gesagt? Du hast mir doch beständig zugerufen, daß ich erwachen solle.““

— „Du träumst wohl! Ich habe den Mund nicht aufgethan.“

— „„Nicht möglich!““ rief sie erstaunt. Dann, nach einer Pause: „„In der That, ja, jetzt erinnere ich mich, es war bloß ein Traum.““

— „Erinnerst du dich der Einzelheiten des Traumes?“

— „„Es war gerade kein angenehmer. Ich befand mich, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in der Nähe des Rond-Point von Courbevoie.[1]) Es war schwüles Wetter und ein starker Wind erhob sich, wie dies gewöhnlich der Fall ist, wenn ein Gewitter im Anzuge ist. Da sah ich eine in ein weißes Tuch gehüllte menschliche Gestalt — ob ein Mann oder eine Frau, das konnte ich nicht sehen — den Abhang hinabrollen; sie suchte vergebens, sich fest zu halten und rief um Hilfe. Gerade wollte ich dahin eilen, als ich mich energisch zurückgehalten fühlte durch einen Einfluß, von dem ich mir anfangs keine klare Rechenschaft zu geben wußte. Ich fühlte jedoch bald deutlich, daß du es warst; du riefst mir von weitem zu, ich solle das alles lassen und erwachen. „Allons! werde wach, ich will es!“ riefest du heftig und wiederholt. Aber ich widerstand dir; ich war mir vollkommen bewußt, daß ich mit Erfolg gegen das Erwachen kämpfte, welches du mir aufdringen wolltest und welches mir unangenehm gewesen wäre. Wie lange ich stand hielt, das weiß ich nicht. Als ich jedoch soeben erwachte, war es mir, als hörte ich noch deutlich deinen Ruf: „Allons! Werde wach! Werde wach!“ in meinen Ohren klingen.““

Meine Frau war im höchsten Grade erstaunt zu erfahren, daß ich in der That versucht hatte, sie durch diesen bloß gedachten Befehl zu wecken.

Ich füge hinzu, daß außer uns beiden niemand in unsrer Wohnung und alles um uns her ruhig war; daß meine Frau nicht wußte, in welchem Buche ich las, wie sie denn überhaupt wenig Interesse für dergleichen Gegenstände hat; und daß sie niemals hypnotisiert worden war, weder durch mich, noch durch andere.

Obschon bei dem Vorfall die Annahme zufälliger Koincidenz nicht ganz ausgeschlossen bleibt, so dürfte es doch bei weitem wahrscheinlicher sein, daß er auf Telepathie zurückzuführen ist.

Paris, 19. Juli 1887. **Ant. Schmoll.**



Nachtrag zur Beurteilung Emanuel Swedenborgs.

Vulpius behandelt im ersten Band seiner bekannten „Curiositäten“ die Geschichte Swedenborgs in seiner jokosen Manier vom Stand-

[1]) Ein auf einer Anhöhe gelegener freier Platz in der Umgebung von Paris.

punkte des seichtesten Rationalismus aus, bringt aber trotzdem einige Angaben bei, welche für diesen Gegenstand sehr wichtig sind, insofern sie die Annahme Kehrbachs, daß Kants Brief an Charlotte von Knobloch im Jahre 1763 geschrieben sei, hinfällig werden lassen und die berühmte Erzählung von der verlegten Quittung der Frau von Marteville in ein wesentlich anderes Licht setzen.

Was den ersten Punkt anlangt, so sagt Vulpius[1]) nach einer Erzählung im 1. Stück der Berliner Monatsschrift von 1788 folgendes: „Im Jahre 1763 wurde Swedenborg zur Königin Louise Ulrike gerufen, die nach einer kurzen Unterhaltung ihm aufgab, ihr zu sagen, was sie zu Charlottenburg mit ihrem verstorbenen Bruder, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, gesprochen habe. Nach einigen Tagen erhielt sie von Swedenborg eine so befriedigende Antwort, daß sie ihr Erstaunen darüber nicht bergen konnte."

„Die Königin erzählte dies einem Manne selbst, der es bekannt gemacht hat (Baron von Lützow?), und war so überzeugt von Swedenborgs Beruf, Geheimnisse zu enthüllen und der Wahrheit seiner Aussagen von den Unterhaltungen mit Geistern, daß sie gegen einige gemachte Einwürfe äußerte: Je ne suis pas facilement dupe".

In dem Kantschen Briefe heißt es nun: „Diese Nachricht hatte ich durch einen dänischen Offizier, der mein Freund und ehemaliger Zuhörer war, welcher an der Tafel des österreichischen Gesandten Dietrichstein in Kopenhagen den Brief, den dieser Herr zu derselben Zeit (also 1763) von dem Baron von Lützow, den mecklenburgischen Gesandten in Stockholm, bekam, selbst nebst andern Gästen gelesen hatte, wo gedachter von Lützow ihm meldet, daß er in Gesellschaft des holländischen Gesandten bei der Königin von Schweden der sonderbaren Geschichte, die Ihnen, gnädiges Fräulein, von Herrn von Swedenborg schon bekannt sein wird, selbst beigewohnet habe."

Lützow hatte sich also in Gesellschaft Schwerins bei der Königin befunden (Vergl. Sphinx V. 25, S. 20), als Swedenborg seine bekannte Aussage machte, und die Begebenheit an Dietrichstein nach Kopenhagen geschrieben, wo Kants Freund den Brief selbst gelesen hatte und darauf dem Philosophen nach Königsberg Mitteilung machte. Kant schrieb nun wieder nach Kopenhagen an seinen Freund „und gab ihm allerlei Erkundigungen auf", worauf derselbe antwortete, daß Dietrichstein und Professor Schlegel für die Wahrheit des Ereignisses einständen. Wie es nun in Kants Brief weiter heißt, riet der Offizier ersterem, an Swedenborg selbst zu schreiben, was unser Philosoph auch that und sein Schreiben Swedenborg durch einen englischen Kaufmann in Stockholm aushändigen ließ. Swedenborg versprach eine Antwort, blieb sie aber schuldig, und Kant war auf das Warten angewiesen. — Derselbe hatte „im verwichenen Sommer", also dem des Jahres 1763, wie sich aus dem ganzen Zusammenhang ergiebt, einen Engländer kennen gelernt und ihn beauftragt, „bei seiner Reise nach Stockholm genauere Kundschaft wegen der Wundergabe des Herrn von Swedenborg einzuziehen".

Obschon nun leider nicht gesagt ist, wann der Engländer seine Reise nach Stockholm antrat, so ist doch offenbar, daß dies frühestens im Laufe des Herbstes geschehen sein muß. In Stockholm angekommen, wird

[1]) Curiositäten I, S. 537.

der Engländer nach und nach mit „den angesehensten Leuten" bekannt, welche die Wahrheit der Sache bestätigen, was der Engländer an Kant mit der Bemerkung meldet, er hoffe Swedenborg selbst zu sprechen, obschon es ihm schwer ankomme, an die Wahrheit eines Verkehrs mit der Geisterwelt zu glauben ꝛc. — Es ist mithin wieder Zeit vergangen. — „Seine folgenden Briefe (also abermaliger Zeitverlust) aber lauten ganz anders"; der Engländer ist durch die Persönlichkeit Swedenborgs bekehrt worden. —

Bedenkt man nun die vielen Phasen des Ganges der ganzen Sache und hat man die Langsamkeit des damaligen Verkehrs im Auge, so wird es augenscheinlich, daß Kant den Brief an Fräulein von Knobloch nicht im Jahre 1763 geschrieben haben kann. Ja wir erhalten dafür einen direkten Beweis an Kants eigenen Worten, wenn wir bedenken, daß der erwähnte Vorfall 1763 stattfand und Kant vom „verwichenen Sommer" spricht, während er, an die Bekehrung des Engländers anknüpfend, weiter sagt: „Als er (Swedenborg) an meinen Brief erinnert wurde, antwortete er, er habe ihn wohl aufgenommen und würde ihn schon beantwortet haben, wenn er sich nicht vorgesetzt hätte, diese ganze sonderbare Sache vor den Augen der Welt öffentlich bekannt zu machen. Er würde im Mai dieses Jahres nach London gehen, wo er sein Buch herausgeben würde, darin auch die Beantwortung meines Briefes nach allen Artikeln sollte anzutreffen sein". Demzufolge muß Kants Brief frühestens 1764 geschrieben sein, wobei die Annahme späterer Daten übrigens keineswegs ausgeschlossen bleibt und die Vermuthung derer, welche die „Träume eines Geistersehers" für später als den Brief geschrieben und die wahre Meinungsäußerung Kants enthaltend ansehen, einen großen Stoß erhält, ja ganz hinfällig wird.[1])

*

In der zweiten Sache bringt Vulpius ein Dokument bei,[2]) dessen Authentizität wohl schwerlich angefochten werden kann, nämlich einen am 11. April 1775 von dem zweiten Gemahl der Frau von Marteville, dem dänischen General von E., geschriebenen Brief und sagt: „Ungefähr ein Jahr nach dem Tode — schreibt der General von E. — des Herrn von Marteville fiel es meiner Gemahlin ein, ihren damaligen Nachbar in Stockholm, den Herrn von Swedenborg zu besuchen. Sie wurde nebst mehreren Damen von ihm angenommen. Er empfing sie in seinem sehr schönen Garten, in einem prächtigen Salon, der gewölbt und oben in der Mitte des Daches mit einem Fenster versehen war, wodurch er seinem Vorgeben nach sich mit seinen Freunden, den Geistern, unterhält."

„Unter andern Gesprächen fragt ihn meine Gemahlin, ob er nicht den Herrn von Marteville gekannt habe, welches er mit Nein beantwortete, weil er, als derselbe am schwedischen Hof gestanden, sich größtenteils in London aufgehalten habe."

(Bemerkung von Vulpius: Indessen war an die Frau von Marteville eine Forderung von 25000 holländischen Gulden gemacht worden, die, wie sie nicht anders

---

1) Vergl. Karl Kehrbachs Einleitung zu dieser Kantschen Schrift in der Reclamschen Ausgabe.

2) Curiositäten I. 538. Vergl. Journal von und für Teutschland 1790. I. B. S. 35.

wußte, von ihrem Gemahl schon bezahlt worden waren, während sie doch die darüber gegebene Quittung aber nirgends finden konnte.

Der General sagte: „Diese Geschichte hat ihre Richtigkeit, in gedachter Gesellschaft aber wurde von dem allen nichts erwähnt."

„Acht Tage darauf erscheint der sel. Herr von Marteville meiner Gemahlin im Traum und bezeichnet ihr den Ort in einer englischen Schatulle, wo sie nicht allein die Quittung, sondern auch eine Haarnadel mit 20 Brillanten fand, die man ebenfalls für verloren hielt."

„Dies war ungefähr 2 Uhr des Nachts. Voller Freude steht sie auf und findet alles an der bezeichneten Stelle. Sie begiebt sich wieder zur Ruhe und schläft bis des Morgens um 9 Uhr. Gegen 11 Uhr läßt sich Herr von Swedenborg anmelden. Seine erste Erzählung, ehe er etwas von meiner Gemahlin erfahren, war: er habe in verwichener Nacht mehrere Geister und unter denselben auch den Herrn von Marteville gesehen. Mit diesem habe er zu reden gewünscht, was er ihm aber abgeschlagen aus dem Grunde, weil er zu seiner Gemahlin müßte, um ihr etwas Wichtiges zu entdecken, da er aus der Colonie, in welcher er jetzt ein Jahr gewesen sei, ausgetreten und in eine weit glücklichere übertreten würde."

„Dieses sind die wahren Umstände derjenigen Begebenheiten, welche meiner Gemahlin sowohl mit der Quittung als mit Herrn von Swedenborg begegnet sind. Ich unterstehe mich nicht, in die dabei vorkommenden Geheimnisse zu dringen, es ist auch mein Beruf nicht. Ich habe bloß erzählen wollen und meine Pflicht erfüllt."

Verhält sich alles wirklich so, woran man zu zweifeln keinen Grund hat, so hat allerdings Swedenborg der Frau von Marteville die Quittung nicht entdeckt, dafür aber gewinnt der angeblich stattgefundene Geisterverkehr an Wahrscheinlichkeit. **Carl Kiesewetter.**

Die drei Bo!

Eine französische Weissagung.

In verschiedenen süddeutschen Blättern finden wir als ein „astrologisches Märchen" folgende Angabe berichtet, die in Frankreich letzthin ein weitverbreitetes Aufsehen erregt haben soll und offenbar den Partei-Interessen zu politischen Agitation dient. Aber, se non e vero, e ben trovato:

Anno Domini 1585 erschien bei dem Buchhändler Jean Stratius in Lyon eine astrologische Abhandlung in der Art der Weissagungen des Nostradamus. Ein belgisches Blatt nun will in dieser alten Schrift, von der sich ein Exemplar in der Staatsbibliothek in Brüssel vorfinden soll, in wörtlicher Verdeutschung folgende Prophezeihung über die „Drei Bo" entdeckt haben:

Leben und sterben mußt du, o Gallien, unter den drei Bo,
Zwei Jahrhunderte lang wirst unter Bo I du steigen,
Dann erhöhen wirst du Bo II und so dich zerstückeln,
Unter Bo III, dem Bäcker, wird Bis Clem deine Roll' enden.

Die modernen politischen Sterndeuter in Frankreich beziehen obige Weissagung auf die drei Dynastien Bourbon, Bonaparte und — Boulanger. Unter den Bourbonen — Bo I — hat Frankreich in der That zwei Jahrhunderte hindurch, von 1589 bis 1789, an Macht zugenommen. Die Bonapartes, die Corsen, brachten die Invasion und den Verfall. Mit Bo III, Boulanger, dürfte Frankreich seine Rolle ausgespielt haben, und zwar dank Bis—marck und Clem—enceau, der nach einem neuen unglücklichen Krieg eine zweite Kommune heraufbeschwören würde. So prophezeite anno Domini 1585 Jacques Molan, Doktor der Rechtsgelehrsamkeit und wohlbestallter Advokat am Schöffenstuhl zu Macon. Der mag's auch verantworten. **T. B.**

Christus, der Mensch und Freiheitskämpfer.

Sonderbare Blüten treibt doch der Materialismus! In einer Schrift von Anatole Rembe[1]) liegt uns ein Zeichen der Zeit vor, welches aber noch ganz andere Bedenken in uns weckt als das des theoretischen Materialismus. Der Verfasser beutet hier das sittlich höchststehende Ideal der europäischen Rasse zu einer verhüllten Beschönigung des extremsten Anarchismus aus. Es ist dies nicht der erste Versuch dieser Art. Lynn Lintons Novelle The History of Josua Davidson ist ja nun bald 20 Jahre alt; und wenn dieser Darstellung nicht eine gewisse Wahrheit trotz aller plattsinnlichsten Beschränktheit zu Grunde läge, so würde sich dieselbe wohl nicht so lange gang und gebe erhalten haben und sogar in die Tauchnitz' Edition übergegangen sein. Diesen Rembeschen Essay könnte man aber als weit gefährlicher bezeichnen, weil er mit ungleich mehr Geist, ja ich möchte sagen, Begeisterung geschrieben ist, brillant in der Form, und sprühend von Phantasie. Auf eine ernsthafte Besprechung dieses frevelhaften Zerrbildes der Thatsachen, welche der Entstehung des Christentums zu Grunde liegen, kann ich mich nicht wohl einlassen. Es versteht sich von selbst, daß Herr Rembe sich in seinem Phantasiebilde weder um die Erörterung der Grundfrage kümmert, ob und wer überhaupt der historische Christus gewesen und welchem tief geistigen Grundgedanken der ideale Christus entstammt, wie er uns zum Teil schon in den Evangelien entgegentritt, noch mehr aber sich in der höchsten Mystik lebendig kund thut. Der moderne Materialismus hat ja weder eine Ahnung von den Thatsachen der Mystik, noch von denen der Kulturgeschichte, durch welche dieselbe sich ganz ununterbrochen hindurchzieht. Nicht einmal die handgreiflichsten psychischen Kräfte, noch auch die Ausübung irgend welcher sogenannten „magischen" Wirkungen sind Herrn Rembe bekannt. Was die heutigen Universitäten nicht anerkennen, das existiert für ihn nicht. So behilft er sich denn auch zur Beseitigung der „Wunder" in den Evangelien mit den allerplattesten und oberflächlichsten rationalistischen Kunstgriffen. Hätte er für seine natürlichen Erklärungen wenigstens zu Hypnotismus und Mesmerismus seine Zuflucht genommen, die doch heute jedes Kind kennt, so würden wir sagen, das sei ein sehr niedriger, kurzsichtiger und beschränkter Standpunkt, denn in der That handelt es sich in der eigentlichen Mystik ja um ganz und gar andere unendlich viel höher potenzierte Kräfte. Sieht man nun aber einmal ganz davon ab, welche Persönlichkeit Rembe zu schildern vorgiebt und welchen jedermann bekannten Stoff er zu seiner Darstellung verarbeitet, so muß man diese doch schon an sich als wertlos bezeichnen, weil es derselben durchaus an genügender Motivierung fehlt. Nähme man also auch an, es sei einmal ein solcher anarchistischer Schwärmer durch Eitelkeit, Ehrgeiz und Ärger über die Demoralisation der herrschenden Klassen seines Landes und seiner Zeit verleitet worden, ein paar Jahre lang eine zweifelhafte Rolle als Aufrührer zu spielen, so fehlt es doch an aller Motivierung

[1]) Christus, der Mensch und Freiheitskämpfer. Wilh. Friedrich, Leipzig 1887.

für die dann offenbar ungeschickten und zwecklos sich in sicherem grausamen Tode aufopfernden Schritte, welche Rembe diesen seinen Helden mit klaren, offnen Augen thun läßt. Wahrlich, ich sollte meinen, wenn diese kleine Schrift einem nachdenkenden und ernsthaft suchenden Materialisten in die Hände fällt, gerade sie könnte allein schon einen solchen zu der Erwägung führen, daß der ideale Christus, wie er das Vorbild der christlichen Religion geworden ist, von ganz andern, höheren Kräften und Ursachen getragen und geleitet gedacht werden muß, als diese revolutionär-materialistische Skizze es versucht. Ein einziger Gesichtspunkt jedoch ist an dieser Rembeschen Studie auch für den Mystiker interessant. Sie beweist, bis zu welchem Grade die Personifikation, welche das Ideal des Christentums geworden ist, auch in weiterem Sinne geeignet sein würde, als Held und Vorbild der europäischen Rasse als solcher zu dienen, was beispielsweise mit einem Gautama Buddha nie der Fall sein könnte, weil dieser eben eine ganz andere Kultur- und Weltanschauung, eine ganz anders entwickelte Rasse vertritt. Rembes Schrift zeigt, daß selbst, wenn uns im Laufe der Jahrzehnte alle Religion und Mystik, jedes feinsinnige Verständnis für das selbstlose Wesen des Ewigen im Menschen verloren gehen und wir ganz in Materialismus und Bestialismus der Sinnenwelt versumpfen sollten, daß selbst dann noch der letzte Abglanz eines Christus das sittliche Ideal solcher Zeit sein könnte. Doch zu einer solchen Zeit wird es schwerlich kommen; deshalb können wir nur sagen: es ist schade um dies gänzlich wertlose und unnütz abgebrannte Brillant-Feuerwerk! W. D.



Unser Zeitalter des Materialismus und der Surrogate.

Der sinnliche Materialismus kennzeichnet unsere Zeit, insofern er dieser als das Surrogat für eine Weltanschauung dient. Er hat mit allen andern Surrogaten das gemein, daß er theoretisch höchstens nach dem Grundsatz „billig und schlecht“ zu rechtfertigen sein würde und praktisch so wenig haltbar ist, daß er Einem beim Gebrauch im Leben unter den Händen zerbricht.

Er ist als Weltanschauung unvollständig und nicht stichhaltig, weil er aus dem Bereiche seiner Anerkennung alles ausschließt, was mit unsern sogenannt normalen Sinnen nicht wahrnehmbar ist, während doch Philosophie und Wissenschaft längst nachgewiesen haben, daß unsere Sinne nur einen sehr geringen Teil von dem wahrnehmen können, was wirklich ist, und überdies uns nur ein subjektives Bild von dem geben, was objektiv seinem Wesen nach etwas ganz anderes ist. Töne und Farben sind Luft- und Ätherschwingungen.

Er ist aber auch im praktischen Leben nicht brauchbar, wie gerade das Leben der edelsten und hochsinnigsten Materialisten selbst beweist. Wenn die menschliche Individualität auf dies Leben beschränkt wäre, würde der persönliche Egoismus die einzig rationelle Lebensmaxime sein. Nun giebt es aber genug Beispiele, daß solche von theoretischem Materialismus angekränkelte Männer liebreich, selbstlos und hilfbereit sind. Ihr eigenes Thun und Denken widerlegt also ihren Materialismus.

H. S.

Zu Dessoirs Bibliographie

möchten wir alle diejenigen, welche an dem Fortgange der hypnotischen Bewegung thätigen Anteil nehmen, darauf aufmerksam machen, wie wünschenswert es ist, wenn die Litteratur dieses Gebietes in möglichster Vollständigkeit zusammengestellt wird. Diese Aufgabe hat sich Dessoir gesetzt; und er verspricht in seiner jetzt erschienenen Bibliographie „in angemessenen Zwischenräumen Nachträge zu dem gegebenen Verzeichnisse erscheinen zu lassen". In diesem Sinne unterstützen wir seine Bitte an „alle diejenigen Schriftsteller, Redakteure und Verleger, welche Arbeiten über den modernen Hypnotismus veröffentlichen, dieselben an seine Privatadresse (Max Dessoir, Berlin W., Köthenerstraße 27) gelangen zu lassen.
H. S.

Empfehlenswerte Zeitschriften.

Thalysia. Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise. Monatsschrift etc. (Nordhausen, Th. Müller; jährl. M. 4.—) 21. Jahrgang. — Inhalt des Juniheftes 1888:

Was steht der Verbreitung des Thalysianismus entgegen? — Die europäische Union. — Von den Leidenschaften. — Die Religionen und die Abschaffung der Vivisektion. — Die Pockenepidemie in Scheffield. — Acht Monate auf Reisen. — Die Pflege der Schleimhäute. — Gustav Wolbold. — Ein Kapitel über die Mässigkeit. — Vorlesung über einige Seiten der vegetarianischen Frage. — Wer ist der Autor? — Litteratur und Kunst. — Kleine Mitteilungen. — Humoristisches. — Rätsel. — Lesefrüchte. — Haus und Küche. — Vereinstag. — Notizen. — Briefkasten.

Vegetarische Rundschau. Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise (Berlin, H. u. H. Zeidler, Münzstr. 1; jährl. M. 3.—). 8. Jahrgang. Inhalt des Juniheftes 1888:

I. Über Baumwolle und Tierwolle als Material zur Wäsche. Von Dr. med. Ed. Reich. — II. Ulrich von Hutten und das Fieber. — III. Aus dem Tagebuche eines Säuglings. — IV. Das Schlafen im Freien und die Schlafstätten im Walde bei Berka. — V. Über Obstbau. — VI. Sprechsaal. — VII. Aufruf. — VIII. Ährenlese. „Ich bade mich nämlich nie." Faule Fische. Bleivergiftungen durch geschmierten Wein. — IX. Zeichen der Zeit: Geschminkte Kinder. — Auch ein Witz. — X. Zur vegetarischen Praxis: Mehlverfälschung mit Alaun. Sind Muskatnüsse giftig? — XI. Fragen und Antworten. — Kleine Chronik. Berliner Chronik. Die Gegenwart über die Vegetarier. Stettin. — XIII. Feuilleton: Blumenlese aus den Werken der Stoiker. — XIV. Litterarisches. — XV. Vereinsnachrichten. — Mitteilungen. Anzeigen. Adressen.

Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre (Stuttgart, W. Kohlhammer; jährl. M. 3.—). 7. Jahrgang. Inhalt des Juniheftes 1888:

Einladung zum Kniebistag. — Die Reformbaumwolle. — Die Homöopathie. — Arsenfreie aber schädliche Anilinfarben. — Zum Normalpapier. — Vereinsnachrichten. — Kleinere Mitteilungen: Wolle in den Tropen. Le parfum de la femme. Das Fasten. Touristenkleidung. Völkergeruch. — Petroleumgeruch. Ungebläuter Zucker. Litterarisches. Anzeigen.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

SPHINX

VI, 32. August 1888.

Du Prels monistische Seelenlehre.

Von

Dr. Raphael Koeber.



Im nachfolgenden gebe ich weder eine Kritik noch eine Besprechung von Dr. Carl du Prels anregenden und geistvollen Studien, welche er kürzlich unter der Aufschrift „Monistische Seelenlehre" zusammengefaßt hat,[1]) sondern verzeichne nur, ohne jede polemische Absicht, einige Gedanken, die mich während der Durchlesung derselben verfolgten. Von einer Polemik kann bei mir schon deshalb keine Rede sein, weil ich noch selbst keine Lösung der schwierigen Probleme gefunden, um die es sich hier handelt, und selbst nicht die geringste Erfahrung auf dem Gebiet des Übersinnlichen besitze. Man wolle mich also als einen Fragenden, nicht als einen Behauptenden, noch weniger als einen Zurechtweisenden ansehen, — auch da, wo ich der Abwechslung halber aus dem fragenden Ton herausfallen sollte.

Die Weltanschauung du Prels, und ganz besonders seine Lehre vom Jenseits, ist mir so sympathisch, daß ich nur wünschte, sie wäre in allen Stücken unanfechtbar. Ist sie es? Hat du Prel durch seine Berichtigung („Korrektur") des Schopenhauerschen und Hartmannschen Pantheismus seinen Zweck — die Rettung der transscendenten persönlichen Unsterblichkeit und die Erklärung der Mystik — erreicht?

Was mir zunächst nicht einleuchten will, ist die Notwendigkeit dieser Berichtigung selbst. Du Prel wirft (S. 114) dem „modernen" Pantheismus, worunter er die Metaphysik der beiden ebengenannten Philosophen versteht, vor, daß er den Individualismus nicht einschließt und darum in einen Widerspruch mit verschiedenen Thatsachen der transscendentalen Psychologie zu stehen kommt. Man müsse, fordert du Prel, zwischen die Weltsubstanz und den irdischen Menschen noch ein transscendentales Subjekt einschieben, wodurch der Pantheismus oder Monismus im weiteren Umfange nicht geleugnet, sondern nur zurückgeschoben wird. — Ich sehe nicht, daß dieser Vorwurf Schopenhauer und Eduard von Hartmann irgendwie berührte! Schopenhauers Metaphysik ist im eminenten

[1]) Dr. Carl du Prel: „Monistische Seelenlehre" in Ernst Günthers Verlag, Leipzig 1888.

Sinne individualistisch; ja, ich möchte sagen: unter allen nachkantischen Systemen, die sämtlich als Lösungsversuche der von Kant gestellten Probleme anzusehen sind, ist sie das einzige individualistische, insofern sie den Realgrund der Dinge oder der Welt in den Realgrund aller Individuation, den Willen, setzt. Und sind denn die Willensobjektivationen etwas anderes als Individualisationen des Willens? Du Prel bemerkt mit Recht, daß wir von einem für uns Unbewußten nicht auf ein an sich unbewußtes Weltwesen schließen dürften. Dies thut aber weder Schopenhauer noch Hartmann. Der letztere versteht unter seinem „Unbewußten" ein Überbewußtes; für Schopenhauer ist der „Wille" nicht das Ding an sich, nicht das Weltwesen selbst, sondern nur dessen klarste, faßlichste Offenbarung. Was der Wille sonst, an sich ist, wissen wir nicht. So mußte Schopenhauer als erkenntnistheoretischer Idealist seinen Willen auffassen. Die Möglichkeit, daß das Weltwesen an sich kein unbewußtes sei, ist demnach zugegeben. Aber außerdem sagt Schopenhauer ausdrücklich, daß wir keinen Grund haben, unser individuelles Bewußsein für die einzige Form des Bewußtseins anzusehen.[1]) Nichts verhindert also den Schopenhauerschen Pantheismus anzunehmen, daß es ein ungleich höheres Bewußtsein als das unsrige gebe, welches nur vom Standpunkt des letzteren als das Gegenteil von Bewußtsein erscheint. Wenn man diese oft übersehene Äußerung Schopenhauers, sowie ferner Hartmanns Gedanken, daß der Weltprozeß eine pädagogische Bedeutung habe, berücksichtigt, so wird man nicht mit du Prel[2]) sagen, bei beiden sei der Weltprozeß nur ein Selbstmord Pans. Nein, bei beiden ist er vielmehr eine allmähliche Auferstehung Pans zum ewigen Leben. Wenigstens der Tendenz nach ist es so, obgleich ich zugebe, daß Hartmann seine ganze Teleologie dadurch vernichtet hat, daß er die Möglichkeit einer Wiederholung des Weltprozesses, also eines Zurückfallens des unverbesserlichen Unbewußten in seine alten Sünden einräumte.

Wenn ich mich recht erinnere, hat du Prel irgendwo die Ähnlichkeit seines „transscendentalen Subjekts" mit der platonischen „Idee" und dem Kant-Schelling-Schopenhauerschen „intelligibelen Charakter" hervorgehoben. Was Platos Idee betrifft, so läßt sich allerdings nicht mehr als ihre Ähnlichkeit mit dem „transscendentalen Subjekt" behaupten, da sie nicht, wie dieses, dem sinnlichen Körper immanent, sondern transscendent ist. Schopenhauers Idee dagegen, die eins ist mit dem intelligibeln Charakter oder dem inneren, der äußeren Erscheinung zu Grunde liegenden Wesen jedes Dinges, fällt, meiner Ansicht nach, mit du Prels „transscendentalem Subjekt" vollständig zusammen. Aber auch nicht ein einziges Merkmal wüßte ich anzugeben, wodurch sich beide von einander unterscheiden sollten! Höchstens das ganz äußerliche: Schopenhauers „intelligibler Charakter" hat eine mehr mythische, du Prels „transscenden-

---

[1]) Vgl. R. Koeber, „Die Phil. A. Schopenhauers" S. 69 f. 165—68, wo die betreffenden Stellen im Schopenhauer zitiert sind.

[2]) „Phil. der Mystik", 471. —

tales Subjekt" eine mehr naturwissenschaftliche Färbung. In Bezug auf Hartmann befremdet mich du Prels „Berichtigung" noch mehr, da doch Hartmann (namentlich in seinen religionsphilosophischen Schriften) einen „konkreten" Monismus entwickelt und dessen Unterschied vom abstrakten sehr scharf bezeichnet. Sogar der Ausdruck „transscendentes Subjekt" wird von Hartmann gebraucht[1]), welcher Ausdruck, beiläufig bemerkt, ein besserer ist als transscendentales Subjekt, insofern man seit Kant immer geneigt ist, „transscendental" im erkenntnistheoretischen und nicht metaphysischen Sinne zu verstehen.

Was ist „konkreter Monismus"? Es ist eine Weltanschauung, welche sowohl die substantielle Identität der Individuen mit dem Weltwesen, als die relative Selbständigkeit der Individuen aufrecht erhält, d. h. innerhalb der Einheit eine (nicht bloß scheinbare, sondern reale) Verschiedenheit oder Mannigfaltigkeit, kurz einen relativen Pluralismus anerkennt. „Was in mir als Wesen subsistiert, sagt Hartmann (a. a. O.), ist das absolute Subjekt, nur in seiner Beschränkung auf die meine organisch-psychische Individualität konstituierenden Funktionen: in dieser eingeschränkten Beziehung nenne ich das absolute Subjekt das eingeschränkte Subjekt. Dieses eingeschränkte Subjekt ist dasjenige, welches als transscendentes unbewußtes Subjekt meinem Dasein und Bewußtsein zu Grunde liegt . . . Nenne ich das transscendente Subjekt meiner Individualität mein ‚Selbst', so kann ich sagen, daß mein Selbst nicht mehr Ich (d. h. das ideale Reflexionsprodukt des Selbstbewußtseinsaktes), sondern Gott sei, freilich nicht Gott schlechthin, sondern Gott, insofern seine Funktionen meine organisch-psychische Individualität konstituieren" So lange du Prel sich zu einem monistischen oder pantheistischen Individualismus bekennt, d. h. so lange er einen Individualismus innerhalb des Pantheismus annimmt, können auch für ihn die Individuen nichts anderes sein, als bloße Funktionen und Phänomene der Weltsubstanz; erhebt er aber die relative Selbständigkeit der Individuen zu einer absoluten, so verwandelt sich sein Monismus in einen Pluralismus, welcher die Schwierigkeiten verdoppelt und Unmöglichkeiten (z. B. Vielheit von absoluten) annimmt. Du Prel findet den Akt der „Selbstzersplitterung" des Weltwesens vom Standpunkt des Pantheismus unerklärlich. Das ist wahr. Aber umgeht denn er diese Klippe? Kann sie überhaupt umgangen werden? Ich glaube nicht, da die Frage nach dem Grunde dieser Zersplitterung mit der unbeantwortbaren: warum ist überhaupt etwas? zusammenfällt. Selbstzersplitterung, Selbstentäußerung oder „Sündenfall" — ewig unerklärlicher, vorweltlicher, absolut freier Willensakt des Weltwesens, den anzunehmen eine Denknotwendigkeit ist! Niemals kann dieses Urrätsel durch die Verabsolutierung der Individuen, oder durch das Einschiebsel eines gleichsam bis zur Körperlichkeit verdichteten „transscendentalen Subjekts" unserem Verständnis näher gebracht werden. Im Gegenteil: hat man nur Ein absolut reales Weltwesen, so ist man insofern im Vorteil, als man auch nur Einmal zu fragen hat, warum es sich in die Sinnlichkeit gestürzt; der Pluralismus hingegen muß rücksichtlich jedes

[1]) Z. B. „Die Religion des Geistes", S. 228

Individuums dieselbe Frage stellen, d. h. ohne Ende fragen. Schiebt man aber eine Welt von ungebührlich verselbständigten, beinahe hypostasierten transscendenten Individuen zwischen die Gottheit und die Sinnlichkeit ein, so wächst jene Schwierigkeit noch mehr, da zur Unerklärlichkeit der Selbstzersplitterung der Gottheit in die transscendenten Subjekte noch die Unerklärlichkeit der Verkörperung dieser hinzukommt.

Schon dem „Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“ zu Liebe, daß du Prel so sinnreich verwertet, würde ich bei der Frage nach der Entstehung der Dinge mich für den Pantheismus entscheiden, da dieser das Problem am einfachsten stellt. — So weit also du Prel nur einen pantheistischen Individualismus behauptet und dadurch Schopenhauer und Hartmann korrigiert, trägt er nur, wie mir scheint, Wasser in den Brunnen.

Auch sehe ich nicht, daß die Annahme eines „transscendentalen Subjekts“ als solchen zum Zustandebringen einer monistischen Seelenlehre nötig ist. Denn empirisches und transscendentes Subjekt sind doch nicht zwei Subjekte, sondern das letzte ist nur die uns abgewandte Seite des empirischen. Wenn dieses zu einer monistischen Erklärung der psychischen Vorgänge nicht genügt, was kann denn die Hinzuziehung seiner anderen Seite dazu beitragen? Denn solange man den pantheistischen Boden nicht gänzlich verlassen hat, ist es ja kaum statthaft, die Lebensquelle anderswo zu suchen, als im Weltwesen selbst, aus welchem das empirische Subjekt auch ohne Vermittlung des transscendenten seine organisierende und denkende Kraft schöpfen kann. Werden aber aus jenen beiden Seiten unserer Individualität zwei wesentlich verschiedene Subjekte gemacht, so entsteht ein vollendeter Dualismus. Und zu einem solchen neigt du Prel entschieden hin, wenn er[1]) von dem All-Einen bloß als von einem immerhin denkbaren spricht und[2]) zwischen dieses und die sinnliche Erscheinung ein „transscendentales Subjekt“ in der Form eines Astralleibes einschiebt.

Wenn nun aber du Prel dem pantheistischen Individualismus und Monismus durch Verlegung des Schwerpunkts aus dem Absoluten in das Individuum, und durch allmähliche Verdichtung des transsendentalen Subjekts zu einem leiblichen Wesen untreu wird; da er seine Lehre — die ich einen „transscendentalen Materialismus“ nennen möchte — sehr genau und mit großem Scharfsinn, also mit völligem Bewußtsein seiner Untreue, durchführt; da ferner auch zur Begründung seiner schönsten Gedanken — wie: der empirische Darwinismus müsse durch einen transscendentalen ergänzt werden; die organisierende und denkende Kraft sei eine und dieselbe; die transscendente Welt liege in der sinnlichen: das Diesseits sei bereits das Jenseits; unser Subjekt werde durch das Selbstbewußtsein nicht erschöpft; es sei eine stetige qualitative und quantitative Vervollkommnung unserer Sinne, vielleicht auf anderen Planeten, anzunehmen rc. — da zur Begründung auch dieser Ideen der Pantheismus und relative Individualismus im Sinne von Schopenhauer und Hartmann, wie ich glaube, ausreicht: so schließe ich aus alledem,

---

[1]) „Phil. d. Mystik“ S. 395. — [2]) „Mon. Seelenlehre“, von S. 128 an.

daß es du Prel nicht so sehr um eine Versöhnung des Individualismus und Pantheismus oder um eine monistische Seelenlehre zu thun war, als vielmehr um die Herstellung solcher Bedingungen oder Voraussetzungen, unter denen die Objektivität der Geisterwelt und die individuelle Fortdauer nach dem Tode, kurz alles das, was er als „Mystik" bezeichnet, plausibel gemacht werden könnte. — Allerdings ist auch mit einem unsterblichen, von unserem Körper schon im Leben ablösbaren materiellen Alter ego in der Gestalt eines Astralleibes nicht wenig erreicht; andererseits aber auch vieles erschwert. Ich weiß, du Prel wird mir sagen, der Astralleib sei eine Erfahrungsthatsache, die mystischen Phänomene zwängen uns, die Existenz eines solchen anzuerkennen, die Wissenschaft solle sich der Erfahrung anbequemen, nicht aber umgekehrt diese jener. Ob der Astralleib eine Thatsache, ob das, was du Prel „Mystik" nennt, ohne einen Astralleib nicht zu erklären sei, vermag ich nicht zu entscheiden: — meinem Denken widersteht diese Annahme. Es gelingt mir nicht, den Astralleib mit der Wiederverkörperung zu vereinigen, welche letztere ich nicht, wie du Prel, für bloß möglich, sondern für ein über allen Zweifel erhabenes, aus dem Wesen Gottes selbst folgendes Naturgesetz halte. Zweitens stellt sich der Astralleib mir in den Weg bei dem, was ich unter Mystik verstehe. Drittens endlich — und das ist freilich komisch — erschwert er mir das Verständnis gerade derjenigen Erscheinung, die zu erklären er ganz besonders geeignet, ja wie erfunden zu sein scheint — nämlich des Doppelgängers.

Der Doppelgänger soll — wenn ich recht verstehe — die Erscheinung des aus dem sinnlichen Körper herausgetretenen Astralleibes sein. Nun ist aber der Astralleib das organisierende Prinzip in uns, unsere Substanz. Wie kann der Organismus, sei es auch nur einen Moment, substanzlos fortexistieren. Im Notfall könnte ich mir noch die Aussendung des Doppelgängers unmittelbar vor dem Tode seines sinnlichen Zwillingsbruders irgendwie klar machen; aber wie soll das in einem bloß somnambulen oder kataleptischen, oder gar in einem ganz gesunden, normalen Zustande möglich sein! Du Prel nimmt zwar eine solidarische Verbindung des Doppelgängers mit dem sinnlichen Leib an, erklärt sie jedoch, meines Wissens, nicht. Alle Individuen sind ja in der That durch ihre substantielle Identität mit dem Weltwesen auch miteinander solidarisch verbunden: — auf diese Weise ließe sich vielleicht die Verbindung des Astralleibes mit dem Körper erklären; aber dann geraten wir wieder etwas tief in den Pantheismus, der als solcher zwar dem Begriff eines Astralleibes nicht gerade widerspricht, wohl aber seiner unbeschränkten, ans Wunderbare grenzenden Selbständigkeit und Freiheit, ohne welche er doch sich zu einem bloßen Wort verflüchtigt. Dann dürfte man auch nicht mehr von dem All-Einen als von einem „immerhin denkbaren" reden: das „immerhin Denkbare" wäre dann umgekehrt der Astralleib.

Du Prel erzählt (S. 173) einen Fall von Doppelgängerei der dafür spräche, daß die Individualität nicht immer in den Doppelgänger verlegt werde. Aber der Doppelgänger soll ja, als Astralleib, recht eigent-

lich das Individuum sein! Wie ist es zu denken, daß er sich seiner Individualität hätte entäußern können? Und was wäre er nachher? Die organisierende Funktion allein, ohne Bewußtsein, welches im sinnlichen Körper zurückgeblieben wäre? Aber beide Funktionen zusammen konstituieren den Astralleib oder die Seele und dürfen nicht von einander getrennt werden, da auf ihrer Untrennbarkeit und gemeinsamen Thätigkeit du Prels ganze monistische Seelenlehre beruht! Und was wäre dann der empirische Leib ohne die organisierende Funktion? Endlich, wo bliebe dann überhaupt die Individualität? Doch nicht teils im Astralleib, teils im empirischen, da ein Individuum als solches nicht teilbar und weder als Bewußtsein allein, noch als Organismus allein zu denken ist! —

Über Wiederverkörperung spricht sich du Prel sehr unbestimmt aus. Der Grund seines schwankenden Verhaltens zu dieser wichtigsten aller Fragen — der Lebensfrage in des Wortes buchstäblicher Bedeutung — scheint mir darin zu liegen, daß die Wiederverkörperung, obschon sie, wie mich dünkt, mit der monistischen Seelenlehre wohl zu vereinigen ist, sich schwer an die Vorstellung eines Astralleibes anpaßt, auf dessen (als des Retters einer überirdischen Welt) Seite alle Sympathien du Prels liegen. Die Wiederverkörperung folgt mit Notwendigkeit aus der Gerechtigkeit der Weltordnung, die sich uns am deutlichsten in dem Naturgesetz der stetigen Entwicklung, demnach auch der Ursächlichkeit und der Erhaltung der Kraft offenbart.

Das Endziel oder der Endzweck dieser Entwicklung der Einzelwesen aber kann schon aus dem Grunde nicht die menschliche Individualität, also auch nicht deren ewige Fortdauer sein, weil er die Vereinigung aller Wesen im All-Einen (in „Gott") sein muß. Das ist — für mich wenigstens — das einzig denkbare Ende aller Dinge. Wo ist nach alledem noch Platz für jenes Jenseits, das du Prel so anziehend schildert? Und wenn kein Jenseits, wozu ist ein Astralleib nötig?

Vollends störend ist der Astralleib in der Mystik, die für mich etwas ganz anderes ist, als was du Prel darunter versteht. Mystik ist zunächst das Streben nach einem unmittelbaren Verkehr mit „Gott," daher Läuterung und Heiligung des Menschen; dann dieser Verkehr selbst; endlich die zeitweilige völlige Versenkung in das Ewige und Einswerdung mit der göttlichen Urkraft noch während des irdischen Daseins, welche Einswerdung auch jene übermenschlichen Thaten, die uns von den Heiligen und Mystikern aller Völker und aller Kulturperioden berichtet werden, hinreichend erklärt. Man befrage nur die Mystiker aller Zeiten und aller Religionen: ihre Aussagen stimmen darin überein, daß das letzte Ziel ihres Lebens kein anderes ist, als die Erreichung auf übernatürlichem Wege desjenigen Zustandes, welcher naturgemäß erst am Ende des ganzen Weltprozesses erreicht werden kann: eben das Einswerden mit der Weltsubstanz.

Echte Mystik verhält sich zu dem, was du Prel Mystik nennt, was aber nur Magie ist, genau so, wie das Übersinnliche zum Sinnlichen, zu welchem letzteren du Prels übersinnliche Welt doch eingestande-

nermaßen gehört.[1]) Diese Unterscheidung zwischen Mystik und Magie hat auch Schopenhauer gemacht, darum seinen Abschnitt im „Willen in der Natur" „Animalischer Magnetismus und Magie", nicht aber „A. M. und Mystik" betitelt und wohlweislich die Mystik gar nicht berührt oder nur auf sie hingewiesen, als auf etwas, was nicht mehr in die Wissenschaft und Philosophie gehört. Nur weil du Prel immer die Magie meint, wenn er von „Mystik" spricht, konnte er sagen, daß, bei dem stetigen Fortschritt der Wissenschaft, sich auch die Mystik einmal zur Wissenschaft werde erheben müssen. Von der Magie gilt dieser Ausspruch ohne Zweifel: gewiß kommt eine Zeit, wo alles, was wir jetzt „magisch" nennen, uns natürlich erscheinen wird: nie aber läßt sich das vom Mystischen behaupten, da sein Gebiet außerhalb der natürlichen Ordnung der Dinge fällt. Und sagen, das Mystische könne einmal aufhören mystisch zu sein, heißt im Grunde annehmen, das Göttliche könne einmal aufhören göttlich zu sein. — Das jedem von uns mehr oder weniger gegenwärtige Bewußtsein, daß wir, nach des Apostels Worten, „in Gott leben, weben und sind", ist ja eine Thatsache. Von ihr schließen wir auf unsere Wesenseinheit und auf die Möglichkeit jener mystischen Vereinigung mit Gott, welche ihrerseits eine zum mindesten ebensogut verbürgte Thatsache ist, als alle übersinnlichen Phänomene, aus denen du Prel seinen Individualismus erschließt. Nun sprechen aber die mystischen Thatsachen offenbar mehr zu Gunsten eines Monismus, welcher die unmittelbare Verbindung von Gott und Mensch erleichtert, nicht aber, wie der von du Prel, erschwert. Ich möchte sogar behaupten, daß die Thatsachen der Mystik den reinen pantheistischen Monismus über allen Zweifel erhaben, demnach gegen du Prel zeugen. Wenn noch obendrein doch zugegeben werden muß, daß eine pantheistische Erklärung auch der magischen Erscheinungen wenigstens denkbar ist; so liegt wohl die Wahrheit auf seiten nicht des Individualismus, sondern des Pantheismus, der — wenn man sich nur entschließt, das Göttliche mehr zu lieben als unser eigenes armseliges Ich — wohl noch trostreicher ist, als die Hoffnung auf eine jenseitige Fortdauer in der Gestalt eines Astralleibes.

[1]) „Mystik" und „Magie" bilden begrifflich den denkbar schärfsten Gegensatz. Magie ist die Wirkung der Seelenkraft vom Übersinnlichen auf das Sinnliche, Mystik aber ist die Erhebung der Seele aus dem Sinnlichen in das Übersinnliche und ihre Vollendung im Ewigen. — Dieses Ziel aller Wesenheiten erkenne auch ich mit Dr. von Koeber als ein „pantheistisches" an. Mir scheint jedoch dieser Entwicklungsgang jeder Wesenheit (oder Seele) durch immer wiederholte Verkörperung durchaus nicht der Thatsache zu widersprechen, daß zwischen diesen ihren einzelnen Darstellungen als leibliche Persönlichkeiten jede von diesen nach ihrem Tode Jahrhunderte oder Jahrtausende lang fortbestehen mag und dabei Zustände des Himmels oder der Hölle, des Paradieses oder auch eines sogenannten spiritistischen „Sommerlandes" durchmachen kann, und zwar nach demselben Gesetz, nach welchem die Saite eines Instrumentes noch lange fortschwingt, nachdem sie stark angeschlagen wird. Später wird sie wieder und wieder angeschlagen. Auch wird die Geige durch gutes Spielen auf derselben wesentlich vervollkommnet. (Der Herausgeber.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Fluchwirkung und Gewissensregung.*)

Von

M. Riedel-Ahrens.

Es war zu Anfang des Jahres 1872, als ich, wenige Monate verheiratet, mit meinem Manne der gesünderen Luft wegen eine Wohnung auf dem Berge Santa Theresa bezog, der sich terrassenartig mit Villen bedeckt, aus der Stadt Rio de Janeiro zum Gebirge emporstreckt. Von unsern Fenstern aus vermochte ich mehrere der unter uns liegenden Häuser mit ihren hügelartig abfallenden Gärten zu beobachten, von denen besonders derjenige unseres nächsten Nachbarn zur Linken, bald nach unserer Ankunft, meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Es war das Besitztum eines unlängst nach hier gezogenen Wittwers, Andrade Pintos, welcher daselbst mit seinem ältesten Sohn, dessen Frau und zwei Kindern wohnte.

In einer ziemlich dunklen Nacht veranlaßte mich ein Unwohlsein meines Mannes an seinem Bette zu wachen; bei dieser Gelegenheit trat ich verschiedene Male an das der Hitze wegen offenstehende Fenster und bemerkte nun in den wohlgepflegten Gartenanlagen meines Nachbars die Umrisse einer menschlichen Gestalt, die mit einer brennenden Laterne in

---

*) Wir bringen diesen ungekünstelten Bericht eines thatsächlichen Erlebnisses, indem wir uns bereit erklären einzustehen für die Aufrichtigkeit der Berichterstatterin, mit welcher wir seit längerer Zeit uns in Verkehr befinden. Dieselbe schreibt uns übrigens zu dieser Mitteilung: „Die Einzelheiten, der mir damals sehr seltsam und unerklärlich erscheinenden Thatsachen stehen noch um so lebendiger vor meinem Geiste, als ich erstens ein sehr gutes Gedächtnis besitze und da zweitens jene auf Santa Theresa verlebten Jahre die glücklichsten meines Lebens waren, bei denen meine Gedanken oft und anhaltend, mit allen sich daran knüpfenden Nebenumständen verweilten." — Eine Wiedergabe der Original-Mitteilung der Dona Anna Silveira zu liefern, ist uns leider nicht möglich, da die Adresse derselben nicht hat beschafft werden können. Indessen wird ohnehin kaum irgend ein Leser in den angegebenen Thatsachen eine besondere Unwahrscheinlichkeit finden. Wichtiger ist die Frage der psychischen Kausalität, durch welche der Tod des Andrade Pintos verursacht worden ist Daß derselbe auf Fremdsuggestion (Fluch) und zugleich auf Autosuggestion (Gewissensregung) des Pintos selbst beruhte, wird freilich kaum zu bezweifeln sein. Je nach der eigenen Geistesrichtung des Lesers aber wird derselbe hier diese Ursachen für zureichend halten oder geneigt sein, auch eine Nachwirkung der Willenskraft jener Negerin anzunehmen, welche sterbend den Fluch aussprach, oder gar eine fortgesetzte Einwirkung ihrer überlebenden Seele. (Der Herausgeber.)

der Hand auf den Gängen hin und herstreifte, scheinbar einen verlornen Gegenstand suchend. Ich dachte mir, es handle sich vielleicht um ein Geldstück, oder einen Schmuckgegenstand, welcher den Kindern am Tage abhanden gekommen sein mochte. Ich achtete der Sache nicht weiter, bis ich ungefähr zwei Wochen später eines Abends, erst kurz vor Mitternacht, mit meinem Manne aus einer Gesellschaft zurückkehrte. Es herrschte wahrhaft erdrückende Schwüle, und da hier oben stets eine vom Ozean herüberkommende frische Brise wehte, so lehnten wir noch eine Weile im offenen Fenster, um zugleich die Pracht der mondlichtübergossenen Landschaft zu genießen. Da sah ich wieder im Garten des Andrade Pintos eine etwas gebeugte Mannesgestalt unruhig von einer Stelle zur andern gehen, heute jedoch ohne Laterne.

Am nächsten Tage erzählte mir meine sehr redselige gelbe Köchin, eine gemietete Sklavin, verschiedene Einzelheiten aus den Verhältnissen der uns umgebenden Familien, und kam schließlich auch auf Andrade Pintos zu sprechen. „Der", sagte sie mit verächtlicher Miene, „der ist früher Sklavenhändler gewesen und durch Verkauf von Menschenfleisch reich geworden. Aber der hat schon seinen Lohn dafür wegbekommen, er ist todkrank, Senhora, und zwar durch einen Fluch; er sucht die Seelen von meinen Kameraden, die er gestohlen, verdorben und verkauft hat." „„Er sucht die Seelen"", fragte ich aufmerksam geworden, mit erwachendem Interesse, „„seltsam, dann ist er wohl wahnsinnig?"" „Wahnsinnig nicht", entgegnete mir die Farbige, „wenigstens nicht ganz und gar, er spricht ganz vernünftig. Sie nennen ihn hier den Seelensucher, — gewiß hat die Senhora ihn schon des Nachts im Garten suchen gesehen".

Ich erzählte meinem Manne das Gehörte, er lachte und meinte, eine vernünftige Frau müsse solchem Dienstbotengeschwätz, das hier ersichtlich einem albernen Aberglauben entsprungen, keinen Glauben beimessen. Dessenungeachtet bewahrte ich dem einsam wandelnden Manne ein mir selbst kaum erklärliches Interesse, und noch manche Nacht beobachtete ich ihn von meinem Fenster aus. —

Danach verging ungefähr ein Jahr, ohne daß ich Näheres über die Verhältnisse der uns nahe wohnenden Familie gehört hatte, als eine jüngere Tochter des Herrn Andrade Pintos bei ihm zu längerem Besuch eintraf, um sich im väterlichen Hause von einem harten Schlage zu erholen. Sie hatte nämlich bis dahin auf einer Fazenda unweit São João da Barra gelebt und wenige Wochen zuvor ihren Gatten (Silveira) und ihren einzigen achtjährigen Sohn durch Schiffbruch verloren, als der Mann den Knaben nach Rio de Janeiro begleitete, um ihn daselbst der Don-Pedroschule zu übergeben. Ich erwähne diesen Umstand, um darzulegen, daß diese harmlose und gebildete Dame, der ich eingehendere Mitteilung über das Schicksal ihres Vaters verdanke, sich nicht im mindesten in der Gemütsverfassung befand, die Wahrheit zu umgehen, oder zu übertreiben.

Eine zur Zeit in unserer Gegend herrschende Kinderkrankheit, die auch gleichzeitig unsere nur wenige Monate alten Töchterchen befiehl, führte uns zusammen, indem ich ihr von unserm Garten aus, in deren

Nähe sie mit ihrem kranken Kindchen auf und ab ging, ein mir von meinem deutschen Arzte angegebenes, sehr wirksames Mittel empfahl. Dieser Umstand leitete zu öfterem Gespräche, bis ich es eines Tages wagte, des sonderbaren, krankhaften Zustandes ihres Vaters Erwähnung zu thun. „Der Arme", entgegnete sie mir in bedauerndem Tone, „er leidet unter einer fixen Idee; — Sie haben vielleicht schon darüber sprechen gehört; die Leute schwatzen so viel; es ist nicht alles wahr. Denken Sie sich, er glaubt die Seele einer jungen Sklavin suchen zu müssen, die schon seit drei Jahren nicht mehr auf Erden weilt." — „„Das interessiert mich sehr,"" erwiderte ich offen, „„wollen Sie mir nicht das Nähere erzählen?""

Sie zögerte einen Augenblick, sah, in düstere Erinnerung versunken, vor sich hin und betrachtete mich hierauf forschend.

„Warum nicht," sagte sie dann, — „es ist ja kein Geheimnis, sondern nur eine sehr, sehr traurige Geschichte. Mein armer Papa ist unschuldig daran, — was die Welt auch Böses sagen mag.

Es war vor etwa drei Jahren; wir wohnten damals noch auf unserer alten Fazenda, nicht weit von Campos am Parahyba, als wir unter vielen andern auch eine Sklavin Namens Maria hatten, die eine leidenschaftliche Liebe zu einem bildschönen, aber leichtsinnigen Kreolen Gustavo gefaßt hatte. Sie sowohl wie der junge Mensch, der die Neigung des Mädchens ebenso innig erwiderte, hatten infolge ihres häufigen unerlaubten Zusammenseins schon mehrfach Strafe erleiden müssen, denn der Aufseher darf nun einmal dergleichen Verhältnisse nicht dulden. Da ließ sich eines Tages der pflichtvergessene Mulatte, als er eben wieder fünfzig Hiebe für eine nachlässig ausgeführte Arbeit erhalten sollte, soweit hinreißen, den Aufseher an der Brust zu packen, und einen Versuch zu machen, diesen zu erwürgen! Natürlich befahl mein Vater sofort, diesen gefährlichen Sklaven, der sich derartig vergessen konnte, dem ersten besten Händler zu übergeben, die, in der Provinz umherziehend, öfters anfragen, ob unbrauchbar gewordene Sklaven zu verkaufen sind.

Es geschah; aber von diesem Augenblicke an wurde seine Geliebte wie vom Wahnsinn befallen. Sie lief hinter dem verkauften Mulatten her, wurde aber zurückgebracht, dann machte sie den Versuch sich zu vergiften; erst nach einer gehörigen Strafe wurde sie anscheinend ruhig. Doch ich traute dem Frieden nicht so ganz, — aus ihren schwarzen Augen sprach eine unheilbrütende Flamme des Hasses. Und richtig; an jenem verhängnisvollen Nachmittage, gegen sechs Uhr, sitzt mein armer Papa allein im Wohnzimmer, in seiner Hängematte, als plötzlich Maria durch die offene Thür hereinstürmt, auf ihn zueilt und vor ihm stehen bleibt, mit wild blickenden Augen, wie wenn sie ihn mit denselben durchbohren wollte. Dann streckt sie die Hände aus, und ruft mit wutersticker Stimme: „Verfluchter! du hast Gustavo getötet, nun morde auch mich! Ich gehe jetzt, mich in den Parahyba zu stürzen, du aber sollst meine Seele suchen, suchen; — ja, meine verlorene Seele sollst du suchen bis zu deiner letzten Stunde, in der du elend sterben sollst!" —

Damit stürzte sie von dannen, und warf sich in den Fluß, der unser Land begrenzte; zwei Tage später wurde ihr Leichnam von Fischern in den Wellen gefunden. Mein armer Papa aber war während der ersten Minuten wie gelähmt; Erstaunen, Zorn und Empörung hatten ihn sprachlos gemacht. Dann wurde er nachdenklich, unruhig, — sprach einigemale recht sonderbares Zeug, bis er 14 Tage nach dem schrecklichen Ereignis zum erstenmale deutlich sagte: man könne nicht wissen, ob nicht die Seele der bösen Maria draußen doch umher irre; er habe eine Ahnung, daß es so sei, und wolle lieber nachsuchen. Denken Sie sich unsern stillen Kummer! Und von dem Tage an begann er fast regelmäßig gegen die sechste Stunde mit dem Suchen, bis der Arzt uns riet, den Aufenthalt zu wechseln, nach der Hauptstadt zu ziehen, wo das wechselvolle Leben ihn vielleicht zerstreue. Doch, — wie Sie gesehen haben, war auch das vergebens, — er sucht, und sucht, und alle unsere Gegenvorstellungen fielen stets auf unfruchtbarem Boden. Gott helfe meinem Papa. — Er allein weiß, was das für ein Ende nehmen wird."

Soweit Dona Anna Silveira. Sechs Monate später verließen wir Santa Theresa. Als ich dann nach Jahresfrist meine alten Bekannten auf dem Berge noch einmal besuchte, sagte man mir, Andrade Pintos, der Seelensucher, sei eines Morgens tot im Garten gefunden; ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht.



Stoff ist raumfüllende Kraft.

Eine wissenschaftliche Erklärung der sogenannten Sensitivität.

Von

Joseph Schlesinger,

Professor an der k. k. Hochschule für Bodenkultur in Wien.



Es ist ein Grundübel in der modernen Naturwissenschaft, daß sie annimmt, die unteilbaren Stoff-Atome seien in ihrem Innern ein fester, derber, ein sogenannter materieller Stoff. Untersuchen wir die vermeintliche Materie näher.

Daß Stoff-Atome bestehen, ist nicht erwiesen, weil noch nie ein Stoff-Atom einzeln dargestellt wurde; aber unter der Annahme ihres Bestandes lassen sich die physikalischen und chemischen Erscheinungen so vortrefflich erklären; die Folgerungen aus dieser Annahme stimmen mit den Erfahrungen so vorzüglich überein, daß man nicht umhin kann, die Idee der Existenz von Stoff-Atomen in der Naturwissenschaft festzuhalten. So sind denn die Körper- oder Stoff-Atome wissenschaftlich erschlossene, keinesfalls aber durch die sinnliche Erfahrung unmittelbar erkannte Dinge; und somit ist es auch nicht im mindesten entschieden, aus was das Innere dieser Körper-Atome besteht.

Durch direkte Sinneswahrnehmung bilden wir uns den Begriff eines festen Körpers, und wenn sich auch die festen Körper in tropfbare Flüssigkeiten und diese wieder sich in Gase verwandeln lassen, so überträgt man doch die an den festen Körpern gewonnene Vorstellung des Festseins auf das Innere der Stoff-Atome, ohne dazu mit vollster Sicherheit berechtigt zu sein und schafft sich so die Idee einer soliden Materie, die im Innern aller Stoff-Atome vorhanden sei. Die Gewohnheit dieser Vorstellung trägt dann das ihrige dazu bei, daß man beim Sprechen von solchen Atomen gar nicht mehr daran denkt, daß sie nur vermutet innerlich feste Dinge sind; und so kommt es, daß man sich ganz und gar in den Glauben

*) Es freut uns, hiermit unsern Lesern einmal eine gemeinverständliche Darstellung der „dynamischen Theorie der Materie“ von einem Manne der Wissenschaft vorlegen zu können. Wir erinnern dazu u. a. an Kants „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“; „Körper sind krafterfüllte Räume“ und „die Materie erfüllt einen Raum nicht durch ihre bloße Existenz, sondern durch eine besondere bewegende Kraft“ (ed. Rosenkranz, Leipzig 1839, V 343). Wer sich noch außer durch Professor Schlesingers Schrift über diesen Gegenstand zu unterrichten wünscht, den verweisen wir auch auf Friedrich Zöllners „Wissenschaftliche Abhandlungen“, (Bd. 1 und 2, Leipzig 1878, und desselben „Natur der Kometen“, 3. Aufl., Leipzig 1883.
(Der Herausgeber.)

einlebt, es gebe Körper-Atome mit einem wirklichen festen Innern, das man Materie nennt.

Wenn man jedoch von dieser Gewohnheits-Vorstellung absieht, dann begreift man bald, so ein Körper-Atom ist nichts anderes als eine Summe von Eigenschaften, die man wahrnimmt, wenn solche Atome in hinreichend großer Gesellschaft auftreten; nur die eine Eigenschaft, welche der Atom-Gesellschaft zukommt, nämlich sich teilen zu lassen, spricht man den Körper-Atomen ab. Die übrigen Eigenschaften verteilen sich und deshalb unterscheidet man Grundstoff-Atome verschiedener Art, z. B. Atome des Eisens, des Kupfers, des Sauerstoffs u. s. w. Eine Eigenschaft aber spricht man allen Stoff-Atomen ohne Ausnahme zu, nämlich die gegenseitige Undurchdringlichkeit, derzufolge jedes Stoff-Atom jedem beliebigen andern Stoff-Atom es verwehrt, in sein Inneres einzudringen. Darauf beruht auch die allgemeine Ansicht: An dem Ort, wo ein Körper ist, kann nicht gleichzeitig ein zweiter sein.

Wenn nun ein Stoff-Atom eine Summe von gewissen Eigenschaften ist, so müssen die Eigenschaften doch eine Ursache ihres Vorhandenseins haben, und da sagt man, die Ursache dieser Eigenschaften ist eben die Materie, nämlich das Innere der Körper-Atome. Vom Innern solcher Atome weiß man erfahrungsmäßig absolut nichts. Wäre das Innere fest, so wäre das Festsein auch nur eine Eigenschaft der Materie und bedürfte einer Ursache, genau so, wie jede andere ihrer Eigenschaften. Also sehen wir, daß man ein Stoff-Atom nicht als ein Ding ansehen darf, das unmittelbar die Ursache für die Körperwelt ist, nicht als ein Ding, das keine Ursache für sein Dasein notwendig hat; vielmehr ist ein Stoff-Atom ein Ding, das einer Ursache sein Dasein verdankt und zwar einer Ursache, die ununterbrochen thätig ist. Denn wäre diese Ursache nicht ohne Unterlaß thätig, so müßte das Körper-Atom in dem Augenblick verschwinden, wo diese Ursache seines Daseins aufhörte, wo also die Ursache nicht die Wirkungen hervorbringen würde, welche als Eigenschaften der sogenannten Materie erscheinen.

Sobald wir aber einmal einsehen, daß die sogenannte Materie nicht Selbstursache für die Körperwelt ist, sondern daß die Stoff-Atome für ihr Dasein eine Ursache haben müssen, so dürfen wir doch nicht so unlogisch sein und sagen: die Ursache der sogenannten Materie ist Materie. Ist aber die Ursache der sogenannten Materie nicht Materie, so muß sie etwas anderes sein, das eben immateriell genannt werden soll.

Das Wichtige dieser Erörterungen besteht also in der Erkenntnis: die innere Ursache der Stoff-Atome ist eine Ursache, die nicht dasjenige ist, was man Materie nennt, sondern ein nicht materielles, ein immaterielles Etwas, das erst als Wirkung jene Eigenschaften hervorbringt, die zusammen genommen den Begriff eines festen Stoff-Atomes geben. — An dieser Erkenntnis müssen wir festhalten und müssen versuchen, weiter vorzudringen.

An allen sogenannten materiellen Dingen nehmen wir außer der Undurchdringlichkeit noch eine zweite Erscheinung wahr, ohne welche wir uns kein seiendes Ding, welches Wirkungen im Raume äußert, denken können, nämlich: einen begrenzten Raum, d. i. ein Volumen. Das ganze

menschliche Denken ist so innig mit der Vorstellung begrenzter Räume verwoben, daß wir es uns nicht begreiflich zu machen vermögen, wie ein Ding im Raume Wirkungen hervorbringen könnte, wenn es nicht selbst einen kubischen Raum, nämlich den sogenannten dreidimensionalen Raum, einnehmen würde. Ein Ding ohne kubische Ausdehnung ist kein selbstständiges Ding, das Wirkungen auf räumlich vorhandene Dinge ausüben kann, das müssen wir unverbrüchlich im Denken festhalten; ein Ding aber, das im kubischen, nämlich im dreidimensionalen empirischen Raume, wie ihn die sinnliche Erfahrung uns kennen lehrt, sinnlich erkennbare Wirkungen äußert, muß daher selbst einen solchen Raum einnehmen. Nun ist aber ein sogenanntes Stoff-Atom die räumliche Wirkung einer Ursache, die denn doch auch als ein Ding bezeichnet werden muß; folglich müssen wir zugestehen: die immateriellen Ursachen des Bestehens der sogenannten materiellen Stoff-Atome sind räumlich vorhandene Dinge, und soweit ein sogenanntes Stoff-Atom in seiner Wirkung reicht, gerade so weit muß die immaterielle Ursache desselben auch reichen.

Was also nehmen wir wahr, wenn wir einen sogenannten materiellen Körper betrachten? Wir nehmen Wirkungen immaterieller volumenhafter Dinge wahr. Es ist somit unrichtig, von einer wirklichen Körperwelt zu reden; denn diese besteht nicht. Richtig ist es nur, von einer Welt der Wirkungen immaterieller Ursachen zu sprechen.

Es liegt nun der Gedanke sehr nahe, daß, wenn Kraftmoleküle (ich sage Moleküle, weil ich die Kräfteatome darin inbegriffen denke) imstande sind, zu solchen Systemen zusammenzutreten, welche die sogenannten materiellen Eigenschaften, d. h. Eigenschaften der sogenannten Materie zeigen — sie auch zu andern Gebilden werden zusammentreten können, die nicht die Eigenschaften der sogenannten Materie zeigen. Dies ist nun in der That der Fall. Freilich liegt das nicht so klar auf der Hand, weil ja diese Gebilde den Schein der sogenannten Materie nicht haben; aber wir können es sicher erschließen — wenn wir nur nicht voreingenommen sind.

Und wie denn, wird man fragen?

Nun — wie entsteht die Schwere der irdischen Körper? Wie kann es denn sein, daß ein z. B. an einem schwebenden Luftballon angehängter Stein, den Ballon zur Erde zieht? Das ist nun einfach so: die Erde ist nicht nur ein Körper, dessen Dasein, nach dem Erwähnten, durch immaterielle Ursachen, durch immaterielle Kräfte bedingt ist, sondern sie ist noch mit einem ungeheuer weit sie umgebenden System von Kräften verbunden, welche Kräfte die Ursache der Schwere sind. Wo immer ein Körper sich im Bereich der zur Erde gehörenden Kraftsphäre befindet, wird er von dieser immateriellen Kraftsphäre durchdrungen und die Wirkung derselben auf den Körper erzeugt dessen Schwere; und dessen Fallen, wenn der Körper nicht gehalten wird. Wie dies geschieht, darüber habe ich weitere Untersuchungen angestellt in meiner Schrift: „Die geistige Mechanik der Natur"[1]).

[1]) Versuch zur Begründung einer antimaterialistischen Naturwissenschaft, Leipzig, Oswald Mutze, 1888 (Preis 5 M.) und vorher in der Zeitschrift „Psychische Studien", herausgegeben von A. Aksakow, Leipzig 1887 und 1888.

Die Vorstellung von der Erde muß sich also nicht blos darin ändern, daß wir alle ihre Massen als Wirkungen immaterieller Kräfte anerkennen; sondern auch darin, daß wir die Erde noch auf unerkennbar weite Ferne hinaus mit einem System von immateriellen Kräften, mit einer Kraftsphäre verbunden betrachten, welche Kräfte an keiner Stelle der Kraftsphäre Erscheinungen zeigen, die den Begriff der sogenannten Materie geben. Wenn wir also uns auf der Erde bewegen, so gehen wir ununterbrochen durch ein sinnlich unerkennbares, in Wirklichkeit vorhandenes Kräftesystem; wo immer wir sind, durchdringt es unseren Körper und erzeugt in jedem sogenannten Massenteilchen die Erscheinung der Schwere.

Ganz dieselbe Vorstellung müssen wir uns von allen andern Weltkörpern und somit auch von allen Körperteilchen bilden, d. h. wir haben uns vorzustellen: Alle sogenannten materiellen Körper sind mit einer immateriell seienden Kraftsphäre umgeben, mit welcher sie scheinbar unvermittelt in die Ferne auf andere Körper einwirken und sie zur Bewegung zwingen.

Jeder Körper besteht demgemäß aus einem sinnlich erkennbaren Teil, den wir im praktischen Leben als den eigentlichen Körper betrachten, und aus einem diesen sinnlich erkennbaren Teil noch umgebenden, immateriell seienden Kräftesystem. Dieses Kräftesystem, das ich in meinem vorgenannten Buche genauer untersuche, ist in seiner Zusammenstellung von der Lagerung der Körper-Atome und von deren Menge abhängig. Wenn nun unser Sehorgan so beschaffen wäre, daß es die immateriellen Kräfte der Körper-Kraftsphären sehen könnte, so würden wir ein viel richtigeres Bild von der sogenannten Körperwelt bekommen; denn überall sähe man zum sogenannten materiellen Körper noch seine Kraftsphäre wie einen ihn umgebenden Schein hinzu, und jeder solche Schein würde eine Zusammensetzung zeigen, aus der sich wieder auf die Zusammensetzung des Körpers aus den sogenannten Grundstoff-Atomen schließen ließe, so verborgen diese Atome auch im Innern der körperlich erscheinenden Masse liegen möchten.

Es liegt die Anwendung dieser Erörterungen recht nahe. Wir sehen nämlich im Leben nicht alle Menschen gleich begabt. Wir schließen daraus mit Recht auf eine verschiedene Organisation derselben. Denken wir uns nun, es seien außergewöhnliche Organisationen bei Menschen ab und zu anzutreffen, welche die Verschiedenheit der Körper-Kraftsphären, wenn letztere sie durchdringen, durch ein besonderes Gefühl wahrnehmen: so ist es möglich, daß solche Menschen dieses abnorme oder abnorm eintretende Gefühl auf dem Wege der Erfahrung mit bestimmten sinnlich erkennbaren Naturvorgängen in Zusammenhang bringen. Wenn nun dies geschieht, so werden Menschen von solch besonderer Beschaffenheit durch die abnorme Gefühlswahrnehmung auf physische Begebenheiten schließen können, die stattfinden, ohne daß sie dieselben sinnlich wahrnehmen. So wird beispielsweise ein Blatt Papier beschrieben eine andere Kraftsphäre besitzen, als wenn es unbeschrieben ist, und wenn ein Mensch mit seiner eigenartigen Organisation befähigt wäre, das unterscheidende beider Kraftsphären zu empfinden und richtig zu deuten, so könnte der-

selbe die Schrift empfinden, ohne von ihr in sinnlicher Weise Kenntnis zu erlangen. Das heutzutage noch so vielfältig angezweifelte Lesen verschlossener Briefe durch Somnambulen, wenn man sie ihnen auf den Kopf oder auf die Magengegend legt, wäre auf das Empfinden der von der Schrift ausgehenden Teile der Kraftsphäre des Papieres und auf das richtige Deuten derselben zurückzuführen.

Oder, wenn es Personen giebt, welche durch ein besonderes Gefühl, an manchen Stellen der Erde auf das Vorhandensein von Wasser oder gewissen Erzen im Erdinnern schließen, so ist das wieder ein Erkennen jener Kraftsphären-Anteile der Erde, welche mit dem Wasser oder mit den Erzen im gesetzlichen Zusammenhange stehen.

Bedenken wir weiter, daß ja jeder Mensch mit einer Kraftsphäre umgeben ist, die sich unausgesetzt verändert, weil im Innern des lebenden Leibes das Blut in fortwährender Bewegung und Umbildung sich befindet und weil die Kraftsphäre von der Lagerung der Blutteilchen gleichfalls bedingt wird; und denken wir uns, wir könnten diese Kraftsphäre eines Menschen sehen und vermöchten ihren Zusammenhang mit der Leibesorganisation zu erkennen: so müßten wir durch Vermittlung der Kraftsphäre krankhafte Veränderungen im Leibes-Innern wahrnehmen, ohne selbst in dieses einzudringen. Stellen wir uns aber vor, gewisse menschliche Organisationen seien durch ein eigenes Gefühl fähig, die Kraftsphären-Beschaffenheit anderer Menschen wahrzunehmen und zu deuten: so wären dies Hellseher für Heilzwecke, wie sie ja im Somnambulismus sich nicht selten finden; es ist dann der Somnambulismus ein Zustand, in welchem die Leibesorganisation in einer geeigneten Weise abgändert und für solche Wahrnehmungen fähig geworden ist.

Aus diesen wenigen Andeutungen kann man schon entnehmen, daß die Existenz immaterieller, aber räumlich vorhandener Kraftsphären einstens wird nutzbringend für die Menschheit verwendet werden können. Die Experimentatoren auf naturwissenschaftlichem Gebiete werden nach Mitteln zu finnen haben, mit welchen sie die Kraftsphären-Beschaffenheiten der Menschen untersuchen; denn es muß physikalische, chemische oder physiologische Reagentien für dieselben geben. Untersuchen wir doch mit Erfolg durch die Spectral-Analyse ferne und nahe Körper auf ihre Zusammensetzung, warum sollte nicht auch einmal die Erfindung gemacht werden, die Kraftsphären aller Körper, und somit auch jene der Menschen zu analysieren! Es wäre also durchaus kein müssiges Beginnen, wenn die dem wissenschaftlichen Materialismus huldigenden Forscher unserer Tage, mit der tieferen Erforschung der vermeintlichen Materie und mit dem Studium der Ursache ihres Daseins sich beschäftigen möchten. Ungeahnte Erfolge müssen sich im Laufe der Zeit auf diesem Gebiete durch einsichtsvoll geführte Experimente erzielen lassen.



Marie Anne Lenormand

und die Kleromantie.

Von

Johann F. Hauffen.

> Das Los wird geworfen in den Schoß, aber es fällt, wie der Herr will.
>
> Proverb. 16,33.

Zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten der Zeit des Direktoriums und des ersten Kaiserreichs gehört **Marie Anne Lenormand**, die Sibylle aus der Rue Touron, welche lange Jahre hindurch einem frivolen, seicht-rationellen Hofe zu imponieren wußte, die begabtesten und hochgestelltesten Männer Europas in ihrem magischen Kabinett vereinigte und im stillen keinen unwesentlichen Einfluß auf die Zeitereignisse ausübte.

Im Jahre 1772 als Tochter achtbarer Eltern zu **Alençon** geboren, erhielt Marie Anne eine vorzügliche Erziehung in dem dortigen Kloster der Benediktinerinnen, wo sie sich schon in früher Jugend dem Studium der Chiromantie, Metoposkopie und Physiognomik hingab und bald das Orakel der Klosterschwestern wurde. Neben ihren mystischen Studien vernachlässigte die Lenormand jedoch keineswegs die im Lehrplan vorgeschriebenen und zeichnete sich besonders durch eine außerordentliche Auffassungsgabe abstrakter Gegenstände und ein stark hervortretendes Ahnungsvermögen aus. Sie selbst bezeichnet sich als „eine wachende Somnambule“;[1]) und es wäre gewiß von hohem Interesse, näheres über den Gang ihrer psychischen und physischen Entwickelung zu wissen, als die aus ihrer Jugend vorliegenden dürftigen Notizen.

Der Autosomnambulismus mag denn auch wohl das prädisponierende Element ihrer Wahrsagekunst gewesen sein, denn schwerlich ist ihre erste in das siebente Lebensjahr fallende Prophezeiung auf die Ausübung irgend welcher Wahrsagekünste zurückzuführen.[2]) Die Äbtissin ihres Klosters wurde nämlich wegen verschiedener ärgerlicher Anlässe ihres Amtes entsetzt, ihre Nachfolgerin dagegen erst anderthalb Jahre später vom

---

[1]) **M. A. Lenormand**: Souvenir Prophétiques d'une Sibylle. Paris 1846.

[2]) **Eliphas Levi** nennt die L. in seiner Histoire de la Magie S. 465 „ein grundhäßliches dickes Frauenzimmer mit weitschweifiger emphatischer Ausdrucksweise, „mais somnambule éveillée et d'une lucidité toute particulière“.

König bestimmt, weshalb die Nonnen sich während der ganzen Zeit in ihren Gesprächen vergebliche Mühe gaben, ihre künftige Oberin zu erraten. Die kleine Lenormand sagte vorher, daß die Wahl des Königs auf eine Frau von Livardrie fallen werde, und die Prophezeiung traf richtig ein. Frau von Livardrie ließ die Lenormand, welche nach dem Marienkloster übergesiedelt war, am Tage ihrer Einweihung zu sich holen und stellte sie dem Bischof Grimaldi vor, welcher sie für „übernatürlich inspiriert" erklärte.

Die nächste Prophezeiung der Lenormand stammt aus dem Jahre 1789, in welchem sie, als Ludwig XVI die Generalstaaten zusammenrief, den Zusammenbruch der Monarchie mit allen Folgen, die Vertreibung des Klerus und die Aufhebung der Klöster voraussagte. Ein Jahr später ging sie nach Paris, wo man sich in den Salons um sie riß und die Größen des Tages in ihrem „Schicksalskabinett" sich Stelldichein gaben. Mirabeau, Desmoulins und die Schreckensmänner Robespierre, Marat, St. Just und Hébert gehörten zu ihren Besuchern und deren meist tragisches Schicksal sie verkündete. Dem General Hoche weissagte sie eine kurze glänzende Laufbahn, Lefebre den Marschallstab und Murat ein königliches Glück und blutiges Ende; ein gleiches Schicksal prophezeite sie der unglücklichen Lamballe.

Während der Revolution gehörten die Sympathien der Lenormand den Bourbonen, und sie versuchte sogar die Rettung Marie Antoinettes, indem sie sich durch den Oberaufseher der Gefängnisse Michonis Zutritt zu der gefangenen Königin verschaffte. Marie Antoinette verweigerte die Flucht aus Rücksicht auf ihre Kinder, die zurückbleiben müßten und das Komplott wurde entdeckt; Michonis verlor seine Stelle, während die Lenormand nach La Force wanderte, wo sie die eingekerkerten Royalisten jubelnd empfingen. In La Force erhielt die Lenormand eines Tages von Josephine Beauharnais die zur Stellung ihres Horoskops nötigen Daten, und sie prophezeite ihr denn den Tod ihres Gatten und die Vermählung mit einem zu den höchsten Würden emporsteigenden Soldaten, dessen Ruhm die Welt erfülle, nicht minder als ihre Ehescheidung. Diese Prophezeiung machte auf Josephine einen um so größeren Eindruck, als ihr bekanntlich schon als junges Mädchen auf Martinique von der Negerin Euphemia David die Kaiserkrone geweissagt worden war. In La Force sagte unsere Seherin auch den Sturz der Schreckensherrschaft für den 9. Thermidor voraus.

Nach der Rue Touron zurückgekehrt, erhielt die Lenormand auch den Besuch Napoleons, den sie nach den Linien seiner „vollkommenen Hand" „den Schlachtenhelden, den Eroberer von Königreichen, den Spender von Kronen, der die Welt in Erstaunen setzen würde, nannte und dabei aber nicht verschwieg, daß der Welteroberer im Exil sterben werde". Als Napoleon 1797 Josephine geheiratet hatte, und der erste Teil der Prophezeiung in Erfüllung gegangen war, wurde die Lenormand vollends der Liebling der vornehmen Welt und erfreute sich — von Josephine beschützt — der unveränderlichen kaiserlichen Gunst, obschon sie einmal

wegen einer der Gattin Moreaus gegebenen Prophezeiung mit der geheimen Polizei in Konflikt gekommen war.

Die Scheidung Napoleons von Josephine brachte die Lenormand um die kaiserliche Gunst. Josephine hatte nämlich in der Nacht des 28. Novembers 1809 von Schlangen geträumt, was die Seherin dahin auslegte, daß die „ungerechte Handlung" — nämlich die Ehescheidung — am 16. Dezember vor sich gehen werde. Die Lenormand wurde deshalb am 11. Dezember verhaftet, ihre Papiere versiegelt und sie selbst in strengen Gewahrsam nach der Rue de Jérusalem abgeführt. Hier unterwarf sie der Präfekt Graf Dubois einem strengen Verhör, bei welchem sie diesen aber durch ihre schlagfertigen Antworten in eine sehr unbehagliche Lage brachte und u. a. den Vermählungstag Napoleons mit Maria Louise und die Rückkehr der Bourbonen weissagte.

Aus dem Gefängnis entlassen, hatte die Sibylle einen noch größeren Zulauf, obschon sie nochmals — im Jahre 1811 — ein Renkontre mit der Polizei hatte; auf dem Zenith ihres Ruhmes stand die Lenormand während der ersten Okkupation von Paris durch die Verbündeten, wo sogar Zar Alexander I, dem sie später ihre „Memoiren Josephines" widmete, zu ihren Besuchern zählte. Während der hundert Tage gedachte Napoleon abermals, sie polizeilich maßregeln zu lassen, allein sie schrieb ihre Broschüre Anniversaire de la mort de l'Imperatrice Joséphine, deren Lektüre Napoleon zu dem Ausruf hinriß: „Sie ist die einzige, die mir die Augen über den großen Verlust, der mich betroffen hat, öffnete!" infolge dessen blieb sie unbelästigt.

Als unter der Herrschaft der Bourbonen der Einfluß des Klerus allmächtig wurde, verödete der Salon der Lenormand, die sich, um die Aufmerksamkeit wieder auf ihre Person zu lenken, im Jahre 1818 auf den Kongreß nach Aachen begab. Wirkliches Aufsehen aber erregte sie erst wieder durch ihre 1820 herausgebrachten 2 Bände: Mémoires historiques et sécrets de l'Imperatrice Joséphine. Am 18. Februar 1821 ward sie in Brüssel verhaftet, weil sie „mit dem Erzengel Gabriel Unterredungen habe, den Stein der Weisen und den Pfeil des Abaris besitze 2c." Sie wurde auch wirklich zu hoher Geldbuße und einjährigem Gefängnis verurteilt, aber auf ihre Appellation hin vom obersten Gerichtshof freigesprochen und von einer nach Tausenden zählenden Volksmenge triumphierend in ihre Wohnung zurückgebracht.

Nach dem Tode Ludwig XVIII sprach sich die Lenormand in einer kleinen Broschüre über die Schwäche Karls X und die Unfähigkeit seiner Minister aus; endlich aber erklärte sie in einer „der Schatten Katharinas auf dem Grabe Alexanders I" betitelten Schrift auf das Bestimmteste, daß der Herzog von Orleans, Louis Philipp, zur Regierung kommen werde, worauf sie bis zum Jahre 1830 schwieg. Nach der Julirevolution veröffentlichte sie noch einige auf das öffentliche Leben bezügliche Broschüren und starb am 25. Juni 1843.

Dies sind die vorliegenden dürftigen Lebensumrisse der berühmtesten Wahrsagerin des 19. Jahrhunderts, welche eine wünschenswerte Ergän-

zung finden in den Memoiren des königlich westfälischen Ministers von Malchus, die zugleich auch einige Notizen über ihr mantisches Verfahren enthalten.[1]) Zunächst heißt es über die Phrophezeiung der Ermordung des Generals Morio: „Die Gräfin Morio hatte vor ihrer Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Manne Mlle. Lenormand um ihr Schicksal befragt, und diese hatte ihr unter anderm gesagt, sie werde dreimal nacheinander verehelicht werden. Das erste Mal heirate sie einen Mann, den sie und der sie jetzt nicht kenne. Durch diesen mache sie ein großes Glück und erhalte alles, was sie vernünftiger Weise wünschen könnte, denn wenn sie recht glücklich zu sein glaube, ja wenn selbst ihr höchster Wunsch Mutter zu werden, erfüllt sei, so komme bald nach einer großen Feuersbrunst ein sehr vornehmer Besuch zu ihr ins Haus, nicht lange darauf aber werde ihr Mann gewaltsamer Weise getötet werden."

„Sie werde noch ein zweites Mal zwar minder glänzend aber doch ganz glücklich verehelicht in ihr Vaterland — sie ist Kreolin — zurückkehren, diesen Mann jedoch bald verlieren und einen dritten heiraten, der sie aber überlebe &c."

„Das Meiste hiervon geht uns nichts an; wohl aber das, was ihr in Absicht ihres ersten Mannes, des Grafen Morio begegnete. Früher schon hatte ich manches, indes nichts Bestimmtes, gehört. Um diese Zeit aber, d. h. nicht lange vor des Grafen Morio Tode, war ich vom Könige beauftragt, mit Morio, der zum Hofmarschall bestimmt war, einen neuen Etat anzufertigen und — wo es sein könne — dabei Ersparnisse zu machen. Bei den verschiedenen Zusammenkünften, welche wir desdeshalb in meinem Hause hielten, bemerkte ich, daß Morio gewöhnlich etwa nach Verlauf einer Stunde ängstlich wurde und aufzubrechen suchte, um nach Hause zu kommen. Ich begriff den Grund davon nicht und fragte ihn deshalb darum. Er antwortete mir: Meine Frau ist meinetwegen in Todesangst, sobald ich nur ein wenig länger von ihr wegbleibe, als sie vorausgesetzt hat. Ich forschte weiter, und er erzählte mir das oben Erwähnte. Wir sprachen dann halb scherzhaft halb ernsthaft noch manches darüber."

„Ein ander mal, als ich ihn wieder etwas lange aufhalten mußte, drang er in mich, abzubrechen, und bat mich, ihn zu begleiten, damit ich selbst die Angst seiner Frau sehen, und seiner Verlegenheit deuten möchte. Ich erfüllte seinen Wunsch und fand seine Frau in großer Angst wegen ihres Mannes. Als sie erfahren hatte, daß derselbe mir alles Dahingehörige mitgeteilt habe, bestätigte sie es und fügte hinzu: Soll ich nicht für das Leben meines Mannes zittern, da alles andere bis dahin auf das Genaueste eingetroffen ist? Ich kannte ihn nicht und er mich nicht. Ich habe durch meine Verheiratung mit ihm ein großes Glück gemacht und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich mir vernünftiger Weise wünschen könnte. Ich habe sogar die Freude, bald Mutter zu werden, und bin meiner Niederkunft nahe. Die große Feuersbrunst (der Schloßbrand)[2]) ist leider vorüber; der sehr vornehme Besuch ist nicht ausgeblieben, denn der König ist zu uns her nach Bellevue gezogen und wir haben ihm mehrere unserer Zimmer einräumen müssen; ich schließe aus dem allen folglich mit Zittern, daß der gewaltsame Tod meines guten Mannes sehr nahe ist."

„Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und versicherte sie, daß ihr Mann bei

---

[1]) Auch Fürst Pückler-Muskau erzählt viel von ihr in seinen „Briefen eines Verstorbenen", indessen weiß man bei ihm nie mit Sicherheit zu unterscheiden, wo die Thatsachen aufhören und die Phantasie anfängt.

[2]) Das Kasseler Schloß brannte im Jahre 1811 zum größten Teil ab.

mir wenigstens vollkommen sicher sei, daß ich auch nur noch eine, freilich aber etwas lange Zusammenkunft mit ihm haben werde."

„Ihre Schwester, die Gräfin Potheau, erzählte mir ebenfalls, daß die Gräfin Morio seit längerer Zeit ihr das Erwähnte gesagt, und daß sie beide mit Angst einen Umstand nach dem andern hätten in Erfüllung gehen sehen. Ich fürchte — setzte sie hinzu — meine Schwester wird darüber noch eine unglückliche Niederkunft haben."

„An einem der nächsten Tage war Morio noch um elf Uhr bei mir und ritt dann mit dem Könige aus. Beim Zurückkommen sah ich beide an meinem Hause vorbeikommen. Sie ritten durch den Marstall, wo Morio dem Könige verschiedenes auseinandersetzte, während die Gräfin schon in Todesangst war, ja sogar deswegen hatte zu Bett gebracht werden müssen. Nach einer kleinen Weile reitet der König nach Hause. Morio bleibt noch da. Plötzlich fällt ein Schuß! Die Gräfin hört ihn, springt wie außer sich aus dem Bette und schreit: Das ist mein Mann, er ist erschossen."

„Leider war es so. Der edle Morio war durch einen französischen Fahnenschmied, dem seiner Lüderlichkeit wegen ein Deutscher vorgezogen werden mußte, boshafter Weise erschossen worden."

Malchus erwähnt nur beiläufig die Prophezeiung, welche die Lenormand Murat gegeben habe und sagt, daß sie auch zweimal von Napoleon befragt worden wäre; da jedoch außer den beiden direkt Beteiligten nur noch Duroc bei diesen Begegnungen anwesend war, sei nichts Authentisches darüber in die Öffentlichkeit gedrungen. Er kommt nun auf seine persönlichen Erfahrungen bezüglich der Lenormand zu sprechen und äußert sich folgendermaßen: „Auffallend war es mir, daß die Gräfin Bocholz mich mehrmals sehr dringend ermunterte, mir mein Schicksal sagen zu lassen, und versicherte, ihr habe die Lenormand Vorfälle aus ihrem bisherigen Leben dargelegt, deretwegen ihr ein Grausen angekommen sei, weil sie fast keinem Menschen bekannt seien, die Lenormand sie also schlechthin nicht habe wissen können. — Ebenso sprachen mehrere andere meiner Bekannten; durch niemand aber wurde ich so aufmerksam auf die wunderbare Frau gemacht, als durch Herrn Dr. Spangenberg, den Leibarzt der Königin. Dieser sehr trockene Verstandesmensch versicherte gerade wie die übrigen, es sei unbegreiflich, was diese Frau alles wisse und einem sage. Ihm habe sie — gerade so wie der Gräfin Bocholz — sein früheres Leben den Hauptbegebenheiten nach klar vor Augen gelegt und ihm dabei manches in Erinnerung gebracht, was selbst in Mecklenburg (seinem Vaterlande) gewiß nur sehr wenige Menschen wüßten, was aber hier in Paris sicher keine menschliche Seele kenne. Auch über die Gegenwart und nächste Zukunft habe sie ihm Sachen gesagt, die zum Entsetzen wahr — teils gewesen, teils geworden — seien. Z. B. er werde in acht Tagen durch einen alten Bekannten sehr interessante Nachrichten über seine Verhältnisse in der Heimat bekommen; aber derjenige, der ihm diese Nachrichten bringe, werde zwei Tage darauf sterben. Er und seine Freunde, mit denen er in Compiegne wohnte, hätten oft darüber gescherzt und gefragt, ob denn der Bote, der zwei Tage hernach sterben solle, noch nicht bald kommen werde. Endlich am achten Tage sei der Schauspieler, Herr Narciß, der noch ziemlich lange in Kassel und Deutschland zurückgeblieben sei, gekommen und habe ihm eine Menge sehr interessanter Nachrichten gebracht, aber — zwei Tage darauf sei Herr Narciß gestorben. Dr. Spangenberg machte noch die Bemerkung, daß er damals, als er die Lenormand befragte, zum erstenmal in Paris gewesen sei, sie auch nicht habe befragen wollen, aber durch Herrn von Pfuel und seine übrigen zum Teil oben genannten Bekanntschaften so lange gequält worden wäre, hinzugehen, bis er es endlich gethan habe.

In die Nähe ihres Hauses sei er vorher niemals gekommen, habe sie selbst auch zuvor niemals gesehen, ihr weder seinen Namen, noch seine Verhältnisse mitgeteilt, auch sonst gar nichts merken lassen, was ihr irgend einen Aufschluß hätte geben können."

Malchus beschloß nun, „die Lenormand so viel als ihm möglich sei, auf die Probe zu stellen; er zog einen abgetragenen Überrock an, setzte einen schlechten Hut auf und begab sich nach der Wohnung der Kartenschlägerin, welche er noch nie gesehen hatte. Ohne daß er seinen Namen anzugeben nötig hatte, fragte sie ihn: 1. nach dem Anfangsbuchstaben seines Taufnamens, 2. nach dem Anfangsbuchstaben seines Geschlechtsnamens, 3. u. 4. nach dem Anfangsbuchstaben seines Vaterlandes und Geburtsortes, 5. nach seinem Alter, Geburtstag und -stunde, 6. nach dem Namen seines Lieblingstieres, 7. nach dem seiner Lieblingsblume und 8. nach dem Namen des ihm unsympathischsten Tieres.

„Hierauf holte sie zu den schon daliegenden etwa sieben Kartenspielen noch sieben andere. Zusammen wurden es 14 Spiele. Sie waren aber sehr verschiedenartig; z. B. Tarokkarten, alte deutsche Karten, Whistkarten, Karten mit Himmelskörpern bezeichnet, Karten mit nekromantischen Figuren rc. Jetzt mischte sie ein Spiel nach dem andern und gab mir jedesmal das gemischte Spiel zum Abheben. Ich wollte dies, wie natürlich, mit der rechten Hand thun, sie verhinderte es aber mit dem Beisatze: la main gauche, monsieur! Um zu versuchen, ob sie dies nur zum Schein gesagt habe oder wirklich darauf achten und halten werde, nahm ich das zweite Mal von selbst die linke Hand, beim dritten mal aber wieder die Rechte. Augenblicklich wehrte sie mir dies mit dem Beisatz: la main gauche, monsieur! Aus jedem Spiel mußte ich nach dem Abheben eine von ihr bestimmte Menge Karten herausziehen (auch dies mit der linken Hand), aber nicht aus allen Spielen die gleiche Zahl, sondern aus einem mehr, aus dem andern weniger. Aus den Tarokkarten z. B. 25, aus einem andern 6, aus einem dritten 10 rc. Die gezogenen Karten behielt sie zurück und legte sie nach einer gewissen Ordnung auf den Tisch; alle übrigen wurden beiseite geschafft."

„Jetzt bat sie sich meine linke Hand aus und besah sie sehr aufmerksam; besonders achtete sie auf alle Linien und Einschnitte derselben. Nicht lange darauf fing sie an, die Linien herauf und herunter, herüber und hinüber zu zählen, indem sie zugleich die Himmelskörper dazu nannte. Endlich schlug sie ein in der Nähe liegendes großes nekromantisches Buch auf, in welchem eine ungeheure Menge Hände mit all ihren Einschnitten rc. gezeichnet waren. Sie verglich eine der dortigen Hände nach der anderen sorgfältig mit der meinigen und blieb bei derjenigen stehen, die auch mir der meinigen am ähnlichsten schien. Dann fing sie an, die auseinandergelegten Karten sehr aufmerksam durchzusehen, zählte und rechnete dabei halblaut hin und her, bis sie endlich zu sprechen und mir aus den vorliegenden Karten mein Schicksal, das vergangene, das gegenwärtige und das zukünftige zu erzählen anfing. Dieses Erzählen ging aber so äußerst schnell, als ob sie alles aus einem ihr vorliegenden Buche abläse. Traf es sich, daß sie in der Folge auf etwas schon früher Erwähntes zurückkam, so erzählte sie es pünktlich so wie das erste Mal, gerade, als ob sie es noch einmal abläse."

In betreff dessen, ob und in wie weit sie ihrer Sache in dieser Rücksicht gewiß sei, stellte ich sie am Ende noch auf eine weit schwierigere Probe."

„Über die Vergangenheit meines Lebens sagte sie mir zu meinem größten Erstaunen vieles, was ich selbst kaum noch, was in meinem Vaterland wahrscheinlich niemand mehr und was in Paris sicher kein Mensch wußte."

„Sie sind, sprach sie u. a., schon mehr als einmal in Lebensgefahr gewesen, namentlich waren Sie innerhalb ihrer fünf ersten Lebensjahre nahe daran, Ihr Leben im Wasser zu verlieren."

„Wer sagte ihr, daß ich in meinem vierten Jahre in Schwetzingen in den großen Teich gefallen bin?"

„Sie sind mehr als einmal schon in Feuersgefahr gewesen. — Auch das ist wahr."

„Sie wurden in Verhältnissen geboren, nach welchen Sie gerade nicht erwarten konnten, ein großes Glück in der Welt zu erlangen; aber Sie haben es dennoch gemacht. Sie fingen sehr früh an sich zu rühren, um etwas Großes zu erreichen. Schon vor 25 Jahren nahmen sie zum erstenmal Dienste, aber in sehr untergeordneten Verhältnissen.

„(Woher wußte sie, daß ich schon in meinem 19. Jahr in Dienste trat?)"

„Dann fuhr sie fort, mir eine Menge Einzelheiten meines vergangenen Lebens aufzuzählen und mir besonders die verschiedenen Abschnitte desselben so bestimmt und deutlich vor Augen zu legen, daß mir förmlich unheimlich bei ihr wurde, ja, daß ich eine Art Grausen empfand."

„In betreff des vorletzten Abschnittes desselben, meiner Dienstnahme in Westfalen, bemerkte sie, daß derselbe anfangs nicht den Anschein gehabt habe, sehr glänzend werden zu wollen, daß aber bald Verhältnisse eingetreten seien, die eine solche Wendung herbeigeführt hätten."

„Auch der Gegenwart erwähnte sie ganz so, wie sie sich verhielt".

„Über die Zukunft sprach sie einiges rätselhaft und zwar so, daß man es ebenfalls mit den Aussprüchen der Sibyllen oder mit den Antworten der Pythia vergleichen könnte. Manches dagegen drückte sie sehr bestimmt aus, und es ist wahr geworden."

„Z. B. ich sei meiner Familie wegen sehr in Sorgen. (Freilich war ich dies, denn ich wußte bloß, daß meine Gattin mit ihren Kindern glücklich bis Aelsan gekommen sei, ob sie aber glücklich nach Hildesheim gelangt wäre und wie es ihr dort gehe, wußte ich nicht.) Ich könne aber darüber ganz ruhig sein, denn in acht Tagen werde ich einen Brief bekommen, der zwar manches Unangenehme enthalte, mich aber doch über meine Familie hinlänglich beruhigen werde."

„Wirklich bekam ich gegen den achten Tag einen Brief von meiner Frau, der mir ihr und unserer Kinder Wohlbefinden meldete, sonst aber mehreres enthielt, was mir nicht lieb war."

„In den folgenden acht Tagen würde ich viermal nacheinander Auskunft über die Verhältnisse meines Vaterlandes und einmal sehr ausführliche Nachrichten in betreff meiner Familie bekommen."

„(Dies sagte sie mir am 28. März. -- Zwei Tage darauf schon geschah der allen Parisern völlig unerwartete Einzug der Alliierten. Etwa sechs Tage nachher ging ich auf den Boulevards spazieren. Eilend kommt jemand in preußischer Artillerieuniform auf mich zu, und ich erkenne zu meinem Erstaunen den Herrn von R., der noch vor kurzem mit uns in Compiegne gelebt hatte, dann — nach Hildesheim zurückgekehrt — unter die Preußen gegangen war und jetzt in gerader Linie von Hildesheim kam, mir folglich eine Menge Einzelnheiten von den Meinigen mitteilen konnte, da er sie sämtlich gesehen und gesprochen hatte. Bald darauf begegnete ich dem ehemaligen göttingischen Präfekten Delius u. s. w.; kurz, ich erhielt wirklich in diesen acht Tagen zusammen viermal Nachrichten aus Deutschland."

„Weiter fuhr sie fort, ich werde nicht sehr lange mehr in Frankreich bleiben, sondern in mein Vaterland zurückkehren, in welchem ich anfangs eine Menge größerer und kleinerer Unannehmlichkeiten zu erdulden haben werde. So werde ich in demselben sogar gefangen genommen werden. Doch habe dies nichts zu bedeuten, indem man mich schnell wieder freilassen würde. (Beides ist hier in Heidelberg geschehen.)"

„Noch sagte sie sehr bestimmt: vor dem 23. November 1814 werde ich eine wichtige, mir aber unangenehme Entscheidung empfangen, und wirklich erhielt ich am 21. November 1814 von dem hannöverschen Minister Graf Münster die Antwort auf meine Vorstellung wegen Wiedereinsetzung in meinem Gute Marienrode; diese wurde mir hierdurch abgeschlagen, jedoch der von mir erwähnte Rekurs an den Wiener Kongreß mir freigelassen."

„Mein Schicksal, sagte sie weiter, werde sich die nächsten drei Jahre hindurch schwankend erhalten und erst im Jahre 1817 wieder glücklich werden."

Außerdem sagte sie Herrn von Malchus voraus, daß er noch genau zwei Monate in Paris bleiben werde, was zu seinem größten Erstaunen eintraf, obschon er damals nicht sagen konnte, ob er sich auch nur noch drei Tage in Paris aufhalten werde. Die erwähnte Probe, auf welche Herr von Malchus die Lenormand stellte, bestand darin, daß er sie nach vier Wochen wieder besuchte und sich ihre erste Aussage schriftlich wiederholen ließ und die sich in beiden Fällen völlig deckte.

Wie wir aus dem Vorstehenden ersehen, übte die Lenormand mehrere Wahrsagekünste aus, nämlich die Chiromantie, die Kartomantie und vielleicht auch die Astrologie; doch will mir das letztere zweifelhaft erscheinen, weil ich nicht annehmen kann, daß die Lenormand diejenigen positiven mathematischen und astronomischen Kenntnisse besessen habe, welche zur Ausübung der astrologischen Praxis unumgänglich notwendig sind; offenbar nennt die in diesen Dingen notorische Unwissenheit der Franzosen ein einfaches chiromantisch-kartomantisches Prognostikon ein Horoskop.

Die Kartomantie gehört wie die Belomantie, die Astragalomantie, die Geomantie und Ceromantie zur Loswahrsagung, dem Sortilegium oder der Kleromantie, der ältesten, einfachsten und unentwickeltsten Divinationsform, welche ich hier nach ihrer Entwickelung und ihrem Wesen kurz darstellen will.

Die Belomantie oder Pfeilwahrsagung ist uralt, akkadischen Ursprungs, und wurde besonders von den Chaldäern geübt, deren Verfahren aus der Stelle bei Hesekiel erhellt,[1]) wo dieser von Nabukudurussur, der in Zweifel ist, welchen Ort er auf seinem Eroberungszug angreifen soll, sagt: „Der König von Babel wird sich auf die Wegscheide stellen, vorne an den zween Wegen, daß er sich wahrsagen lasse, mit den Pfeilen um das Los schieße, seinen Abgott frage und schaue die Leber an." Der heilige Hieronymus sagt in seinem diesbezüglichen Kommentar über diese Stelle: „Er wird am Scheidewege Halt machen und dem Brauche seines Volkes gemäß das Orakel befragen; er wird Pfeile, die mit dem Namen seiner Gegner bezeichnet sind, in einem Köcher durcheinander schütteln und an dem zuerst herausspringenden, den Namen der Stadt erkennen, welche er zuerst angreifen soll". Die Belomantie war auch den Arabern bekannt und blühte zur Zeit Mohammeds besonders in Mekka. Hier wurden in der Kaaba zu Füßen des Standbildes des Hobal in einem Beutel sieben mit bedeutungsvollen Worten beschriebene Pfeile ohne Federn und Spitzen bewahrt, von denen man einen nach Verrichtung des folgen-

[1]) Hesekiel 21, 21.

den Gebetes zog: „O Gott, das Verlangen, dieses oder jenes zu erfahren, geleitet uns vor dein Angesicht, offenbare uns die Wahrheit!“ Wir werden dem Gebet bei der Ausübung der Kleromantie noch mehrfach begegnen und seine psychologische Bedeutung kennen lernen.

Die Lospfeile der Chaldäer entsprechen den Tamariskenstäben, deren sich die medischen Magier zu dem gleichen Zweck bedienten. Bei den Medern bildete diese Wahrsagungsart einen so wesentlichen Bestandteil des Kultus, daß das Stabbündel (bareçma, barsom der heutigen Parsen), welches aus 5, 7 oder 9 Stäben bestand, ein amtliches Attribut der Priesterschaft war. Das Losen durch Stäbe war den Medern offenbar von der turanischen Urbevölkerung vererbt worden, denn nach Nicander[1]) war dieser Brauch allen asiatischen Skythen — also turanischen Völkern — gemein, von denen er sogar bis nach China drang. Nach Herodot war er auch bei den europäischen Skythen vertreten,[2]) ebenso wie er nach Tacitus den Germanen[3]) und nach Ammianus Marcellinus den Alanen bekannt war.“[4])

Neben dieser Art Belomantie kannten die Chaldäer noch ein verwandtes Verfahren, welches in einem besondern Kapitel eines Werkes der Bibliothek von Ninive besprochen wird.[5]) Es wurden wirkliche Pfeile nach einer bestimmten Richtung hin abgeschossen und sodann aus der größern oder geringern Entfernung derselben vom Schützen sowie aus der Art ihres Niederfallens Schlüsse über die Zukunft gezogen. Auch die Ssabier feierten ein Fest, bei welchem die Priester aus zwölf mit brennendem Werg bewickelten und abgeschossenen Pfeilen wahrsagten, und im Kitâb-al-fihirst werden mehrere hierauf bezügliche Abhandlungen erwähnt, von denen eine ausdrücklich dem Ptolomäus zugeschrieben wird. Die Juden kannten ebenfalls diese Wahrsagung und wandten sie an, wie mehrere Bibelstellen beweisen.[6])

Auch das eigentliche Ziehen des Loses war den Urbewohnern Mesopotamiens, den Akkadern bekannt, denn auf mehreren Tafeln ist von einer „Los-Urne“ — duk namtar — und einer „Segensurne“ — duk amas — die Rede,[7]) ohne daß man jedoch Näheres über das angewandte Verfahren weiß.[8])

Das Verfahren der chaldäischen und arabischen Belomantie entsprach vollständig der Wahrsagung mit den Losen, wie sie zu Präneste, Cäre[9]) und andern italienischen Städten gebräuchlich war. Nach Ciceros ausführlichem Bericht[10]) bestanden die pränestinischen Lose aus eichenen, mit uralten Schriftzeichen versehenen Stäben, welche von einem gewissen Numerius Suffucius, den die Götter im Traume unterrichtet hatten, im Innern eines Steines gefunden wurden. Man verwahrte die Stäbe

---

[1]) Theriaca 613. [2]) IV. 67. [3]) Germania 10. [4]) XXXI. 2.
[5]) Inscriptions of Western Asia III, 52, 3.
[6]) I. Sam. XX, 19—40. II. Röm. XIII, 14—19.
[7]) Lenormand: Choix de Textes cunéiformes Nr. 82.
[8]) Über das Losen bei den Juden vgl. Sphinx II. 2, S. 116.
[9]) Tit Liv. XXI, 62. [10]) De Divinatione II, 41, 85.

im Tempel der Fortuna; sie wurden bei Befragungen in einem Gefäß durcheinander geschüttelt, worauf man von einem Kinde das Los ziehen ließ.

Das Losen bei den Germanen ist allbekannt. — Eng mit dem eigentlichen Sortilegium ist die Stichiomantie verwandt, das Wahrsagen aus einem zufällig aufgeschlagenen Vers des Homer, Virgils oder der Bibel. Im 16. und 17. Jahrhundert gehörte es zum guten Ton, ein silbernes Messer oder eine ebensolche große Nadel bei sich zu führen, um mit ihnen jederzeit einen Bibelvers markiren zu können. Cardanus war, wie er mehrfach in seinen Schriften erzählt, ein großer Verehrer dieser Wahrsagungsart.

An die Stichiomantie schließt sich die Astragalomantie, die Wahrsagung aus den Würfeln, an, wie es die Griechen bei den delphischen Thrien, dem Orakel der Athene-Sciras und dem des Herkules zu Bura und die Italioten beim Orakel des Geryon zu Padua übten. Über das im Altertum angewandte Verfahren ist nichts bekannt. Dagegen besitze ich eine dem 17. Jahrhundert entstammende magische Handschrift, nach welcher folgendermaßen prozediert wurde: Man that drei Würfe mit einem Würfel und ordnete sie so zu einer dreistelligen Zahl, daß man den höchsten Wurf zuerst und den niedrigsten zuletzt stellte. Einer jeden der 57 möglichen dreistelligen Zahlen entspricht eine Psalmstelle, welche das Orakel erteilt. Den Würfen gehen drei Gebete voraus. Die Handschrift trägt den Titel: „Eine gewisse Kunst von zukünftigen Dingen zu wissen, welche dem Hertzog in Friedland durch seinen Astrologum, so ihm das Ende seines Lebens vorgesaget, dediciret worden.“ Bei dem auf die Nummer 555 fallenden Psalmvers: „Herr, neige deine Ohren zu mir und sei gnädig, erhöre mich, denn ich bin arm und elend“[1]), findet sich die Anmerkung: „Bitte Gott, daß er dich mit den Augen der Barmherzigkeit ansehe und das Unglück, so deine Feinde wider dich vorhaben und ratschlagen, von dir abwende. NB. Dieses war des Hertzogs von Friedland seyn Wurff, und er ist noch dieselbige Nacht hierauff ermordet worden.“

Zum Sortilegium ist ferner die Geomantie zu rechnen, bei welcher aus sechzehn Reihen ohne zu zählen entworfener Punkte je nach deren geraden oder ungeraden Zahl vier Figuren die Mütter, entworfen werden, aus denen man vier Töchter und vier Enkel ableitet. Diese zwölf Figuren werden in die zwölf Häuser des Himmelsschemas verteilt und geben nach gewissen Regeln Antwort auf die gestellten Fragen. Die Geomantie wurde besonders von den Arabern geübt und eng mit der Astrologie verbunden. — Noch gehört zur Loswahrsagung die Ceromantie, das Wachs- oder Bleigießen, wobei aus der zufälligen Form der Gußstücke Orakel erteilt werden.

Die neueste Form des Sortigeliums ist endlich die Kartomantie, das Kartenschlagen, welches wahrscheinlich durch die Zigeuner nach Europa kam und wie die Karten selbst indischen Ursprungs ist. Da das älteste Kartenspiel, das Tarok, eigentlich ein Abbild des menschlichen Lebens sein soll, so sind die Bezüge der Karten zum Schicksal an sich schon nahe ge-

[1]) Ps. 86, V. 1.

legt und erhellen noch mehr, wenn wir die so charakteristischen Bilder der alten Tarokkarte betrachten, die jetzt ganz verschwunden sind. Ob man aber die Karten mischt und legt, ob man Blei gießt, punktiert, würfelt, Lose zieht, Verse aufschlägt oder Pfeile abschießt, nie bringt der Zufall die Entscheidung, sondern das unbewußte magische Schauen, welches sich in eine magische Bewegung umsetzt, spricht das prophetische Wort.

Aus diesem Grunde wurden den diesbezüglichen Operationen Gebete vorausgesandt oder Vorbereitungen, die auf eine magische Erhöhung der Seelenthätigkeit hinauslaufen. Sehr lehrreich sagte darüber Cornelius Agrippa[1]: „Da in der Reihe der Ursachen der Zufall niemals die erste und hinreichende Ursache sein kann, so müssen wir tiefer forschen und die Ursache zu finden suchen, welche mit der Wirkung in unmittelbarem Zusammenhang steht und sie herbeiführt. Diese dürfen wir aber nicht in die körperliche Natur setzen, sondern in die immateriellen und unkörperlichen Wesen, die in Wirklichkeit das Los leiten, daß es die Wahrheit anzuzeigen vermag; wir wollen damit auf die menschlichen Seelen, die Geister und Dämonen, die himmlischen Intelligenzen und Gott selbst hinweisen. Daß aber der menschlichen Seele eine hinreichende Gewalt und Kraft innewohnen kann, um solche Lose zu leiten, erhellt daraus, weil unsere Seele eine göttliche Kraft über alle Dinge besitzt. Wie wir im ersten Buche gesagt haben, gehorchen ihr von Natur alle Dinge und haben notwendiger Weise eine Bewegung und eine Wirksamkeit zu dem, was die Seele mit starkem Verlangen wünscht.

„Weil aber die Lose nicht immer von der menschlichen Seele, sondern auch von andern Geistern geleitet werden und die Seele des Weissagers auch nicht immer der erwähnten Steigerung des Verlangens fähig ist, war es bei den Alten Sitte, der Befragung der Lose einige Zeremonien vorauszuschicken, wodurch sie die göttlichen Intelligenzen und Geister zur richtigen Leitung des Loses anriefen. Eine so geringe Vorbedeutung daher auch solche Lose geben, so geschieht es doch nie aus Zufall, sondern aus einer geistigen Ursache, durch deren Kraft die Phantasie oder die Hand des das Los Werfenden oder Ziehenden bewegt wird.

An anderer Stelle sagt Agrippa:[2]) Wer daher zum Lose greifen will, der muß wohl dazu vorbereitet und darf durch nichts beunruhigt oder zerstreut sein; auch muß er ein festes Verlangen und die entschiedene Absicht haben, das zu erfahren, wonach gefragt wird.

Ähnlich äußert sich Fludd über die Geomantie,[3]) indem er die Entstehung der Punkte auf einen innern Ursprung zurückführt und die Fehler entweder der ungenügenden geistigen Vorbereitung oder dem gestörten Verkehr zwischen Körper und Seele zuschreibt. Wenn z. B. ein Freund für den andern eine geomantische Frage stelle, so empfange die ruhende Seele des ersteren gleichsam die geistige Bestrahlung des zweiten und erkenne, da die Kenntnis der Vergangenheit und Zukunft durch die Unsterblichkeit bedingt sei, das kommende Schicksal, welches sie durch Bewegungen körperlich fixiere. Mit dieser an das mediumistische Schreiben erinnernden Bemerkung Fludds will ich schließen und sein interessantes Lehrgebäude der Mystik einer besondern Besprechung vorbehalten.

---

1) Occulta Philosophia L. II, 54. 2) Ebendaselbst L. III, cap. 52.

3) De Geomantia L. I, cap. 1. In Opp. omn. Tom. I, Oppenhem. 1617, Fol.



Psychologische Gesellschaft zu München.
Mitteilung in den Sitzungen vom 5. Juli 1888.

Somnambules Zeichnen.

Von
Gustav Gessmann.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß durch manche Krankheiten eine hochgradige Steigerung der Erinnerungsfähigkeit hervorgebracht wird, so daß im Delirium liegende Kranke Worte oder selbst lange zusammenhängende Sätze, die sie vor Jahren einmal gehört haben, wieder hersagen. Es ist dabei gleichgiltig, ob das Gehörte der Muttersprache des Betreffenden oder irgend einer fremden, ihm unbekannten angehört.

Medizinische und physiologische Werke berichten über eine große Zahl von Fällen, in denen scheinbar vollkommen vergessene Sprachen oder scheinbar erloschene Erinnerungen durch irgend eine Nervenkrankheit, durch Fieber, durch die Wirkungen des Opiums, des Haschisch oder durch einen einfachen Rausch plötzlich wieder vor das Bewußtsein gebracht werden, so z. B. von jener Dienstmagd, deren Geschichte Coleridge mitgeteilt hat, und die im Fieber Griechisch, Lateinisch und Hebräisch sprach; so von dem Italiener, welcher nach der Erzählung des Erasmus anfing Deutsch zu reden, was er seit zwanzig Jahren vergessen hatte; oder endlich von jenem Schlachterjungen, der in seiner Geisteskrankheit ganze Stellen aus Phädra hersagte, die er nur ein einziges Mal gehört hatte.[1]) Ein ähnlicher Fall wurde vor Jahren auf einer Wiener Klinik beobachtet, wobei eine typhuskranke, ungebildete Dienstmagd plötzlich lateinische Sätze herzusagen begann, sehr zum Erstaunen ihrer Umgebung, welche bestimmt wußte, daß die Kranke nur der deutschen und der böhmischen Sprache mächtig sei. Dieses anscheinende Wunder klärte sich in der Folge dadurch auf, daß diese Magd in ihrer Jugend bei einem Geistlichen im Dienst gestanden hatte, welcher seine lateinischen Reden mit lauter Stimme auswendig zu lernen pflegte. Das Stübchen der Dienerin lag unmittelbar neben dem Arbeitszimmer des Studierenden. Da hörte sie dann mitunter stundenlang lateinische Reden rezitieren: unbewußt prägten sich Teile derselben ihrem Gedächtnisse ein, und eben diese gab sie jetzt nach Jahren in Fieberdelirien liegend wieder. Dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da, und es dürfte wohl keinen älteren Arzt geben, der während seiner Praxis nicht ähnliche Beobachtungen gemacht hätte.

Bei manchen Personen — hauptsächlich solchen, welche während des Schlafes zu sprechen pflegen — kommt eine derartige Steigerung der

---

[1]) Vgl. hierzu Th. Ribot, Die Erblichkeit. Leipzig 1876, S. 55.

geistigen Fähigkeiten schon im gewöhnlichen Schlafe und in den Träumen vor. Man kann sich hiervon leicht überzeugen, indem man solchen Individuen, während sie schlafen, mit leiser Stimme — so daß sie dadurch nicht erweckt werden — fremdsprachliche Worte oder Sätze vorsagt. Befragt man sie nach einiger Zeit, wieder während des Schlafes, um das Gehörte, so wiederholen sie es mit peinlichster Genauigkeit.

In viel ausgesprochenerem Maße aber als im gewöhnlichen Schlafe zeigt sich diese Erscheinung in der Hypnose oder im Somnambulismus und beschränkt sich in diesen Zuständen nicht bloß auf das Erinnerungsvermögen. Jede vorhandene, nur gering entwickelte, wenn man so sagen darf, latente Fähigkeit kann dann unter geeigneten Umständen in fast wunderbarer Weise wirksam gemacht bezw. gesteigert werden. Besonders bei Autosomnambulen, d. h. Personen, welche ohne direkte äußere Einwirkung in diesen abnormen Zustand verfallen, kommt es häufig vor, daß sie Dinge zu stande bringen, welche wachend auszuführen ihnen eine Unmöglichkeit wäre.

Es sei hier beispielsweise nur darauf hingewiesen, daß Nachtwandler während ihrer somnambulen Perioden mit katzenartiger Behendigkeit und Leichtigkeit Dächer, Gesimse &c. erklettern, während sie im wachen Zustande schon Schwindelanfälle bekommen, wenn sie nur daran denken, diese Orte erklimmen zu sollen.

Bei manchen Individuen zeigt sich im Somnambulismus eine Erhöhung manueller Fertigkeiten z. B. des Schreibens oder Zeichnens, und einer dieser Fälle eben ist es, der hier dem Leser vorgeführt werden soll.

Der Wissenschaft ist es bekanntlich noch nicht gelungen, über das Wie und Weshalb dieser Erscheinung Klarheit zu gewinnen. Die Spiritisten sagen dagegen: „Das betreffende somnambule Individuum ist von einem Geiste besessen", oder um einen spiritistisch fachmännischen Ausdruck zu gebrauchen: „es wird von einem Geiste kontroliert" — der den Körper des „Mediums" dazu benützt, um seinen jeweiligen Launen oder ernsteren Absichten Ausdruck zu geben. [1])

Der betreffende Somnambule nun, von welchem hier die Rede sein soll [2]), ist ein den besseren Ständen angehörender junger Mann. Derselbe

---

[1]) Daß die bewegende Ursache bei solchen Leistungen sehr wohl eine, dem „Medium" fremde, unabhängige, persönliche Kraft sein kann, beweisen uns die Erfahrungen des Hypnotismus und der Gedankenübertragung. Vielleicht mögen dies bei solchen mediumistischen Vorgängen manchmal thatsächlich die Persönlichkeiten Verstorbener sein. Daß sie sich aber als solche ausgeben, ist allerdings kein Beweis dafür, daß sie es sind. (Der Herausgeber.)

[2]) Es ist dies eben derselbe Zeichner, welchen Hellenbach in seiner Abhandlung: „Der Äther als Lösung der mystischen Rätsel" (im Septemberheft der „Sphinx" 1887, IV. 21, S. 166) erwähnt. G. G.

Neuerdings findet sich im dritten Hefte der kürzlich begonnenen, wissenschaftlichen Vierteljahrsschrift The American Journal of Psychology (herausgegeben von Professor Stanley Hall, Baltimore, Mai 1888, S. 460) ein ganz ähnlicher Fall, als „Paranoia" berichtet. Derselbe wurde an einem Patienten im Irrenhause zu Bloomingdale beobachtet. Die diesem amerikanischen Aufsatze beigegebenen photographischen Abbildungen zeugen zwar von einer wirren, aber doch malerisch begabten

wurde während seiner Anfälle wiederholt von bekannten Wiener Ärzten und geübten Forschern beobachtet; und dieselben stellten fest, daß er sich thatsächlich während des zu besprechenden Zeichnens in somnambuler Hypnose oder Ekstase befinde. Sein Blick ist dann zwar nicht ganz starr, hat aber doch einen eigentümlichen Ausdruck, welcher anzeigt, daß er in einer abnormen Geistesverfassung ist. Der rechte Arm ist bis zum Ellenbogengelenke (kataleptisch) steif und kalt und zuckt häufig wie im Krampfe. So sitzt er einige Minuten, ergreift dann plötzlich Papier und Bleifeder und beginnt zu zeichnen. Die von ihm in diesem Zustande angefertigten Zeichnungen, meist Köpfe und Landschaften haben, den mystischen Anschauungen des Zeichners entsprechend, einen geheimnisvollen, ja mitunter geradezu unheimlichen Charakter. Sie entstehen unter seiner Hand ohne Zuhilfenahme eines anderen Zeichenbehelfes als des Papieres und Stiftes, und die arbeitende Rechte bewegt sich mit großer Schnelligkeit wie schraffierend über die Zeichenfläche hin, in wirren Zickzack-Linien. Von einem Umrissenentwurf ist da keine Spur; es scheint als ob der Zeichner das ganze Papier nur mit Ton anlegen wollte. Wie aus Wolken auftauchend, entwickelt sich dann aus dem Chaos der Linien ein ungeheuerlicher, den Zuseher gespensterartig anstarrender Kopf, oder eine wilde Landschaft. Die Zeichnung auf Seite 5 stellt einen derartigen Kopf in $^1/_4$-Größe dar, zu dessen Vollendung der Somnambule 1 Stunde und 10 Minuten unausgesetzter Arbeit gebraucht hat.

Künstlerisch bemerkenswerter und durch Ausführung wie Originalität des Entwurfes interessanter ist vielleicht das zweite Bild auf Seite 7; welches auf dieselbe Art wie jener Kopf in einem Zeitraume von drei Stunden entstanden ist. Die Buchstaben in den Quadraten geben zusammengesetzt folgenden, freilich nicht gerade allen Anforderungen der Dichtkunst entsprechenden Vers:

Mensch lebe fromm,
Es ist so Gottes Wille.
Er lenket stets die Welt,
Wenn auch in aller Stille.

Der Angabe unseres somnambulen Zeichners gemäß, soll dieses Bild seine Entstehung der Einwirkung eines verstorbenen Malers — Namens Seleny — verdanken, welcher bei einer späteren Sitzung sich auch durch ihn über die Bedeutung des Bildes aussprach und dabei unter anderm folgende Angaben machte:

Wie schwer und plump sich mancher auch stellt und sich sträubt mit dem Weltstrom der beflügelten Kraft vorwärts zu dringen zum Lichte und zur Wahrheit, auch wenn er zurück ins Nichtsthun will und der behaglichen Ruhe pflegen möchte: sie nimmt ihn mit, der Zeiten Gewalt; und zur Arbeit, zum Schaffen wird er gezogen. Ein jeder hat in sich den Trieb nach dem Lichte und jeder fliegt ihm entgegen. Selbst wer ans Nichtsthun und Faulsein gewöhnt ist, muß doch mit dem Zeitgeist

---

Phantasie; und in diesem Falle hat der Kranke sich auch früher in Paris die nötige Technik der Malerei angeeignet. (Der Herausgeber.)

gehen; denn bleibt er am Fleck, wo er sich hinstellt, so wird ihm sein Leben bald nicht mehr behaglich bleiben. Darum klammert er sich fest an andere an, die das, was er nicht thut, thuen. So, ohne daß ers will, geschieht es bald, daß er sich zu Punkten hingetragen findet, wo er dann durch andrer Leistungen steht. Das ist der Krebs auf dem Bilde, der sich stets gegen das „Vorwärts" sträubt; die fliegende Kraft, an die er sich hält, seht Ihr symbolisch dargestellt.

Die schwächlichen Geister, welche nur nach Licht und Fortschritt sehnend sich mühen und ihren Weg nicht finden, weil sie die Kraft nicht haben zu wollen, nämlich so zu wollen, um die Hindernisse, die ihnen im Wege stehen, mit energischem Sinn zu überwinden, — die seht Ihr nur bis an die Grenze gehen, soweit sie dem Licht entgegen zu schauen vermögen. Es sind damit die irdisch gesinnten Menschen gemeint, welche noch tappen und taumeln, aber doch das Ziel schon gerne ersehen möchten, zu welchem sie gelangen sollen.

Die Blume im Zentrum der Welt ist das Ziel Eures Strebens. Dieses ist angedeutet als der Schmetterling, der ihr zufliegt. Das Tier oben, welches gleichsam den Saugrüssel bis zur Blume erstreckt, versinnlicht das vollkommene Wesen, welches sein Ziel schon erreicht hat und genießet dessen Freuden.

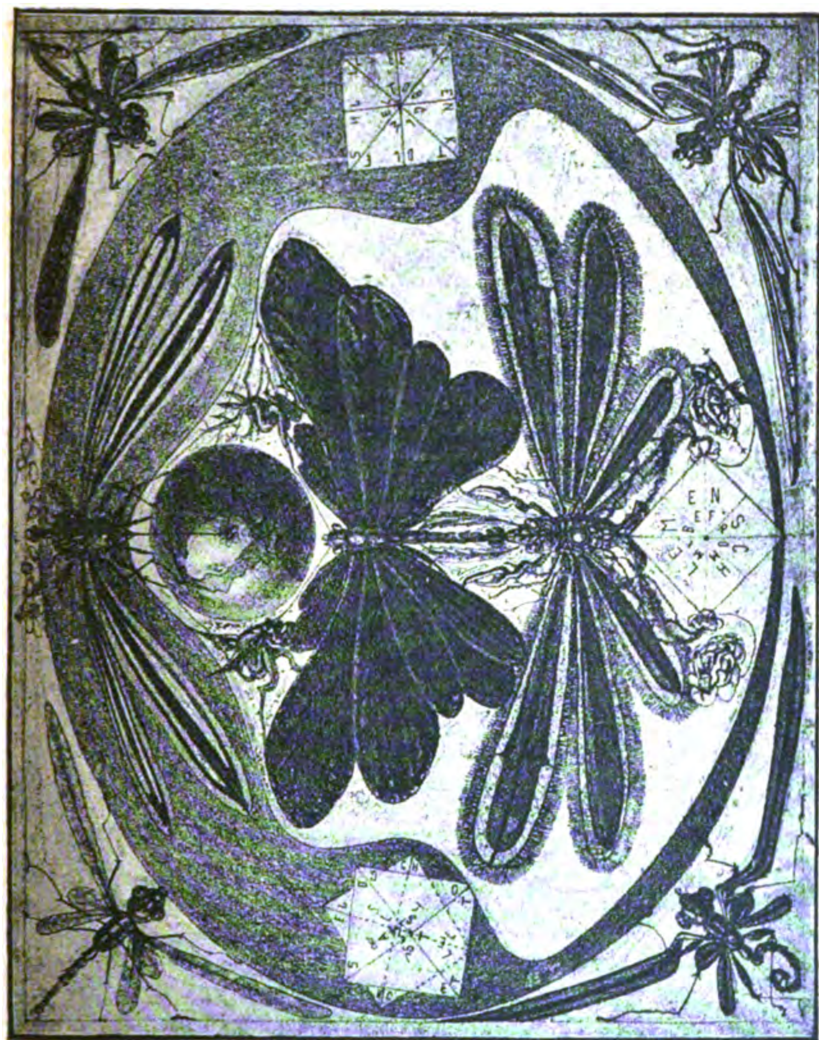
* * *

In der Verhandlung über diesen Gegenstand in der Psychologischen Gesellschaft zu München wurde u. a. von maßgebender Seite folgendes bemerkt:

Die allegorische, im somnambulen Zustande ausgeführte Zeichnung des Somnambulen (F.) enthält bei aller Phantastik doch eine Reihe von Details, welche auf Beobachtung an Insekten zurückzuführen sind. Die Beinzahl, bei welcher es dem Laien auf ein Paar mehr oder minder gewöhnlich nicht ankommt, ist immer richtig angegeben, auch die Gliederung und Knickung der Beine mehr oder weniger richtig dargestellt. Ebenso die starke Entwicklung der Brust gegenüber dem Hinterleib an den libellenartigen Wesen und die vorquellenden Augen. Auffällig ist die Angabe zangenartig aussehender Bildungen am Hinterende der Libellen, die doch leicht zu übersehen sind und hier sämtlichen in den Ecken der Zeichnung stehenden Wesen verliehen wurden. Die Fransen an den Flügeln des Krebses dürften an Motten beobachtet worden sein, welche solche (freilich nicht rundum) an den Flügeln besitzen. Fußstellung und Rüsselansatz des am Erdball saugenden Wesens erinnern sehr an die Haltung einer eben Blut saugenden Mücke. Die angeschwollenen Schenkel der Libellen in den unteren Ecken der Zeichnung kommen ähnlich bei Heuschrecken und Käfern vor. — Alles dieses weist auf gute Naturbeobachtung hin, woneben allerdings einige Abweichungen von der Natur in der vorliegenden Zeichnung offenbar phantastische Willkürlichkeiten sind.







Die naturgemäße Lebensweise

in Bezug auf die Förderung der sittlich-geistigen Entwickelung.

Von

Dr. August Aderholdt.

Trotz der im allgemeinen anerkennenden Beurteilung, welche die naturgemäße Lebensweise (Vegetarianismus, Thalysianismus) von seiten des Herrn W. Daniel in dieser Zeitschrift erfahren hat, erscheint seine Auffassung derselben doch nicht völlig im Einklange mit dem wahren Vegetarianismus. Wir sind mit ihm in der Verurteilung solcher Repräsentanten der naturgemäßen Lebensweise, welche auf der untersten Stufe stehen geblieben sind, oder auf dieselbe ihren Materialismus übertragen, vollständig einverstanden, was wir zum voraus erklären wollen. Wir legen auch auf die quantitative Mäßigkeit nicht weniger Wert, als auf die qualitative, und halten es für notwendig, Sinnlichkeit und Genußsucht zu bekämpfen und nach Selbstbeherrschung und Veredlung zu streben. Die Beschränkung der sinnlichen Bedürfnisse, insbesondere der Nahrung, selbst zeitweilige gänzliche Nahrungsentziehung (welche vor einer Reihe von Jahren der bekannte Gesundheitsapostel Ernst Mahner zum Hauptprinzipe seiner Lehre machte) in kranken, wie in gesunden Tagen, ist uns als heilsam bekannt, und die Cornaro, Lessius[1]) und andere werden oft von uns citiert. Von den mancherlei Seiten, welche der Vegetarianismus bietet, erscheint auch uns die geistig-sittliche als die bei weitem wichtigste und wertvollste, und vorzugsweise aus diesem Grunde haben wir den Namen „Thalysianismus"[2]) aufgenommen, um damit den wahren, über den niederen Materialismus sich erhebenden Vegetarianismus zu bezeichnen. Soweit sind wir also, wie wir glauben, in vollem Einklange mit Herrn Daniel, wenn es uns auch unserer Aufgabe nach nicht zusteht, ihm auf das Gebiet des Übersinnlichen zu folgen.

Daß es aber ein Irrtum der Vegetarianer sein solle, die naturgemäße Lebensweise als Mittel zum Zwecke sittlich-geistiger Entwickelung anzusehen, und nicht umgekehrt als eine Wirkung der letzteren, das können wir nicht unbedingt zugeben. Es ist ja wahr, daß in unseren geselligen Verhältnissen ein gewisser Grad von Intelligenz und moralischer Kraft erforderlich ist, um den Thalysianismus zu begreifen, zu würdigen und zu bethätigen; aber Hochgebildete und Edelgesinnte bleiben oft dennoch in ihren Vorurteilen Gegner desselben, während in seiner Einfalt manches kindliche Gemüt und mancher Ungebildete, der bei ein wenig Mutterwitz

---

[1]) Leonhard Lessius war Professor der Philosophie zu Louvain († 1623). Er übersetzte Cornaro's Broschüre über die Mäßigkeit aus dem Italienischen in das Lateinische und schrieb dazu eine Einleitung: „Das wahre Mittel älter als 100 Jahre zu werden", ein Mittel, das er wie Cornaro in größter Nahrungsbeschränkung findet.

[2]) „Thalysien" hießen bei den Griechen die Dankfeste, welche der kulturbringenden Göttin der Feld- und Gartenfrüchte gefeiert wurden.

das Herz auf der rechten Stelle hat, sich dafür begeistern, weil sie nach ernstlichem Versuche ein neues Leben in sich erstehen fühlten. Freilich gehörten diese nicht zu jenen, welche einen kurzen Versuch sofort wieder aufgeben, weil sie die erwarteten Vorteile nicht sogleich an sich verspüren oder der moralischen Kraft allzusehr entbehren; hätten solche aber ihre Ausdauer wenigstens so lange bewahrt, bis die Macht der Gewohnheit, welche sie zur alten Lebensweise zurückzieht, einigermaßen gebrochen war, so hätten auch sie auf die Segnungen der naturgemäßen Lebensweise aufmerksam werden müssen. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der Einfluß der letzteren sich stets mehr oder weniger geltend macht, garnicht selten sogar in ganz unerwarteter Weise und in überraschend hohem Grade und gerade in Beziehung auf das geistig-sittliche Leben; an der veredelnden Kraft derselben kann keineswegs gezweifelt werden, und sie darf als das wirksamste und vortrefflichste Bildungs- und Erziehungsmittel gelten. Die Nahrung kommt freilich nicht allein in Betracht, denn der Thalysianismus umfaßt, wie gesagt, den ganzen Menschen; aber sie ist einer der wichtigsten Faktoren, und eine reine, der Menschennatur entsprechende Nahrung ist die unerläßliche Bedingung zur vollen, freien Entwickelung der Geistes- und Seelenkräfte.

„Der Mensch ist, was er ißt" läßt sich, wenn man es richtig verstehen will, allen Ernstes behaupten; man müßte ja alle Wechselwirkung zwischen Leib, Seele und Geist leugnen, wenn man es bestreiten wollte. Die Art der Ernährung übt auf den Charakter einen unverkennbaren Einfluß aus; Pflanzenkost erzeugt entschieden friedlichere, gutmütigere Disposition, als blutige Kost, welche mehr oder weniger kriegerisch, roh und grausam macht. Man kann dies zunächst deutlich an den Tieren beobachten; die Pflanzenfresser sind sanfter Natur, die Fleischfresser grausam, und daß diese Eigenschaften wirklich Folge der Nahrung sind, geht daraus hervor, daß man den Tiger durch Gewöhnung an Milch- und Pflanzenkost zahm, das fromme Lamm dagegen durch Fleischnahrung bösartig machen kann. Ferner zeigt sich die Einwirkung der Nahrung auf den Charakter an zahlreichen Völkerschaften, und wenn bei den civilisierten Menschen noch andere die Wirkung erhöhende oder schwächende Nebenumstände hinzukommen, so ändert das nichts an der Richtigkeit unserer Behauptung.

Was den günstigen Einfluß der naturgemäßen Ernährungsweise auf die Geistesthätigkeit betrifft, so kann man allerdings nicht aus jedem beliebigen Menschen einen Goethe oder Kant herausfüttern, weil jedem nur ein gewisser Fond von Geistes- (wie Leibes-) Kraft verliehen ist, der nicht bis in das Unendliche, sondern nur bis zu einer bestimmten Grenze gesteigert werden kann. Wenn aber die angeborenen Anlagen nicht ausgebildet oder durch eine nicht naturgemäße Lebensweise unterdrückt werden, so kommt es doch zu keinen Leistungen, so bedeutend die Anlagen auch sein mochten, und auch die Begeisterung führt in solchen Fällen häufig nur zur Überspanntheit und Narrheit, zuweilen in das Irrenhaus. Es ist eine so interessante wie erfreuliche Beobachtung, daß die Kinder der Vegetarianer sich durch Gesundheit, Schönheit, Gemüt und Verstand aus-

zeichnen und in der Schule ihre mit der üblichen gemischten Kost ernährten Kameraden übertreffen; wie soll man das genügend erklären, ohne auf die Ernährungs- und Lebensweise zurückzugehen?

Die nächste Wirkung der naturgemäßen Diät pflegt das Wiedererwachen des Instinktes zu sein, welchen der Mensch durch sein Verleugnen der Natur unterdrückt hat. Derselbe äußert sich alsbald im Geschmacksinn, und derjenige, welcher sich lediglich vorgenommen hatte, das Fleisch zu meiden, verliert ganz von selbst das Verlangen nach alkoholischen Getränken, Tabak, Gewürzen und andern Reizmitteln, selbst nach Salz, welches von den Vegetarianern lange zuvor gemieden wurde, ehe seine gesundheitsschädliche Wirkung wissenschaftlich erkannt war. (Hiermit ist das Kochsalz gemeint, welches den Speisen in so großer Menge zugesetzt zu werden pflegt, im Übermaß, da alle Pflanzenteile und selbst das Trinkwasser die zu unserer Ernährung nötige Menge davon enthalten.)

Wenn Herr Daniel sagt, daß für den einen diese, für den andern jene Nahrung naturgemäß sei, so nimmt er das Wort „naturgemäß" durchaus nicht im Sinne des Vegetarianismus. Der letztere kann unter „Natur" doch nur die „schaffende Natur" (Weltseele) verstehen, während der Sprachgebrauch dieses Wort auch noch als Synonym für „Wesenheit" anwendet und also von der Natur eines Dinges oder Wesens redet. In diesem letzteren Sinne ist es die Natur des Kannibalen, Menschen zu verspeisen, die des Trinkers sich zu berauschen; niemand wird aber die Menschenfresserei und Säuferei für naturgemäß ausgeben wollen. Wenn also die Menschennatur (im abgeleiteten Sinne des Wortes) nichts Absolutes ist, sondern mit der Kultur sich ändert, so ist doch das menschliche Ideal, der Erdenmensch, wie ihn die Natur gewollt hat, allerdings etwas Bestimmtes, Unwandelbares, und diesem Ideale strebt der Thalysianer zu. Es soll damit nicht gesagt sein, daß im Punkte der Ernährung allen Menschen derselbe Speisezettel aufgedrängt werden müsse; wir wissen recht gut, daß Menschen auf verschiedener Bildungsstufe in Bezug auf Qualität und Quantität der Speisen verschiedene Bedürfnisse haben, und daß Roheren eine gröbere, Gebildeteren eine feinere Nahrung zukommt; aber naturgemäß muß sie in jedem Falle sein, wenn sich jeder dabei nicht bloß gesund fühlen, sondern auch gesund sein soll. Daß die übliche gemischte Kost für irgend jemanden die wirklich richtige sei, bestreiten wir durchaus.

Wollen wir wissenschaftlich ermitteln, welche Nahrung für den Menschen die naturgemäße sei, so bietet uns der menschliche Instinkt, welcher bei der großen Mehrzahl der Menschen unterdrückt oder gefälscht ist, nur wenig Anhalt; aber die Physiologie und die vergleichende Anatomie geben uns genügende Auskunft. Die Beschaffenheit des Verdauungsapparates und Zahnsystems, ja sein ganzer Körperbau deuten unstreitbar darauf hin, daß der Mensch von Natur ein Fruchtesser ist, wie die höheren Affen, mit dem Unterschiede jedoch, daß er als Zweihänder nicht nur auf die Baumfrüchte, sondern auch, und zwar vorzugsweise, auf die Feldfrüchte angewiesen ist, welche zu kultivieren und genießbar zu machen er durch seinen Verstand befähigt ist. Die menschliche Nahrung ist daher

nicht immer notwendigerweise eine natürliche d. h. sie braucht nicht ausschließlich aus den Rohprodukten der Natur zu bestehen; sie soll aber doch eine naturgemäße bleiben d. h. sie soll durch die künstliche Zubereitung ihrer natürlichen wohlthätigen Eigenschaften nicht beraubt werden.

Ursache oder Wirkung?

Nachschrift des Herausgebers.



Den Reinen ist alles rein, den Unreinen aber unrein beides, ihr Sinn und ihr Gewissen.
Titus I, 15; und Ap. Gesch. X, 15.

In der Anerkennung der Thatsachen befinden wir uns mit Dr. Aderholdt in vollem Einverständnisse — wie sollten wir auch anders, da er als langjähriger Führer der vegetarischen Bewegung in Deutschland und Frankreich die Thatsachen jedenfalls kennt! — Nicht so einverstanden können wir seiner Beurteilung und Erklärung derselben hinsichtlich der Kausalfrage sein: ist die vegetarische Lebensweise Wirkung oder Ursache der Veredlung?

Dr. Aderholdt hält an der Schöpfungsvorstellung fest; für ihn ist der Mensch, „wie ihn die Natur gewollt hat", etwas „Unwandelbares", und dies Ideal, meint er, könne und solle jeder mittelst vegetarischer Lebensweise erreichen. Für uns ist der Mensch ein Entwickelungsprodukt und zwar auf sehr verschiedenen Stufen der sittlich-geistigen Organisations-Steigerung, welche nur durch unendlich vielfachen Generationswechsel erreicht worden sein kann und nur auf gleiche Weise mittelst Anspannung unserer sittlichen und geistigen Kräfte weiter gesteigert zu werden vermag. Zur „Natur" gehört für uns alles, der Kannibale so gut wie der höchste Kulturmensch, und ebenso der Tiger und das Schwein, die Pflanze und der Schmetterling. Zwischen dem Affen und dem Geistesmenschen stehen der Naturwilde und der mordende sogen. Kulturmensch. Jedes Tier und jede Entwicklungsstufe haben ihre eigene Natur, ihre eigenen Bedürfnisse und Gewohnheiten; was für die eine Wesensstufe „naturgemäß", ist es doch nicht für eine andere. Das Ideal aber, dem wir nachstreben, ist kein bloß menschliches auch kein unwandelbares; es ist unbegrenzte Vervollkommnung durch unbegrenzte Entwickelung in unbegrenzter Zeit.

Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß thatsächlich niemand in einer begrenzten Lebenszeit zur Vollendung gelangt. Sowenig man durch Grasfütterung aus einem Tiger eine Kuh oder ein Lamm machen kann, so wenig wird man durch vegetarische Lebensweise aus einem Menschen mit tierischen Neigungen einen solchen mit hohen sittlich-geistigen Interessen machen.

Der von Dr. Aderholdt citierte Satz Moleschott's: „Der Mensch ist, was er ißt" hat allerdings seine Richtigkeit — auch geistig und sittlich, nämlich für die Persönlichkeit des Menschen, nicht aber für seine den ganzen Weltentwickelungsprozeß durchmachende Wesenheit; dieser sind in jeder Lebenszeit je nach der Entwickelungsstufe ihres jeweiligen Keimes „naturgemäße" Grenzen gesetzt.

Wie man durch entsprechende Ernährung einen Tiger verhältnismäßig zahm und ein Lamm verhältnismäßig wild machen kann, so würde man auch wohl manchem unserer Vivisektoren durch Zwang zur Pflanzenkost die Lust am Blutvergießen und an der Tierquälerei benehmen können; man wird ihm dadurch aber nie Geschmack für Pflanzenkost und Sinn für ein sittlich-geistiges Ideal beibringen, das seiner Natur gänzlich fern liegt. War er vorher ein sittlich roher Mensch, so wird er nur durch sittlich-geistige Einflüsse, nicht aber durch besonderes Essen und Trinken ein weiserer und besserer und edlerer Mensch werden.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß jeder Mensch wie jedes Tier, wenn man ihm die freie Wahl läßt, stets gerade das genießen wird, was eben seiner derzeitigen „Natur gemäß" ist, so könnte man den Moleschott'schen Satz mit Recht umkehren und sagen: „Der Mensch ißt demgemäß, was er ist".

Große sittlich-geistige Anlagen können allerdings wohl, wenn sie unterdrückt werden, in das Irrenhaus führen. Wenn solche Anlagen aber schon durch den mäßigen Genuß von gekochtem oder gebratenem Fleisch, selbst mit etwas Wein oder Bier dabei, unterdrückt werden können, so möchten wir sie doch nicht als „groß" bezeichnen. Goethe und Kant haben beide ihr Leben lang Fleisch und Wein genossen. Buddha starb, nachdem er das ihm durch die Umstände aufgenötigte Schweinefleisch gekostet hatte; er wußte die Folgen, und aß es doch, um einem höheren Sittengesetze zu genügen. Das Osterlamm aber, welches Christus in der Nacht vor seinem Tode aß, war wohl auch nicht aus Vegetabilien gebacken.

Wenn die sittlich-geistige Kraft groß, wenn sie wahre Begeisterung ist, kann sie vielfach solche Äußerlichkeiten überwinden; nur wir kleinen Geister fühlen umsomehr das Bedürfnis unsere Schwäche durch vorsichtige Lebensweise, wie sie für uns die „naturgemäße" ist, zu unterstützen —, und wir sind überzeugt, recht daran zu thun. Wir glauben in der That dadurch unsere Entwickelung zu fördern, und fürchten auf unserer gegenwärtigen Stufe die Benachteiligung durch tierische Ernährungsweise mit Leichenstoffen (Teilen von Tierleichen) nicht leicht überwinden zu können. Wer frei wählen kann, wird eben das genießen, was für ihn „naturgemäß".

Hervorheben aber wollen wir zum Schlusse doch, daß, soweit unsere Erfahrung reicht, in der Regel eine höhere intuitive Erkenntnis nur bei solcher vorsichtigen und maßvollen Lebensweise möglich ist und jedenfalls wesentlich gesteigert wird. Beide stehen in direktem Verhältnis zu einander; diese sowohl als materielles Mittel wie zugleich als äußerliche Wirkung, jene als zu Grunde liegender Zweck und als Ursache.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Edmund Gurney

zum persönlichen Gedächtnis.

Von

Max Dessoir.

Eine reiche Ernte hält heuer der Tod. Auch Edmund Gurney ist nicht mehr unter den Lebenden. Unerwartet ist er am 23. Juni 1888 seinen Freunden und der Wissenschaft entrissen worden, mitten aus treustäter Arbeit heraus.

Späterer Zeit und berufeneren Männern mag es vorbehalten bleiben, ein zureichendes Bild des Verstorbenen und seiner Verdienste zu geben. Jetzt, da der jähe Schmerz sich kaum in Wehmut aufzulösen beginnt, mögen einige wenige Worte des persönlichen Gedenkens allen denen genügen, die mit der gleichen aufrichtigen Bewunderung an dem Manne und seinem Werk gehangen.

Denn daß eine Gesellschaft von dem unschätzbaren Wert und der hohen Kulturbedeutung der Society for Psychical Research besteht, ist vor allem Gurneys Werk.[1]) Und damit ist schon gesagt, welchen großen Anteil er überhaupt an der Bewegung der letzten Jahre hatte, wie sehr er für die vorurteilsfreie Erforschung der abnormen Erscheinungen des Seelenlebens wirkte. Jedoch nur der, dem ein Einblick in die Art seiner Thätigkeit vergönnt war, vermag diesen seltenen Geist annähernd zu würdigen. Mit welcher unermüdlichen Ausdauer hat er das sorgenreiche Amt des Ehrensekretärs der S. P. R. verwaltet! Schier unerschöpflich war seine Geduld gegenüber den lästigen Anfragen, unverständigen Ablehnungen und beleidigenden Anklagen, mit denen er allzu oft zu kämpfen hatte; zahllose Briefe, ja selbst beschwerliche Reisen hat er nicht gescheut, wenn es galt der Sache zu dienen. Während er selbst manchmal unter der Last seiner Verpflichtungen zu erliegen drohte, sprach er Andern Mut ein; indessen, trotz seines unerschütterlichen Pflichtgefühls glaubte er kaum, daß das Ziel so bald erreicht werden würde, wie es uns Nachwachsenden erscheinen möchte.

[1]) Neben Fred. W. H. Myers M. A., Professor Sidgwick und einigen anderen, auf deren Schultern jetzt allein die Last der Arbeit und der Fortgang der Bewegung ruht. (Der Herausgeber.)

Nicht lange vor seinem Dahinscheiden schrieb Gurney mir einmal, hoffnungsfroher als sonst, von den beglückenden Aussichten, die aus den geläuterten Anschauungen über des Menschen Seele für ein späteres Geschlecht sich ergeben würden. Er weissagte der Zukunft dieser Wissenschaft eine Zeit geistigen Ruhmes, die den Ahnungslosen schon mit ihrem Morgenschein bestrahlte. Er lebte in dem freudigen Bewußtsein einer großen, weil unpersönlichen Bestimmung und bis zu seinem letzten Atemzuge strömte alle Willenskraft der einen Idee zu, welche ihn begeisterte; der Tag seines Todes war der erste Rasttag seines Lebens. Aber in ihm vereinigte sich auch alles, um den selbstgewählten Aufgaben gerecht zu werden: eine wundersame Verbindung von enthusiastischem Eifer mit ruhiger Besonnenheit, die Lauterkeit der Gesinnung und die vielseitigste Kenntnis in dem weiten Bereich seines Forschungsgebietes. Was ihn uns jedoch so unersetzlich macht, — uns, die wir des Verewigten Wohlwollen genießen durften, das war seine liebevolle Anteilnahme an fremden Arbeiten und die selbstlose Unterstützung derselben. Wer von den Jüngeren wäre ihm nicht verpflichtet?

Grabeskränze sind nur ein schwaches Zeichen des Dankes, den wir verdienstvollen und uns teuren Verstorbenen schulden. Auch Worte vermögen selten alles auszudrücken, was wir bei solchen Verlusten in der Tiefe des Herzens empfinden. Einzig die That kann hier genügen: der Versuch, in eben dem Geiste fortzuarbeiten, in dem Er gewirkt. Und wenn nun das treue Auge erloschen und die warme Menschenbrust erkaltet ist, so lebt doch das Werk weiter, bei dessen Grundlegung der von uns Geschiedene rastlos geholfen. Von langer Hand her war es vorbereitet: darum wird es dauern.



Edmund Gurney (Mag. Art.) war 1847 in London geboren als Sohn des Reverend Hampden Gurney, früheren Rektors des Marylebone College. Seine Universitäts-Bildung genoß er am Trinity College in Cambridge, dessen Mitglied er wurde. Seine hauptsächlichsten Werke sind The Power of Sound und die 2 Bände Phantasms of the Living, sowie seine Redaktion und Beiträge in den 11 Theilen Proceedings der Society for Psychical Research. Vor Kurzem hat er auch 2 Bände seiner gesammelten Essays unter dem Titel Tertium Quid herausgegeben.

Gurney litt sehr an Schlaflosigkeit und zeitweilig an heftiger Neuralgie. Trotzdem jedoch war er in der Hochfluth des rastlosen Schaffens und des gesellschaftlichen Lebens begriffen, als ihn plötzlich der Tod ereilte. Am 22. Juni war er in Veranlassung eines für die S. P. R. näher zu untersuchenden Falles übersinnlicher Vorgänge nach Brighton gefahren. Als er am 23. Morgens im Gasthof nichts von sich merken ließ, wurde die Thür seines Zimmers gesprengt, und man fand, daß ein unvorsichtiger Gebrauch von Chloroform seinen Tod herbeigeführt hatte. Der Körper wurde erkannt und identificirt durch einen zur Absendung fertigen Brief, welcher sich in seiner Rocktasche fand. Dies Schreiben war an einen Kollegen gerichtet und ersuchte denselben, auch nach Brighton zu kommen zur Beihülfe bei der beabsichtigten Untersuchung. H. S.





Hellenbach,

der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit.

Von
Hübbe-Schleiden.

III. Hellenbachs Persönlichkeit.

Noch habe ich das Fürchten nicht gelernt.
„Vorurteile ꝛc." II. 296.

Für den Bannfluch der Kirche und der Journalistik bin ich gleich unempfindlich.
„Mr. Slade's Aufenthalt in Wien", 3.

Mir ist der Widerspruch der Professoren ebenso gleichgültig wie ihre Anerkennung oder ihr Schweigen.
Geburt u. Tod, 96.

Am allerwenigsten darf uns die öffentliche Meinung, diese Dirne, imponieren! „Vorurteile ꝛc." II. 133.

Man hört oft leichthin vom „Zauber" einer Persönlichkeit reden; für Hellenbach war das volle Wahrheit. Seine Erscheinung, sein Wesen hatten in der That etwas Bezauberndes; er war von Natur hinreißend liebenswürdig. Die vollkommene Herrschaft, welche er über sich selbst ausübte, gewährte ihm eine unbewußt wirkende Überlegenheit, die, gepaart mit voller Ungezwungenheit seines Entgegenkommens, ihm die Herzen aller Wohlgesinnten und selbst vieler anderer gewann.

Von äußerer Erscheinung war er eine schlanke, elastische Gestalt mittlerer Größe, von jugendfrischem Aussehen mit scharfem, klarem Auge und offenem, freundlichem Blicke; seinen Mund umspielte meist ein schelmisches Lächeln, der natürliche Ausdruck seiner stets gefälligen, humorsprudelnden Natur. Dabei aber war sein Auftreten zugleich kraftvoll und elegant; er war ganz und gar der geborene Grand Seigneur, und zwar ebenso innerlich wie äußerlich. Er konnte übermütig sein, aber nie hochfahrend und durch unberechtigte Anmaßung verletzend. Er war wie alle wahrhaft bedeutenden Menschen und alle edlen, fein entwickelten Naturen im hohen Grade tolerant und ließ alle Individualitäten willig für das gelten, was sie geistig wert waren. Wenn jemand es mutwillig oder boshaft darauf anlegte, ihn zu beeinträchtigen oder ihm wehe zu thun, so beschränkte er sich in seiner Abwehr meistens auf ein mehr mitleidiges

---

Das hier zum Abdruck Gebrachte ist nur ein Auszug aus diesem Abschnitte unserer Gesamtdarstellung. Sobald dieselbe im Laufe des Herbstes beendet sein wird, werden wir das Ganze vollständig als eigene Schrift herausgeben. H. S.

als geringschätzendes Achselzucken. Damit war ein solcher Fall in der Regel abgethan, erwies sich aber der Angreifer als von geistigem oder sittlichem Belang, so daß es sich der Mühe lohnen konnte, ihn von seinem Irrtum zu überzeugen, dann entfaltete sich die ganze Liebenswürdigkeit und geistige Überlegenheit dieses seltenen Mannes in einer so bezaubernden Weise, daß ihm niemand zu widerstehen vermochte; im Umsehen wußte er solchen Gegner in einen Verehrer umzuwandeln.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß er auch gelegentlich im Eifer wohl zu weit ging und im Gefühl, eine gerechte Sache gegen eine große Übermacht von Angreifern zu verteidigen, im einzelnen zu scharf entgegnete; niemals aber geschah dies aus persönlichem Groll, sondern nur im Dienste seines Strebens nach dem Wahren und Guten. Es ist dies leicht zu erklären und — zu entschuldigen. Er wollte nie gegen Personen rücksichtslos sein, aber er kämpfte schonungslos gegen die menschlichen „Vorurteile", Schwächen und Kleinlichkeiten als solche. Er stand geistig so selbständig und unabhängig da, daß es ihm allemal eine Herzensfreude war, dem von der Meute der Alltagsmenschen über ihn geschrieenen „Steiniget ihn!" zu trotzen. Deshalb aber hatte er auch für keine menschliche Schwäche weniger Nachsicht als für Feigheit, und mit keinem menschlichen Mangel weniger Geduld als mit geistiger Unselbständigkeit und mit dem gedankenlosen Nachsprechen der vermeintlich herrschenden Ansichten, namentlich, wenn solche Beschränktheit unverschämt und anspruchsvoll auftrat. Er ließ jedermanns selbständige Ansicht willig gelten, aber nur sehr ungern die durch das Rottengefühl oder die Furcht vor andern diktierte. Er hatte, wie selten je ein Mensch, stets den vollen Mut seiner Überzeugung und hegte infolgedessen eine geradezu maßlose Verachtung gegen die sogen. „Öffentliche Meinung"; eben daher rührte wohl auch seine Geringschätzung des Zeitungslitteratentums [1]).

Man wird kaum fehlgreifen, wenn man diese sich erhaben fühlende Selbständigkeit und diesen hochstrebenden Mut als den Grundzug von Hellenbachs Wesen betrachtet; in diesem Sinne kann man ihn als einen titanenhaften Charakter bezeichnen. Aber er konnte sich freilich so weit über alle gewöhnlichen Einflüsse und Geistesströmungen nur deshalb erheben, weil er ganz ungewöhnlich reich begabt war. Er war eine durchweg großartige Natur und ein universell angelegter Geist. Es lag nichts Gewaltsames, wohl aber etwas Gewaltiges in seinem Wesen; und alle schweren Schicksalsschläge, die ein Menschenleben treffen können, vermochten kaum ihn nur für einen Augenblick zu beugen, niemals ihn zu brechen. Diese elastische Spannkraft kennzeichnet ihn mindestens ebenso sehr, wie der hohe Adel seiner Gesinnung, die warme Menschenliebe, welche ihn mitfühlend zu allen leidenden Wesen hinzog und seine Begeisterung für die Durchführung alles Besseren, sowie für den Sieg der Wahrheit.

---

[1]) Diesen Abneigungen hat er in fast allen seinen Schriften Ausdruck gegeben, so z. B. „Philos. d. g. M." 276; und „Vorurteile &c." II. 133, III. 100, 288—291 und 340.

Daß er sich diese unverwüstliche, geistige und körperliche Frische bis an sein Lebensende erhielt, verdankte er übrigens wesentlich seiner einfachen und rationellen Lebensweise nach allen je von ihm erkannten Regeln der Hygiene. Vor allem beobachtete er die strengste Mäßigkeit im Essen und Trinken, nicht minder aber auch in all dem, was man gewöhnlich als „Genüsse" oder „Vergnügungen" bezeichnet. Einigen Luxus gestattete er sich eigentlich nur hinsichtlich seiner Wohnung; hierzu war er genötigt, da er als allgemeiner Liebling der höchsten Gesellschaftskreise Wiens vielfach Besuche von Persönlichkeiten dieses Standes bei sich zu empfangen hatte. Aus demselben Grunde war auch seine Toilette stets à quatre épingles oder, wie man in Wien sagt, „wie aus dem Schachterl."

Er war ein unvergleichlicher Gesellschafter. Sein Geist umfaßte das gesamte menschliche Wissen und Können, dabei stand ihm beständig ein treues Gedächtnis zu Gebote, sowie ein seltener Grad von Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit. Meisterhaft verstand er es, den Kernpunkt selbst der verwickeltsten philosophischen Systeme in wenigen Worten klar und durchsichtig zu machen. Außer der unschätzbaren Gabe, alles anschaulich darstellen zu können, kam ihm hierbei sehr zu statten, daß er in allen wichtigen Fragen, welche die Aufgaben des einzelnen Menschen oder das Gesamtinteresse der Menschheit betreffen, mit sich selbst vollkommen im reinen war. Obwohl er in seinen späteren Jahren nur selten Gelegenheit nahm, öffentlich zu reden, so bewies er doch, wo immer er dies in größerer oder kleinerer Versammlung that, eine hinreißende Rednergabe, die an Klarheit der Sprache, Anschaulichkeit der Darstellung und Kürze des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig ließ. Wer nur irgend eine seiner Schriften in die Hand nimmt, wird dies auch aus diesen schon erkennen. So wie Hellenbach die von ihm behandelten Fragen zum leichtest faßlichen Verständnis bringt, hat dies noch kaum ein andrer Deutscher vor oder nach ihm vermocht. Er übertrifft sogar seinen geistigen Lehrer Schopenhauer wenigstens darin, daß er es verstand, für noch weitere Kreise der „gebildeten" Gesellschaft zu schreiben. Verhehlen kann man sich allerdings nicht, daß dabei der Ernst des Gegenstandes, den er behandelte, oftmals in empfindlicher Weise litt. Auch gab er sich selten die Mühe, seinen philosophischen und sonstigen theoretischen Darstellungen einen so sorgfältig geordneten und so künstlerisch ausgestatteten Aufbau zu geben, wie dies Schopenhauer that; es fehlt den meisten seiner Werke offenbar an der wünschenswerten gründlichen Durcharbeitung.

Besonders beliebt war Hellenbach beim weiblichen Geschlechte; und wohl ist selten von einem philosophischen Schriftsteller in so weitgehender Weise auf die gebildete Frauenwelt Rücksicht genommen worden, wie von ihm. Man kann geradezu sagen, daß die meisten, wenn nicht alle seiner Schriften, absichtlich so gemeinfaßlich geschrieben sind, damit auch Damen sie verstehen können und sie gerne und mit Nutzen lesen werden. Er setzte so wenig besondere Kenntnisse voraus, wie nur irgend möglich und stellte, wo es irgend vermeidlich war, nie die Anforderung eines abstrakten

Denkens. Ja, an mehreren Stellen seiner Werke wendet er sich ausdrücklich an seine „Leserinnen".

Einer ganz besonderen Begabung Hellenbachs muß ich hier doch wenigstens in andeutenden Worten gedenken; ich meine sein eigenartiges musikalisches Talent, welches sich gelegentlich bis zum frei und ursprünglich schaffenden Genie erhob. Er beherrschte technisch vollkommen die Behandlung des Klaviers (Flügels) und des Harmoniums. Mit größter Leichtigkeit wußte er alle fremden oder eigenen musikalischen Gedanken, welche ihm in den Kopf kamen, selbständig zum Ausdruck zu bringen. Seine frühzeitige Gewöhnung an die seltsamen Klänge seiner ungarischen Heimat, wie sie uns Liszt nahe gebracht hat, und sein langjähriges Sichhineinleben in seinen Lieblings-Komponisten Richard Wagner ermöglichten es ihm, auch die schwierigsten musikalischen Gedanken auf dem Instrumente, welches er gerade vor sich hatte, zu gestalten. Diese seine Phantasieen hatten etwas ganz seltsam Zauberisches. Von Eingebungen wunderbarer Art beherrscht, klangen sie wie überirdische Musik und konnten den Hörer durch ihren rhapsodischen Schwung zu unwiderstehlicher Begeisterung mit sich fortreißen.[1])

Hellenbach war vollkommen frei von aller Selbstüberhebung und Eitelkeit, obwohl er den eigenen geistigen Wert seiner Persönlichkeit so gut wie den anderer zu schätzen wußte. Äußerlichkeiten, Titel, Würden, Reichtum und gesellschaftliche Stellung als solche galten aber bei ihm ganz und gar nichts. „Der Glanz und Flitter des High Life's blendeten sein Auge nicht", wie Olga Plümacher[2]) treffend sagt.

Seiner Geringschätzung für die heutigen Ordensverleihungen hat er hinreichend im I Band seiner „Vorurteile ꝛc." Ausdruck gegeben.[2]) Wie er aber stets das, was er ernsthaft sagte, auch wirklich meinte, so handelte er auch nach diesen Ansichten. Als er auf seinem Landgute Turnisch im Jahre 1874 während der Pettauer Manöver den Kaiser Franz Joseph mit seinem Gefolge bei sich beherbergt und bewirtet hatte — eine Ehre, die nicht nur sehr viele Kosten verursachte, sondern der auch Hellenbach mit feinstem Takt gerecht zu werden wußte — trat für die Berater dieses allerhöchsten Gastes die Schwierigkeit auf, wie man sich dem so überaus gastfreien Schloßherrn erkenntlich erweisen könne. Man versuchte zunächst ihm einen Orden zu verleihen. Hellenbach lehnte diese ihm zugedachte Auszeichnung, äußerst höflich zwar, aber doch ebenso entschieden ab. Darauf übersandte ihm der Kaiser eine geschmackvoll mit Edelsteinen besetzte Zigarrentasche mit einem höchsteigenhändigen, schmeichelhaften Handschreiben. Diese Art der persönlichen Gunstbezeigung nahm Hellenbach an.

Hellenbach war durchaus mit aufrichtiger Anhänglichkeit der Stephanskrone ergeben; er war nicht nur trotz seiner sozialistischen Bestrebungen grundsätzlich ein uneigennütziger Vertreter des monarchischen Prinzips,

---

[1]) Besonders kam ihm diese Gabe zu statten bei den mediumistischen Sitzungen, die er veranstaltete, und bei denen er dadurch leicht die nötige Behaglichkeit und Empfänglichkeit der Teilnehmer zu erzielen vermochte.

[2]) „Zwei Individualisten", L. Rosner, Wien 1881, S. 108. — [2]) S. 256 f.

sondern war auch der Person des Kaisers in ungeheuchelter Verehrung zugethan. Deshalb liegt auch seiner Zurückweisung von Orden und Würden nicht im entferntesten irgend eine Illoyalität zu Grunde; im Gegenteil, er ging in seiner persönlichen Rücksichtnahme auf das Kaiserhaus sogar so weit, daß als der Erzherzog Johann am 11. Februar 1884 in nicht ganz offener Weise seine vermeintliche „Entlarvung des Mediums Harry Bastian" in Szene gesetzt hatte und danach in seiner kleinen Schrift „Einblicke in den Spiritismus" Hellenbach in unvorsichtiger Weise öffentlich angriff, dieser vorerst durch die zweite Hand beim Kaiser selbst anfrug, ob letzterer etwas dagegen habe, wenn er dem Erzherzoge in einer polemischen Broschüre entgegne. Die Antwort, welche Hellenbach durch dieselbe Mittelsperson zurück erhielt, soll gelautet haben: „Durchaus nicht — er sei der Angegriffene, möge sich nur seiner Haut tüchtig wehren und der Kaiser würde es ihm auch nicht verübeln, wenn er dabei nicht allzu subtil zu Werke ginge", — worauf dann Hellenbach seine geistreich-sarkastische kleine Schrift „Logik der Thatsachen"[1]) veröffentlichte, und damit den Beweis lieferte, daß er die Erlaubnis des Kaisers nicht mißbrauchte. Selbst seine Gegner mußten ihm zugestehen, daß er seine Klinge ebenso scharf wie ritterlich geführt hat.

Diese sogen. Entlarvung Bastians veranlaßt mich übrigens, meine Ansicht dahin auszusprechen, daß Hellenbach wohl allerdings leichter als mancher andere exakt wissenschaftliche Beobachter durch taschenspielerische Kniffe und Kunstgriffe zu täuschen gewesen sein mag. Er war eine zu großartig angelegte, zu edle, offene Natur, um sich leicht hineinzudenken, wie jemand Lug und Trug betreiben könnte; und während er in seinen anfänglichen Versuchen in den 70er Jahren meist noch skeptischer vorsichtig und sicherer vorging, mag er später wohl nicht immer kritisch genug verfahren sein. Dennoch betrachte ich es nach unparteiischer Einsicht des recht umfangreichen, z. T. originalen Materials, welches mir vorliegt, als ganz unzweifelhaft erwiesen, daß hier kein äußersinnlicher Betrug von seiten Bastians vorlag. Die Gestalt, welche die beiden Entlarver[2]) sahen, ehe sie in derselben das Medium selbst ergriffen, war allerdings keine Materialisation, sondern nur eine Transfiguration, wie sie bei schwächerer medialer Kraft zweifellos sehr häufig vorkommt; und man kann, insofern man dieselbe als ein für die Materialisation untergeschobenes Surrogat betrachtet, sie wohl als eine übersinnliche Täuschung bezeichnen[3]). Immer aber bleibt jede echte Transfiguration unzweifelhaft

[1]) Die beste und klarste Darstellung der einfachen Thatsachen lieferte Hellenbach in seinem Bericht an die „Süddeutsche Presse" in München (vom 24. Februar 1884); vergl. dazu auch „Geburt und Tod" S. 150—157.

[2]) Der Kronprinz Rudolf, von dem aufrichtigen Streben getrieben, diesen seltsamen Vorgängen auf den Grund zu kommen, unterstützte den Erzherzog Johann.

[3]) Ganz abgesehen davon, welcher Art diejenigen Willenskräfte sind, welche sich im Mediumismus geltend machen, ist es eine interessante Frage, wie solche übersinnliche Täuschung und oft auch rein äußersinnlicher Betrug von seiten ehrlicher Medien ohne deren eigenes Wissen ausgeführt wird. Zur Beantwortung dieser Frage ist einerseits eine gründliche Kenntnis des pathologischen Gesamtgebiets der

eine „übersinnliche" Thatsache, und daß in dem Falle der „Entlarvung" Bastians eine wirkliche Transfiguration vorgelegen hat, ist über allen Zweifel dadurch festgestellt, daß man bei sofortiger Durchsuchung Bastians keinerlei Stoffmaterial vorfand, womit er die verschiedenen Gestalten hätte materiell künstlich darstellen können; es waren aber an jenem Abend vier Gestalten erschienen.

Die Erörterung dieses Gegenstandes kann ich übrigens nicht verlassen, ohne Hellenbachs — man könnte sagen — epochemachender Art zu gedenken, wie er mit „sensitiven" Personen, „Medien" oder „Somnambulen", umging. Hierzu befähigte ihn besonders sein liebenswürdiges Wesen. Er erkannte sehr bald intuitiv, daß vollkommene Seelenruhe dieser Personen und deren behagliche sympathische Stimmung gegenüber allen Anwesenden und Beteiligten eine der ersten Hauptbedingungen für das Gelingen der „psychischen" oder „übersinnlichen" Vorgänge ist. Mit Güte und Freundlichkeit ist von diesen „Sensitiven" und den sie bewegenden oder „kontrollierenden" Kräften alles zu erlangen, und mit Geduld erhält man oft ebenso präzise wie überraschende Antworten auf die ungewöhnlichsten Fragen; mit Zwang erreicht man gar nichts und ebenso wenig dann, wenn man die Vorsichtsmaßregeln, durch welche man sich gegen Täuschung oder Betrug sichert, den „Sensitiven" gegenüber als gegen deren eigenes Interesse gerichtet erscheinen läßt. Alle solche Personen aber, mit denen Hellenbach je experimentiert hat, schwärmten sehr bald für ihn, und diese Begeisterung machte nicht nur viele Dinge möglich, welche andernfalls nie zu erreichen gewesen wären, sondern bewog auch viele andere tüchtige Experimentatoren sich Hellenbach zum Vorbild zu nehmen — zu ihrem eigenen Vorteil, wie zu dem der Sache, der sie dienen wollen.

Es veranlaßt mich dies auch, hier noch wenige Worte über Hellenbachs eigene Veranlagung zu etwaigen übersinnlichen Wahrnehmungen oder Wirkungen zu sagen. Er selbst behauptete von sich im Juni 1880[1]: „Ich gehöre, meiner Organisation nach, unzweifelhaft zu den Individuen von phänomenaler Befangenheit, und habe nie eine Halluzination, Ahnung oder einen bedeutungsvollen Traum gehabt, noch mich auf einem richtigen Instinkt ertappen können. Ich glaube auch nicht, daß ich als Künstler oder Dichter je etwas Gutes hätte schaffen können.

Meiner Beobachtung und Erfahrung nach ist „Sensitivität", welche Hellenbach als „geringe phänomenale Befangenheit" bezeichnet, eine Eigenschaft jedes natürlichen Menschen und je naturgemäßer sich nun solcher entwickelt, destomehr wird auch bei ihm sowohl die übersinnliche Empfänglichkeit wie Wirkungsfähigkeit sich zeigen. Trotz Hellenbachs gegenteiliger Vermutung nun war dies doch auch bei ihm der Fall.

Hysterie und aller ihr verwandten Erscheinungen erforderlich, sowie andrerseits ein umfassendes Inbetrachtziehen aller Möglichkeiten der hypnotischen Suggestion, auch der posthypnotisch wirkenden und nicht nur der Auto-Suggestion, sondern auch der Fremdsuggestion durch unbekannte übersinnliche Einflüsse.

[1]) „Vorurteile ꝛc." III, 127. — Ganz ähnlich äußert er sich auch noch in seinem „Tagebuch eines Philosophen" (Wien 1881) 163 f. und früher in der „Philos. d. g. M." 117.

Schon sehr bald darauf, im Jahre 1881, erlebte er jenen schon erwähnten Wahrtraum[1]), der sich ihm am folgenden Morgen als eine Vorwahrnehmung des Selbstmordes jenes Bergrats von Hauer erwies, dessen Beihilfe er für einige seiner alchymistischen Experimente bedurfte. Aber auch schon früher erwähnte[2]) Hellenbach, daß, wenn sich bei ihm Fieber einstellte, er darauf erst aufmerksam wurde dadurch, daß er allemal von einem ihn verfolgenden Stiere träume. Hierher ist auch jene „Spaltung des menschlichen Wesens", in den leiblichen Körper und das getrennte Bewußtsein von demselben zu rechnen, welche Hellenbach schon früher erlebte und mehrfach anführt[3]).

Ich habe einen sehr guten Schlaf von etwa sechs Stunden Dauer; dieser ist aber regungslos, fest und ohne Unterbrechung. So kam es denn, daß ich, auf meinem rechten Arme wahrscheinlich die ganze Nacht liegend, eines Morgens mit der Empfindung eines eingeschlafenen Armes erwachte, der mit dem Handgelenk auf meinem rechten Beine lag und über den ich keine Macht hatte. Ich wollte durch massieren Leben in den Arm bringen, und als ich mit der linken Hand hingriff, fand ich ihn nicht, obschon ich ihn dort empfand. Das Zimmer war ganz dunkel; ich suchte meinen Arm und stieß auf eine mir fremde Faust wie die eines Toten. Als ich den Arm weiter verfolgte, zeigte es sich, daß dieser fremde Arm sich beim Ellbogen zu meinem Körper abbog, wodurch mir der Verstand sagte, daß dies wohl mein Arm sein werde; nichtsdestoweniger empfand ich das nun eintretende Prickeln in dem auf dem Schoße liegenden Arme. Alles das mochte einige Sekunden gedauert haben, als ich plötzlich die Empfindung hatte, daß mein auf dem Schoße liegender Arm in den fleischlichen zurückkehre, womit die ganze Spaltung ein Ende nahm.

Was ferner ein übersinnliches Wirken betrifft, so könnte man dahin etwa schon rechnen, was Hellenbach von einer einmaligen Anwendung seiner mesmerischen Fähigkeit berichtet:[4])

Ich war einmal auf Besuch bei einem Nachbarn[5]), der von einem heftigen Gesichts- und Kopfschmerze befallen wurde. Er bat mich, seine Hände zu fassen, fühlte Erleichterung und schlummerte ein. Des Nachts wurde ich von seiner Frau gebeten, wieder zu ihm zu kommen, um abermals seine Hände zu fassen, worauf er wiederum Erleichterung fühlte und einschlief. Des Morgens fühlte er sich wohl. Ich bin weder Arzt noch Magnetiseur, und ich erinnere mich nicht, je früher oder später ähnliches gethan zu haben; es würde das auch garnichts beweisen, wenn ich nicht eine Müdigkeit im Arm bis zum Ellbogen empfunden hätte, welche beweist, daß etwas in mir vorgegangen sein muß.

Ich bin nun freilich der Meinung, daß auch diese Müdigkeit an sich die Bethätigung seiner Lebenskraft noch nicht beweist, denn so gut die Erleichterung des Leidenden auf dessen „Auto-Suggestion" beruhen konnte, hätte dies auch mit Hellenbachs Empfindung der Fall sein können. Da es aber zweifellos feststeht, daß jeder lebenskräftige, gesunde Mensch mehr

---

[1]) „Magie der Zahlen" 148 f. [2]) „Philos. d. g. M." 149.

[3]) „Geburt und Tod" 79 f., „Philos. d. g. M." 181 und „Vorurteile &c." 157.

[4]) „Vorurteile &c." II, 37 f. Bei seinen eigenen Kindern, als sie noch klein waren, soll Hellenbach dies gleiche Verfahren oftmals angewendet haben.

[5]) Auf einem benachbarten Schlosse.

oder weniger von seinem Kraftüberschusse[1]) auf andere übertragen kann, so fand dies höchst wahrscheinlich doch auch wohl in dem angeführten Falle statt. Kein Sachkundiger wird indes ferner bezweifeln wollen, daß Hellenbach, wenn er sich darauf eingeschult hätte, auch alle Künste fernwirkender Willensmagie[2]) hätte ausüben können, da dies ebenfalls jedem Menschen möglich ist und zwar lediglich im Verhältnis zu dem Maße seiner Willenskraft ohne Erfordernis sonderlicher Gesundheit oder Lebenskraft. Bei Hellenbach ist überdies diese Fähigkeit um so weniger zu bestreiten, als sein Wille selbst Carl Hansen gegenüber stark genug war, um nicht durch diesen hypnotisiert werden zu können. Er erwähnte dies mehrfach; andererseits aber beschreibt er doch auch, daß er imstande war, Hansens Einfluß zu spüren:[3])

> Daß Hansen diese Kraft hatte, habe ich persönlich empfunden, als er mit mir allein im Zimmer war, und — ob absichtlich oder unabsichtlich, ist mir nicht bekannt, denn ich frug ihn nicht — er im Laufe des Gespräches mich fest ansah. Seine Pupillen erweiterten sich unglaublich, ich empfand eine Neigung zum Schlafe, aber wollte nicht; und da ich selbst durch sehr große Dosen Chloroform nicht zur Bewußtlosigkeit gebracht werden kann,[4]) so würde das Experiment mit mir wohl immer nur ein unvollkommenes Resultat haben.

Auf das obige allzu bescheidene Urteil zurückkommend, welches Hellenbach über seinen Mangel an feinsinnigerer Begabung fällt, erwähne ich noch, daß mir dasselbe auch in jeder anderen Beziehung ungerecht erscheint. Sein höchst originelles Klavierspiel und seine zauberhaften Phantasieen auf dem Harmonium machen es unmöglich, ihm künstlerische Begabung abzusprechen, und ohne dichterisches Genie konnte seine phantastisch-romantisch ausgeschmückte sozialpolitische Novelle „Die Insel Mellonta" doch unmöglich verfaßt werden; ja, ich möchte geradezu sagen, man konnte Hellenbach in allererster Linie als einen genialen Menschen bezeichnen.

Was aber endlich zum Schlusse seine Angabe betrifft, daß er „sich nie habe auf einem richtigen Instinkt ertappen können", so scheint mir sein ganzes Leben und Wirken, seine Schriften von der ersten bis zur letzten ein Gegenbeweis hiervon zu sein. Die Werke, die er geschaffen hat, mögen nicht vollkommen sein, gewiß sie sind menschlich und daher auch wohl von Irrtümern und Schwächen nicht ganz frei; man nenne mir aber einen anderen Schriftsteller der Gegenwart, der von so allseitigem Streben nach allem Guten und Wahren erfüllt war und dessen Arbeiten so sprudelnd reich überfließen von den treffendsten und glänzendsten Intuitionen in Erkenntnis der Wahrheit und in der Verwertung derselben zur Förderung der Menschlichkeit! (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Mesmers „organischer Magnetismus", Reichenbachs „Od.", Gustav Jägers „Duftseele" und die alte Vorstellung der „Lebenskraft" fallen offenbar zusammen. Alle diese Ausdrücke bezeichnen dieselbe Kraftpotenz.

[2]) Vergl. hierzu den Artikel von Ernesti im Märzheft 1888 der „Sphinx" V, 27 S. 190 ff. — [3]) „Vorurteile 2c." II, 158.

[4]) Auch eine „bedeutende Dosis Bilsenkraut vermochte nicht, ihn seines normalen Bewußtseins zu berauben", („Tagebuch 2c.", 152).



Die Abgeschiedenheit des Meisters.

Fortsetzung der Erläuterungen zu „Licht auf den Weg."

Von dessen Verfasser.



„Eh' vor den Meistern kann die Stimme sprechen, muß das Verwunden sie verlernen."

Die, welche dem Geheimstreben nur flüchtige und oberflächliche Aufmerksamkeit schenken — und ihre Zahl ist groß — fragen häufig, warum lebende Meister, falls es solche giebt, nicht unter den Menschen erscheinen und ihre Macht beweisen. Daß diese Weisen angeblich jenseits des unzugänglichen Himalaya leben sollen, erscheint als genügender Grund, sie nur als Blendwerk zu betrachten. Anderenfalls — warum versetzt man sie in so weite Ferne?

Leider ist es die Natur, die dies bewirkt, und nicht persönliche Wahl oder Bestimmung. Es giebt gewisse Gegenden der Erde, in denen der Fortschritt der „Gesittung" nicht empfunden wird, und welche vor dem Fieber des neunzehnten Jahrhunderts bewahrt sind. In diesen begünstigten Gegenden findet sich stets Zeit, stets Gelegenheit für des Lebens Wirklichkeiten, dort nicht beeinträchtigt durch das Treiben und Drängen einer geldliebenden, vergnügungssüchtigen Menge. So lange es Meister auf Erden giebt, muß die Erde ihnen den Aufenthalt in der Abgeschiedenheit ermöglichen. Dies ist eine Wahrheit dieser Welt, die nur der Ausdruck einer tieferen Wahrheit der jenseitigen ist.

Das Begehren des Jüngers bleibt ungehört, bis die Stimme, die es ausspricht, die Macht zu verwunden verloren hat. Dies ist der Fall, weil das göttlich-astrale Leben, gleich dem natürlichen, ein Zustand geregelter Ordnung ist. Auch dort ist selbstverständlich, wie in der Natur, stets ein Mittelpunkt und ein äußerer Kreis. Dicht beim Mittelpunkte des Lebens, beim Herzen welcher Höhenstufe es sei, da ist Wissen, da herrscht die Ordnung vollständig; aber Chaos verdunkelt und verwirrt den äußeren Umkreis. Fürwahr, Leben jedweder Art zeigt eine mehr oder minder große Ähnlichkeit mit einer philosophischen Schule. Da giebt es immer eifrige Forscher, die beim Streben nach Wissen ihr eigenes Leben vergessen, und giebt es eine leichtfertige Menge, die kommt und geht; von dieser sagt Epictetus, ebenso leicht sei es, ihnen Philosophie zu lehren, wie Eierrahm mit einer Gabel zu essen. Derselbe Zustand zeigt sich im über-astralen Leben; und dort findet der Meister selbst noch eine strengere Abgeschiedenheit. Diese Zufluchtsstätte ist so gesichert, so vor Störung geschützt, daß dort kein Mißklang sein Ohr erreichen kann. Weshalb ist dies nötig, wird gefragt werden, wenn er ein Wesen mit so großen Kräften ist, wie seine gläubigen Anhänger behaupten. Die Antwort liegt zu Tage. Er dient der Menschheit und erachtet sich Eins mit der ganzen Welt; er ist bereit, sich jederzeit für sie zu opfern — nicht indem er für sie stirbt, sondern für sie lebt. Und der Grund, weshalb er nicht für sie stirbt, ist, weil er ein Teil — und zwar der wertvollsten einer — vom großen

Ganzen ist; weil er unter dem Walten von Gesetzen lebt, die er nicht zu brechen wünscht. Sein Leben ist nicht sein eigen, sondern gehört den Mächten an, die durch ihn wirken. Er ist die Blüte der Menschheit, die Blüte, welche den göttlichen Samen birgt. Er ist in sich ein kostbarer Hort der gesamten Natur, bewahrt und behütet, um der Nutzbarkeit volles Maß zu erlangen. Nur zu bestimmten Zeiten in der Menschheit Entwicklungsgang ist ihm gestattet unter die Menge zu treten als deren Erlöser. Für jene aber, welche die Kraft errangen, sich aus der Menge zu sondern, steht er allezeit bereit. Und denen, welche stark genug sind, die Laster der persönlichen Menschennatur — jenen vier Lehren gemäß — zu überwinden, steht er zur Seite, ihnen unbewußt, leicht erkennbar und zur Antwort bereit.

Aber die Überwindung des Selbsts bedingt die Zerstörung von Eigenschaften, die den meisten Menschen nicht nur unzerstörbar, sondern sogar wünschenswert erscheinen. Die „Macht zu verwunden" schließt vieles in sich, was die Menschen schätzen — nicht nur in sich selbst, sondern in anderen. Der Trieb der Selbstverteidigung und Selbsterhaltung gehört dazu, — der Gedanke, daß man irgend ein Recht, irgend welche Rechte habe, sei es als Bürger oder Mensch oder Einzelwesen, — das schmeichelnde Bewußtsein der Selbstachtung und der Tugend. Für manche sind dies harte Aussprüche, und dennoch sind sie wahr. Denn diese Worte, die ich jetzt schreibe und jene, die ich über diesen Gegenstand schrieb, sind in keinem Sinne als meine eigenen zu betrachten. Sie sind den Tempelüberlieferungen der großen Brüderschaft entnommen, die einst in Verborgenheit der Glanz Ägyptens war. Die Lehrsätze, die in ihres Tempels Vorhalle eingegraben waren, sind dieselben, welche in den Vorhallen jetziger Brüderschaften stehen. Zu allen Zeiten haben die Weisen geschieden von der Menge gelebt. Und selbst, wenn zeitweiliges Vorhaben und Streben einen von ihnen mitten in das Leben der Menschen treibt, bleibt seine Abgeschiedenheit und Sicherheit so vollständig gewahrt wie je. Sie ist Teil seines Erbes, Teil seiner Errungenschaft; er hat ein unumstößliches Anrecht darauf, dessen er sich nicht entäußern kann. Kurze Zeit lebt zuweilen ein Meister in der einen oder andern großen Stadt der Welt, oder durcheilt sie nur; aber allen wird gelegentlich Hilfe zu teil durch die Macht und Gegenwart eines dieser Männer. In London wie in Paris und St. Petersburg giebt es Menschen weit vorgeschritten in der Entwicklung. Aber sie sind als Geheimstrebende nur denen bekannt, welche die Kraft des Erkennens besitzen — jene durch Selbstüberwindung gewonnene Kraft. Wie könnten sie anderenfalls selbst kurze Stunden im Dunstkreis des Geistigen und Seelischen leben, den Unruhe und Verwirrung solcher Stadt hervorrufen. Und der Lernende mag einen leibhaftigen Meister begegnen, mag im selben Hause mit ihm wohnen, ohne imstande zu sein, ihn zu erkennen oder durch die Stimme sich ihm vernehmlich zu machen. Denn keine Nachbarschaft im Raum, keine Nähe der Beziehungen, keine alltägliche Vertrautheit vermögen die unerbittlichen Gesetze zu beseitigen, die dem Meister die Abgeschiedenheit sichern. Keine Stimme dringt an sein inneres Ohr, ehe sie nicht zur göttlichen Stimme

geworden — zur Stimme, die keinen Ruf vom Selbst ertönen läßt. Jeder andere Anruf wäre so nutzlos, wäre eine angesonnene Verschwendung von Kraft und Streben, wie das Ansinnen, ein gelehrter Sprachforscher möge Kindern das ABC lehren. So lange ein Mensch in Herz und Geist nicht ein Lernender geworden, ist er für die, welche Lehrer der Lernenden sind, nicht vorhanden. Und nur auf einem Wege gelangt er dahin — durch das Aufgeben seiner menschlichen Persönlichkeit.

Damit die Stimme die Macht des Verwundens verliert, muß der Mensch dahin gelangen, sich selbst nur als Teil der unermeßlichen Vielheit zu fühlen, die lebt, — als eines von den Sandkörnern, welche die Wellenschwingungen des Daseins hin und herwerfen. Es wird gesagt, daß ein jedes Sandkorn des Weltmeeres im Laufe der Zeit an das Ufer gespült wird und einen Augenblick im Sonnenschein liegt. Ebenso mit den Menschen, die durch eine große Kraft hin und her getrieben werden, und deren jeder im Laufe der Zeit die Sonnenstrahlen auf sich fühlt. Wenn der Mensch die Fähigkeit erlangt, sein eignes Leben als Teil solch großes Ganzen zu betrachten, kämpft er nicht länger, irgend etwas für sich selbst zu erringen. Dies ist das Aufgeben der persönlichen Rechte. Der gewöhnliche Mensch hofft mit den übrigen Menschen nicht das gleiche Geschick zu teilen, sondern in einzelnen ihm wichtigen Dingen erwartet er für sich ein besseres Los als das der anderen. Der Geheimjünger hegt nicht solche Erwartung; und deshalb, ob er auch ein Sklave in Fesseln wie Epictetus wäre, hat er kein Wort der Klage. Er weiß, daß das Rad des Lebens sich unaufhörlich dreht. Burne Jones hat dies in seinem wunderbaren Bild gezeigt, — das sich drehende Rad, und darauf fest gebunden der Reiche und der Arme, der Hohe und der Niedere, — jeder hat seinen Augenblick günstigen Geschickes, da ihn das Rad zum Höhepunkt hebt, — der König steigt und fällt, der Dichter wird gefeiert und vergessen, der Sklave ist glücklich und dann verstoßen, — durch des Rades Drehung wird der Reihe nach ein jeder zermalmt. Der Geheimjünger weiß, daß dem so ist, und macht er es sich gleich zur Pflicht, das Leben, welches das seine ist, nach Kräften zu nützen, ruft dieses Leben doch nicht Klage und nicht Überhebung in ihm hervor, noch Murren über das bessere Los anderer. Einer wie alle — das weiß er wohl — sie lernen und arbeiten an einer Aufgabe; und er lächelt über den Sozialisten und den Weltbesserer, die durch bloße Gewalt eine Neuordnung von Zuständen anstreben, die aus den Kräften der Menschennatur selbst hervorgehen. Das ist nur ein Löcken gegen den Stachel, — eine Verschwendung von Leben und Kraft.

Der Mensch, in dem dies Überzeugung wird, giebt seine eingebildeten Einzelrechte auf, welcher Art sie sein mögen, und befreit sich dadurch von einem scharfen Stachel, der in allen gewöhnlichen Menschen bohrt.

Wenn der Lernende zur vollen Erkenntnis gelangt, daß der Gedanke an Einzelrechte nichts anders ist, als das Hervortreten der giftigen Eigenschaften im eignen Innern — das Zischen der selbstischen Schlange, die mit ihrem Stachel sein eigenes und seiner Umgebung Leben vergiftet, dann ist er so weit gefördert, um an einer jährlich wiederkehrenden Feier

teil zu nehmen, die allen genügend Vorbereiteten offen steht. Alle Waffen des Widerstandes wie des Angriffs werden aufgegeben — alle Waffen des Gemüts, des Herzens, des Hirns, des Geistes. Nie wieder kann ein anderer Mensch mit dem Auge des Tadlers, des Richters betrachtet werden; nie wieder vermag der Jünger seine Stimme zur Selbstverteidigung oder Entschuldigung zu erheben. Von jener Feier kehrt er in die Welt zurück so hilf- und schutzlos wie ein neugeborenes Kind. Und das, fürwahr, ist er. Begonnen hat seine Geburt in eine höhere Stufe des Lebens — jenes luftige, lichte Land, von dem aus das Auge verständnisvoll sieht und mit neuer Einsicht die Welt betrachtet.

Ich sagte schon, daß der Lernende, nachdem er dem Besitzgefühl der Einzelrechte entsagt habe, er auch dem Bewußtsein der Selbstachtung und Tugend entsagen müsse. Dies mag als eine furchtbare Lehre erscheinen; doch alle Geheimkundigen wissen, daß es keine Lehre nur — daß es eine Thatsache ist. Der, welcher sich für heiliger hält als andere — der, welcher sich frei dünkt von Laster und Narrheit — der, welcher sich weise oder irgendwie erhaben über seine Mitmenschen wähnt, ist unfähig ein Lernender zu werden. „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Tugend und Weisheit sind herrliche Dinge, aber wecken sie im menschlichen Gemüt den Stolz und den Gedanken der Absonderung von der übrigen Menschheit, dann sind sie nur die Schlange des Selbst, die in neuer Gestalt wieder auftaucht. Jederzeit mag sie ihre gröbere Gestalt annehmen und so giftig verwunden, wie wenn sie die That des Mörders eingiebt, der um Gewinnes und Hasses willen tötet, oder die solches Staatsmannes, der die Menge dem eignen oder dem Nutzen seiner Partei opfert.

Die Macht des Verwundens verloren zu haben, bedingt, daß die Schlange nicht nur geschwächt, sondern getötet sei. Liegt sie nur betäubt oder in Schlaf gelullt, so erwacht sie dereinst von neuem, und der Lernende benutzt dann sein Wissen und seine Macht zu eigennützigem Zweck und wird zum Schüler der vielen Meister schwarzer Kunst, denn der Weg zum Verderben ist breit und bequem, und blindlings kann man ihn finden. Daß es der Weg ist, der zum Verderben führt, ist offenbar, denn wenn der Mensch beginnt, nur dem Selbst zu leben, verengt er mehr und mehr seinen Gesichtskreis, bis zuletzt das wilde Streben nach innen ihm nur den Raum eines Nadelkopfes beläßt. Wir alle haben im Alltagsleben diesen Vorgang gesehen. Der Mensch, der selbstsüchtig wird, vereinzelt sich mehr und mehr und wird immer weniger anziehend und anmutend für andere. Dies ist ein furchtbarer Anblick, und vor dem tief in Selbstsucht Versunkenen schaudern schließlich die Menschen zurück, wie vor einem wilden Tier; wieviel furchtbarer aber, wenn solcher Vorgang sich auf höherer Daseinsstufe vollzieht, gesteigert durch die gewonnene Macht des Wissens und die durch längere Reihe von Erdenleben vermehrte Kraft der Schwingung.

Und deshalb sage ich, haltet ein und prüft euch wohl auf der Schwelle; denn falls der Lernende seine Forderung stellt, ohne voll-

kommene Reinheit erlangt zu haben, dringt seine Stimme nicht in die Abgeschiedenheit des göttlichen Meisters, sondern ruft die fürchterlichen Mächte herbei, welche die Nachtseite unserer Menschennatur umgeben.

„Und eh' vor ihnen stehen kann die Seele, muß ihres Herzens Blut die Füße netzen."

Das Wort „Seele" ist hier im Sinn von göttlicher Seele oder „sternengleichem Geist" gebraucht.

„Stehen können" heißt Vertrauen haben; und Vertrauen haben bedeutet, daß der Lernende seiner selbst sicher ist, — daß er seine Wallungen, sein Selbst, ja sein Menschentum aufgegeben hat, — daß er unfähig der Furcht und unbewußt des Schmerzes ist, — daß das ganze Bewußtsein seinen Mittelpunkt in dem göttlichen Leben findet, welches bildlich mit dem Ausdruck „die Meister" bezeichnet wird, — daß er weder Gesicht, noch Gehör, noch Sprache, noch Kraft hat, ausgenommen in dem und für den göttlichen Strahl, den sein höchster Sinn berührt hat. Dann ist er furchtlos, enthoben dem Leiden, frei von Sorge und Bangen. Ohne Beben und ohne Wunsch nach Aufschub tritt seine Seele in den vollen Schein des göttlichen Lichtes, das sein Wesen ganz durchdringt. Dann hat er sein Erbteil angetreten und hat das Recht, die Gemeinschaft mit den Lehrern der Menschheit zu fordern; aufrecht steht er, erhobenen Hauptes, und atmet dieselbe Luft, die sie atmen.

Doch ehe sich ihm nur solche Möglichkeit bietet, muß das Herzblut der Seele die Füße netzen.

Das Opfer und das Aufgeben des Menschenherzens und seiner Wallungen ist die erste der Regeln; es führt den Gewinn eines innern Gleichgewichts herbei, das durch Gemütsbewegung nicht erschüttert werden kann. Dies vollbringt der Stoiker; auch er steht abseits und blickt mit Gleichmut auf sein eigenes Leiden wie auf das anderer.

Gleichwie „Thränen" in der Sprache der Geheimforscher die Seele der Erregung, nicht deren stoffliche Erscheinungsform, bedeutet, so bedeutet „Blut" nicht jenes dem Leben des Körpers notwendige Blut, sondern die schöpferische Lebenskraft im Menschen, welche ihn in das Erdenleben drängt, um Schmerz und Freude, Lust und Leid zu empfinden. Hat er das Blut dem Herzen entströmen lassen, dann steht er vor den Meistern als reiner Geist, frei vom Wunsch, um der Erregung und Empfindung willen, im Stoffe zu leben. Wohl mögen, durch lange Zeitenräume hindurch, Einverleibungen in den groben Stoff noch ferner sein Los sein; doch länger verlangt ihn nicht danach, — der rohe Wunsch zu leben ist ihm geschwunden. Wenn er das Leben im menschlichen Körper auf sich nimmt, dann geschieht es im Streben nach göttlichem Ziel nur, um der „Meister" Werk zu vollenden — zu keinem andern Zweck. Weder Freude noch Schmerz erwartet er, verlangt keinen Himmel und fürchtet keine Hölle; und dennoch hat er ein großes Erbe angetreten, das nicht sowohl ein Ersatz für das Geopferte ist, als einfach dessen Löschung aus dem Gedächtnis. Er lebt nun nicht in der Welt, aber für sie; sein Gesichtskreis umfaßt das Weltall.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte zu vertreten selbsten.

Kürzere Bemerkungen.

Jacob Böhme.

Vor seinem Hause an der äußeren Neiß-Gasse in Görlitz.

Geadelt sind die kleinen Räume,
Das niedre Dach zum Heiligtum,
Hier wob er seine Seher-Träume
Und wuchs zu des Propheten Ruhm.

Das war des Schusters Arbeitsstätte,
Doch größer war des Denkers Feld;
Gelöst von seines Handwerks Kette
Durchmaß sein Geist im Flug die Welt.

Nicht weiß ich, ob des Schusters Kunden
Zufrieden waren alle Zeit;
Sein geistig' Schuhwerk ward befunden
Wohl an den meisten viel zu weit.

Die Siebenmeilen-Stiefeln, Zwerge
Sind sie vor dieser Stiefeln Lauf,
Womit er über Thal und Berge
Sich schwang zum reinen Äther auf.

Längst ist der Weise fortgezogen
Zum licht'ren Schau'n in eine Welt,
Von deren klaren Geisteswogen
Er ward benetzt im Erdenzelt.

Doch wir erfreuen uns am Lichte,
Das er auf Erden hinterließ,
Und an der Fülle der Gesichte,
Die sein befreites Aug' ihm wies.

Es naht die Zeit, die wir erstreben,
Wo Gottesweisheit wieder gilt,
Und wo man, die sich ihr ergeben,
Nicht mehr als Dunkelmänner schilt.

Dein lang' verdunkelt' Bild erhellen
Wird diese neue Zeit, o Held!
Dann strömen deiner Weisheit Quellen,
Vom Eis befreit, in alle Welt!

Hermann Eichborn.

Einige typische Fälle von Telepathie

wurden uns kürzlich in einer Zuschrift aus unserm Leserkreise mitgeteilt. Wir heben aus derselben das Nachfolgende hervor:

Viele Jahre waren vergangen, seit ich meine Mutter, welche damals in Bad Reinerz auf ihrer kleinen Besitzung als Witwe lebte, nicht gesehen hatte. Mein Beruf als Forstgeometer hatte mich in Polen und Ungarn herumgeführt, und mir nicht gestattet, sie zu besuchen; endlich führte mich mein Weg wieder der Heimat zu. Nachdem die Freude des Wiedersehens vorüber war, wurde im Laufe vieler Tage alles besprochen, was sich im Wechsel der Zeiten zugetragen, und da war gar viel geschehen. Freunde und Bekannte waren in das Jenseits hinübergegangen, und die menschlichen Geschicke hatten tiefe Furchen in alles Bestehende gegraben.

Eines Tages saßen wir traulich bei einander und ich frug unter andern auch nach meiner Tante, von der mir lange keine Kunde zu Ohren gekommen war, da sagte meine Mutter: „Die ist schon zwei Jahre tot", und setzte unter andern hinzu: „Dabei ist mir noch ein ganz absonderliches Ding passiert" — „„Und was?"" frug ich. — „Ja," sagte sie, „ich hatte keine Ahnung, daß die Tante so ganz unerwartet sterben würde. Eines Nachmittags saß ich in meinem Lehnstuhl und las in einem Buche, da fühlte ich wie jemand die Hand von rückwärts auf meine Schultern legte, ich sah mich um und erblickte neben mir die Tante mit bleichem, ernstem Gesicht, worauf ich ausrief: „was tausend, bist du so unverhofft gekommen! Das freut mich sehr." Indem ich im Begriff stehe, mich zu erheben, zerrinnt das Bild und ich sinke erschrocken zurück; einige Stunden darauf traf durch einen Boten die Nachricht ihres Todes ein, sie war zur selben Zeit ihres Erscheinens bei mir, gestorben."

*

Seit jenem Tage waren wieder Jahre verflossen; ich befand mich wieder weit entfernt vom elterlichen Hause, da ich einen gräflichen Forst neu aufzunehmen hatte. Eines Morgens erwache ich aus dem Schlafe und gedenke eines seltsamen Traumes, den ich in der Nacht hatte. Ich sah in demselben das Haus meiner Mutter wie mit schwarzem Tuch drapiert und vor demselben stand mein verstorbener Vater in Forstuniform mit seinem Hirschfänger; am Arme trug er eine schwarze Binde. Mir fiel dieser Traum, welcher mit ungemeiner Schärfe und Klarheit ausgeprägt war, auf, und ich bemerkte mir den Tag im Notizbuch. Drei Tage darauf erhielt ich die Todesnachricht von meiner Mutter.

*

Es war im November des Jahres 1884, als ich in Oberschlesien, woselbst ich damals wohnhaft war, einen Besuch bei einem Forstbeamten abstattete. Nachdem ich bei demselben mehrere Stunden geweilt hatte, begab ich mich abends um 8 Uhr auf den Heimweg. Es war zur Zeit Vollmond, welcher die durch einen langen Wald führende Landstraße hell erleuchtete. Ich mochte etwa eine halbe Meile zurückgelegt haben, als ich drei starken Kerlen begegnete. Nachdem dieselben etwa hundert Schritte von mir entfernt waren, blieben sie stehen, sprachen miteinander und kamen mir dann schnell nachgelaufen, wodurch ich zu der Annahme gelangte, dieselben würden mich überfallen. Ich hatte einen guten Revolver bei mir und konnte mit Ruhe der kommen-

den Dinge entgegensehen. Meine Mutmaßung bestätigte sich alsbald, da die Strolche mit aufgehobenen Knitteln auf mich eindrangen; meiner Waffe hatte ich es zu verdanken, daß ich als Sieger auf dem Platze blieb. Einige Schreckschüsse hatten die Männer zur Flucht getrieben. Da ich eine abermalige Rückkehr derselben vermutete, blieb ich nicht auf der Landstraße, sondern ging tief in den Wald hinein und stellte mich an einen starken Baum, um mich nach dem gehabten Vorfall etwas zu erholen und zu überlegen, welchen Weg ich nach Hause einschlagen werde. Das Mondlicht fiel, verschiedene Schatten werfend, durch die grünen Zweige der alten Föhren, und gestattete mir, auf meiner Uhr die Zahlen zu erkennen, es war 9 Uhr. Nach einer halbstündigen Rast ging ich unter den Bäumen entlang meinem Heim entgegen, wo ich gegen 10 Uhr eintraf. Meine Frau und Kinder harrten schon längst meiner und frugen, weshalb ich so lange ausgeblieben wäre, worauf ich meine Erlebnisse erzählte, wobei alle sich erstaunt ansahen. Am Schlusse sagte meine Frau: „Nun, Kinder, habe ich nicht um 9 Uhr gesagt, dem Papa passiert ein Unglück, er ist in großer Gefahr?"

Sie erzählte mir dann daß sie zur genannten Zeit eine große Angst bekommen und daß eine innere Stimme ihr zugerufen habe, „dein Gatte ist in großer Gefahr": nach einer Viertelstunde sei sie wieder ganz beruhigt gewesen.

Vorstehendes bezeuge ich der Wahrheit gemäß.

Schloß Lembeck i. W., den 9. Oktober 1887.

Laski, Forstgeometer.

Auf unsere weitere Anfrage erhielten wir von Herrn Laski eine weitere Zusendung von Arnsberg am 12. November 1887, aus der hier folgendes angegeben werden mag:

Mitteile nachstehend die Notiz aus meinem Tagebuche vom Jahre 1884, betreffend den seltsamen Traum von meiner Mutter.

Vom 16.—17. Mai träumte mir gegen Morgen, ich befände mich in Bad Reinerz und sehe das Haus meiner Mutter, und zwar ganz schwarz, wie mit Tuch drapiert, vor der Thür stand mein verstorbener Vater, in der Uniform als Forstbeamter, mit Hirschfänger, welcher schwarz beflort war, das Aussehen desselben war ganz verjüngt.

Bojadel, den 17. Mai 1884.

Ferner die Aussage meiner Schwester Josefine über die Erscheinung, welche meine Mutter ihrer Zeit hatte. Meine Frau teilt mir im Briefe mit, daß sie der Ahnung bei dem Überfall auf der Landstraße während der häuslichen Arbeit ganz plötzlich inne geworden ist, ohne daß sie vorher an mich gedacht hatte; sie sah mich im Geiste vor einem Abgrunde stehen, worauf sie zu den Kindern sagte: paßt mal auf, dem Papa passiert jetzt ein Unglück; nebenbei sagt sie noch, daß sich ein ihr ängstliches Gefühl im Gemüt bemerkbar gemacht hätte. Laski.

Die Einsendung von der Hand der Schwester geschrieben, lautet:

Meine selige Mutter, die verstorbene Frau Hegemeister Laski geb. Urban, hat mir zu wiederholten Malen, am Tage des Ereignisses und später noch erzählt, daß sie eine Erscheinung gehabt und zwar, daß ihr die verstorbene Tante Urban, meiner Mutter Schwägerin, erschienen sei. —

„Denke dir," sagte sie, „ich bin noch ganz entsetzt Die Tante Urban war bei mir und legte eine eiskalte Hand auf meine Schulter. Ich fühlte die Kälte derselben durch meine Kleider hindurch. Während ein Schauer noch meine Glieder durchbebte erhebe ich mich, währenddessen die Erscheinung verschwindet. Die Tante sah ganz entsetzt und geisterhaft aus und ihre Gebärden deuteten auf Abschied hin." — Wenige Stunden nach diesem Ereignis kam die Nachricht von dem Tode der Tante Urban.

Dies Vorstehende ist mir aus der Mitteilung meiner sel. Mutter vor einigen Jahren noch sehr erinnerlich, was ich wahrheitsgemäß und feierlich hiermit bestätigen kann.

Bad Reinerz, den 8. November 1887.

Josefine Schmidt geb. Laski.

Telepathie eines Hundes.

Zum zweiten Gesicht bei den Tieren.

Die in Wien erscheinende „Allgemeine Sport-Zeitung" vom 8. Mai 1887 teilt hierüber das Folgende mit:

Einen interessanten Fall jener Begabung, die man das „zweite Gesicht" nennt, und die hier bei einem edlen Hunde konstatiert wurde, teilt man uns als unbedingt verbürgt mit. Im Hause des Oberst G.— und seiner Gattin fand sich als Gast Miß F.— ein, welcher sich ein Hund des Erstgenannten, ein herrlicher Setter, so zugethan zeigte, daß er ihr überallhin folgte und nachts nicht von der Schwelle ihres Schlafgemaches hinwegzubringen war. Beim Fahren und Reiten schloß er sich der Besucherin ebenso an wie bei Ausflügen zu Fuß und zwar so hartnäckig, daß sein Eigentümer und dessen Gattin sich hierüber nicht genug verwundern konnten. Nach einem bereits drei Wochen langen Aufenthalte wurde Miß F.— krank und verlangte, sofort nach ihrem Elternhause gebracht zu werden, was selbstverständlich auch geschah. Die Nachrichten, welche über das Befinden von Miß F.— im Verlaufe der nächsten Wochen an die Gattin des Obersten G.— einlangten, waren höchst betrübend, da sich die Krankheit von Miß F.— von Woche zu Woche verschlimmerte. Es mochte bereits ein Monat seit der plötzlichen Abreise des Gastes verflossen sein, als eines Morgens Oberst G.— mit seiner Gattin im Frühstückzimmer sich befanden, in dem in einer Ecke der Setter augenscheinlich in festem Schlafe lag. Mit einemmale, es war 1/410 Uhr, sprang der Setter auf und schoß durch die geöffnete Glasthüre des Zimmers hinaus über den weiten Rasenplatz, blieb plötzlich stehen, und mit förmlich aus dem Kopfe heraustretenden Augen, die Ohren aber zurückgelegt, starrte er wie erschrocken, ja förmlich entsetzt über den Rasen hin. Mit einemmale änderte sich sein Gesichtsausdruck, er machte einen Sprung und hierauf noch einige weitere Schritte, während denen er sich ganz und gar so benahm, als würde er eine ihm liebe Person wiedersehen. Ebenso plötzlich aber ließ er den Kopf sinken, klemmte die Rute ein und stürzte mit allen Zeichen von Furcht in das Zimmer zurück, verkroch sich unter einen Divan und war mit keinem Ruf und keiner Liebkosung von dort herauszulocken. Bei dem sonstigen Gehorsam des Setter war das unbegreiflich, und als der Oberst zur Gewaltanwendung schritt, zeigte sich Flora so furchtsam und zitterte derart, als würde sie vor irgend einem entsetzlichen Feinde stehen. Zwei Stunden hierauf erhielt die Gattin des Obersten ein Telegramm, daß Miß F.— am Morgen um 1/410 Uhr gestorben sei. Was war es, daß gerade um diese Zeit der Setter aus dem Schlafe fuhr und sich so benahm, als würde er jemand bewillkommnen, hinauseilte, hierauf aber entsetzt zurückflüchtete und aus seinem Versteck nicht hinauszubringen war? —

F. E.

Zufall oder Fernwirkung?

Telepathie bei einem Hunde.

Ein ganz ähnlicher Fall wie der vorstehende wird uns von einem unserer Mitarbeiter berichtet, für dessen Glaubwürdigkeit wir voll und ganz eintreten. Außerdem steht uns auch noch das Zeugnis von drei anderen Personen für diesen Fall zu Gebote. Daß hier eine Fern-

wirkung des Sterbenden vorliegt, halten wir dadurch für ausgeschlossen, daß der Hund die Unruhe ja schon am frühen Morgen des Todestages zeigte und bis zum Begräbnisse behielt, dann aber sich beruhigte. Er war offenbar von einem „Zweiten Gesicht" geplagt oder besser gesagt von „Telepathie".

Am 23. Mai 1888 verschied in Wien um 4 Uhr nachmittags mein 64jähriger Vater an Gehirnparalyse, nachdem er längere Zeit bettlägerig gewesen war. Da während der Krankheit jedes Geräusch so viel als möglich vermieden werden mußte, nahm ich fünf Tage vor Eintritt des Todesfalles unseren Hund, einen 4½jährigen Tigerrattler, den mein Vater aufgezogen und gepflegt hatte, zu mir aufs Land. In den ersten vier Tagen war an dem Tiere nichts Außergewöhnliches zu bemerken, an dem Tage jedoch, an welchem mein Vater verschied, bemerkte ich schon frühmorgens, bevor ich zur Stadt fuhr, daß der Hund sich ängstlich verkroch und nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, zum Frühstückstische kam. Als ich in der Wohnung meiner Eltern ankam, erkannte ich an dem Aussehen meines schwer leidenden Vaters sofort, daß seine Stunden gezählt seien, und blieb dementsprechend im Hause, um an seinem Krankenlager zu weilen. Er befand sich bis gegen Mittag in einem Zustande des Halbschlummers, und ich versuchte, während ich ihn an der Hand hielt, so weit meine schmerzliche Aufregung dies zuließ, meine Gedanken auf die nicht ausgesprochene Bitte zu konzentrieren, daß er — wenn es möglich sei — mir irgend ein Zeichen psychischer Wirkung geben möge. Um den Rapport zu verstärken, legte ich während einiger Minuten meine freie Hand auf seine Stirne. Ich war davon überzeugt, daß wenn es möglich sei, mein Vater meine Bitte erfüllen würde, da er mit außerordentlicher Liebe an mir hing, und auch ich jeden Moment bereit gewesen wäre, mein Leben für ihn zu lassen, wenn ich ihm dadurch hätte helfen können.

Um 2 Uhr begann der Todeskampf und um 4 Uhr hauchte mein armer Vater den letzten Seufzer aus. — —

Als ich des Abends nach Hause fuhr, begrüßte man mich mit den Worten: „Ihr Vater ist sicher schon gestorben!" — „„Weswegen meinen Sie das?"" „Der Hund ist heute wie toll; um 12 Uhr bekam er sein Essen, das er widerwillig zu sich nahm und um 2 Uhr heulte er, verkroch sich im Garten hinter den Gesträuchen und wälzte sich dann winselnd im Grase. Um 4 Uhr aber (als der 4 Uhr Bahnzug eben vorüberfuhr) trieb er es so arg, daß ihm niemand in die Nähe konnte und wir glaubten, daß der Hund toll geworden sei." — Es hatte zu der Zeit, da ich kam, noch niemand gewußt, daß die Katastrophe eingetreten war; und die Stunde wußte auch nur ich und jene wenigen Personen, die am Sterbebette anwesend waren. Demnach ist die Annahme wohl begründet, daß hier ein Fall von psychischer Fernwirkung vorliegt.—

Als ich ins Zimmer ging, rührte sich der Hund nicht, als ich ihn rief und streicheln wollte, knurrte er und schnappte er nach meiner Hand, was sich wiederholte, bis das Leichenbegängnis vorüber war. Dabei sah mich das Tier mit derartigen wehmutsvollen Blicken an, als ob er fragen wollte: „Was ist mit meinem Herrn geschehen?" so daß mir jetzt noch diese Blicke nicht aus der Erinnerung kommen wollen. Nach dem Begräbnisse und da ich andere Kleider anlegte, beruhigte sich der Hund und kam wieder zu mir, ohne zu knurren. Das Tier hatte es offenbar an den Kleidern gewittert, daß ich von einem Toten kam. — G. G.

Nachtrag zur Totenuhr.

In meinem Aufsatz: „Die Totenuhr, Köhlerglaube oder Wissenschaft?" Sphinx V. 25 (Januarheft 1888 Seite 34) sagte ich vom „Toten-

käfer" „Trotzkopf", anobium pertinax, auf welchen der „Aberglaube" von der Totenuhr allgemein zurückgeführt wird, daß er seinen Namen deshalb erhalten hat, weil „er sich mit größter Hartnäckigkeit tot zu stellen pflegt, wenn er sich von einem Verfolger bedroht glaubt."

Etymologisch ist dieser Satz richtig; dagegen enthält er einen naturwissenschaftlichen Irrtum. Diese Ansicht, der „Trotzkopf" stelle sich tot, weil er wisse, daß er dann weniger leicht gesehen werde, oder daß seine Feinde keine toten Tiere fressen, beruht denn doch wohl auf einer wesentlichen Überschätzung der Intelligenz bei einem so kleinen Tiere. Der berühmte Jenenser Physiolog Wilhelm Preyer hat gezeigt, daß es sich bei diesem „Totsteller" vielmehr um Hypnotismus, um eine vollständige oder teilweise Lähmung durch den Schrecken, also um eine sehr passive Eigentümlichkeit handelt, die dem Menschen mit den meisten Tieren gemeinsam ist. (Vgl. Preyer, die Kataplexie und der tierische Hypnotismus. Jena 1878.) „Weil aber diese „Schreckenstarre" vielen Tieren höchst nützlich ist, und sie vor dem Rachen ihres Feindes rettet, so hat sie sich bei ihnen zu Graden ausgebildet, die uns wie die höchste Verschlagenheit erscheinen", obwohl die ganze rein instinktive Eigenschaft lediglich durch das Gesetz der Vererbung und Auslese im Kampf ums Dasein erworben ist. (Vgl. Carus Sterne, Tierseele und Menschenseele in „Krone der Schöpfung", p. 185; auch Mind quarterly review of Psychologie 46, April 1887, (James, the perception of space) p. 189; vor allem Schneider in der Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie II. 377.) **Dr. Ludwig Kuhlenbeck.**



Der Totenuhr verwandte Vorzeichen.

Zu diesem Gegenstande erhalten wir die nachfolgende Einsendung:

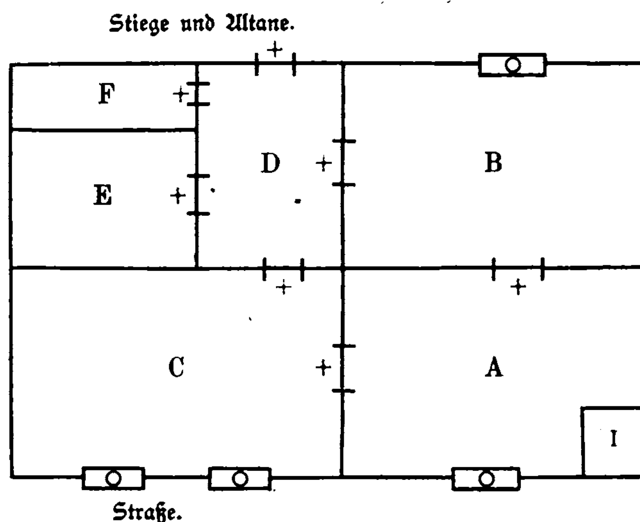
Beim Lesen des Artikels „Die Totenuhr" von Dr. Ludwig Kuhlenbeck im diesjährigen Januarheft des „Sphinx" erinnerte ich mich zweier Vorfälle aus meinem Leben, die ich Ihnen ohne weiteren Kommentar mitteilen will!

Im Jahre 1857 befand ich mich als zwölfjähriger Realschüler bei meinen Großeltern in Brünn in Pension. Mein Großvater, den ich wahrhaft liebte und verehrte, war ein in Ruhestand versetzter Militär, welcher mich auch sehr lieb hatte. Ich lebte daher in seinem Hause ganz vergnügt und vermißte die väterlichen Penaten sehr wenig!

Eines Tages kam ich von der Schule nach Hause und fand meine Großmutter und meine damals im Hause unverheiratet lebende Tante in Thränen und als ich ganz bestürzt nach der Ursache fragte, teilte man mir mit, daß der Großvater unwohl sei und selbst nach den Sterbesakrementen verlangt hätte! Ich ging nun zu ihm, fand ihn jedoch vollständig angekleidet beim Tische sitzen und sprach er auch ganz ruhig mit mir über den heutigen Schultag rc., so daß ich mir in meinem jugendlichen Leichtsinn garnicht vorstellen konnte, daß er ernstlich krank wäre!

Zur gewöhnlichen Zeit nahmen wir unser Nachtmahl ein und begaben uns zur Ruhe.

Um das nun folgende so klar als möglich zu machen, füge ich die Skizze der Wohnung ein:



Die Wohnung lag im 2. Stockwerk (Etage).

A mein Schlafzimmer,
B das der Großeltern,
C „ „ Tante,
D Vorzimmer,
E Küche (Schlafort der Magd),
F Stiege nach dem Hausboden,
O Fenster,
+ Thüren,
I mein Bett.

Ich schlief im Zimmer A allein und legte mich in der Regel um 9 Uhr zu Bett, da ich aber am andern Tage meine Prüfung in der Mathematik (meiner schwächsten Seite) zu erwarten hatte, so nahm ich mir das betreffende Lehrbuch mit ins Bett. An meinem Großvater, der überdies meiner Ansicht nach garnicht krank war, dachte ich ganz bestimmt nicht, sondern büffelte nur fleißig fort. Als ich so ruhig dalag und studierte, erfolgte plötzlich ein so furchtbarer Schlag, und wie ich mit Bestimmtheit dem Schalle nach schließen konnte, im Vorzimmer D, daß ich nicht anders glaubte, als daß die Decke eingestürzt sei! Mehrere Sekunden blieb ich ganz starr, dann wartete ich noch einige Momente auf das Erwachen meiner Angehörigen, da aber niemand sich rührte, so warf ich einige Kleider über und ging mit dem Lichte durch das Zimmer C nach dem Vorzimmer D, fand aber garnichts vor, was den schrecklichen Schlag hätte verursachen können, da alle Geräte ꝛc. an ihren Plätzen waren, sich auch alle einmündenden Thüren versperrt vorfanden. Daß der Lärm durch das Reißen eines Dielenbrettes verursacht werden konnte, war ganz ausgeschlossen, denn die Dielen waren wenigstens 80—90 Jahre alt und die Möbel nicht jünger! Das Auffallendste war mir, daß niemand von meiner Umgebung auch nur den leisesten Lärm gehört hatte!

Ich legte mich zu Bett und schlief bald fest und traumlos, ging

am andern Morgen zur Schule. Als ich mittags nach Hause kam, erzählte mir unsere Magd, daß mein Großvater um $^3/_4$11 Uhr entschlafen sei!

Da ich meine Verwandten wohl mit Unrecht für abergläubisch hielt, erzählte ich den nächtlichen Vorfall niemanden, erst einige Jahre später und zwar infolge einer ähnlichen Begebenheit erzählte ich die ganze Sache meiner guten Mutter, die nun auch schon die Erde deckt.

Der Hergang der zweiten Begebenheit war folgender: Im Jahre 1863 befand ich mich in meinem Elternhause in Olmütz, wir waren alle gesund, bis auf ein $4^1/_2$ jähriges Schwesterchen, welches an einer Folgekrankheit der Masern darniederlag, doch glaubte ich auch diesmal nicht an einen baldigen Tod dieser meiner einzigen und von uns allen zärtlich geliebten Schwester. Das Zimmer, welches ich bewohnte, lag nach der Straße und zwar im 1. Stock, hatte aber an der Rückwand ein festvergittertes Fenster, welches die dahinter liegende Treppe zu beleuchten hatte. Das Fenster war mit sog. Wellenglas versehen, so daß ein Durchschauen unmöglich war. An diesem Fenster nun stand mein Bett.

Eines Abends lag ich im Bette, rauchte meine Pfeife und blätterte in irgend einem Buche. Plötzlich und ohne, daß ich vorher einen Schritt oder sonst ein Geräusch gehört hätte, geschah ein ungemein starker Schlag gegen das Fenstergitter, so daß ich im Bette emporsprang, ich verließ eiligst dasselbe, nahm ein Licht und ging durch die Küche auf den Flur, untersuchte das ganze Haus und konnte absolut nichts Verdächtiges finden! Auch diesmal hörte außer mir niemand etwas von dem Lärm.

In das Zimmer zurückgekehrt, sah ich nach meiner Uhr und fand $^1/_4$10 Uhr! Ich erinnerte mich gleich an den Vorfall beim Tode meines Großvaters und mit dem Schlafe war es für diese Nacht vollständig vorüber! Am andern Vormittag um $^1/_4$10 Uhr starb meine Schwester!

Dies die nackte Thatsache. **Julius Heindl.**



Wirkungen des Fluches.

Auf meine Bemerkungen im Oktoberheft 1886 (S. 259) zurückkommend, erwähne ich hier noch eine hessische Adels-Familie,[1]) in welcher auch das Verhängnis eines Fluches waltet; doch ist mir die Ursache desselben unbekannt geblieben. Nur von einer besonderen Wirkung desselben hörte ich, welche zu den selteneren Vorkommnissen unseres an Krankheit, Schmerz und Not so reichen Erdenlebens gehören dürfte.

In dieser Familie geht nämlich der Fluch dahin, daß kein Erstgeborener derselben eines sogenannten „natürlichen" Todes sterben solle.

[1]) Die Namen dieser sowie der nacherwähnten Familie sind uns angegeben worden; indessen entziehen wir dieselben der Veröffentlichung aus naheliegenden Gründen. — Halbbewußte Einbildungskraft spielt bei solchen Wirkungen eines Fluches oft eine sehr bedeutende Rolle. Gerade in diesem ersten Falle aber nicht. Wir erinnern hierzu unsere Leser auch an Schopenhauers transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen, Parerga und Paralipomena. 3. Aufl. 1874, I Band, S. 215. — Diese beiden hier gegebenen Mittheilungen sind der 3. Aufl. der „Geistergeschichten aus neuerer Zeit, erzählt von M. Wellmer" (bei Karl Scholtze, Leipzig 1887) entnommen. (Der Herausgeber.)

Auf die mannichfachste, plötzliche und schreckliche oder geheimnisvolle Weise starben viele Jahre lang die Angehörigen jener Familie.

Endlich vor etwa fünfzig Jahren lebte ein Erstgeborener derselben bis ins hohe Alter und starb nach einer ziemlich langwierigen Krankheit, wie man meinte, den naturgemäßesten Tod der Entkräftung; und wer um den Fluch des Hauses wußte, sagte beruhigt: „Nun ist der Bann gelöst."

In den höheren Ständen ist in manchen Gegenden die Sektion der Leichen fast ausnahmsloser Gebrauch. So war es auch in dieser Familie. Der Leibarzt des Verstorbenen hatte daher die Öffnung der Leiche vorzunehmen und lud wie gewöhnlich einige jüngere Ärzte zu diesem Akte ein. Wer beschreibt nun Aller Entsetzen, als bei dem Schnitte von der Brust zum Unterleibe der sezierte alte Herr einen durchdringenden Todesschrei ausstößt, die Augen weit geöffnet auf die klaffende Wunde richtet, und mit Armen und Beinen um sich schlägt!

Es war freilich nur für wenige Augenblicke. — Alle Umstehenden verloren die Fassung; nur der Arzt, welcher neun Jahre in Paris studiert und praktiziert hatte, sprach sonderbarerweise in jenem Augenblicke höchster Erregung die französischen Worte: „Pardon, monsieur, mais il est trop tard!"

Die Zeugen dieses schrecklichen Ereignisses gelobten sich gegenseitig Stillschweigen über diesen traurigen Fall; allein einem Geschwätzigen entschlüpfte doch jenes Geheimnis, so daß die Thatsache selbst wohl in Hessen bekannt genug sein dürfte. Auch über den Nachkommen jenes geschlachteten alten Herrn waltet noch das Verhängnis einer unnatürlichen Todesart.

* * *

Eine andere, gräfliche Familie war — ich weiß nicht aus welchem Grunde — mit solch' einem Fluch beladen. Das ehedem blühende, begüterte und zahlreiche Geschlecht kam in unheimlicher Weise herunter; jedes Familienglied auf eine andere verhängnisvolle Art, als sollten gleichsam alle Gattungen menschlichen Elends, Jammers und Verderbens an denselben offenbar werden. Einer endete im Irrenhause, der andere durch Selbstmord, ein dritter im Gefängnisse; dieser war aus unbekannten Gründen von den Menschen wie ein schwerer Verbrecher geflohen und lebte ganz abgeschlossen für sich allein; jener siechte an schweren unbeschreiblichen Krankheiten dahin; eine Dame dieser Familie verzehrte sich in Schwermut, von einer andern sagt man, sie habe sich zu Tode gehungert.

Im Anfange dieses Jahrhunderts erblühte diesem Hause ein anscheinend an Leib und Seele gesunder Sohn, voll schöner Anlagen; auf diesem ruhten nun als letztem männlichen Sprößlinge dieser Familie die Wünsche und Hoffnungen der Eltern. Derselbe wurde äußerst sorgfältig erzogen und unterrichtet, doch schon in seinen reiferen Knabenjahren ward er durch die in seiner Familie sich ereignenden Unglücksfälle zu frühreifem schwerem Ernste gestimmt. Sein Vater kam bei einem Bau um, welchen er unternehmen ließ; seine Mutter siechte vor seinen Augen an unheilbarem Leiden schnell dahin und seine einzige bildschöne Schwester starb sechzehnjährig am gebrochenen Herzen wegen unerwiderter Liebe zu einem weit älteren verheirateten Manne. Als nun der junge Mensch

in wenigen Jahren die drei ihm teuersten Menschen hatte sterben sehen und zugleich von seinem Seelsorger erfuhr, was man sich „seit länger als einem Jahrhunderte" von dem Fluch erzählte, der auf seinem Geschlechte laste, beschloß er — der letzte seines Stammes, den Bann desselben zu brechen. Seine Familie war katholischer Konfession und sein Beichtvater gab ihm als bestes Mittel zu seinem Zwecke an, daß er Priester werde. Diesen Rat befolgte er, und jedenfalls stählten ihn von dem Augenblicke an der zuversichtliche Glaube, nun von jenem Banne frei zu sein, und die selbstbewußte Willenskraft, welche alle Hindernisse überwand. Er hat bei guter Gesundheit und ohne besondere Unglücksfälle ein ziemlich hohes Alter erreicht und ist in Rom als Kardinal gestorben. — Es giebt eben auch heutzutage noch Atriden-Geschlechter. **M. Wellmer.**

Die Pflanzen und die Mystik.

Unterhaltender Experimentalbeweis des Mesmerismus.[1])

Es gilt bei vielen Sachverständigen immer noch für eine offene Frage, ob die übersinnlichen (fernwirkenden) Kräfte des Menschen nur verschiedene Erscheinungsformen einer und derselben Kraftpotenz sind oder ob es sich bei denselben doch um ganz verschieden potenzierte Krafterscheinungen handelt, ob also Mesmerismus (oder organischer Magnetismus) Hypnotismus (oder geistige Beeinflussung durch sinnliche Vermittelung) und unmittelbare Gedanken- und Willensübertragung gradweise verschieden sind oder nur in den äußerlich gegebenen Umständen ihrer Wirkungsweise. Für den übersinnlichen Monismus ist es allerdings unzweifelhaft, daß all diese Krafterscheinungen des lebenden menschlichen Organismus nur der Ausfluß der „Seele" des Menschen sind, welche sich diesen Organismus für je eine ihrer irdischen Lebenszeiten bildet. Fraglich aber ist für viele immer noch, ob die Kraft des organischen Lebens eine wesentlich andere Darstellungsweise der Seele ist als die Kraft des Gedankens und des bewußten Willens. Freilich sollte man denken, es müßte für jeden, welcher unbefangen die Natur um sich her beobachtet, als selbstverständlich auf der Hand liegen, daß dies ganz verschiedene „Kräfte" sein müssen, denn in den Pflanzen und niederen Tieren, in einer Eiche, einer Auster, bemerken wir unzweifelhafte Lebenskraft und doch nichts von einem Gedanken oder bewußten Willen. Dennoch will dieser Unterschied bisher manchem Gelehrten noch nicht recht einleuchten. Wer sich indes hiervon durch das Experiment überzeugen will, kann dies ja leicht durch die Mesmerisierung von Pflanzen erreichen und zwar wird dies namentlich für alle diejenigen wirksam sein, welche bereits eine Fernwirkung ihres Willens ohne Vermittelung der Sinnesorgane experimentell beobachtet haben. Sie werden bald finden, daß sie Pflanzen sehr wohl durch Mesmerisierung, namentlich durch Begießen mit magnetisiertem Wasser, in ihrem Wachstum wesentlich fördern; ohne dieses aber

[1]) Vergl. hierzu die Januar- und Februarhefte der „Sphinx" 1887, III, 13 und 14, Seite 57 ff. und 131 ff.

mögen sie ihre Willenskraft noch so sehr auf den gleichen Zweck richten, sie werden bei Pflanzen keine Wirkung erzielen.

Zur Thatsache der mesmerischen Förderung des Pflanzenwachstums liegen uns verschiedene Mitteilungen vor, von denen wir hier einige zur Anregung ähnlicher Experimente bei unsern Lesern anführen wollen. In Veranlassung von Dr. du Prels Artikel über diesen Gegenstand in „Über Land und Meer"[1]) brachte dessen Redaktion folgende Einsendung[2]) von einem ihrer Leser, welcher sowohl ihr selbst, wie auch uns, persönlich als unzweifelhaft vertrauenswürdig wohl bekannt ist:

„Magnetischer Leser". Sie schreiben uns: „Ähnliche Versuche, wie sie in dem Aufsatz von Dr. Karl du Prel über „Die Pflanzen und der Magnetismus" angedeutet worden, habe ich im Laufe dieses Frühjahrs und Sommers vorgenommen, und sie bestätigen vollständig das dort Gesagte. Von zwei im Wachstum sich nicht unterscheidenden Thymianpflänzchen in gleich großen und mit gleicher Erde gefüllten Töpfen magnetisierte ich Anfangs April das eine täglich drei bis fünf Minuten und gab ihm, so oft trocken, Wasser, das ich magnetisiert hatte, während die andere Pflanze zwar in Standort, Luft und Licht ganz gleich behandelt, auch mit demselben Quantum Wassers derselben Quelle begossen wurde, nur mit dem Unterschied, daß ich in diesem Fall weder die Pflanze noch das Wasser magnetisierte. Schon nach einer Woche zeigte sich bei der ersterwähnten ein energisches Strecken und Recken und nach einem Monat hatte der magnetisierte Thymian, mit seinem Kameraden verglichen, der nur in gewöhnlichem Maße wuchs, doppelt große Blättchen, war auch fast noch einmal so hoch geworden und zeigte überdies üppige Ansätze zu Seitentrieben. Im Juli hatten die Blättchen die drei- bis vierfache Größe und in der Blüte, die ungemein reich und groß ansetzte, war der magnetisierte Thymian dem andern um volle drei Wochen voraus. Dieser Erfolg dürfte manche Ihrer Leser, die so glücklich sind, ein eigenes Grundstück zu besitzen, zu magnetischen Versuchen an allerlei Nutzpflanzen, an Obstbaumzweigen, Weintrauben ꝛc. veranlassen."

Ferner schreibt uns Frau Elise Liennghֲ-Resif, welche unsern Lesern bereits aus der Mitteilung ihrer „Erlebnisse übersinnlicher Wahrnehmungen" im Julihefte 1887 bekannt ist:

28. Juli 1887. — Die Erfolge im Magnetisieren von Pflanzen haben meine Erwartungen bei weitem übertroffen. Anfangs Mai nahm ich zwei Teile Mohnsaat: den einen legte ich in gewöhnliche Erde und begoß ihn mit gewöhnlichem Wasser; den andern Teil der Saat magnetisierte ich mit den Händen und durch Anhauchen, legte sie in magnetische Erde und begoß sie mit magnetisiertem Wasser. Diese letztere lief schon nach 10 Tagen auf, während die andere 19 gebrauchte. Eine ganz verkommene Aurikel, die ich schon aufgegeben hatte, ließ ich in der alten Erde stehen, weil ich fürchtete, sie durch das Umpflanzen ganz zu töten. Sobald ich aber anfing sie magnetisch zu behandeln, hob sie sich schon nach einigen Tagen, wurde hoch und kräftig, nach drei Wochen hörte ich auf, sie mit den Händen zu magnetisieren, fuhr aber fort sie mit magnetischem Wasser zu begießen und sie gedeiht jetzt prächtig. — Als Versuchspflanze erbat ich mir von einer Bekannten ein abgeblühtes, halb vertrocknetes Geranium, das kein grünes Blatt mehr zeigte. Nach und nach entfernte ich die

[1]) „Die Pflanzen und der Magnetismus" in „Über Land und Meer": Folio-Ausgabe 1886, S. 1003, monatliche Großoktav-Ausgabe 1886/87 II. Heft S. 213, und 1887/88, V. Heft S. 596: „Das forcierte Pflanzenwachstum und der Pflanzenphönix".

[2]) Ebendaselbst S. 1066 und III. Heft S. 413.

gelben Blätter und begoß es mit magnetisiertem Wasser — und, es ist kaum glaublich! nach 6 Tagen stand es vollkommen grün da und trieb neue Knospen. Diese pflückte ich ab und setzte die Pflanze in magnetisierte Erde, gebe ihr jetzt magnetisiertes Wasser und magnetisiere sie mit den Händen; ich will versuchen, sie noch einmal zur Blüte zu bringen.

Jedes Jahr, sobald es anfängt grün zu werden, hole ich Pflanzen von dem Eppendorfer Moor. Bisher ist es mir selbst bei der sorgfältigsten Pflege nur 4 bis 5 Wochen gelungen, diese Pflanzen grün zu erhalten, an Blühen derselben war nicht zu denken! Mit einem scharfen Messer schneide ich ein beliebiges Stück der Moosdecke recht tief ein, hebe mit einer Schaufel das so gelöste Stück heraus mit allen Pflanzen, die sich darauf befinden und nehme so viel lose Erde mit, wie ich nur fortbringen kann. Es ist dies eine recht mühsame Prozedur, doch bin ich dieses Jahr reich dafür belohnt worden. Von den Pflanzen, die ich Ende April holte, ist keine ausgegangen, sie stehen alle so grün und schön, wie auf dem Sumpf selbst. Die Sumpf-Butterblume, das Fettkraut, die Lisomachia haben prachtvoll geblüht, die Erikas haben Knospen. Die mitgebrachte lose Erde habe ich magnetisiert, sie in Töpfe gefüllt und die Moosdecke darauf gedrückt, dann mit magnetisiertem Wasser begossen. Ich glaube, daß diesem Verfahren hauptsächlich die überraschenden Wirkungen zuzuschreiben sind.

Ich beobachtete auch, daß magnetisiertes Wasser der Fäulnis länger widersteht, als anderes. Wie lange, darüber will ich Versuche anstellen. Von dem Moor hatte ich einige abgeschnittene Weidenzweige mitgebracht, die eben erst Kätzchen hatten. Ich setzte sie in einen weiten, offenen Glashafen mit magnetisiertem Wasser gefüllt, ich ließ sie darin bis sie alle grün ausgeschlagen und das ganze Innere des Hafens ein weißes Wurzelgewirre war. Wenigstens 7 Wochen haben sie darin gestanden, und doch war das Wasser, obgleich grün und schleimig von den aufgelösten Pflanzenteilen, doch gänzlich ohne üblen Geruch.

Jetzt stelle ich Versuche an mit zwei gleichen Pflanzen, wovon ich die eine magnetisierte, die andere nicht. — Das auffallendste bei dieser Behandlung der Pflanzen ist das schnellere und kräftigere Wachsen derselben, das herrliche Grün und der atlasartige Glanz der Blätter. Außer diesem sichtbaren, realen Nutzen hat diese Beschäftigung noch den Vorzug, erheiternd und beruhigend auf das Gemüt zu wirken und schon darum allein kann sie nicht genug empfohlen werden! — Es ist mir dabei der Gedanke gekommen, daß, da doch das magnetisierte Wasser einen so ersichtlich günstigen Einfluß auf Pflanzen ausübt, es auch zu Heilzwecken für Menschen und Tiere anzuwenden sein müßte, zunächst vielleicht zur Bereitung von Speisen und Getränken für Kranke und Genesende. Wenn aber Ärzte, die an einer Heilanstalt beschäftigt sind, sich der Sache annehmen würden, wer weiß, ob sie nicht gute Resultate damit erzielen würden?

Wir müssen der Einsenderin durchaus recht geben. Während mit dem Hypnotismus zu Heilzwecken sich in Deutschland bisher noch so gut wie niemand befaßt, sind allerdings in den meisten großen Städten (den Nordosten Deutschlands freilich ausgenommen) Mesmeristen segensreich wirksam. Gerade die auf Universitäten gebildeten Ärzte aber, welche die Heilung ihrer Mitmenschen zu ihrem Lebensberufe gewählt haben, bedienen sich bisher fast gar nicht ihres Mesmerismus oder Lebensmagnetismus zur Ausübung dieses ihres Berufes. Eine Änderung dieser Zustände erwarten wir auch erst von der jetzt heranwachsenden Generation!

H. S.

Wünschelrute und Quellenfindung.

Die realistische Ansicht.

Zu der Bemerkung über diesen Gegenstand, welche wir auf Veranlassung eines unserer Leser dem letzten Junihefte (V. 30, S. 417) beifügten, erhalten wir von anderer Seite die gegenteilige Anschauung ausgesprochen. Wir selbst sind weder in der Lage für noch gegen diese Annahme aufzutreten und beschränken uns deshalb darauf, diese Mitteilungen zur Kenntnis unserer Leser zu bringen:

Quellen „finden" kann heute jeder halbwegs nachdenkende Mensch. Das beweisen die modernen Wasserleitungen, wobei jeder beliebige Techniker nur auf einen Hügel vor der Stadt zu gehen braucht; dann, sofern er etwas Geologie kennt, muß er wissen, woher das Wasser auch unterirdisch seinen Lauf hat. Das bedarf gar keiner Erörterung mehr.

Lieben nun die Menschen das mehr Geheimnisvolle, so lassen sie sich eben einen solchen modernen Schwindler wie s. Z. den Abbé Richard, jetzt andere Herrschaften kommen, die das Ding mit ein bischen Hokuspokus und mit Aufsteckung einer gelehrten Miene besorgen. Ich kenne aber in unserm Schlesien Ortschaften, wo die Bauern solche Herren mit Knüppeln zum Dorf hinaus jagen würden, weil solche Quellenfinderei sie um viel Geld gebracht hat.

Ich selbst bin bereit, auf diese Weise Quellen zu „finden". Ich zeige auf jeden beliebigen Fleck Erde und sage: Hier grabt, hier ist Wasser. Warum denn nicht? Wasser muß schließlich kommen und wenn es noch so tief liegt. Das hat der Reichsgraf Sch. in W. erfahren, der sich auch an solche „findigen" Herren wandte. Unter ein paar Aufblicken zum Himmel mit dem üblichen Augenverdrehen, mit einer Rute in der Hand zeigte er kaum 300 Schritt von einer schon vorhandenen Schwefelquelle eine Stelle, an der eine neue sprudeln müsse! Das hat dem Herrn Reichsgrafen ein unsinniges Geld gekostet, und nur um sich nicht vor der Welt lächerlich zu machen, wurde durch fast drei Jahre in Felsen gebohrt bis gegen 400 Fuß tief — endlich kam Schwefelwasser — gewiß! warum sollte denn solches nicht kommen? Kaum 300 Schritt davon quillt ja solches! Die ganze Gegend ist eben schwefelwasserreich, und es ist sehr möglich, daß, hätte jeder andre Mensch, hätte ich selbst eine Stelle, beliebig in der Umgegend von 200—300 Schritt bezeichnet, dann das Wasser vielleicht schon bei 25 Fuß Tiefe zutage getreten wäre: Der Herr Apotheker in jenem Orte hat dasselbe sogar in seinem Hinterhause zu ebner Erde!

Vor einem Jahrzehnt habe ich in Halberstadt es mit erlebt und angesehen, wie bei Anlegung einer Wasserleitung ein Wassertechniker ganz genau nachwies, wo, nach geologischen Gesetzen, das beste Wasser vom Harz her unterirdisch fließe. Er bezeichnete dabei die Gesteinsschichten; er sagte — nur vom oberflächlichen Anschauen! — selbst Braunkohle voraus, der man dabei, wenn auch nur in geringer Menge begegnen würde, und ich habe selbst meine Freude an den vorweltlichen Versteinerungen der Tiere gefunden, die nach Vorhersagen dabei gefunden wurden. Alles keine Kunst! Das lehrt der einfachste Naturunterricht. A. K.

Der Begriff der Kraft

und der Kampf der Weltanschauungen.

Um den Gegensatz zwischen einer sittlich-geistigen und einer materialistischen Weltanschauung zu veranschaulichen, ist wohl kein Begriff geeigneter als derjenige der Kraft. Man kann denselben recht eigentlich unparteiisch nennen, denn wenn auch der Umfang dieses Begriffes je nach

dem Umfange der Weltanschauung bei den verschiedenen Menschen und Geistesrichtungen wechselt, so enthält er doch immer einen für alle gemeinsamen Kern, eine begriffliche Grundlage, welche jedermann ohne Ausnahme anerkennt und anerkennen muß, sofern er nicht einfach unwissend ist. Anders ist es bekanntlich mit andern allgemeinen Begriffen wie „Gott" oder „Seele" oder „organischer Magnetismus". Ein großer Teil unserer heutigen gebildeten Welt — und wohl gar die gegenwärtig in derselben tonangebenden Kreise — neigen ganz offenbar dahin Begriffe wie die letzterwähnten und mit ihnen womöglich auch die Worte selbst ganz aus unserer Sprache zu verbannen.

Sucht man nun nach dem treffendsten — man könnte sagen authentischen! — Ausdrucke der herrschenden Geistesrichtung unseres heutigen Kulturlebens, so wird man dieselbe nirgend besser, klarer und sicherer ausgesprochen finden als in „Meyers Konversations-Lexikon", von welchem eben jetzt die 4. Auflage im Erscheinen begriffen ist. Sehr mit Recht bezeichnet Otto von Leixner dieses höchst verdienstliche litterarische Unternehmen als ein recht eigentlich „modernes" Werk. Es ist an Inhalt wie an Ausstattung eine alle Anforderungen heutiger allgemeiner Bedürfnisse befriedigende „Glanzleistung".

Uns fällt soeben der 10. Band dieses Werkes in die Hand, und dieser giebt uns die unmittelbare Veranlassung zu dem vorstehenden Gedankengange. Unter einer großen Anzahl von überreich mit Karten und Abbildungen aller Art ausgestatteten Artikeln findet sich auch ein kleiner unscheinbarer Aufsatz über den Begriff der Kraft, der aber doch in Wirklichkeit einer jener Prüfsteine ist, an welchen der Sachkenner den Wert des ganzen Werkes ermißt, wie der Geologe den Wert einer Gegend nicht sowohl nach der Schönheit der Landschaft als vielmehr nach den Metalladern oder vielleicht gar den Edelsteinen abschätzt, die sich in dem Kiesboden vorfinden.

„Kraft — heißt es da — ist in der Naturlehre die Ursache, welche man zur Erklärung einer Erscheinung annimmt. Eine Kraft kann demnach niemals sinnlich wahrgenommen, sondern nur aus ihren Wirkungen erschlossen werden. Eine Kraft ist völlig bestimmt, wenn ihr Angriffspunkt, ihre Richtung und ihre Größe oder Stärke gegeben sind. So nehmen wir z. B. als Ursache des Fallens der Körper die Schwerkraft an; ihr Angriffspunkt ist der Schwerpunkt des fallenden Körpers, ihre Richtung geht lotrecht nach abwärts (d. h. in gerader Richtung dem Mittelpunkt der Erde zu), ihre Größe bemißt sich nach dem Druck, den der Körper im Zustande der Ruhe auf eine horizontale Unterlage, oder nach dem Zug, den der aufgehängte Körper auf den Aufhängungspunkt ausüben würde, d. h. nach dem Gewicht des Körpers. Da jede Kraft sich durch Druck oder Zug äußert, so kann nicht nur die Schwerkraft, sondern jede beliebige Kraft ihrer Größe nach durch ein Gewicht ausgedrückt werden. Die Gewichtseinheit (z. B. das Kilogramm) kann daher zugleich als die Krafteinheit dienen u. s. w.

Treffend und meisterhaft dargestellt! Das eben ist der gemeinsame Kernpunkt in dem Begriffe Kraft, in welchem alle Gebildeten übereinstimmen; das ist nämlich die physikalische, gewissermaßen handgreifliche Bedeutung des Wortes. Dem gegenüber stellt sich nun aber die sittlich-

geistige oder „übersinnliche“ Weltanschauung, für die es eben Dinge in der Welt giebt, die man nicht mit Händen greifen, nicht mit Instrumenten wägen und nicht unmittelbar mit „normalen“ Sinnen wahrnehmen kann. Als solche Dinge betrachten wir ganz vor allen die Äußerungen aller höheren Kraftpotenzen. Sehen wir hier von der viel verschrieenen Lebenskraft oder dem organischen Magnetismus ab, so bleiben uns vor allem die persönlichen Kräfte: die Geisteskraft und die Seelenkraft.

Wenn also ein Goethe seinen „Faust“ dichtet, so ist das zweifellos eine Kraftäußerung und doch läßt sich die Einheit derselben weder in Kilogramm noch in Quentchen, noch in Centnern ausdrücken, und noch weniger ist dies bei einer Abschätzung des Aufwandes von Seelenkraft der Fall, wenn wir z. B. sehen, wie ein Giordano Bruno sich für die Wahrheit der monistischen Weltanschauung verbrennen läßt, während ein Galilei sich nicht scheut, den alten gäo- und anthropozentrischen Standpunkt wider besseres Wissen durch einen Meineid zu bekräftigen.

Für die „modernen“ Materialisten ist — wie du Prel in seiner humoristischen Art bemerkt — Goethes „Faust“ nur Lumpen, die zu Papier verarbeitet und mit Druckerschwärze verunreinigt sind. Daß die Welt und der Mensch nicht nur chemisch-physikalische, sondern vor allem sittlich-geistige Probleme sind, das kümmert die „moderne Wissenschaft“ nicht. — Giordano Bruno hat im höchsten Geistesfluge für einige Jahrtausende voraus unserer europäischen Rasse die Grundgedanken einer allumfassenden Weltanschauung vorgezeichneten und ist den Opfertod für diese klar erschaute Wahrheit gestorben. Für die „moderne Wissenschaft“ ist diese „Thorheit“ weiter nichts als etwa die natürliche Folge eines übermäßig kräftigen, entwickelten Herzmuskels und demgemäß gesteigerte Blutversorgung einiger Gehirn- und anderer Nervencentren in dem verbrannten Körper Brunos!

H. S.

Der neue buddhistische Katechismus.

Das vorliegende Büchlein[1]) wird ohne Zweifel bei allen wohlgesinnten und vorurteilslosen Menschen ungeteilte Anerkennung und Liebe finden. Es vereinigt in sich alle Eigenschaften, die von einer allgemeinfaßlichen Darstellung einer Religion oder Philosophie verlangt werden können: die größte Klarheit, Sachlichkeit und Kürze, nebst einer einfachen und dabei schönen, kräftigen und zum Herzen gehenden Sprache. Vor allen uns bekannten Darstellungen des Buddhismus — die gelehrten Werke nicht ausgenommen — glauben wir diesem Katechismus den Vorzug geben zu müssen[2]), insofern er offenbar von einem Verfasser herrührt,

---

[1]) Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gáutama. Zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von Subhádra Bickshu. Braunschweig 1888 (1 Mark).

[2]) Wir schließen uns diesem Urteil durchaus an. Auch der von uns selbst im Jahre 1886 herausgegebene Katechismus Olcotts muß gegen diesen von Subhádbra Bickshu weit zurückstehen. Jener war für Kinder und überdies für Indier berechnet. Dieser ist für Erwachsene und für Europäer, ja sogar wohl ganz besonders für Deutsche geschrieben. Wir zweifeln daher auch nicht, daß er mehr noch als jener allgemeinen Eingang finden wird. Er erfüllt ganz und gar seinen Zweck.

(Der Herausgeber.)

der den Buddhismus nicht bloß aus Büchern studiert, sondern aus einer lebendigen Quelle empfangen hat, um ihn seinerseits wieder als eine lebendige Überzeugung und eine tief empfundene Wahrheit zu verkünden. Ein vielleicht noch größeres Lob als der Text, verdienen die Anmerkungen zu demselben. Sie sind teils historisch, teils philosophisch. Mit musterhafter Faßlichkeit, oft durch anschauliche Beispiele, erklären sie die schwierigsten Begriffe der indischen Anschauungsweise so, daß selbst ein im Denken wenig Geübter, bei nur einigem guten Willen imstande ist, dem Verfasser leicht zu folgen.

Zum Wohle der Welt und der Menschheit kann man nichts Besseres wünschen, als daß dieses Werkchen die größte Verbreitung finden und in alle Schichten der Gesellschaft, als Hausfreund und Volksbuch, eindringen möge.

R. K.

Schwindel und Ernst
in übersinnlichen Untersuchungen.

Der holländische Verfasser einer uns vorliegenden originalen und stellenweise auch recht originellen Arbeit[1]) stellt sich die Aufgabe, den Spiritismus in seiner heutigen Gestalt näher zu beleuchten und den „Humbug" vom „Ernst" zu trennen. In warmen Worten warnt er vor einem krankhaften Sehnen nach dem Verkehr mit der Geisterwelt, das bereits so oft mißbraucht worden ist und noch fortwährend viele ein Opfer ihrer Leichtgläubigkeit werden läßt. Ebenso dringend ermahnt er zu einer vorurteilsfreien, nur wahrheitsuchenden, und dabei vorsichtigen Betrachtung der übersinnlichen Erscheinungen und ihrer „Medien". Spielen schon im gemeinen Leben Sympathieen und Antipathieen eine so große Rolle, wieviel mehr auf dem Gebiete der unbewußten Regungen unsrer tiefinnersten Seele, der leisen Anklänge an unsre Bestimmung zu einem höheren Dasein? Freundliches Entgegenkommen und Zartheit im Umgange mit dem Medium kann der Verfasser nicht dringend genug anempfehlen. Das größte Gewicht legt er auf die Thatsache, daß nicht das Medium es ist, welches die Zuschauer beeinflußt, sondern geradezu umgekehrt. Der eigene Wille, die Initiative, fehlt ihm bis zu dem Grade, daß es die unbewußten Regungen fremder Individualitäten widerzuspiegeln imstande ist. Es steht demnach vollständig unter dem Einfluß seiner Umgebung, der sichtbaren sowohl, wie der unsichtbaren. Dieser wiederholte Hinweis scheint uns nicht überflüssig.

Der Verfasser geht übrigens von der Voraussetzung aus, daß die Unbekanntschaft mit dem Gebiete der übersinnlichen Erscheinungen noch sehr groß sei. Dies müssen wir ihm bestreiten, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Kenntnisnahme im allgemeinen nicht mit dem rechten Ernst und dem rechten „Suchen nach Wahrheit" geschieht, und daß dabei nur zu häufig Nebenabsichten vorwalten. Doch dies ist erfahrungsgemäß bei jeder Wissenschaft der Fall. Und wie es heutzutage Gewohnheit geworden ist, wissenschaftliche Enthüllungen sogleich den weitesten Kreisen preiszugeben, so fehlt es auch auf unserm Gebiete nicht an den mannig-

[1]) A. J. Riko, Humbug en Ernst, Enschede, Van der Loeff, 1886.

fachsten Bemühungen, all und jeden mit den Kräften unseres Innersten bekannt zu machen; und es ist wohl nicht zuviel behauptet, daß fast jeder wirklich Gebildete dieselben heutzutage in den Kreis seiner Gedanken und Beobachtungen zieht. Allerdings geschieht dies nicht offenkundig vor jedermanns Augen und Ohren, aber die Scheu, mit der man an diese Fragen herantritt, ist sicherlich nicht ungerechtfertigt, da dieselben doch anher noch so unsicherer und zweifelhafter Natur sind.

Vielen Lesern wird der Verfasser mit der am Schlusse seines Buches gegebenen Zusammenstellung von Äußerungen bekannter Denker über die übersinnliche Welt manche Anregung bieten. Bei der Aufzählung und Erzählung der nachweisbaren Fälle von Schwindel hätte er, da dieselben größtenteils zur Genüge bekannt, etwas kürzer sein können. U. D.

Empfehlenswerte Zeitschriften.

Thalysia. Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise. Monatsschrift etc. (Nordhausen, Th. Müller; jährl. M. 4.—) 21. Jahrgang. — Inhalt des Juliheftes 1888:

Thalysianismus und sociale Frage. — Die europäische Union (Schluss). — Acht Monate auf Reisen (Fortsetzung). — Dr. v. Zimmermann über das Obst, als Mittel gegen die Ruhr. — Vorlesung über einige Seiten der vegetarianischen Frage (Schluss). — Mackenziana. — Wer ist der Autor? (Schluss). — Litteratur und Kunst. — Kleine Mitteilungen. — Humoristisches. — Rätsel. — Lesefrüchte. — Haus und Küche. — Vereinstag 1888. — Notizen. — Briefkasten. — Kaiser Friedrich III.

Vegetarische Rundschau. Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise (Berlin, H. u. H. Zeidler, Münzstr. 1; jährl. M. 3.—). 8. Jahrgang. Inhalt des Juliheftes 1888:

Professor Bunges Lehrbuch der physiologischen und pathologischen Chemie. (Dr. med. Alanus). — Giordano Bruno und die naturgemässe Lebensweise. (Dr. L. Kuhlenbeck). — Der Triumph über Schulmedicin. (Dr. Paul Förster). — Ernst Grysanowski †. — Sprechsaal: Die Bekleidungsfrage. (Dr. G. Jaeger.) — Ährenlese: Neunzig Bandwürmer auf einmal! Die antivegetarische Statistik des Professors Uffelmann. Einfluss des Alkoholgenusses auf die Sterblichkeit. — Zeichen der Zeit: Ein vornehmer Sport. — Zur vegetarischen Praxis: Kuhkot in der Milch. Dr. Lahmanns diätetische Nährmittel. Behandlung der Butter. Über den Gebrauch von verzinnten Büchsen zu Konserven. — Kleine Chronik: Berlin. Zur Abwehr von Doktor-Denunciationen. Die Örtel-(Schwenninger-)Kur in Miskredit. Alkoholismus in Frankreich. Wien. Strenge Gesundheitspflege. Tödliche Arznei. Eine berechtigte Steuer. — Vermischtes: Meerschweinchen als Kurgäste in Davos. Ein gutes Geschäft. — Feuilleton: T' geiht nix äwer gaude Verwandten. — Litterarisches. — Vereinsnachrichten. — Vegetar. Kinderheim bei Dresden. — Anzeigen.

Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre (Stuttgart, W. Kohlhammer; jährl. M. 3.—). 7. Jahrgang. Inhalt des Juliheftes 1888:

Ein Angriff im Dunkeln. — Eine Reglinsche Kur. — Der deutsche und der englische Entdecker. — Gegnerisches. — Aus Briefen von Wollenen. Erfahrungen in einer wollenen Familie. Wolle als Touristenkleidung. — In Sachen des Athmungsgiftes. Zur Seele der Landwirtschaft. Preis einer homöopath. Hochpotenz. Ein Blick hinter die Kulissen der Presse. Zur Schulhygiene. Wissenschaft und Praxis. Fasten. Ein Volksmittel als Ultima ratio. Normalpapier. — Litterarisches.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

Verein „Reform" zu Weimar.

Soeben ist in Weimar ein Verein „Reform" aktiv ins Leben getreten. Derselbe tritt, unter Leitung seiner „Begründerin", Frau Kettler stehend, für Errichtung „weiblicher Hochschulen" ein. Das Vereins-Blatt, der von Frau Kettler vortrefflich redigierte „Frauenberuf" widmet sich dieser Aufgabe, indem es zunächst das Lesepublikum für dieses Ziel zu gewinnen sucht. Aus diesem Blatte ist daher auch alles Einschlägige des weiteren zu erfahren.

Ch. Edl. von Schlckh.

Revue scientifique des femmes

par Mme. Renoz, Paris.

Da die Sphinx allen geistigen Bestrebungen der Frauen vorurteilslos gegenübersteht, mag hier das obige Unternehmen einem größeren Lesekreise dringendst anempfohlen werden.

Dasselbe gestattet den fachgelehrten Frauen in jeder Richtung der wissenschaftlichen Forschung und zwar den leistungsfähigen Frauen in Frankreich sowohl wie auch im Auslande, für ihre Ideen einen Markt zu finden, auf welchem sie dieselben zur allgemeinen Kenntnis und Geltung bringen und ihre Entdeckungen zc. praktisch verwerten können. Entgegen vielen von Männern redigierten Zeitschriften weist die Revue scientifique des femmes auch die Teilnahme männlicher Mitarbeiter nicht zurück, vorausgesetzt, daß dieselben den intellektuellen Anforderungen der Frauen in allem Rechnung tragen. — Lehrfortschritte, Vereinsleben zc. der Frauenwelt erfahren in der Revue reiche Besprechung; ebenso ist das sonstige Programm derselben ein mannigfaltiges. — Sehe und lese übrigens ein jeder selbst; dann wird für ihn jedes Wort weiterer Anempfehlung überflüssig sein.

Madame Renoz sucht, als erstes leuchtendes Beispiel, in allem, was den Frauen zu ihrer geistigen Entwickelung not thut, deren Bedürfnissen in glänzender Weise gerecht zu werden, und verdient sich damit für alle Zeiten den Dank der Frauen wie der ganzen Welt, um so mehr, als zweifellos die Nachahmung an andern Orten nicht lange auf sich warten lassen wird.

Ch. Edl. von Schlckh.

SPHINX

VI, 33. September 1888.

Kant als Mystiker.

Von

Carl du Prel.

Schwache Parteien suchen ihr Ansehen dadurch zu verstärken, daß sie zu ihren Gunsten lautende Aussprüche berühmter Männer anführen, oder wohl gar die ganze Persönlichkeit derselben als einen Vorläufer hinstellen und für sich reklamieren.

Ich bin denn auch darauf gefaßt, daß die nachfolgende Untersuchung über die Frage, in wie fern Kant ein Mystiker genannt werden kann, aus dem Schwächegefühl meiner mystischen Weltanschauung heraus erklärt werden wird. Leser jedoch, die ohne aprioriſches Übelwollen an die Lektüre gehen, werden denn doch bald erkennen, daß mein Versuch etwas ernsthafter zu nehmen ist, und zwar um so mehr, als ich außer dem ihnen bekannten Kant auch den ihnen bislang unbekannt gebliebenen Kant werde reden lassen, und zwar mit seinen eigenen Worten, und so deutlich, daß ich vor dem Vorwurfe gesichert bleiben werde, Kantische Gedanken willkürlich auszulegen, und daß mancher Leser vielleicht dahin gebracht werden dürfte, in der mystischen Weltanschauung, die ich vertrete, etwas zu sehen, was wenigstens des Nachdenkens wert ist.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich es gleich hier sagen, daß ich nicht etwa untersuchen will, ob Kant heute ein Mystiker, vielleicht sogar Spiritist sein würde. Ein solcher Beweis läßt sich nicht führen, und ein Wahrscheinlichmachen hätte keinen Wert. Auch das will ich gleich hier voranstellen, daß ich mich keineswegs auf das erst jüngst von Krause herausgegebene posthume Werk Kant's berufen werde, über dessen Wert die Meinungen auseinandergehen, das mir noch unbekannt ist und für meinen gegenwärtigen Zweck auch nichts enthalten dürfte. Ich werde daher auch vor dem Vorwurfe sicher sein, daß ich den greisenhaft gewordenen Kant vorführe. Ich werde vielmehr den Kant aus verschiedenen Lebensepochen reden lassen. Ich werde mich berufen auf die „Wahre Schätzung der lebendigen Kräfte“, auf die „Träume eines Geistersehers“, auf die

„Kritik der reinen Vernunft", die „Kritik der praktischen Vernunft" und endlich auf Kants „Vorlesungen über Metaphysik", die er an der Universität Königsberg hielt, und die erst lange nach seinem Tode von Ludwig Pölitz herausgegeben wurden.[1]) Kant hat also sein ganzes Leben hindurch zu mystischen Anschauungen geneigt, die er nur darum nicht ausführte, weil ihm mystisches Thatsachenmaterial fehlte, und weil er selbst im Besitze eines solchen doch die Reform der Philosophie auf dem von ihm eingeschlagenen Weg erstrebt hätte, wobei es zunächst galt, eine Kritik der Vernunft zu schreiben, und deren Fähigkeiten, Umfang und Grenzen zu bestimmen.

Kant hat keine Metaphysik geschrieben und wollte keine schreiben, sondern nur Prolegomena, aber allerdings Prolegomena „zu jeder künftigen Metaphysik." Wenn er aber allerdings der Meinung war, daß das Philosophieren über die Welt und den Menschen auf später verschoben werden müsse, weil, bevor wir an die Objekte der Erkenntnis gehen, zunächst das Organ der Erkenntnis untersucht werden muß, was vor ihm versäumt worden sei, so läßt sich doch unmöglich annehmen, daß ein so gewaltiger Geist, wie Kant, sich selber zur gänzlichen metaphysischen Meinungslosigkeit verurteilt hätte, daß er niemals versucht haben sollte, über das, was hinter der Erscheinung steckt, Vermutungen anzustellen. Eine solche Annahme wäre im höchsten Grade unpsychologisch; sie würde gerade beim größten Philosophen eine gänzliche metaphysische Bedürfnislosigkeit voraussetzen, also vollständigen Mangel jenes Triebes, der die psychologische Grundlage des Philosophen ist. Man kann der menschlichen Vernunft Grenzen ziehen, wie Kant es gethan hat; man kann auch diese Grenzen für unüberschreitbar halten; aber wenn man ein Kant ist, verzichtet man nicht ganz und gar auf jede Meinung in metaphysischen Dingen, die jenseits dieser Grenze liegen.

Das hat denn Kant auch nicht gethan, wie sich aus den angeführten Schriften nachweisen läßt. Daß aber die für diesen Nachweis wichtigste, die „Vorlesungen über Metaphysik" den meisten meiner Leser unbekannt sein werden, glaube ich voraussetzen zu dürfen. In die Gesamtausgaben von Kants Werken sind diese Vorlesungen nicht aufgenommen, und da sie fast nirgends citiert werden, sind sie allmählich in Vergessenheit geraten. Die Münchner Staatsbibliothek, die reichhaltigste in Deutschland, besitzt kein Exemplar — so war es wenigstens noch kürzlich —, und ich selbst habe erst nach längerem Suchen ein antiquarisches Exemplar erhalten, und habe über den merkwürdigen Inhalt des Buches schon mit verschiedenen Philosophen geredet, deren keiner es kannte; ich glaube also in der That voraussetzen zu dürfen, daß es den meisten meiner Leser unbekannt sein wird.

Für die Beurteilung Kants als Mystiker sind diese „Vorlesungen" von größter Wichtigkeit, und die darin ausgesprochenen mystischen Ansichten Kants lassen sich nicht etwa aus seiner Greisenhaftigkeit erklären;

---

[1]) Immanuel Kants Vorlesungen über Metaphysik, Erfurt 1821.

denn Kant hielt diese Vorlesungen nach **Erdmann** in seinem 50., nach **Pölitz** in seinem 64. Lebensjahre.

Der Gedanke Kants, daß die wahrnehmbare Welt nur die Erscheinung eines uns unbekannten „Ding an sich“ sei, daß Raum und Zeit nur Formen unserer Erkenntnis seien, ist mystisch im eminenten Sinne, und in so fern kann man Kant allerdings einen Mystiker nennen. Indessen so leicht will ich mir meine Aufgabe keineswegs machen. Bei der Unerkennbarkeit des „Ding an sich“ ist der transscendentale Idealismus Kants zwar eine Mystik, aber noch ohne positiven Inhalt. Mir aber, als dem derzeit noch sehr isolierten Vertreter der mystischen Philosophie könnte nur mit positiven Ansichten Kants gedient sein und deren Übereinstimmung mit meiner Mystik. Nur in diesem Falle hätte ich ein Recht, Kant einen Mystiker zu nennen.

Eine solche Übereinstimmung wäre um so wertvoller, als mir das ganze Arsenal der Thatsachen des Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus zu Gebote stand, aus welchen meine mystischen Anschauungen induktiv abzuleiten mit wenig Scharfsinn und Logik gelingt, während Kant bloß vermöge des ihm eigenen Tiefsinnes eben solche Ansichten über die Natur des Menschen gewann, aus welchen die mystischen Thatsachen deduktiv abgeleitet werden können.

Die Gegner freilich werden sagen, daß philosophische Intuitionen, wenn sie noch so tiefsinnig sind, keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen können, so lange sie die naturwissenschaftliche Sanktion nicht erhalten. Aber wenn es auch richtig ist, daß Gedanken erst dann unser eigentlicher Besitz sind, wenn sie als notwendige Glieder des Systems erwiesen sind, daß also Intuitionen ihren eigentlichen Wert erhalten, wenn sie auch auf dem Wege der Logik gefunden und durch die Erfahrung bestätigt werden, so hätte eben unsere moderne Wissenschaft Kantische Gedanken nach den Worten Goethes behandeln sollen:

Was du ererbt von deinen Vätern hast
Erwirb es, um es zu besitzen.

Es kommt eben doch darauf an, **wer** Intuitionen hat, und daß solche eines Kant nicht unterschätzt werden dürfen, zeigt sich darin, daß Kant — wie Zöllner nachgewiesen hat — eine Reihe der wichtigsten naturwissenschaftlichen Errungenschaften unseres Jahrhunderts antizipiert hat, sogar die fundamentalen Prinzipien unserer Naturwissenschaft intuitiv erkannt hat: die Erhaltung der Kraft und die Entwicklungslehre. Seine philosophischen Intuitionen haben sich aber als eben so wertvoll erwiesen; denn alle nachkantischen Systeme sind aus der „Kritik der reinen Vernunft“ herausgewachsen: Fichte, Schelling, Hegel, Herbart und Schopenhauer sind von Kant ausgegangen; Hartmann, Hellenbach und Bahnsen zweigen wiederum von Schopenhauer ab. Das ganze Denken unseres Jahrhunderts, philosophisch und naturwissenschaftlich, findet sich also in nuce bei Kant. In seiner Philosophie finden sich in intuitiver Form die Knospen, die seither zu Blüten sich entfaltet haben. Geniale Gedanken sind immer zeugungsfähig, indem sie, in ein fremdes Gehirn gelegt,

gleichsam eine geistige Parthenogenesis herbeiführen, und es liegt lediglich an der historischen Stellung eines solchen Philosophen, daß bei ihm solche Gedanken nur in intuitiver Form auftreten können. Dies eben ist das Merkmal des Genies, Wahrheiten zu antizipieren, während das bloße Talent sie erst findet, wenn die Wissenschaft alle dazu nötigen Daten bereits herbeigeschafft hat.

Daß nun aber so verschiedenartige Systeme aus Kant herausgewachsen sind, ist nicht etwa so zu erklären, daß Kant prinzipienlos seinen Einfällen sich überließ, wenn er metaphysische Spekulationen anstellte, sondern es liegen in ihm die Keime beschlossen, wie in einer biologischen Urform, die sich zu verschiedenen Arten differenziert; und wenn ich nun auch die Keime der mystischen Weltanschauung in Kant nachweise, so liegt darin nur die Anerkennung seines Genies, nicht etwa ein Anlehnungsbedürfnis im Gefühl meiner Schwäche. Die mystische Weltanschauung hat ihre Berechtigung aus sich selber zu erweisen, und dafür genügt keineswegs der Nachweis mystischer Gedankenkeime bei Kant. Aber vorläufig steht die Mystik noch so schlecht im Kurse, daß ich an die vorliegende Abhandlung auch nur bescheidene Hoffnungen knüpfe: Sogar die Gebildeten sehen in der Mystik heute noch nur die Ausgeburt verkehrten Denkens, und diese Leute könnten wenigstens einigermaßen zur Besinnung gebracht werden, wenn sie sehen, daß alle Hauptpunkte der mystischen Weltanschauung mit Ansichten übereinstimmen, die sich verstreut in Kants Werken finden, welchem verkehrtes Denken vorzuwerfen denn doch gewagt wäre. Auch daß ich Kant mißverstanden, wird man nicht sagen können, denn ich werde seine eigenen Worte citieren.

Man wird zwar, nach wie vor, die Thatsachen der Mystik leugnen, was um so leichter ist, wenn man ihnen vorsätzlich aus dem Wege geht; man wird auch meine philosophische Verwertung dieser Thatsachen verwerfen; aber da die Übereinstimmung mit Kant nicht zu leugnen ist, wird meinen Gegnern nur mehr die Ausflucht bleiben, zu sagen, ich hätte meine Weltanschauung aus Kantschen Brocken zusammengeflickt. Durch die Erfahrung bescheiden gemacht, würde ich ein solches Urteil immerhin mit Befriedigung begrüßen. Der vorurteilsfreie Leser wird aber doch finden, daß, da die einzelnen Bestandteile der mystischen Weltanschauung sich bei Kant vorgebildet finden, dieser nur das Material von Erfahrungsthatsachen nötig gehabt hätte, um aus seinen mystischen Intuitionen, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrte, den Angelpunkt eines metaphysischen Systems zu machen. —

Mag man mir also immerhin Originalität absprechen und mir vorwerfen, daß ich mich an Kants Rockschöße halte, so werde ich doch zufrieden sein, wenn man nur zugiebt, daß diese Rockschöße in der That existieren; und das allerdings werde ich nachweisen, und darauf allein kommt es auch an. —

Das Dogma und die Voraussetzung des Materialismus ist, daß es in der ganzen Welt nichts Übersinnliches, sondern nur Materie giebt; alles, was in die Erfahrung tritt, kann demnach nur Modifikation der Materie

sein, der menschliche Geist z. B. nur Modifikation des Gehirns. Diese Anschauung läßt für Mystik keinen Raum.

Die Voraussetzung der Mystik dagegen ist, daß Sinnlichkeit und Wirklichkeit — von den Materialisten für identisch gehalten — sich nicht decken, daß es neben der sinnlich wahrnehmbaren Welt noch eine andere giebt, neben der sinnlichen Erkenntnisweise noch eine andere, neben den Kräften und Gesetzen der sinnlichen Welt noch andere Kräfte und Gesetze.

Wie steht nun Kant zu dieser Alternative?

Wer nicht wenigstens die Möglichkeit voraussetzt, daß die Wirklichkeit über die Sinnlichkeit hinausragt, hat gar keinen Anlaß, eine „Kritik der reinen Vernunft" zu schreiben. Wer der Ansicht ist, daß die wirkliche Welt und unsere Vorstellungswelt qualitativ und quantitativ sich decken, hat kein Bedürfnis, der dogmatischen Philosophie eine kritische entgegenzustellen; er kann getrost sofort an die Objekte der Erkenntnis herangehen und über die Welt philosophieren, und braucht nicht erst das Organ der Erkenntnis auf seine Fähigkeiten zu prüfen. Insofern hat die „Kritik der reinen Vernunft" den mystischen Gedanken schon zu ihrer logischen Voraussetzung. Da jedoch Kant mit den Thatsachen der Mystik unbekannt blieb — der Mesmerismus fiel nur teilweise noch in seine Zeit — so werden wir von ihm zunächst als mystische Konzession nur erwarten dürfen, daß er die logische Möglichkeit einer anderen Welt zugiebt.

Diesen Gedanken finden wir bei Kant sehr klar ausgesprochen. In seiner Schrift „Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" führt der § 8 die Überschrift: „Es ist im rechten metaphysischen Verstande wahr, daß mehr als eine Welt existieren könne." Er führt dieses näher aus: „Weil man nicht sagen kann, daß etwas ein Teil von einem Ganzen sei, wenn es mit den übrigen Teilen in gar keiner Verbindung steht (denn sonst würde kein Unterschied zwischen einer wirklichen Vereinigung und einer eingebildeten vorhanden sein), die Welt aber ein wirklich zusammengesetztes Wesen ist, so wird eine Substanz, die mit keinem Ding in der ganzen Welt verbunden ist, auch zu der Welt gar nicht gehören, es sei denn in Gedanken, d. h. es wird kein Teil von derselben sein. Wenn dergleichen Wesen viele sind, die mit keinem Ding in der Welt in Verknüpfung stehen, allein gegen einander eine Relation haben, so entspringt daraus ein ganz besonderes Ganzes, sie machen eine ganz besondere Welt aus. Es ist daher nicht richtig geredet, wenn man in den Hörsälen der Weisheit immer lehrt, es könne im metaphysischen Verstande nicht mehr als eine einzige Welt existieren. Es ist wirklich möglich, daß Gott viele Millionen Welten, auch in recht metaphysischer Bedeutung genommen, erschaffen habe. Daher bleibt es unentschieden, ob solche auch wirklich existieren, oder nicht." Weiterhin führt Kant aus, daß kein Raum, keine Ausdehnung sein würde, wenn die Substanzen nicht Kräfte hätten, außer sich zu wirken, daß ohne Kräfte keine Verbindung, ohne diese keine Ordnung, ohne diese kein Raum sei; daß ferner die dreifache Abmessung des Raumes daher kommt, weil die Kräfte der irdischen Substanzen mit dem Quadrat der Entfernung abnehmen. Aus einem anderen Gesetz der Wirkung würde auch eine andere Dimension des Raumes folgen, also eine Welt für sich.[1]) Da nun aber auch unsere Seele zu jenen Substanzen

[1]) Kant (Rosenkranz), V, 24—26.

gehört, die ihre Eindrücke nach dem Gesetz vom Quadrat der Entfernung empfängt, so folgt daraus, daß wir unfähig sind, einen Raum von mehr als drei Dimensionen uns vorzustellen. Nach Kant ist es nicht wahrscheinlich, daß es nur die dreidimensionale Welt giebt; es könnte deren so viele geben, als Raumesarten möglich sind, deren Bewohner sich durch die Erkenntnisart unterscheiden, wie die Bewohner unserer Welt durch den Erkenntnisgrad. Endlich hat Kant schon am Schlusse der „Naturgeschichte des Himmels" die Möglichkeit einer überhaupt unräumlichen Welt angedeutet. Diese Geisterwelt wäre einer den Bedingungen einer Raumwelt unterworfenen Erkenntnis verschlossen. Nur in einem einzigen Falle könnte eine Einsicht in diese Geisterwelt stattfinden, dann nämlich, wenn die Seele außer der Erkenntnisart, die räumlichen Wesen zukommt, noch diejenige Erkenntnisart besäße, die unräumlichen Intelligenzen zukommt, d. h. also wenn die Seele selber zu den Bewohnern jener Geisterwelt zählen würde. In diesem Falle wäre die Unsterblichkeit im Sinne einer Erhöhung der Menschennatur zu nehmen, nicht etwa nur als Versetzung von Planet zu Planet innerhalb unserer Welt.

Die Frage nach dem Wo? dieser nichtphysischen Welt existiert für Kant nicht, weil es eben zu ihrer Natur gehört, eines Raumes nicht zu bedürfen. Die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit kommt nur dem Physischen zu; also könnte die geistige Welt sehr wohl innerhalb desselben Raumes sein, wie die physische Welt. Es gehört das zum Begriffe des Nichtphysischen. Dasselbe gilt aber auch von den Bewohnern dieser geistigen Welt, die also in einen materiellen Organismus eingeschlossen sein könnten.

Wie wir als Menschen die physischen Sinne haben, so hätten die Bewohner der geistigen Welt die dieser entsprechenden nichtphysischen Sinne, die an keine Materie und keinen Raum gebunden wären. Die physischen Sinne können keine Erkenntnis von der nichtphysischen Welt haben, und nur der bloße Begriff eines nichtphysischen Erkennens ist uns erlaubt. Für die Thatsächlichkeit eines solchen wäre aber jener außerordentliche Erfahrungsweg nötig, welchen die Geisterseher zu besitzen vorgeben. Kant leugnet nicht die Möglichkeit einer solchen nichtphysischen Erkenntnisart, gleichsam eines zweiten Gesichts unserer Seele. Er schreibt an Fräulein von Knobloch: „Soviel ist gewiß, daß ungeachtet aller Geschichten von Erscheinungen und Handlungen des Geisterreiches, davon mir eine große Menge der wahrscheinlichsten bekannt ist, ich doch jederzeit der Regel der gesunden Vernunft am gemäßesten zu sein erachtet habe, sich auf die verneinende Seite zu lenken; nicht als ob ich vermeinet, die Unmöglichkeit davon eingesehen zu haben (denn wie wenig ist uns doch von der Natur eines Geistes bekannt?) sondern weil sie insgesamt nicht genugsam bewiesen sind."

Auch in den „Träumen eines Geistersehers" liegt für Kant der Begriff des Pneumatischen im Gegensatz zum Physischen darin, daß eine pneumatische Substanz, ohne eine physische zu verdrängen, doch im gleichen Raum sein könnte. Wenn also eine pneumatische Welt wäre, so würde sie nicht eigentlich ein räumliches Jenseits sein, es bestände also keine

Raumesnot für sie, so wenig als für uns eine Wohnungsnot bestände, wenn wir Menschen zugleich pneumatische Substanzen wären.

Pneumatische Substanzen nennt Kant immateriell, und, wenn sie Vernunft haben, Geister. Es ist ihm nun gar nicht undenkbar, daß solche Geister in körperliche Wesen eingehen könnten, da sie ja zwar im Raum wirken, aber an sich unräumlich sind. Als ein solches Wesen, physisch und zugleich nichtphysisch, betrachtet Kant nicht nur den Menschen, sondern alle lebenden Wesen. Diese Vorstellung, daß der Mensch zugleich physisch und pneumatisch sei, nennt Kant „reizend", und er sagt, daß er sie „nicht aufgeben kann, noch will" aus ästhetischen und moralischen Gründen. Solche Wesen führen also gleichsam ein doppeltes Dasein, so aber, daß die beiden Daseinsweisen sich gegenseitig fremd bleiben. Wenigstens muß dem physischen Menschen seine pneumatische Daseinsweise fremd bleiben; es könnte die Gabe sich innerhalb des irdischen Daseins zugleich seiner pneumatischen Natur bewußt zu werden, jedenfalls nur höchst selten sein, nur als außerordentliche Ausnahme eintreten.

Aus diesen Ausführungen Kants erkennt man nun deutlich, daß er seinen Seelenbeweis und die Spiritualität der Seele nicht auf die normale sinnliche Erkenntnisweise gründet, daß ich mich also für meine Meinung, nur eine transscendentale Psychologie könne den Seelenbeweis liefern, auf Kant berufen kann.

Ich habe diese Anschauungen Kants, die sich in den angeführten Schriften zerstreut finden, hier nur kurz zusammengezogen[1]), weil die Gegner ohnehin meine Berufung auf den vorkritischen Kant nicht gelten lassen werden. Bevor ich aber den kritischen und den nachkritischen Kant reden lasse, muß ich noch näher auf die „Träume eines Geistersehers" eingehen.

Bisher haben wir gesehen, daß Kant nicht a priori jede Möglichkeit leugnet, daß der Mensch im Leben sich zugeich seiner pneumatischen Natur bewußt wird und dadurch in Verbindung mit dem Geisterreiche kommt — modern gesprochen, daß eine transscendentale Vorstellung, die Empfindungsschwelle überschreitend zur Gehirnvorstellung wird —, und wenn es solche Wesen giebt, so müssen sich ihre geistigen Empfindungen, um ihnen als Mensch bewußt zu werden, in die sinnlichen Formen kleiden, ohne doch deswegen bloße Halluzinationen zu sein. Kant hat sich sogar in der bezüglichen Litteratur umgesehen, so daß ihm „eine große Menge der wahrscheinlichsten Geschichten bekannt ist"; aber die empirischen Beweise scheinen ihm ungenügend.

Soweit war Kant mit seinen selbständigen Gedanken gekommen, als der Seher Swedenborg von sich reden machte, wodurch seine Gedanken abermals auf diese Sache gelenkt wurden. Die dem Swedenborg zugeschriebenen Fähigkeiten entsprachen ganz dem von Kant gefaßten Begriffe eines Wesen, das gleichzeitig zweien Welten angehört. Er schrieb an Swedenborg, und da er keine Antwort erhielt, ersuchte er einen ihm befreundeten Engländer, den er in Königsberg kennen gelernt hatte, den

---

[1]) Vgl. Zimmermann: „Kant und der Spiritismus", Wien 1879.

Seher aufzusuchen, und erhielt denn auch mehrere Briefe über diese Begegnung. Es genügt, aus diesen Berichten einen Fall von Swedenborgs Sehergabe anzuführen. Kant schreibt an Fräulein von Knobloch: „Die folgende Begebenheit aber scheint mir unter allen die größte Beweiskraft zu haben und benimmt wirklich allem erdenklichen Zweifel die Ausflucht. Es war im Jahre 1756, als Herr von Swedenborg gegen Ende des Septembermonats am Sonnabend um 4 Uhr Nachmittags aus England ankommend zu Gothenburg an's Land stieg. Herr William Castel bat ihn zu sich und zugleich eine Gesellschaft von fünfzehn Personen. Des Abends um 6 Uhr war Herr von Swedenborg herausgegangen und kam entfärbt und bestürzt in's Gesellschaftszimmer zurück. Er sagte, es sei eben jetzt ein gefährlicher Brand in Stockholm am Südermalm (Gothenburg liegt von Stockholm über 50 Meilen weit ab) und das Feuer griffe sehr um sich. Er war unruhig und ging oft heraus. Er sagte, daß das Haus eines seiner Freunde, den er nannte, schon in der Asche läge und sein eigenes Haus in Gefahr sei. Um 8 Uhr, nachdem er wieder herausgegangen war, sagte er freudig: Gottlob, der Brand ist gelöschet, die dritte Thüre von meinem Hause! — Diese Nachricht brachte die ganze Stadt und besonders die Gesellschaft in starke Bewegung und man gab noch denselben Abend dem Gouverneur davon Nachricht. Sonntags des Morgens ward Swedenborg zum Gouverneur gerufen. Dieser befrug ihn um die Sache. Swedenborg beschrieb den Brand genau, wie er angefangen, wie er aufgehört hätte und die Zeit seiner Dauer. Desselben Tages lief die Nachricht durch die ganze Stadt, wo es nun, weil der Gouverneur darauf geachtet hatte, eine noch stärkere Bewegung verursachte, da Viele wegen ihrer Freunde oder wegen ihrer Güter in Besorgniß waren. Am Montage Abends kam eine Estafette, die von der Kaufmannschaft in Stockholm während des Brandes abgeschickt war, in Gothenburg an. In den Briefen ward der Brand ganz auf die erzählte Art beschrieben. Dienstags Morgens kam ein königlicher Courier an den Gouverneur mit dem Berichte von dem Brande, vom Verluste, den er verursachet, und den Häusern, die er betroffen, an; nicht im Mindesten von der Nachricht unterschieden, die Swedenborg zur selbigen Zeit gegeben hatte, denn der Brand war um 8 Uhr gelöschet worden."

„Was kann man wider die Glaubwürdigkeit dieser Begebenheit anführen? Der Freund, der mir dieses schreibt, hat alles das nicht allein in Stockholm, sondern vor ungefähr 2 Monaten in Gothenburg selbst untersucht, wo er die ansehnlichsten Häuser sehr wohl kennt und wo er sich von einer ganzen Stadt, in der seit der kurzen Zeit von 1756 doch die meisten Augenzeugen noch leben, hat vollständig belehren können."[1])

Wie vorteilhaft sticht dieses Verhalten Kants von dem unserer aufgeklärten Professoren ab, die, wenn sie es überhaupt der Mühe wert halten, von mystischen Phänomenen zu reden, sogar vor moralischen Angriffen nicht zurückscheuen, um solche Berichte los zu werden. Vor mir liegt die Schrift eines solchen, worin wörtlich zu lesen ist: „Wer Menschen kennt, der weiß, daß Swedenborg den fern von ihm in Stockholm erkannten Brand entweder selbst hat anstiften lassen, um sich in den Ruf eines überirdisch begabten Menschen zu setzen, oder daß er die Erkenntnis zufällig getroffen hat."[2]) Da nun aber aus dem Berichte Kants erhellt, daß von einem Zufall gar nicht die Rede sein kann, indem ja das Ferngesicht Swedenborgs in allen angegebenen Details mit der Wirklichkeit übereinstimmte,

---

[1]) Kant: „Träume eines Geistersehers" (Ausg. v. Kehrbach), 73—74.

[2]) Hoppe: „Einige Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewußten", 14.

so muß Professor Hoppe logischer Weise annehmen, Swedenborg habe den Brand anstiften lassen. Man kann darauf nur entgegnen, daß, wenn Kant selbst vor der Alternative gestanden wäre, entweder sich selber für einfältig zu halten, oder Swedenborg — dessen Charakter selbst bei seinen Gegnern im höchsten Ansehen stand — ohne jeden Beweis für einen Lumpen zu erklären, er bei seiner strengen Gerechtigkeitsliebe freudig zur ersteren Hypothese, als der einfacheren, gegriffen hätte.

Kant wendete also dem Falle Swedenborg seine Aufmerksamkeit zu, weil er die gesuchte empirische Bestätigung seiner Ansichten über die Natur des Menschen zu finden hoffte, die wir bereits kennen gelernt haben. Denn wenn auch damals bereits in seinem Geiste die „Kritik der reinen Vernunft" reifte, die den Verzicht der Philosophie auf metaphysische Einsichten ausspricht, so bezieht sich ein solcher Verzicht doch nur auf die metaphysischen Gewißheiten. Dagegen blieb es Kant selbst nach seinem Hauptwerke noch ganz unbenommen, im Gebiete metaphysischer Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten sich zu ergehen; schon aus psychologischen Gründen, ja aus dem Begriffe des Philosophen, der ohne tiefen Drang nach metaphysischen Einsichten nicht gedacht werden kann, folgt, daß Kant mindestens für seinen Privatgebrauch sich eine Metaphysik zurecht gelegt hatte. Einiges davon haben wir bereits kennen gelernt; er bestätigt es aber noch ausdrücklich in den „Träumen eines Geistersehers", und noch deutlicher in seinen "Vorlesungen".

Leider sind nun aber die Gedanken unserer Philosophen dem Publikum sehr wenig im Original bekannt, sondern meistens nur durch Darstellungen aus zweiter Hand. Wer nämlich im Gebiete der Philosophie an Mangel eigener Ideen leidet, beschäftigt sich meistens damit, die Ideen seiner Vorgänger zu analysieren und darzustellen. Jeder neuernannte Privatdozent glaubt zunächst, mit einer Geschichte der Philosophie oder wenigstens einer Periode derselben die Leser beglücken zu sollen, und leider werden solche Bücher auch mehr gelesen, als die Philosophen selbst, weil, wie schon Börne sagt, die Deutschen lieber ein Buch über ein Buch lesen, als das Buch selber. Wer sich nun aber überzeugen will, welche Verzerrungen die Originalgedanken unserer Philosophen oft erleiden, indem sie durch ein fremdes Gehirn hindurchgehen, der kann nichts Besseres thun, als Kants „Träume eines Geistersehers", dann aber das zu lesen, was die Darstellungen aus zweiter Hand daraus machen. Man erkennt die Gedanken Kants kaum mehr; sie nehmen sich in diesen Reproduktionen aus, wie ein Raphaelisches Bild, durch ein Vexierglas gesehen. Der Leser erfährt dort, daß Kant in den „Träumen" einen Schlag gegen den Geisterglauben geführt, von dem sich dieser nicht mehr erholen wird, und Professor Rosenkranz sagt: „Wenn man Kants so wohl geschriebene und wohl begründete Abhandlung liest, so möchte man angesichts der Aufregung, die in unserer Zeit ähnliche Zerrbilder der absoluten Wahrheit gemacht haben, den einfachen und wohlfeilen Wiederabdruck so klassischer Schriften als Gegenmittel wünschen, ... denn solche Dinge sollten endlich auch einmal für allemal geschrieben sein können."[1])

---

[1]) Kant (Rosenkranz), XII, 147.

Man findet eben in jedem Buche nur sich selber; man bewahrt davon nur, was man begreift und mehr oder minder dunkel bereits wußte. Das andere fällt durch das Gedächtnissieb. Da nun die Wissenschaft unseres Jahrhunderts dem Geisterglauben so abhold ist, so accentuiert man auch an Kants „Träumen" nur das, was diese Abneigung bestätigt, und übersieht die andere Hälfte. Der Wunsch des Professor Rosenkranz ist nun erfüllt; in Reclams Universalbibliothek sind die „Träume" aufgenommen und um 20 Pfennig zu beziehen. Soll nun aber, was Kant dort sagt, einmal für allemal geschrieben sein, so muß das von der ganzen Abhandlung gelten, nicht bloß von jenen Sätzen, die in die Vorurteile unseres Jahrhunderts passen. Der Leser kann sich nun aber leicht überzeugen, daß Kant in den „Träumen ꝛc." nicht bloß als Zermalmer auftritt, nicht bloß Negationen aufstellt, sondern auch sehr klare und bestimmte Positionen, nämlich solche metaphysische Vorstellungen, die zwar nur den Wert von Intuitionen, also keine absolute Beweiskraft haben, aber deren sich Kant eben doch nicht entschlagen konnte.

Zwar führt Kant selber die Worte des Aristoteles an: „Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; träumen wir aber, so hat jeder seine eigene" — und fügt bei: „Mich dünkt, man sollte wohl den letzteren Satz umkehren und sagen können: wenn von verschiedenen Menschen ein jeglicher seine eigene Welt hat, so ist zu vermuten, daß sie träumen." [1]) Da nun die Welt in dem Kopfe eines jeden Metaphysikers anders sich darstellt, so kann man von ihnen sagen, daß sie träumen, und weil nun Kant das von seiner eigenen Metaphysik ebenfalls zugeben muß, welche mit der Theorie Swedenborgs übereinstimmt, so gab Kant, von beiden sprechend, seiner Schrift den Titel: „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik." Kant spricht also seinen eigenen metaphysischen Vorstellungen keinen größeren Wert zu, als den metaphysischen Vorstellungen eines Geistersehers wie Swedenborg, die eben auch schwer beweisbar sind. Kant leugnet aber nicht — und darauf kommt es hier an — daß er sich solchen Träumen hingegeben, und er gesteht, daß seine Metaphysik eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit der Theorie Swedenborgs hat.

Swedenborg behauptete, Umgang mit Geistern zu haben, und Kant, lange bevor er von Swedenborg gehört, hatte sich mit der Frage beschäftigt, unter welcher Bedingung es überhaupt möglich sei, daß ein Mensch Einsichten in die intelligible Welt haben könne. Er kommt zu dem Resultat, daß es nur unter einer einzigen Bedingung möglich ist, wenn nämlich der Mensch gleichzeitig ein körperliches Wesen und Mitglied des Geisterreiches wäre. Dies war nun aber Kants Meinung nicht bloß in Bezug auf den Menschen, sondern alle lebenden Geschöpfe. Daher sagt er: „Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten, und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen. . . . Da nun diese immateriellen Wesen selbstthätige Prinzipien sind, mithin Substanzen und für sich bestehende Naturen, so ist diejenige Folge, auf die man zunächst gerät, diese: daß sie unter einander unmittelbar vereinigt vielleicht ein großes

[1]) Kant: „Träume ꝛc." (Kehrbach), 31.

Ganze ausmachen mögen, welches man die immaterielle Welt (mundus intelligiblis) nennen kann. . . . Diese immaterielle Welt kann also als ein für sich bestehendes Ganze angesehen werden, deren Teile unter einander in wechselseitiger Verknüpfung und Gemeinschaft stehen, auch ohne Vermittlung körperlicher Dinge, so daß dieses letztere Verhältnis zufällig ist, und nur einigen zukommen darf, ja, wo sie auch angetroffen werden, nicht hindert, daß nicht eben die immateriellen Wesen, welche durch die Vermittelung der Materie in einander wirken, außer diesem noch in einer besonderen und durchgängigen Verbindung stehen, und jederzeit unter einander als immaterielle Wesen wechselseitig Einfluß ausüben, so daß das Verhältnis derselben vermittelst der Materie nur zufällig und auf einer besonderen göttlichen Anstalt beruht, jene hingegen natürlich und unauflöslich ist." [1])

Kant vermutet also, daß eine intelligible Welt der Geister besteht, daß die menschliche Seele derselben angehört, daß die gleichzeitige irdische Existenz der lebenden Geschöpfe nur zufällig, die intelligible Existenz die Regel ist, endlich daß die Seele des irdischen Menschen vermöge seiner gleichzeitigen intelligiblen Natur Einflüsse aus der Geisterwelt empfangen kann.

Wäre der Mensch nur irdisch, so wäre an einen solchen Einfluß wegen der totalen Verschiedenartigkeit der beiden Welten, ihrer Bewohner und deren Erkenntnisweise nicht zu denken. Ist aber der Mensch gleichzeitig intelligibel, so eröffnet sich wenigstens die Möglichkeit eines intelligiblen Einflusses auf seine intelligible Seele, so daß es sich nur mehr um die weitere Frage handelt, ob dann solche Einflüsse auch auf den materiellen Menschen übergehen, zu Gehirnvorstellungen werden können, was, in moderner Sprache ausgedrückt, vermöge der Verlegung unserer Empfindungsschwelle möglich wäre. Diese physiologische Vorbedingung ist eben so notwendig, als die von Kant angeführte metaphysische Vorbedingung; denn da die letzere, die Gleichzeitigkeit des intelligiblen Subjekts mit der irdischen Person, eine konstante ist, so müßten wir — falls sie allein genügen sollte — beständig hellsehend sein. Das sind wir aber nicht immer; also muß zu der konstanten metaphysischen Vorbedingung noch eine temporäre physiologische hinzukommen, es tritt das Hellsehen nur in Zuständen ein, die mit der Verlegung der Empfindungsschwelle verbunden sind. **Kant** ist nicht abgeneigt, zu glauben, daß die Schlafzustände dazu Gelegenheit bieten: „Gewisse Philosophen glauben, sich ohne den mindesten besorglichen Einspruch auf den Zustand des festen Schlafes berufen zu können, wenn sie die Wirklichkeit dunkler Vorstellungen beweisen wollen, da sich doch nichts weiter hiervon mit Sicherheit sagen läßt, als daß wir uns im Wachen keiner von denjenigen erinnern, die wir im festen Schlafe etwa mochten gehabt haben, und daraus nur so viel folgt, daß sie beim Erwachen nicht klar vorgestellt worden, nicht aber, daß sie auch damals, als wir schliefen, dunkel waren. Ich vermute vielmehr, daß dieselben klarer und ausgebreiteter sein mögen, als selbst die klaresten im Wachen; weil dieses bei der völligen Ruhe äußerer Sinne von einem so thätigen Wesen, als die Seele ist, zu erwarten ist, wiewohl, da der Körper des Menschen zu der Zeit nicht mitempfunden ist, beim Erwachen die begleitende Idee derselben ermangelt, welche den vorigen Zustand der Gedanken, als zu eben derselben Person gehörig zum Bewußtsein verhelfen

[1]) **Kant**: „Träume", 14, 17.

könnte. Die Handlungen einiger Schlafwanderer, welche bisweilen in solchem Zustande mehr Verstand als sonsten zeigen, ob sie sich gleich nichts davon beim Erwachen erinnern, bestätigen die Möglichkeit dessen, was ich vom festen Schlafe vermute. Die Träume dagegen, das ist, die Vorstellungen des Schlafenden, deren er sich beim Erwachen erinnert, gehören nicht hierher. Denn alsdann schläft der Mensch nicht völlig; er empfindet in einem gewissen Grade klar und webt seine Geisteshandlungen in die Eindrücke der äußeren Sinne. Daher er sich ihrer zum Teil nachher erinnert, aber auch an ihnen lauter wilde und abgeschmackte Chimären antrifft, wie sie es denn notwendig sein müssen, da in ihnen Ideen der Phantasie und die der äußeren Empfindung untereinander geworfen werden." [1])

Diese Vermutung Kants, daß gerade die wertvollen, nicht körperlich bedingten Träume des festen Schlafes erinnerungslos sind und daß wir darin klarere und ausgebreitetere Vorstellungen haben, als selbst im Wachen, ist durch den Somnambulismus glänzend bestätigt worden. Kant deutet aber in obigen Worten auch die Folgerung an, die ich in der „Philosophie der Mystik" gezogen habe, daß solche Vorstellungen dem transscendentalen Subjekt angehören.

Solche Vorstellungen werden freilich durch den Übergang ins Gehirn, der auch die nachträgliche Erinnerung möglich macht, einigermaßen entwertet, weil sie alsdann in die sinnlichen Erkenntnisformen sich kleiden. „Diese Ungleichartigkeit der geistigen Vorstellungen und derer, die zum leiblichen Leben des Menschen gehören, darf indessen nicht als ein so großes Hindernis angesehen werden, daß sie alle Möglichkeit aufhebe, sich bisweilen der Einflüsse von seiten der Geisterwelt sogar in diesem Leben bewußt zu werden. Denn sie können in das persönliche Bewußtsein des Menschen zwar nicht unmittelbar, aber doch so übergehen, daß sie nach dem Gesetz der vergesellschaftenden Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt sind, und analogische Vorstellungen unserer Sinne erwecken, die wohl nicht der geistige Begriff selber, aber doch deren Symbole sind. Denn es ist doch immer eben dieselbe Substanz, die zu dieser Welt so wohl als zu der andern wie ein Glied gehört, und beiderlei Art von Vorstellungen gehören zu demselben Subjekte, und sind mit einander verknüpft." [2]) Da nun aber geistige Empfindungen, die unser transscendentales Subjekt liefert, und durch Vermittelung derselben andere Geister uns liefern mögen, beim Übergang ins Bewußtsein „in Schattenbilder der sinnlichen Dinge umgeschaffen werden", und „genau in das Hirngespinnst der Einbildung verwebt werden", so ist es unmöglich, das wahre davon von den Blendwerken der Phantasie zu unterscheiden. Da ferner der Zustand des Sehers eine „ungewöhnlich große Reizbarkeit" und „ein verändertes Gleichgewicht in den Nerven" voraussetzt, so kann dieser Zustand auch „eine wirkliche Krankheit" anzeigen; endlich würde es auch nicht befremdlich sein, wenn ein solcher Seher, weil er in dem Gemenge seiner Vorstellungen Wahres und Falsches nicht zu unterscheiden vermag, zugleich ein Phantast wäre, und bei dieser Hereinziehung fremder Vorstellungen in die äußere Empfindung „wilde Chimären und wunderliche Fratzen ausgeheckt werden." [3])

Davon überzeugte sich nun Kant selber, als er Swedenborgs Schriften las. Swedenborgs Geisterglaube ist ein ganz naiver. Er hat keine Ahnung davon, daß die Verwandlung geistiger Vorstellungen in leibliche, d. h. transscendentaler Vorstellungen in Gehirnvorstellungen,

---

[1]) Kant: „Träume", 27. — [2]) Ebd.: 27—28. — [3]) Ebd. 28—30.

ihnen nur mehr einen allegorischen und symbolischen Wert läßt. Swedenborg hält alle seine Visionen für sensu proprio wahr; darum war Kant vollkommen enttäuscht — wie es ja noch dem heutigen Leser gehen wird — und fand darin nur Chimären und Pantasien.

Nach den dargelegten Prinzipien Kants ist gleichwohl zu unterscheiden zwischen dem Inhalt der Visionen — der ganz wertlos sein kann — und der psychologischen Grundbedingung für die Möglichkeit, Geistereinflüsse zu empfangen, die nach Swedenborg darin besteht, daß wir gleichzeitig zweien Welten angehören. Diese Theorie Swedenborgs verwirft Kant nicht nur nicht, sondern betont, daß sie seinen eigenen metaphysischen Vorstellungen gleicht; darum verwahrt er sich sogar ganz ernstlich gegen die Vermutung eines Plagiats.[1])

Es ist darüber gestritten worden, ob Kants Brief an Fräulein von Knobloch früher, oder später, geschrieben ist, als die „Träume", worin er weniger günstig von Swedenborg spricht, als in dem Briefe. Auf diesen Streit brauche ich mich überhaupt nicht einzulassen, er ist für mich von ganz untergeordnetem Interesse, weil ich auch Kants „Vorlesungen" heranziehen werde, die viel späteren Ursprungs sind als die „Träume" sowohl wie jener Brief. Zudem habe ich nicht Swedenborgs Visionen zu verteidigen, sondern lediglich deren metaphysische Voraussetzung, die von Kant anerkannt ist, wie die nachfolgenden Parallelstellen beweisen mögen.

Kant.	Swedenborg.
„Die menschliche Seele würde daher schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zweien Welten zugleich müssen angesehen werden, von welchen sie, so fern sie zu persönlicher Einheit mit einem Körper verbunden ist, die materielle allein klar empfindet, dagegen als ein Glied der Geisterwelt die reinen Einflüsse immaterieller Naturen empfängt und erteilt, so daß, sobald jene Verbindung aufgehört hat, die Gemeinschaft, darin sie jederzeit mit geistigen Naturen steht, allein übrig bleibt, und sich ihrem Bewußtsein zum klaren Anschauen eröffnen müßte.[2])	„Der Mensch ist also erschaffen worden, daß er zugleich in der geistlichen Welt und in der natürlichen Welt sein könne. Die geistliche Welt ist, wo die Engel sind, und die natürliche Welt ist, wo die Menschen sind. Und weil der Mensch also erschaffen worden ist, so ist ihm daher ein Inwendiges und ein Auswendiges gegeben worden; das Inwendige, wodurch er in der geistlichen Welt, und das Auswendige, wodurch er in der natürlichen Welt sein kann. Sein Inwendiges ist, was der innere Mensch ist, und das Auswendige ist, was sein äußerer Mensch genannt wird.[3])
Es ist demnach so gut als demonstriert, oder es könnte leichtlich bewiesen werden, wenn man weitläufig sein wollte, oder noch besser, es wird künftig, ich weiß nicht wo oder wenn, noch bewiesen werden: daß die menschliche Seele auch in diesem	Und doch ist der Mensch so erschaffen, daß er nach seinem Inneren nicht sterben kann.[4]) Und dieses darf ich noch hinzufügen, daß ein jeder Mensch, so lange er im

[1]) Kant: „Träume", 51. — [2]) Ebd. 20.
[3]) Swedenborg: „Vom neuen Jerusalem", § 25.
[4]) Swedenborg: „Warum der Herr auf der Erde geboren?"

Kant.

Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, so lange alles wohl steht.[1])

Es ist demnach zwar einerlei Subjekt, was der sichtbaren und unsichtbaren Welt zugleich als ein Glied angehört aber nicht eben dieselbe Person, weil die Vorstellungen der einen, ihrer verschiedenen Beschaffenheit wegen, keine begleitenden Ideen von denen der anderen Welt sind, und daher, was ich als Geist denke, von mir als Mensch nicht erinnert wird, und umgekehrt. .... Übrigens mögen die Vorstellungen von der Geisterwelt so klar und anschauend sein, wie man will, so ist dieses doch nicht hinlänglich, um mich deren als Mensch bewußt zu werden; wie denn sogar die Vorstellung seiner selbst (d. i. der Seele) als eines Geistes wohl durch Schlüsse erworben wird, bei keinem Menschen aber ein anschauender und Erfahrungsbegriff ist.[3])

Andererseits ist es auch wahrscheinlich, daß die geistigen Naturen .... in die Seelen der Menschen als Wesen von einerlei Natur einfließen können, und auch wirklich jederzeit mit ihr in wechselseitiger Gemeinschaft stehen, doch so, daß in der Mitteilung .... die Begriffe der Seele, als anschauende Vorstellungen von immateriellen Dingen, nicht in das klare Bewußtsein des Menschen übergehen können, wenigstens nicht in ihrer eigentlichen Beschaffenheit, weil die Materialien zu beiderlei Ideen von verschiedener Art sind.[7])

Das Leben bei dem Menschen ist zwei-

Swedenborg.

Leibe lebet, auch in Ansehung seines Geistes mit den Geistern in Gemeinschaft ist, ob er es gleich nicht weiß.[2])

Denn der Mensch ist in seinem Wesen ein Geist, und steht zugleich nach seinem Inwendigen in einer Gemeinschaft mit den Geistern; daher kann derjenige, dem Gott das Innere aufgeschlossen, mit ihnen, wie ein Mensch mit dem andern reden, und dieses ist mir täglich seit vielen Jahren erlaubt worden.[4])

Hieraus erhellt, daß der Mensch dazu erschaffen sei, damit er, indem er auf Erden unter den Menschen lebt, zugleich im Himmel unter den Engeln leben sollte; weil aber der Mensch so leiblich geworden ist, hat er sich den Himmel zugeschlossen.[5])

Daß der Mensch nicht weiß, daß er seinem Gemüte nach inmitten der Geister ist, kommt daher, daß jene Geister, mit welchen er in der geistigen Welt in Gemeinschaft steht, geistig denken und reden, der Geist des Menschen aber, so lange er im materiellen Körper ist, natürlich, und das geistige Denken und Reden von dem natürlichen Menschen nicht verstanden noch wahrgenommen werden kann.[6])

Da doch die Seele nichts anderes ist, als das Leben des Menschen, der Geist aber ist der Mensch selber, und der irdische Leib, den er in der Welt herumträgt, ist nur ein dienstbares Werkzeug, wodurch der Geist, welcher der Mensch selber ist, in der natürlichen Welt seine gehörige Wirkung thut.[8])

Der Mensch, an und für sich betrachtet ist ein Geist, und das Leibliche, welches ihm nur wegen der Verrichtungen in der natürlichen Welt zugegeben worden ist, ist nur das Werkzeugliche des Geistes.[9])

---

1) „Träume", 21.
2) Swedenborg: „Von der Geisterwelt", § 438. — 3) „Träume", 26.
4) Swedenborg: „Von den Erden im Weltall".
5) Swedenborg: „Himmlische Geheimnisse", § 188.
6) „Swedenborgs Leben und Lehre" (1880), 254. — 7) „Träume", 21.
8) Swedenborg: „Von der Hölle", § 602.
9) Swedenborg: „Von der geistigen Welt", § 435.

Kant.	Swedenborg.
fach: das tierische und das geistige Leben. Das tierische ist das Leben des Menschen, als Mensch; und hierzu ist der Körper nötig, daß der Mensch lebe. Das andere Leben ist das geistige Leben, wo die Seele, unabhängig vom Körper, dieselben Aktus des Lebens auszuüben kontinuiren muß. Zu dem tierischen Leben ist der Körper nötig; da ist die Seele mit dem Körper in Verbindung; sie wirkt in den Körper und belebt denselben. Wenn nun die Maschine des Körpers zerstört ist, daß die Seele in sie nicht mehr wirken kann, so hört zwar das tierische Leben auf, aber nicht das geistige."[1])	Der Mensch, in sich selbst betrachtet, ist ein Geist und auch in der gleichen Gestalt; denn alles, was im Menschen lebt und empfindet, kommt seinem Geiste zu, und in dem Menschen, von seinem Haupt an, bis zu seinen Fußsohlen, ist nicht das Mindeste, das nicht Leben und Gefühl habe; daher kommt es nun, daß wenn der Leib von seinem Geiste getrennt wird, welches man Sterben nennt, der Mensch dennoch ein Mensch bleibt und lebt."[2])

Es geschieht demnach in vollständiger Übereinstimmung mit Kant und Swedenborg, daß ich in meinen mystischen Schriften die Gleichzeitigkeit eines transscendentalen Subjekts mit dem irdischen Menschen ausgesprochen habe, indem ich zunächst aus der Thatsache der dramatischen Spaltung des Ich im Traume die psychologische Möglichkeit, sodann aber aus den Fähigkeiten der Hypnotisierten, Somnambulen und Medien die metaphysische Wirklichkeit dieser Gleichzeitigkeit bewies. Bei Kant, weil er diese Thatsachen nicht kannte, ist seine Erkenntnis rein intuitiv und um so bewundernswerter; Swedenborg dagegen leitete diese Gleichzeitigkeit als logische Folgerung aus seinem eigenen inneren Leben ab.

Dadurch wird nun die Seelenlehre in ganz neue Bahnen gelenkt. Ihr Accent wird aus dem Bewußtsein ins Unbewußte verlegt. Aber dieses Unbewußte ist bei Kant nicht an sich unbewußt, sondern nur vom irdischen Menschen ungewußt, und ist ferner individuell. Kant beseitigt also den Materialismus wie den Pantheismus.

Aber auch dafür kann ich mich auf Kant nun nachträglich berufen, daß ich auf dem Wege der transscendentalen Psychologie die Lösung des Menschenrätsels gesucht habe. Kant sagt: „Eben so wenig, als die empirische Physik zur Metaphysik gehört, eben so wenig — er unterstreicht die Worte — gehöret auch die empirische Psychologie zur Metaphysik. Denn die Erfahrungslehre des inneren Sinnes ist die Erkenntnis der Erscheinungen des inneren Sinnes, so wie die Körper Erscheinungen des äußeren Sinnes sind.[3]) Metaphysisch verwertbar ist also nur die transscendentale Psychologie. Darum verbindet auch Kant seine metaphysischen Spekulationen über den Menschen mit einer Untersuchung über einen Geisterseher. Daraus geht hervor, daß, wenn Kant überhaupt eine Philosophie des Menschen geschrieben hätte, es eine Philosophie der Mystik gewesen wäre. Als aber ich eine

---

[1]) Kant: „Vorlesungen", 235.
[2]) Swedenborg „Von der geistigen Welt", § 432.
[3]) „Vorlesungen", 128.

solche schrieb, wußten meine Gegner genau zu beweisen, daß schon die ganze Grundlage meiner Philosophie eine verfehlte sei!

Aus der Gleichzeitigkeit des transscendentalen Subjekts mit der irdischen Person ergeben sich nun aber deduktiv wiederum Folgerungen von sehr merkwürdiger Art, die ich in meinen mystischen Schriften gezogen habe, und bezüglich welcher ich nun ebenfalls in der Lage bin, mich auf Kant zu berufen.

In seinen „sämtlichen Werken" allerdings steht davon nichts. Kant hat überhaupt die Schwelle der Metaphysik nur selten überschritten. Er hat in seiner „Naturgeschichte des Himmels", in der „wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" und in den „Träumen eines Geistersehers" zwar seine Geneigtheit gezeigt, sich auf metaphysische Spekulationen über den Menschen einzulassen; aber beim Mangel an Erfahrungsthatsachen hat er sich in dieser Richtung nie weit vorgewagt und seine Hauptaufgabe darüber nie vergessen. Er weiß es ja, daß die Metaphysiker, so lange jeder in einer besonderen Welt lebt, jeder ein anderes System aufstellt, nur als Träumer angesehen werden können, und daß diesem anarchischen Zustande der Philosophie nur ein Ende gemacht werden kann durch eine „Kritik der reinen Vernunft."

In einem Punkte jedoch kommt Kant auch in diesem seinem Hauptwerke, sowie in der „Praktischen Vernunft" auf seine mystische Anschauung des Menschen zurück. Schon in den „Träumen" sieht nämlich Kant in den sittlichen Antrieben einen Beweis für die intelligible Natur des Menschen. Die Ethik ist ihm ein Kapitel der Metaphysik, und er verwahrt sich gegen die oberflächliche Erklärung derselben aus einem (etwa darwinistisch entwickelten) sittlichen Gefühl, wodurch die Ethik in bloße empirische Psychologie verwandelt würde. Der sittliche Antrieb, der als „ein fremder Wille in uns wirksam" ist und als „geheime Macht uns nötigt, unsere Absicht zugleich auf anderer Wohl oder nach fremder Willkür zu richten", erscheint ihm als ein Ausfluß aus einer Welt, deren Wesen zu einer „moralischen Einheit" verbunden sind. „Weil das Sittliche der That den inneren Zustand des Geistes betrifft, so kann es auch natürlicherweise nur in der unmittelbaren Gemeinschaft der Geister die der ganzen Moralität adäquate Wirkung nach sich ziehen. Dadurch würde es nun geschehen, daß die Seele des Menschen schon in diesem Leben dem sittlichen Zustand zufolge, ihre Stelle unter den geistigen Substanzen des Universums einnehmen müßte."[1])

Diese Ableitung der Ethik aus der intelligiblen Natur des Menschen finden wir auch in der „Kritik der reinen Vernunft". In der Darstellung der dritten Antinomie „Möglichkeit der Kausalität durch Freiheit in Vereinigung mit dem allgemeinen Gesetz der Naturnotwendigkeit" führt Kant aus, daß wir dem Menschen, der als sinnliches Wesen in Bezug auf alle seine Handlungen dem Gesetze der Naturnotwendigkeit unterworfen ist, neben seinem empirischen Charakter einen intelligiblen zuschreiben müssen, der, weil er nicht zur irdischen Erscheinung gehört, als frei anzusehen ist,

---

[1]) „Träume", 23—25.

aber nur erschlossen werden kann, d. h. eben intelligibel ist. Der empirische Charakter ist die zeitlich auseinander gezogene Erscheinung des intelligiblen Charakters. „So würde denn Freiheit und Natur, jedes in seiner vollständigen Bedeutung, bei eben denselben Handlungen, nachdem man sie mit ihrer intelligiblen oder sensibelen Ursache vergleicht, zugleich und ohne allen Widerstreit angetroffen werden.“[1]) Es ist nicht erlaubt, die menschlichen Handlungen vom Naturgesetze der Kausalität auszunehmen, sie sind demselben so gut unterworfen, als jede andere Erscheinung der sinnlichen Welt; jede Handlung ist das notwendige Produkt von Motiv und Charakter. Aber die empirische Kausalität selbst ist nur die Erscheinung einer nicht empirischen, intelligiblen Kausalität. „Auf diese Weise würde das handelnde Subjekt, als causa phaenomenon, mit der Natur in unzertrennlicher Abhängigkeit aller ihrer Handlungen verkettet sein, und nur das noumenon dieses Subjekts (mit aller Kausalität desselben in der Erscheinung) würde gewisse Bedingungen enthalten, die, wenn man von dem empirischen Gegenstande zu dem transscendentalen aufsteigen will, als bloß intelligibel müßten angesehen werden.“[2]) In Ansehung des intelligiblen Charakters sind wir also für unsere Handlungen verantwortlich; in der naturwissenschaftlichen Erklärung des Menschen dagegen giebt es weder Freiheit, noch Verantwortlichkeit, also keine Moral, die allererst möglich ist, wenn wir ein transscendentales Subjekt annehmen.

Dieselben Anschauungen finden wir in der „Kritik der praktischen Vernunft“. Auch dort erklärt Kant Freiheit und Moral für unzertrennliche Begriffe. Auch dort verwirft er die Erklärung der Ethik aus der empirischen Psychologie, und erklärt die Freiheit für ein „transscendentales Prädikat“, so daß also die Freiheit die „Eröffnung einer intelligiblen Welt“ nach sich ziehe. Dagegen sei die bloß psychologische Freiheit, auf welche Empiriker die Moral zu begründen denken, im Grunde nicht besser „als die Freiheit eines Bratenwenders, der, wenn er einmal aufgezogen worden, von selbst seine Bewegungen verrichtet“. Der Mensch, der sich im sinnlichen Selbstbewußtsein betrachtet, erkennt die Notwendigkeit seiner Handlungen, und an dieser ist so wenig zu zweifeln, daß „wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart so wie sie sich durch innere sowohl als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf diese wirkende äußere Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Mond- oder Sonnenfinsternis, ausrechnen könnte, und dennoch dabei behaupten, daß der Mensch frei sei.“ Dasselbe Wesen, das sich als sinnlich in die Kette der Naturnotwendigkeit eingegliedert weiß, ist sich doch andrerseits als Ding an sich selbst bewußt, weiß sich also als intelligibles Wesen frei. Von diesem intelligiblen Subjekt haben wir keine Anschauung, aber „in Ermangelung dieser Anschauung versichert uns das moralische Gesetz diesen Unterschied der Beziehung unserer Handlungen, als Erscheinungen, auf das Sinnenwesen unseres Subjekts, von derjenigen, dadurch dieses Sinnenwesen selbst auf das intelligible Substrat in uns bezogen wird.[3]) Endlich führt Kant auch in seiner „Meta-

---

[1]) „Kritik der reinen Vernunft“ (Kehrbach), 434. — [2]) Ebd. 435—437.

[3]) „Kritik der praktischen Vernunft“ (Kehrbach), 113. 114. 118. 120.

physik der Sitten" es näher aus, daß der moralische Wille in uns der Wille unseres transscendentalen Subjekts ist.

Allen Versuchen der Neuzeit, die Moral aus der sinnlichen Ordnung der Dinge abzuleiten, die Metaphysik derselben in bloße Psychologie zu verwandeln, würde Kant entgegenstellen, daß die Moral und die intelligible Welt mit einander stehen und fallen, daß also die Naturforscher, welche vermeinen, das Wort Moral im Munde führen zu dürfen, im Grunde unlogisch sind. In der That, wenn wir nur sinnliche Wesen wären, wären wir unlogisch, uns moralisch zu bemühen, und hätten alles Recht, ausschließlich der Stimme des Egoismus zu folgen. Kant sagt: „Wenn nun der Mensch eine andere Welt annimmt, so muß er auch seine Handlungen darnach einrichten, sonst handelt er wie ein Bösewicht. Nimmt er aber die andere Welt nicht an, so würde er wie ein Thor handeln, wenn er seine Handlungen dem Gesetze, das er durch die Vernunft einsieht, konform einrichten wollte; denn alsdann wäre der ärgste Bösewicht der beste und klügste, indem er nur hier sein Glück zu befördern sucht, weil er doch kein künftiges hoffen kann."[1]) Einer Moral, die unser eigenes transscendentales Wohl fördert, kann man nun allerdings den Vorwurf des transscendentalen Egoismus machen — wie Hartmann es mir vorgeworfen hat —; aber Kant nimmt daran nicht den mindesten Anstoß, weil er eben weiß, daß zwar der irdische, aber nicht der transscendentale Egoismus mit dem fremden Wohl in Widerspruch steht. Der Egoismus, der den Nächsten unbeschädigt läßt, ist auch nicht verwerflich. „Wenn ich mich den moralischen Gesetzen konform verhalten, und der Glückseligkeit würdig gemacht habe, so sollte ich auch zum Besitze dieser Glückseligkeit gelangen. Das geschieht aber nicht. Diese Triebfeder fehlt den moralischen Gesetzen; sie führen keine solche Verheißung mit sich. Ohne solche Triebfedern aber sind sie nur Gründe der Dijudikation, aber nicht der Exekution; sie sind objektiv-, aber nicht subjektiv-praktisch. Ich sehe wohl die Bedingung ein, unter der ein freihandelndes Wesen der Glückseligkeit würdig sein kann; aber ich werde nicht gewahr, daß ein Wesen, wenn es sich so verhalten hat, daß es der Glückseligkeit würdig ist, unter dieser Bedingung auch wirklich derselben teilhaftig wird. Kann man aber das nicht hoffen, so haben die Gesetze der Sitten auch keine treibende Kraft, denn kein Geschöpf kann in Ansehung des Punktes der Glückseligkeit gleichgültig sein; dieses ist der Natur jedes Geschöpfes gemäß. Die moralischen Gesetze sind also zwar wohl in Ansehung der Dijudikation richtig, aber in Ansehung der Exekution praktisch leer. Sie haben zwar, dem Verstande nach eine bewegende Kraft des Wohlgefallens und Mißfallens; aber sie haben keine treibende Kraft, wenn sie nicht im Zusammenhang der Glückseligkeit stehen...... Es muß demnach eine Verheißung sein, der Glückseligkeit wirklich teilhaftig zu werden, wenn man sich ihrer würdig gemacht hat."[2]) Das Moralgesetz würde also nach Kant ohne transscendentalen Egoismus schöne Theorie bleiben, aber nie treibende Kraft haben, worauf es doch ankommt. An diesem Egoismus stößt sich aber Kant so wenig, daß er aus ihm sogar das Dasein Gottes ableitet, ja den letzten Zweck der Welt damit zusammenfallen läßt.[3])

So ist denn Kant durch alle seine Entwicklungsperioden hindurch der Annahme eines transscendentalen Subjekts treu geblieben, wiewohl er

---

[1]) „Vorlesungen", 241. — [2]) Ebd. 290—292. — [3]) Ebd. 291. 343.

es nur aus einer einzigen empirischen Thatsache, dem Moralgesetz in uns, nachweisen konnte.

Das transscendentale Subjekt ist nun aber der Grundpfeiler, die logische Voraussetzung aller Mystik. Seine Anerkennung aber führt zu Folgerungen, die ich um so leichter zu ziehen vermochte, als mir noch andere mystische Thatsachen bekannt waren, als die der Ethik. Diese Folgerungen, die sich aus der Gleichzeitigkeit des transscendentalen Subjekts mit der irdischen Person ergeben, war ich genötigt, auf eigene Rechnung zu ziehen, weil ich der verzeihlichen Meinung war, die Gesamtausgaben Kants für vollständig zu halten. Daß ich dafür jenen Dank erntete, den jeder erntet, der gegen die Denkmode verstößt, war vorauszusehen, konnte mich aber nicht irre machen, weil in unseren Tagen eine geradezu bodenlose Unwissenheit in Sachen der Mystik herrscht, und zwar gerade in wissenschaftlichen Kreisen, deren abfälliges Urteil mir daher sehr gleichgültig sein konnte.

Um so mehr aber war ich überrascht, als ich endlich ein Exemplar von Kants „Vorlesungen über Methaphysik" auftrieb, darin dieselben Folgerungen gezogen zu finden, und zwar teilweise mit solcher Übereinstimmung, daß, wenn mir diese Form nicht prätentiös erscheinen würde, ich nun eine ganze Reihe von Parallelstellen anführen könnte, wie ich es oben zwischen Kant und Swedenborg gethan. Wenn ich es der Mühe wert hielte, könnte ich mich jetzt an der Verlegenheit meiner Gegner weiden, die entweder ihre verächtliche Beurteilung meiner Mystik zurücknehmen oder — falls sie sie aufrecht erhalten — den Philosophen Kant in dieselbe einbeziehen müssen.

(Schluß folgt.)



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte zu vertre selbsten.

Das Wahrträumen.

Ein gut beglaubigtes Beispiel, mitgeteilt und besprochen von

Hugo von Gizycki,
Oberstleutnant und Regiments-Kommandeur.

In den letzten Tagen des Juni dieses Jahres saß ich mit mehreren Offizieren meines Regiments im Kasino-Garten des Schießplatzes bei Jüterbogk und sprach in kameradschaftlicher Weise über das Schießen, welches an demselben Tage stattgefunden hatte. Die Beobachtung am Ziele war eine mangelhafte gewesen, weil der Sicherheitsstand, von welchem aus die Beobachtung stattzufinden hatte, nicht zweckmäßig lag. Mit Rücksicht hierauf that ich die Äußerung, daß wir mit der Anlage der Sicherheitsstände zu ängstlich seien, mir sei in meiner langjährigen Praxis kein Fall vorgekommen, daß Leute in den Sicherheitsständen erschossen worden wären. — Erläuternd muß ich hier einfügen, daß solche Sicherheitsstände einige hundert Meter seitwärts der Ziele liegen, durch Eisenblech, Ganzhölzer, Faschinen und Erde eingedeckt sind und dadurch gegen Sprengstücke und Schrapnellkugeln Sicherheit gewähren. Von ganzen Geschossen, namentlich schweren Kalibers, können sie allerdings durchschlagen werden, doch würde dies nur dann eintreten, wenn das Geschütz durch ein Versehen nach dem Sicherheitsstand statt nach dem Ziel gerichtet worden wäre und wenn das so abgefeuerte Geschoß gerade den empfindlichsten Teil des Sicherheitsstandes getroffen hätte. Ein derartiger Fall war mir nicht bekannt. — Auf diese meine letzte Äußerung erwiderte mir ein zur Dienstleistung in mein Regiment kommandierter württembergischer Hauptmann, Namens Geßler, daß er doch einen Fall kenne, in welchem ein Offizier in einem Sicherheitsstande erschossen worden sei, diesen Fall habe er selbst erlebt, und derselbe sei dadurch noch besonders interessant, daß der betreffende Offizier in der Nacht vorher wiederholt geträumt habe, er würde am Morgen darauf im Sicherheitsstande erschossen werden.

Infolge dieser Erwiderung nahm das Gespräch eine ganz andere Richtung. Zunächst fühlte ich mich gedrungen, meinen Standpunkt dergleichen mystischen Vorgängen gegenüber ganz allgemein zu kennzeichnen und betonte, daß mir gut beglaubigte Wahrträume in solcher Zahl bekannt seien, daß ich außer stande sei, sie alle auf den Zufall zurück zu führen; daß sie mir, da sie den offiziellen wissenschaftlichen Theorien zuwiderliefen, eben den Beweis lieferten, daß unsere Theorien einer Korrektur bedürften, denn wie alles im Universum, vollzögen auch derartige Vorkommnisse sich gesetzmäßig. Die offizielle Wissenschaft wiese alle derartigen mystischen Hergänge von der Hand, weil sie mit denselben nichts anzu-

fangen wisse, weil dieselben namentlich gegen die in Mode stehende materialistische Weltanschauung stritten. Doch man solle sich nicht durch Leute wie Büchner irritieren lassen, welche in Ermangelung jeglicher Erklärung solcher Vorgänge jeden für einen Narren ausgeben, welcher an dergleichen Sachen glaube oder sich gar mit denselben beschäftige. Man könne getrost einen derartigen Vorwurf des Herrn Büchner hinnehmen, denn die auserlesensten Geister aller Zeiten, selbst der gegenwärtigen Zeit, hätten an der Thatsächlichkeit mystischer Vorgänge niemals gezweifelt, nur das halbgebildete Publikum sei es, welches vom Dünkel der Borniertheit erfüllt, dergleichen Sachen belächele. Wenn einerseits allerdings Mangel an jeglicher Bildung der geeignetste Boden für die Aufnahme alles Wunderbaren sei, so führe andererseits gerade ein tiefgehendes naturwissenschaftliches und philosophisches Studium zu der Überzeugung, daß diese ganze phänomenale Welt für uns noch ein ungelöstes Rätsel ist, und diese Einsicht wiederum schütze davor, a priori zu verwerfen, was einer Erklärung bisher getrotzt hat. — Wir sind hineingetaucht in Raum und Zeit, ohne zu wissen, welche Bewandtnis es mit beiden hat. Wir wissen nicht, was sie eigentlich sind, denn wir geraten in unlösliche Widersprüche, sobald wir über sie tiefer nachzudenken beginnen. Kant hat Raum und Zeit nur für Anschauungsformen unseres Intellekts angesehen, da sie a priori, d. h. vor jeglicher Erfahrung in uns liegen. Aber selbst der Riesengeist Kants ist mit ihnen doch nicht fertig geworden, hat sich in Widersprüche verwickelt. Denn wenn Kant sagt, daß das Ding an sich uns gänzlich unbekannt sei, wie konnte er denn behaupten, daß Raum und Zeit ihm nicht angehören? Wenn ich über das Ding an sich nichts weiß, dann weiß ich auch nicht, ob Raum und Zeit ihm angehören. Aber unser Erkenntnisvermögen steht doch nicht außerhalb der Welt; seine Wurzeln ruhen doch im Ding an sich. Mit mindestens ebensoviel Recht hätte Kant daraus, daß Raum und Zeit vor jeglicher Erfahrung in uns liegen, folgern können, daß sie transscendentale Realität besitzen. So viel steht wohl fest, daß wenn letzteres der Fall ist, Raum und Zeit in unseren Köpfen sich mit Raum und Zeit an sich nicht decken. Aber dies ist begreiflich, wenn wir vom Standpunkt Darwins aus unseren Intellekt als ein Entwicklungsprodukt betrachten, welches einer noch weiteren Entwickelung schon deshalb fähig sein kann, weil sich Mängel und Fehler im Intellekt nachweisen lassen. Wo und wann der biologische Prozeß zur vollständigen Durchführung gelangt sein sollte, dort und dann werden sich wahrscheinlich Vorstellungs- und Daseinsformen auch decken. Das Ignorabimus Du Bois-Reymonds ist nur stichhaltig, solange wir unser Erkenntnisvermögen als etwas Stabiles, Unveränderliches auffassen; was sich mit einem verfeinerten Intellekt begreifen lassen wird, was nicht, darüber läßt sich garnichts aussagen.

Doch nun zu dem vom Hauptmann Geßler erwähnten Spezialfall zurück! —

Ich bat den Hauptmann, mir den Hergang genau zu erzählen und mich zu ermächtigen, demnächst diese Erzählung unter Nennung seines

Namens der „Sphinx“ zur Veröffentlichung einzusenden. Die ernste, feierliche Weise, in welcher Hauptmann Geßler darauf einging, indem er betonte, daß er für die Wahrheit mit seiner Person hafte, überzeugte mich von vornherein, daß hier jeder Zweifel an der Thatsächlichkeit ausgeschlossen sei. Er erzählte nun wie folgt:

„Es war im Monat Juni oder Juli 1873, als mein Truppenteil zum Zwecke der Schießübungen im Barackenlager bei Schwäbisch-Gmünd vereinigt war. Jeder Offizier hatte in den Baracken eine Kammer zugewiesen erhalten. Die der meinigen benachbarte Kammer war vom Leutnant Zeiher belegt. Die Baracken waren so leicht gebaut, daß man jedes Geräusch bei seinem Nachbar hören konnte. So wurde ich in einer Nacht wiederholt durch das Geräusch, welches aus der Kammer des Leutnants Zeiher zu mir herüberdrang, im Schlafen gestört; Leutnant Zeiher warf sich stöhnend auf seinem Lager umher. Am nächsten Morgen, gegen 5 Uhr, mußten wir beide auf den Schießplatz. Auf dem Wege dorthin traf ich den Leutnant Zeiher, von dem ich wußte, daß er in den Sicherheitsstand kommandiert sei. Er erzählte mir, er habe in der Nacht geträumt, daß er im Sicherheitsstande erschossen würde, und nachdem er zum zweitenmale eingeschlafen sei, habe er es von Neuem geträumt. Als ich dieser Mitteilung nur mit schlechten Redensarten begegnete, forderte mich Leutnant Zeiher auf, ihn doch im Sicherheitsstand zu vertreten. Dies lehnte ich ab, weil ich einmal zu einem anderen Dienst kommandiert war, dann, weil ich derartigen Träumen keine Bedeutung beimaß. Während Leutnant Zeiher nun nach dem Sicherheitsstande ging, erzählte ich den Kameraden, die ich gerade traf, von dem eigentümlichen Benehmen des Leutnants. — Um 10 Uhr vormittags fiel aus einer der feuernden Batterien ein Schuß, der den Sicherheitsstand des Leutnants Zeiher durchschlug. Eine 24pfündige Granate tötete den Leutnant Zeiher und verwundete zwei Mann. — Für die Wahrheit dieser von mir selbst erlebten Episode stehe ich mit meiner Person ein.“

Nach dieser Erzählung fragte ich den Hauptmann Geßler, ob er vielleicht noch diejenigen zu nennen vermöge, welchen er den Traum des Leutnants Zeiher vor dem Tode des letzteren mitgeteilt habe, was er bejahte. Auf meine Veranlassung ist nun an einen derselben geschrieben worden. Derselbe, gegenwärtig Hauptmann und Batteriechef in Ulm, Namens Planck, bestätigt in einem heute hier eingegangenen Schreiben, daß ihm der Traum des Leutnants Zeiher vom Hauptmann Geßler erzählt worden sei, ehe ersterer im Sicherheitsstande verunglückte. —

Wie mancher mag, vordem er in die Schlacht gerückt ist, geträumt haben, er werde totgeschossen werden, und wie mancher von diesen mag nachher auch wirklich totgeschossen worden sein, wie mancher aber auch nicht. Wenn wir annehmen, daß von 100 000 Mann, welche in die Schlacht rücken, tausend durch die Besorgnis um ihr Leben derartig beeinflußt sind, daß sie träumen totgeschossen zu werden, wenn wir fernerhin annehmen, daß von den 100 000 Mann thatsächlich tausend nachher in der Schlacht fallen, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß von letzteren

zehn ihren Tod vorher geträumt haben. Ein noch weit größerer Prozentsatz würde unter solchen Leuten zu finden sein, welche im Duell gefallen sind. Für solche Fälle sind wir nicht genötigt, nach Erklärungen erst zu suchen; sie ergeben sich einfach durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Anders liegt das Verhältnis jedoch in dem Falle des Leutnants Zeiher. Von 100000 in den Sicherheitsstand kommandiert gewesenen Beobachtungsposten ist vielleicht kaum einer totgeschossen worden. Infolge dieser Erfahrung existiert auch die Befürchtung garnicht, im Sicherheitsstand totgeschossen werden zu können. Die Leute gehen mit derselben Ruhe in diesen wie in jeden anderen Dienst. Doch setzen wir den Fall, daß unter 100000 Beobachtungsposten sich ebenfalls einer fände, welcher für sein Leben fürchtete und in welchem diese Furcht ein entsprechendes Traumbild hervorriefe, dann würde wahrscheinlich erst auf 100000 im Sicherheitsstand Erschossene einer kommen, welcher seinen Tod vorher geträumt hätte. Dieser eine wäre der Leutnant Zeiher gewesen. Der Zufall hätte hier also einen Wert von $^1/_{100\,000}$. Zieht man nun aber die große Zahl solcher gut beglaubigten Wahrträume in Betracht, bei denen eine bestimmte Besorgnis für das Leben vorher nicht vorliegen konnte, so spricht für die Zufälligkeit nur noch ein Bruch, dessen Nenner in die Billionen geht. Ein zwingender Beweis, daß beim Wahrtraum des Leutnants Zeiher der Zufall ausgeschlossen sei, ist also nicht zu führen, jedoch veranlaßt uns die äußerst große Unwahrscheinlichkeit des Zufalls, einen uns bisher unbekannt gebliebenen höheren Kausal-Nexus zwischen Traum und Tod anzunehmen. Gegen einen solchen Kausal-Nexus sträubt man sich nur deshalb, weil er mit unseren Anschauungen von Raum und Zeit unvereinbar ist. Doch, wie bereits gesagt, wissen wir ja garnicht, was Raum und Zeit sind, aber können einsehen, daß sie so, wie sie von uns angeschaut werden, an sich nicht existieren können, weil sonst die Antinomien unserer Vernunft nicht vorhanden wären.

Vorkommnisse wie Wahrträume und dergleichen würden uns garnicht so in Verwunderung setzen, wenn wir uns stets vergegenwärtigten, was uns die Tiere, selbst die niedrigsten, alltäglich durch ihre instinktiven Handlungen vorführen, daß dies alles, was je an Wunderbarem von Menschen erzählt worden ist, weit übertrifft. Sie lösen die schwierigsten physikalischen, selbst mathematischen Probleme und arbeiten nach Zwecken, welche sie zum großen Teil garnicht kennen. Wer dies zu beobachten Gelegenheit genommen hat, wird wissen, daß er auch hier an der Grenze seines Witzes angelangt ist. — Doch nein! An der Hand von Herrn Büchners „Kraft und Stoff" lösen sich alle diese Rätsel. In dem Kapitel über die Zweckmäßigkeit in der Natur lesen wir auf Seite 236—37 der 15. Auflage, „daß die Augen uns nicht deshalb geschenkt worden sind, damit wir mit denselben sollen sehen können, ebenso wenig wie wir die Füße erhalten haben, um damit gehen zu können. Wir sehen und gehen vielmehr, weil wir Augen und Füße haben." Jedes teleologisches Prinzip wird also einfach geleugnet.

Man hüte sich übrigens, wenn man Herrn Büchner studiert, über

eine seiner Stellen hinwegzugehen, ehe man von deren Richtigkeit vollständig durchdrungen ist, am allerwenigsten erlaube man sich eine abweichende Ansicht, denn die Strafe folgt sonst unmittelbar darauf. Es wird einem dann nicht nur Verstand und Bildung abgesprochen, sondern selbst der Charakter wird verdächtigt. Und dies geschieht nicht etwa in verblümter Weise, sondern ganz rückhaltlos, wobei es an Kraftausdrücken jeglicher Art nicht mangelt. Für die überwiegende Mehrzahl des großen Publikums, welche aus unselbständigen Köpfen besteht, welche auch garnicht in der Lage ist, Herrn Büchners Auseinandersetzungen auf ihren inneren Gehalt prüfen zu können, hat diese Methode ihren Zweck um so weniger verfehlt, als durch geschickt gewählte Citate der Glaube erweckt wird, als habe Herr Büchner die größten Denker und Dichter aller Zeiten auf seiner Seite, was aber nachweislich durchaus nicht der Fall ist. Für denjenigen jedoch, welcher durch mühselige, redliche geistige Arbeit soweit gelangt ist, auf eigenen Füßen zu stehen, seinem eigenen Kopfe zu trauen, für diesen ist Herrn Büchners „Kraft und Stoff" nicht geschaffen; es liefert ihm aber einen interessanten Beitrag zur Geschichte menschlicher Verirrungen.

Nachschrift des Herausgebers.

Wir wandten uns mit der Anfrage nach dem interessanten Vorfalle des hier mitgeteilten Wahrtraumes an die beiden mit Namen erwähnten Herren Offiziere und danken denselben für deren bereitwillige, dem wesentlichen Inhalte nach bestätigende Antworten:

I. Frankfurt a. O., den 11. August 1888.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Ich übersende Ihnen in der Anlage den Aufsatz des Herrn Oberstleutnant v. Gizycki nach Kenntnisnahme mit dem Anfügen, daß ich die Darstellung des Sachverhalts, wie sie mir in den Mund gelegt wird, vollständig anerkenne und für deren Richtigkeit einstehe. Ich empfehle mich ergebenst

Gessler

Hauptmann à la suite des 2. Württemb. Feldart.-Regts. Nr. 29 und Batterie-Chef im 2. Brandenb. Feldart.-Regt. Nr. 18 (G. F. Z.).

II. Ulm, den 19. August 1888.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Von Schießübung zurückgekehrt gestatte ich mir in Übereinstimmung mit den noch in der Brigade befindlichen Kameraden, welche Zeugen bei dem Tode des Leutnant Zeiher und der vorangehenden Ahnungen waren, zu erwidern, daß beiliegende Darstellung in der Hauptsache richtig ist.

Nur in 2 Punkten weichen unsere Erinnerungen von denen des Hauptmanns Geßler ab:

1) Zeiher träumte schon in der Nacht vor derjenigen, welche seinem Todestage voranging und erzählte selbst seinen eigentümlichen Traum beim gemeinschaftlichen Mittagstisch im Kasino, wo demselben eine besondere Wichtigkeit nicht geschenkt wurde.

2) In dieser Erzählung gab er an, geträumt zu haben, er liege in der Muldenscharte des zu demontierenden Geschützes, von der Batterie werde das Feuer eröffnet und er müsse, unfähig, sich zu bewegen und zu rufen, abwarten, bis ihn ein Geschoß treffe.

Ob er in der nächsten Nacht nochmals in der von Hauptmann Geßler angegebenen Weise träumte, wissen wir nicht, da wir ihn am Morgen nicht mehr gesprochen haben. Hochachtungsvollst

Planck.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Deutsches Sterben.

Von

Johannes Wedde.



Die monistische Weltanschauung unterscheidet sich von der materialistischen dadurch, daß sie die alleinige Berücksichtigung des sinnlich (äußersinnlich) Wahrnehmbaren als Gegenstandes der wissenschaftlichen Untersuchung verwirft, und in diesem sinnlich Wahrnehmbaren nur die eine Seite des großen Monon, des einen ewigen Gegenstandes unseres Empfindens und Wahrnehmens erkennt; nicht aber bedeutet „Monismus" Einseitigkeit entgegengesetzter Art, Abwendung von dem sinnlich Wahrnehmbaren und der auf demselben beruhenden materialistischen, in ihrem Bereiche vollkommenes Herrscherrecht besitzenden Naturwissenschaft. Diese Abwendung wäre Spiritualismus, aber kein Monismus.

Ich schicke dies voraus, um den Vorwurf materialistischer Verirrung abzuschneiden, der erhoben werden könnte, wenn ich auf die Fortbildung hinweise, welche der Begriff des Sterbens auf Grund ethnopsychischer Entwicklung bei unserem Volke erfahren hat. Die natürliche Entwicklung durch Zuchtwahl, Kampf um's Dasein und alle sonst in Frage kommenden Faktoren — daß Darwin das Studium derselben erschöpft habe, wird wohl auch der begeistertste Darwinianer nicht behaupten — wirkt eben auch verfeinernd und kräftigend auf das Menschenhirn; diese Wirkungen häufen sich bei der Vererbung in gewissen größeren Familiengruppen, und so entstehen völkerpsychologische Gehirnspezialitäten, deren Funktionen als „Völkerseelen" zur Erscheinung kommen. Wenn diese durch zahllose spermatisch verbundene Individuen hindurchgehende, sinnlich bedingte Stufenreihe des Emporsteigens der analogen, aber nicht sinnlich bedingten Stufenreihe zum Verwechseln ähnlich sieht, die — nach mystischer Anschauung — jedes einzelne Individuum beim Durchgange durch zahllose karmatisch verbundene „Personen" durchmacht, so folgt aus dieser großen Ähnlichkeit nicht, daß die Doppelheit der Reihe auf einer Brechung des Bildes im menschlichen Wahrnehmungsorgan beruht, oder daß die eine Reihe nur das etwas verzogene Spiegelbild der anderen sei. Diese beiden

Entwicklungsgänge — gewiß nicht die einzigen, die von jedem Punkte unseres Seins ausgehen — bestätigen und kommentieren sich vielmehr gegenseitig als zwei gleich reale Ausprägungen desselben Prinzips in zwei verschiedenen Lebenselementen. Bekanntlich hat man im Bereich der sinnlichen Welt schon lange vor Darwin eine gleichartige Ähnlichkeit analoger abgestufter Formenreihen in ganz verschiedenen Gebieten beobachtet: die Stufenreihe der embryonalen Entwicklung, die der nebeneinander stehenden Tiergattungen und die der aufeinander lagernden paläontologischen Lebensmonumente. Die Naturforscher erkannten ganz mit Recht, daß hier gleichsam drei nicht unverstümmelte, aber sich gegenseitig ergänzende Kodices eines gemeinsamen Urtextes vorliegen, und durch das Studium dieser Dokumente, verbunden mit den entsprechenden Experimenten, kam man zu der gegenwärtigen Wissenschaft vom organischen Leben. Die völkerpsychologische und die mystisch vertiefte individualpsychologische Forschung werden uns ebenfalls verschiedene Urkunden derselben Offenbarung vor's Auge bringen, und auch hier wird man gut thun, beide Lesarten sorgsam zu vergleichen, um immer tiefer in den Sinn des uralten, ewig jungen Autors einzudringen, der wir eigentlich selbst sind.

Wie ein schimmerndes Gestaltenmeer wogen, strömen, strudeln und wirbeln die Begriffe beständig durch das Sehfeld unserer Seele. Plump und täppisch greift das irdisch-persönliche Denken in diesen Licht-Reigen hinein, fängt sich, was es fassen kann, hängt dem erhaschten Genius ein Merkzeichen an, ein „Wort", und sammelt sich so eine Anzahl von dienstbaren Gehirngefangenen, deren gemeinsamen Kerker es sein „Bewußtsein" nennt. Sagen wir lieber sein „Tagesbewußtsein". Der Wortschatz einer Sprache zeigt uns, wieweit die Denkfähigkeiten dieses Volkes im stande sind, die nationalen Hirnfunktionen zu fassen, sie den in diesem Volke geborenen Individuen tagesbewußt zu machen. Da zeigt es sich nun, daß der Blick ins Innere, der Griff des Denkens ins Innere, anfänglich nur sehr schwach ist. Die ältesten Worte der Sprachen, welche man bis zu primitiven Stufen zurückverfolgen kann, enthalten nur Begriffe, die von äußerlich sinnlichen Beobachtungen hergenommen wurden. Diese Worte werden dann später auf innersinnliche — vulgär ausgedrückt: übersinnliche — Objekte angewendet, also in ihrer Bedeutung umgeprägt. Neue Wortwurzeln erfindet man alsdann nicht mehr, aber neue Redewendungen kommen auf, um Das zu bezeichnen, was man jetzt ins Tagesbewußtsein aufnimmt, und was zur Zeit, da man erst Wurzeln erfand, dem Denken noch entschlüpfte, wie ein Aal der Hand des haschenden Kindes. Die Art, wie man diese Redewendungen bildet, ist charakteristisch für die Richtung der Seelenentwicklung in dem betreffenden Volke, und läßt — nach dem eben Angeführten — Rückschlüsse zu auf die analoge individuelle Höherentwicklung nach mystischer Weltanschauung.

Es ist nicht Aufgabe dieser kurz hingeworfenen Bemerkungen, dies des weiteren auszuführen. Es soll hier nur ein Beispiel angeführt werden, das hoffentlich genügt, um klar zu machen, worauf unser Fingerzeig eigentlich hindeutet.

Der rätselhafteste und interessanteste Vorgang des irdischen Lebens ist unzweifelhaft das sogenannte Sterben. Wie faßten unsere eigenen ältesten Ahnen seinen Begriff?

Gehen wir in die Zeit der Wortwurzelbildung zurück und dringen demnach bis weit vor die Anfänge des Deutschtums in die indogermanische Urzeit ein, so treffen wir auf Ausdrücke, welche nur das Äußerliche des Vorgangs bezeichnen, und natürlich mit durchaus unerfreulichen Vorstellungen verbunden sein mußten.

Der Hauptausdruck scheint ursprünglich gewesen zu sein MAR — eine Wurzel, die auch im Sanskrit noch das Thema des Verbums abgiebt, das als regelmäßiger Ausdruck für Sterben gebraucht wird. Ableitungen gleicher Bedeutung[1] sind: Sanskrit mriyate, Zend mairyêiti, Litauisch mirstu, Lateinisch morior. Unser deutsches Mord, wie das griechische Moros (Verderben), das altslawische Moru (Tod) kommen von demselben Stamme. Welcher Begriff liegt nun dieser so verbreiteten Bezeichnung zu Grunde? Wir ersehen aus dem alten Wortschatze, daß die Wurzel MAR noch eine andere, ganz sinnlich greifbare Bedeutung hatte, welche offenbar die ursprüngliche war: Aufhören machen von etwas Großem, Festem, indem man es weich, mürbe oder krümelig werden läßt; anfänglich übrigens gewiß nicht: aufhören *machen*, sondern einfach aufhören, nicht mürbe (auch eine Ableitung von MAR) werden lassen, sondern selbst mürbe werden, denn die ursprüngliche Form aller Verben ist das Medium, aus dem sich erst später Aktiv und Passiv entwickeln. Spezifikationen dieser Bedeutung sind dann: Einweichen (erweiterte Form mrak), Weichstreicheln (erweiterte Form mark und marg, wovon lat. mulcare, prügeln und deutsch „melken“), Zerbeißen, Schmelzen (erweiterte Form mard, wovon lat. mordere, beißen, und deutsch „schmelzen“, goth. maltjan) endlich gradezu „versehren, verkümmern, töten“ (erweiterte Form marak, wovon lat. — noch medial gebraucht! — marcere, schlaff, welk werden, verkümmern).

Hier ist die ganz sinnliche Auffassung des Vorgangs deutlich. Man sieht den Körper des Sterbenden seine Festigkeit verlieren, er wird schlaff und weich, die Verwesung tritt ein, und das Wort Mar — weich und mürbe werden — findet Anwendung. Für den Vorgang, auf den es eigentlich ankommt, der diesem beginnenden Verwesungsprozesse voraufgeht, fehlt noch das Wort; sein Begriff konnte vom Bewußtsein gleichsam noch nicht aufgefangen werden.

Nicht mehr auf ganz so niedriger Stufe des Anschauens steht die Bezeichnung für Sterben, welche bei dem zweiten großen Kulturvolke der Indogermanen, bei den Hellenen — die Inder sind das erste — Geltung erlangt hat. DHAN heißt Sich legen, Sich ausstrecken, Sich dehnen. Es hat auch im Sanskrit die Nebenbedeutung Sterben, und ist im Griechischen in der erweiterten Form Thneskein (in der wurzelhafteren

[1] Vgl. hierfür und für die folgenden lexikalischen Notizen A. Fick, „Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache.“

Aoristform thanein) der gewöhnliche Ausdruck geworden. Im Deutschen ist „Tod" (altnordisch noch in der Form Dân vorkommend, wie im Makedonischen Danos dem griechischen Thanatos entsprach) davon abgeleitet.

Etwas mehr Anschauung der Hauptsache ist hier schon da. Der Sterbende kommt selbst in Betracht; er legt sich lang hin — oder läßt sich lang hinlegen — an eine Aktivität ist noch nicht zu denken, spricht ja Homer so oft vom „lang hinbettenden Tode" als dem Thäter bei diesem Vorgang, daß auch in althellenischer Phantasie für ein Thun des Sterbenden selbst kein Platz übrig zu bleiben scheint. Immerhin haftet das Wahrnehmen nicht mehr am entseelten Kadaver, sondern bereits am sterbenden Menschen.

Unser deutsches „Sterben" scheint von STAR (Niederstürzen) herzustammen, also dem Hellenischen etwa gleich zu stehen — nur eine wildere, trotzigere Volksart anzudeuten.

Auf der Voraussetzung seiner Sprache entwickelt ein Volk seine Eigenart. Diese gelangt also später zur vollen Ausgestaltung als jene. Dem entspricht es, daß wir nun auch in den ältesten dichterischen Zeugnissen des indogermanischen Geistes, in den Gesängen des Rig-Veda, eine Anschauung vom Sterben finden, die weit über das kindisch scheue Bezeichnen der äußerlichen Erscheinung hinausgeht, wie es die Wortwurzeln bieten. Es zeigt sich hier sogleich die Eigenart der edelsten (arischen) Rasse. Der natürliche Tod wird als eine That freier Energie des Sterbenden aufgefaßt.

Yama, der Todesgott der brahmanischen Mythologie, im Veda der Stammvater der Menschen, hat dieses energische Sterben seinen Nachkommen vorgemacht, hat ihnen die Bahn gebrochen, ihm auf diesem Wege zu folgen. So heißt es Rig-Veda X Lied XIV Strophe 1 u. 2 (nach Ludwigs wörtlicher Übersetzung):

„Der gewandelt über die hohen Abhänge einen Pfad, der für viele ein Gegenstand des Suchens, Vaivasvata (d. h. Sohn des Lichtgottes) der Versammler der Menschen, Yama den König ich mit Havis (d. h. Opfer) verehre.

Yama hat den Weg uns zuerst gefunden; diese Weideflur kann uns nicht genommen werden. Wohin unsere Väter vor Alters gegangen, wohlkundig ihre dorthin führenden Pfade entlang."

Also ein Mensch, der Urmensch — nach dieser alten Anschauung identisch mit dem Urgesetzgeber Manus, dem sog. „Noah Indiens" — fand einen Weg in höhere Sphären und sein Geschlecht folgt ihm mit freudiger Zustimmung auf diesem Pfade. Das Sterben ist zu einer That geworden.

Nicht uninteressant ist, was beiläufig erwähnt werden mag, daß auch der „Noah Babyloniens", Chasisadra, nach den von Smith entzifferten Keilschrifttafeln zur „Unsterblichkeit" gelangt — aber nicht durch den Tod und nicht für sein Geschlecht, sondern nur für sich und seine Frau. Doch muß bemerkt werden, daß jene babylonische Überlieferung den Eindruck der Trübung und des Verfalls macht, während in den Versen des Veda noch vielfach frische Jugend duftet. Ursprünglich hatte also auch wohl die babylonische Sage einen volleren Inhalt. Dazu

kommt, daß die ägyptische Parallele der Sintflutsage — die Geschichte von dem riesenhaften länderüberschwemmenden Blutbade, das die Göttin Sechet h anrichtete, als sie gegen die Menschen ergrimmt war — ebenfalls durch das Emporsteigen eines Lichtwesens, hier des Ra selbst, von der Erde zu höheren Sphären mit dem Noah-Mythus in Verbindung steht, und ferner, daß bei allen drei Hauptstämmen, Ägyptern, Semiten (in der biblischen Version) und Indern, der Kult des Begeisterungstrankes, der dionysische Kult, durch den uns die Realität des höheren Lebens sinnlich wahrnehmbar werden soll, an die eben berührte Sagengruppe anknüpft. Die Gesamtheit dieser Bezüge rechtfertigt vielleicht die Annahme, jene Auffassung des Sterbens als eines energischen Emporsteigens auf der vom Urvater gebrochenen Bahn sei einst Gemeingut der alten Kulturvölker gewesen. Jedenfalls spricht nichts für die verbreitete Vorstellung, als ob die Anfänge der höheren Kultur bei Ägyptern, Babyloniern und Indern ohne Anknüpfung an eine frühere, für uns verschollene Kulturform aus dem Rohen herausgewachsen wäre. Gab es vor dem Jahre 4000 vor Chr. so eine verschollene Kulturwelt — vielleicht eine indisch-ozeanische, die auch Süd-Arabien und Ost-Afrika umfaßte — und stammt die Auffassung des Sterbens als einer That aus dieser Quelle, so gebührt doch der arischen Rasse das Verdienst, dies Erbe der Urzeit allein vor dem praktischen Mar, dem Verkümmern und Verschwinden aus den Herzen der Menschen, gerettet zu haben.

Ob die Inder eine besondere Wendung für „Sterben" haben, welche diesem erhöhten, mystischen Auffassen einen sprachlichen Ausdruck giebt, ist mir nicht bekannt. Erwähnt sei aber, daß die indische Mythologie und Sitte eine sonderbare Verbindung zwischen dem aktiven Sterben und der naturwüchsigen, häßlichen Vorstellung des Mar, des Eingeweichtwerdens, geschaffen hat, nämlich den Brauch des religiösen Selbstmordes durch Sichertränken in dem Ganges, und den sagenhaften Urtypus dieses Brauches, die Episode des Mahabharata, wie die Göttin Ganga ihre Söhne, auf deren vor der Geburt geäußerten Wunsch hin, in ihrem Strome ertränkt, um ihnen die Rückkehr zum Himmel zu eröffnen[1]).

Im germanischen Altertum finden wir eine stehende Wendung, welche den Tod annähernd im vedischen Sinne bezeichnet: Zu Odhin (Wodan) fahren. Freilich ist darunter nur der Waffentod zu verstehen; derselbe galt aber bekanntlich so sehr als der einzig wahre, korrekte Tod, daß Personen, welche in Gefahr kamen, einen anderen Tod zu erleiden, sich wohl selbst tödlich verwundeten, um eben gehörig zu sterben, d. h. zu Wodan zu fahren. Was Herodot über die Sitten der thrakischen Königsgeschlechter erzählt, liefert den Beweis, daß diese Anschauung im indogermanischen Mittel-Europa (die thrakischen Königsgeschlechter stellen sich als ein besonderer, von Norden eingewanderter Stamm dar) uralt ist.

Die Einführung des Christentums war der Erhaltung und Pflege

---

[1]) Eine gefällige Übertragung dieser tiefsinnigen Episode findet sich in Holtzmanns „Indischen Sagen".

dieser kräftigen Anschauung vom Sterben nicht günstig. Im Urchristentum freilich wußte man von einem heldenkühnen Emporsteigen bis „zur rechten Hand Gottes". Jesus der Christ hatte dieses Werk, ein zweiter, aus der Mythenwelt in die unmittelbare, konkrete Gegenwart herabgestiegener Yama-Adam-Noah wirklich ausgeführt, und zwar gerade wie jener vedische Menschgott, damit die Seinen es ihm nachmachen sollten: „Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhl." (Apocalypse III 21.) Aber die unselige Ausartung, der das Christentum schon in seiner zarten Jugend verfiel, ließ diese Anschauung ganz zurücktreten, und machte den Menschen vollkommen zum Passivum, das sich eben nur „ziehen lassen" kann, natürlich zumeist im Sterben. So naht sich denn wohl auch heute kein frommer Christ dem Tode mit der Empfindung: Jetzt heißt es „Leist' etwas! Überwinde! Steige empor!" sondern lediglich mit dem Gebet: „Wenn mir am allerbängsten wird um mein Herze sein, dann reiß' mich aus den Ängsten kraft Deiner Angst und Pein." Es soll diese Stimmung nicht herabgesetzt werden; es soll nur auf die Einseitigkeit hingewiesen werden, die übersieht, was nach älterer Anschauung der Mensch selbst dabei zu thun hat.

Natürlich hat die deutsche Denk- und Ausdrucksweise sich dieser kirchenchristlichen fügen müssen. Interessant ist nun aber, wie die ererbte völkerpsychologische, zäh sich fortpflanzende Anschauung der sog. Heidenzeit sich doch hier und da wieder geltend macht. So wird wiederholt in Schriften unseres Mittelalters der Zustand nach dem Tode als eine schwierige Reise vorgestellt, bei welcher der einsame Wanderer Unterstützung braucht. Und sehr sinnig weiß das Angelsächsische die christliche Weltanschauung mit dem altgermanischen Bilde einer gewollten Todesthat zu vereinigen durch die herkömmliche Wendung für Sterben „Ein anderes Licht suchen". Hier tritt neben der Anknüpfung an die Heidenzeit bereits ein deutlicher Fortschritt über die derbe sinnlich eingekleidete Anschauung derselben hervor. Das gehobene Denken vermag den Begriff eines innersinnlich Wahrnehmbaren schon einigermaßen zu fassen.

Einen großen Schritt weiter auf demselben Wege sehen wir gethan in der Erzählung eines an sich ziemlich gleichgültigen Todesfalles, die wir in der ältesten Lübeker Stadtchronik (gegen Ende des 13. Jahrhunderts) finden. Dies merkwürdige Dokument deutschen Herzschlages und deutscher Hirnfrische vor 600 Jahren lautet genau übersetzt:

„Im Jahre 1267 geschah es zu Lübek in der Osternacht, daß der Dekan Konrad — von dem Geschlecht Berners, eines Ritters von Moisling — nachdem er sein Gotteshaus manches Jahr mit großer Zucht und Ehre verwaltet hatte, und als er in der Osternacht, wie im Dom der Gebrauch ist, das Kreuz aus dem Grabe nehmen half und es vor dem Altar aufrichtete[1]) und sodann niederkniete und opfern wollte — den Geist umzuwandeln begann für das andere Leben (den geist begonde vorwandelen to deme anderen levende); und bevor ihn

[1]) Es ist an ein „Mysterium", ein in der Osternacht im Dome aufgeführtes Passions- und Auferstehungsspiel zu denken.

die Herren ins Bett bringen konnten auf dem Schlafhause, wo damals die Domherren sämtlich zu schlafen pflegten, gab er den Geist auf."

Um dem Leser zu zeigen, was deutsch ist an dieser Darstellung, lassen wir eine genaue Übersetzung des sachlich fast ganz übereinstimmenden, ungefähr gleichzeitig mit dem deutschen abgefaßten lateinischen Berichtes (in den Annales Lubecenses) folgen:

„Konrad, der Dekan von Lübek, ein guter Mann, nachdem er den lübischen Klerus viele Jahre in großer Ehre geleitet hatte, wurde, als er in der Osternacht das Kreuz aus dem Grabe erhoben hatte, wie in der Lübeker Kirche der Brauch ist, und zu den Füßen des Kruzifixes in größter Andacht (devotissime) mit gebogenen Knieen Gebete darbrachte, vom Todeskampf gepackt (raptus est in agoniam); und schnell von den Domherren ins Schlafhaus gebracht, wo sie damals gemeinschaftlich zu schlafen pflegten, hauchte er glücklich sein Leben aus (feliciter exspirativ)."

Bedarf es noch eines Wortes der Erklärung, um zu zeigen, wie zwei ganz verschiedene Welten aus diesen beiden, äußerlich so ähnlichen kleinen Berichten zu uns reden? Hier das kirchliche Sterben (bei welchem der Scheidende sich einfach auf das Verdienst bezw. den Glauben seines Lebens verlassen kann und im übrigen eine rein passive Rolle spielt), dort — getragen von der Vererbung aus jenen Zeiten her, wo die Ahnen im Tode dem Stammvater nachzuklimmen meinten, aber gehoben durch eine feinere Ausbildung des Gehirns, welche bereits den Begriff einer Umwandlung der Persönlichkeit zu erfassen vermag — das deutsche Sterben.

Daß es uns in den sechs Jahrhunderten, seit jener Lübeker Chronikbericht geschrieben wurde, gelungen wäre, einen höheren Sprachausdruck für Sterben zu finden als vorwandelen den geist to deme anderen levende ist mir nicht bekannt.

Die Anwendung der skizzierten Stufenreihe höherer und niederer Auffassung auf die mystisch gedachte individuelle Entwicklung durch verschiedene Personen hindurch liegt nahe. Der Veredelung der Auffassung hier muß eine Veredelung des praktischen Verhaltens dort entsprechen, des praktischen Verhaltens natürlich auch zum Geborenwerden, das, vom mystischen Standpunkte aus betrachtet, ja vorwiegend als Einleitung zu einem neuen Sterben Bedeutung hat. Ein Erleiden der Inkarnation als eines Zwanges, einer Mißhandlung, steht der Stufe der sprachebildenden Ur-Indogermanen als Analogon gegenüber; eine frei gewollte — durch uns vielleicht noch unverständliche Zwecke und Bestrebungen hervorgerufene — Umwandlung dieser Lebensform in jene und jener in diese entspricht dem deutschen Sterben, wie wir es soeben kennen gelernt haben. Auch hierfür hatte der alte Orient schon Verständnis, das nur uns Abendländern erst viel später erblüht. So heißt es in Rig-Veda IX Lied CXIII Strophe 10 bei Beschreibung des Himmels:

„Wo die Wünsche, wo die Sehnsucht, wo des Rotstrahlenden (des göttlichen Feuers?) Ort, wo Svadhâ (d. h. buchstäblich Selbstsetzung, Selbstthuung, Selbstschaffung) und wo Befriedigung, dort mache unsterblich mich! Für Indra (der ringende Genius) Indu (Tropfe des Lebenstrankes) fließe her!"

Daß die Mysterien des ägyptischen Totenbuches ähnliche Anschauungen enthalten, ist bekannt.

Was gilt es nun Höheres zu erreichen? Zunächst wohl einen Einblick in die Motive. Hoffen wir, daß eine fernere Veredelung und Verfeinerung unserer Volksseele uns auch dazu eine Brücke baut. Daß einer solchen Einsicht eine Norm für die praktische Gestaltung des äußeren Lebens, ein leitendes organisierendes Prinzip für Staat und Gesellschaft, entspringen muß, leuchtet ohne weiteres ein. Wenn der einzelne Forscher selbständig in diese Geheimnisse eindringt, so wird er dabei doch unbewußt von dem Allen gemeinsamen, materiell bedingten Entwicklungsaufstieg getragen, wie er auch seinerseits hebend und ziehend auf denselben zurückwirkt.

Vielleicht findet man die Anwendung völkerpsychologischer Kategorien auf diese Fragen bedenklich, weil durch dieselbe der Schein erweckt werden könnte, als ob man engherzig und menschenmäklerisch, einen nationalen Typus als den vorzüglichsten allen anderen gegenüberstellen und damit die humane, allumfassende Bedeutung des Eindringens in die Tiefen unseres Wesens schädigen wollte. Dieser Irrtum ist abzuweisen. Daß bald diese, bald jene Nation in Dem und Jenem einen Vorsprung gewinnt, ist Thatsache. Im Interesse der Gesamtmenschheit liegt es, solche Thatsachen nicht zu verheimlichen, sondern recht in helles Licht zu stellen, damit ein Wetteifer der Nationen auf allen Gebieten entsteht. Jeder Nation Entsprossene können — wenn nicht sofort, so doch indirekt durch einige spermatisch verbundene Mittelglieder hindurch — und wer weiß, ob nicht die karmatische Verbindung das spermatisch Verwandte auf's Neue zu verknüpfen liebt — die Siege jeder Nation, jeder Volksseele nachthun, ohne im übrigen ihre Eigenart aufzugeben. Sind sie doch alle Söhne und Töchter des Vaters Nama, dessen Wesen freilich über allem Äußersinnlichen gesucht werden muß.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die sogenannten spiritistischen Versuche des Professors Charles Richet.

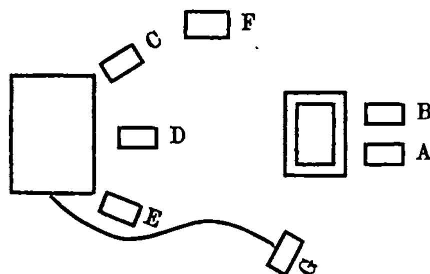
Von

Ludwig Kuhlenbeck
Dr. jur.

„Ohne einen Signal-Codex läßt sich nicht telegraphieren."

Im Jahre 1884 stellte der Pariser Physiologe Prof. Charles Richet eine Reihe von sehr sorgfältig erdachten Experimenten an, welche in öffentlichen Besprechungen mehrfach als „spiritistische" bezeichnet worden sind; indessen bezweckten dieselben doch nicht etwa die Geisterlehre des Spiritismus, sondern nur die Möglichkeit einer übersinnlichen Gedankenübertragung auf experimentellem Wege zu beweisen. Ein Bericht über dieselben ist zuerst in der Revue philosophique vom Dezember 1884 unter dem Titel „La suggestion mentale et le calcul des probabilités" veröffentlicht, und dieser wurde sodann in Deutschland besonders seitens des Jenenser Physiologen Prof. Wilhelm Preyer in dessen Broschüre „Die Erklärung des Gedankenlesens"[1]) einer eingehenden Erörterung unterzogen.

Diese Experimente Richets wurden mit beliebigen, psychisch durchaus normalen Personen unter Benutzung der bekannten Bewegungen des Tischrückens gemacht und zwar in folgender Anordnung:



Die Personen C, D, E saßen im Halbkreis um einen kleinen Tisch I, auf dem sie ihre Hände ruhen ließen, ohne im übrigen ihre Aufmerk-

[1]) Th. Griebens Verlag, Leipzig 1886.

samkeit auf die Versuche zu richten und sich mit Plaudern und Singen unterhaltend. An einem andern kleinen Tisch II saßen A und B, von denen der eine A in einem von ihm aufrecht gestellten Alphabet stumm einzelne Buchstaben bezeichnete, so wie die bei G befindliche durch die Bewegungen des Tisches I zum Tönen gebrachte elektrische Glocke durch 1—24 maliges Tönen einen diesen Zahlen in der Reihenfolge des Alphabets entsprechenden Buchstaben signalisierten. Richet, der Experimentator, saß nun entfernt sowohl von Tisch I wie Tisch II bei F und schrieb ein beliebiges Wort nieder, auf das er dann seine Aufmerksamkeit konzentrierte. Das Wort wurde später mit den Buchstaben verglichen, welche B nach den Angaben A's niedergeschrieben hatte. Richet unterwarf die Anzahl der Treffer und Fehlversuche der Wahrscheinlichkeitsrechnung und konstatierte erhebliche Abweichungen von dem bei Annahme eines bloß zufälligen Zutreffens wahrscheinlichen Resultate. Im ganzen entfielen auf 8670 Proben 2177 Treffer.

Aus der Preyer'schen Broschüre wollen wir hier die folgenden mitteilen:

I.
Gedacht: I E A N R
Geklopft: I *F* A *R* D

II.
L E G R O S
N E *F* H H N

III.
Gedacht: H E N R I E T T E
Geklopft: H I G I E *G* M *S* *D*

IV.
E S T H E R
F O Q D E M

V.
Gedacht: C H E U V R E U X
Geklopft: *D* *I* E K V O R E Q

VI.
Gedacht: D O R M O N T
Geklopft: *E* *P* I Y E I O

VII.
C H E V A L O N
C H E V A L

VIII.
Gedacht: A L L O U A R D
Geklopft: *Z* *K* O

Da die mathematische Wahrscheinlichkeit des zufälligen Erratens für jeden Buchstaben 1:24 beträgt und 58 Buchstaben erraten werden sollten, so waren im ganzen 2—3 Treffer zu erhoffen; es wurden aber 13 erhalten. Trotz eines solchen Überschusses braucht man, glaube ich, noch keineswegs die allgemein negative Haltung des Professor Preyer gegenüber dem hier fraglichen Problem zu teilen, um der Kritik, welche dieser an Richets Experimenten übt, in ihrem abweisenden Ergebnisse beizustimmen; man kann zu demselben auch auf Grund anderer Erwägungen gelangen.

Zunächst ist auf ein in der Anordnung dieser Versuche liegendes besonderes Bedenken aufmerksam zu machen. Die Bewegungen des Tisches mag man, wie es Richet und auch mir, soweit ich diesen Vorgang bislang zu beobachten Gelegenheit hatte, am rationellsten erscheint, nach Faraday's Erklärung auf das Zusammenwirken des rein mechanischen Muskeldrucks der Beteiligten oder auf das fragwürdige magnetische Fluidum zurückführen: jedenfalls setzen sie, insofern die durch sie ver-

mittelten Glockensiguale auf die gedachten Buchstaben bezogen werden sollen, eine Verständigung mit der bewegenden Kraft über die Bedeutung der Zahl der Glockenschläge voraus. Da nun jede bewußte Mitwirkung der den Tisch bewegenden C, D, E ausgeschlossen ist, so müßte deren „Unbewußtes" wissen, daß jeder von Herrn Richet gedachte Buchstabe durch 1-, 2-, 3- bis 24maliges Anschlagen der Glocke angezeigt werden will. Diese notwendige Voraussetzung zu erklären muß einer natürlichen Denkweise gewiß noch größere Schwierigkeit bereiten, als selbst die Annahme der Mitwirkung eines „Geistes", mit dem man sich doch auch erst, sei es selbst nur durch übersinnlichen Gedankenaustausch, über die Bedeutung der Tischsignale würde verständigen müssen. Wird aber nun diese Verständigung mit demjenigen Bewußtsein, welches den Tisch bewegt, sei es auch nur mit dessen „unbewußter" Sphäre, logischer Weise einmal erfordert, so erscheint mir der Richetsche Apparat mit seinem weitläufigen Zählmodus für die Feststellung dieser Thatsache viel zu kompliziert. Zugleich kann sich bei ihm sowohl der Zeichengeber wie der Zeichendeuter leicht um einen oder zwei Buchstaben verzählen, wie es bei den in liegender Schrift gedruckten Buchstaben geschehen zu sein scheint.

Man kann beim Tischrücken schneller zum Ziele kommen, wenn z. B. das Alphabet hergesagt und jeder Buchstabe niedergeschrieben wird, bei dessen Aussprache der Tisch klopft. In dieser Weise läßt sich das Tischrücken allerdings für den Nachweis der Gedankenübertragung verwerten. Förderlich scheint mir dabei die Thatsache zu sein, daß viele Personen durch das Bilden einer Kette zum Zwecke des Tischrückens in eine nervöse Stimmung geraten, die sich dem hypnotischen Zustande nähert, was sich für sie nicht selten durch einen leichten Schwindel im Kopf bemerklich macht. Beweisend würden alsdann solche Versuche etwa unter folgenden Bedingungen sein. Der Experimentator dürfte, um nicht selber unbewußt den Tisch zum Klopfen zu bringen, wozu schon die leiseste Muskelzuckung genügen könnte, keinenfalls mit sitzen und müßte seine an die am Tische Sitzenden gerichteten Fragen entweder in Gedanken oder in einer ihnen unverständlichen Sprache stellen. Diese Fragen müßten alsdann durch die angegebene Bezeichnung der Buchstaben mittelst Klopflauten zutreffend beantwortet werden.

Was endlich die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf diese und ähnliche Experimente betrifft, so bin ich sehr geneigt, dieselbe nicht nur für überflüssigen, sondern sogar für unrichtig angewandten gelehrten Ballast zu halten und gebe Herrn Professor Preyer darin recht, daß die Richetschen Wahrscheinlichkeitsziffern nicht viel beweisen. Ähnliche von dem wahrscheinlichen Resultat abweichende Zahlen kann jede Reihe von Würfelversuchen liefern, ohne daß deshalb auf eine besondere Ursache dieser Abweichung zu schließen wäre. Ich werde diese Ansicht in einem weiteren Artikel rechtfertigen.





Gedankenübertragung.

Experimente angestellt von

Hermann Welsch,

Dr. med.



In folgendem beschreibe ich[1]) einige kleine Experimente, die ich im vorigen Jahre mit meinen beiden Knaben Karl und Otto angestellt und worüber ich seiner Zeit in einer Sitzung der Psychologischen Gesellschaft in München berichtet habe. Die Thatsächlichkeit solcher Wahrnehmungen ist ja längst erwiesen, indes kommen dieselben immer so selten vor, daß noch jede neue Bestätigung derselben erwünscht sein wird.

Erstes Experiment.

Ich stellte meinen Sohn Karl, 13 Jahre alt, mit verbundenen Augen in ein ganz dunkles Zimmer und nahm meine Stellung etwa 3 Meter hinter ihm ein, also ohne ihn zu berühren. Hierauf sagte ich ihm, ich würde mir eine Zahl denken und er solle dieselbe aussprechen, sowie er sie sehen würde. Ich konzentrierte nun meine Gedanken auf eine Zahl und fixierte dabei im Dunkeln den Hinterkopf des Knaben. Nach wenigen Minuten nannte er eine Zahl wie folgt:

Gedacht	Gesehen	
7	7	punktiert in blauem Lichte!
2	2	
6	9	
5	3	

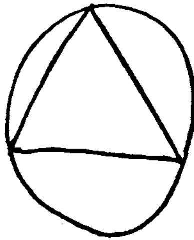
Zweites Experiment.

Ich setzte ihn mit verbundenen Augen an einen hellerleuchteten Tisch, mit Papier und Bleistift versehen, und mit der Weisung, diejenige Figur sofort nachzuzeichnen, die er sehen würde. Ich setzte mich auf 3 Meter Entfernung von ihm und zeichnete mir jetzt erst eine Figur auf, welche

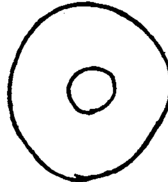
1) Der Einsender ist prakt. Arzt und Mitglied der „Psychologischen Gesellschaft“ in München und ist uns überdies persönlich als vertrauenswürdig bekannt. (Der Herausg.)

ich dann fest fixierte, während ich abwechselnd einen langen Blick auf den Hinterkopf des Empfängers warf. Nach einigen Minuten zeichnete er folgende Figuren:

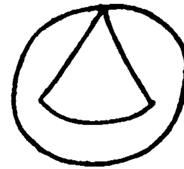
Original. I. Nachgezeichnet



1. Versuch.



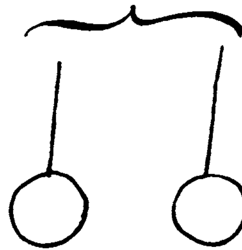
2. Versuch.



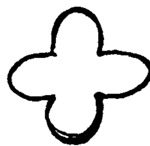
Original. II. Nachgezeichnet.

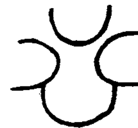


1. Versuch.



Original. III. Nachgezeichnet.





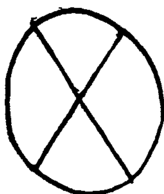
3 Blätter des Kleeblattes umgekehrt, das 4. richtig.

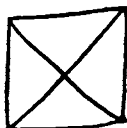
Original. IV. Nachgezeichnet.

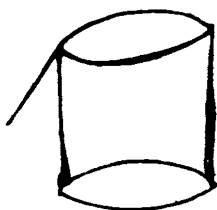




Original. V. Nachgezeichnet.







Vielleicht wäre die Entstehung des Bildes bei diesem 2. Versuche im Experiment V aus einer Verschiebung der verschiedenen Teile des Originals zu erklären.

Drittes Experiment.

Meinen Knaben Otto, 11 Jahre alt, setzte ich mit verbundenen Augen etwa 3 Meter entfernt vom hellerleuchteten Tische mit dem Rücken gegen mich zu gewendet. Hierauf löste ich leise meine Taschenuhr von der Kette und legte sie ohne jedes Geräusch in die Mitte des sonst leeren Tisches. Vorher bog ich den Ring an der Uhr gegen das Zifferblatt herein um. Ich sagte dem Empfänger nun, daß sich ein Gegenstand auf dem Tische befinde und er möge acht geben und mir ihn beschreiben. Ich fixierte nun abwechselnd die Uhr und den Hinterkopf des Knaben. Nach etwa 3 Minuten begann er die Beschreibung, die ich folgen lasse, wie sie gegeben wurde:

„Ich sehe eine Kugel — ein gebogener Nagel an der einen Seite (der umgebogene Ring der Uhr!) — es glänzt — ein weißer Fleck in der Mitte — das Weiße wird größer — immer größer — kleine Striche am Rande." — Nach einigen Augenblicken rief er: „Es ist deine Taschenuhr, Papa!"

Viertes Experiment.

Ebenso ausgeführt mit einem Wasserglas, zur Hälfte mit Wasser gefüllt:

„Ich sehe ein Glas, aber nur den oberen Teil."

Ich richtete nun meine ganze Aufmerksamkeit auf die Wasserfläche, die den Boden des Glases glänzend bedeckte. Da rief der Knabe:

„Jetzt sehe ich einen Handspiegel."

Auch bei den minder gelungenen Experimenten scheint mir kein Zweifel an der direkten Übertragung mehr möglich zu sein.

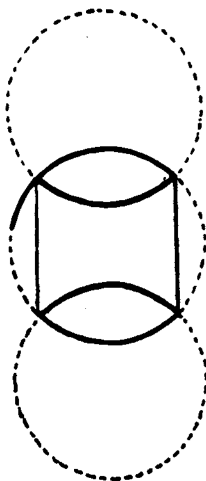
* * *

Nachschrift.

Auf unsere Anfrage um weitere Erklärungen zu den vorstehend mitgeteilten Experimenten schrieb uns Herr Dr. Welsch das Folgende: — (Der Herausgeber.)

1) Ich habe außer den beschriebenen Experimenten nur noch etwa je dreimal mit jedem der beiden Knaben Versuche gemacht, habe aber

nichts als gelungen notiert. Auch einige Versuche mit Zahlen habe ich ohne Erfolg noch gemacht. Da die Knaben übermäßig mit Schularbeiten überbürdet sind, unterließ ich alles weitere Experimentieren.



2) Was die Stellung Karls bei dem zweiten Experimente betrifft, so war ich niemals seitwärts von ihm plaziert, sondern gewöhnlich hinter ihm, selten ihm gegenüber mit dem breiten Eßtisch zwischen uns.

3) Ich habe gefunden, daß der Empfänger nicht immer die Figur stabil sieht, sondern bald den einen, bald den andern Teil. Eine Partie erblaßt, während eine andere auftaucht. Diese Beweglichkeit findet besonders dann statt, wenn der Empfänger ermüdet oder sonstwie nicht gesammelt ist. So denke ich mir, bei dem einen Versuche des zweiten Experimntes hat er wiederholt die runde Umfassung der von mir gezeichneten Figur an wechselnder Stelle gesehen, so daß die Kreise sich übereinander stellten. Ein Teil derselben verschwand dann wieder, während die vier Halbkreise blieben und zusammen mit den zwei geraden Strichen jenes Bild abgaben. Dasselbe besteht also aus einzelnen Teilen des Originals in anderer Anordnung.



Wer ist der Mann?

Ein theurgisches Rätsel.

Von

Carl Kiesewetter.



Vor mir liegen drei von einander ganz unabhängige Berichte aus drei verschiedenen Jahrhunderten über katoptromantische bei Völkern von sehr verschiedener Kultur angestellte Experimente, die einen so auffallenden gemeinsamen Charakterzug besitzen, daß es sehr schwer hält, denselben — welcher in der Erscheinung eines die Visionen einleitenden und schließenden Mannes besteht — durch die dramatische Spaltung des transscendentalen Subjektes allein befriedigend zu erklären, obschon sich ein solcher Vorgang hier offenbar abspielt; aber eben die besondern Eigentümlichkeiten der gleich anzuführenden Erzählungen scheinen mir zu beweisen, daß irgend welche übersinnliche Wesen in die Visionen hineinspielen und ein durch den Kulturzustand des betreffenden Volkes modifiziertes wunderliches Schauspiel aufführen.

Den ersten dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstammenden Fall erzählt der s. Z. sehr berühmte Gelehrte Spengler,[1]) zu welchem ein Nürnberger Patrizier kam und einen in ein Tuch gewickelten Krystall mitbrachte, von dem er sagte, daß er ihn vor vielen Jahren von einem zufällig auf dem Markt getroffenen und gastfrei beherbergten Fremden erhalten habe. Beim Abschied habe der Fremde ihm zum Dank den Krystall zurückgelassen und gesagt, er solle, wenn er einmal etwas Verborgenes zu wissen wünsche, einen unschuldigen Knaben in denselben sehen lassen; dieser Knabe werde ihm dann auf Befragen alles Gewünschte anzeigen und offenbaren.

Der Patrizier bezeugte Spengler, daß er in dieser Sache nie betrogen worden sei, sondern viel Wunderbares durch die Vermittelung des Knaben erfahren habe, während andere Leute — mit Ausnahme seiner mit einem Knaben schwangern Frau — nichts als das durchsichtige Glas

---

[1]) In der Vorrede zu seiner Ausgabe von Plutarch: „De defectu oraculorum". Vgl. Görres: „Christliche Mystik", III S. 601.

gesehen hätten. Zuerst sei immer die Gestalt eines Mannes in der damals gebräuchlichen Kleidung erschienen, „dann habe das Uebrige sich sichtbarlich hinzugefunden, nach dem man gefragt; zuletzt, wenn Alles abgethan gewesen, sei die Gestalt des Mannes davon gegangen und dann das Uebrige verschwunden. Die besagte Gestalt sey übrigens oftmals gesehen worden, wie sie die Stadt durchwandelt und in die Kirchen eingetreten.[1]) Die Sache war bald in Nürnberg ausgekommen, so daß, wenn jemand die Wahrheit leugnete oder ein Vergehen verhehlte, man ihn mit dem Mann im Krystall zu bedrohen pflegte. Auch wurde einmal von Gelehrten ein Zweifel in ihrer Wissenschaft vor den Krystall gebracht und die Antwort im Krystall gelesen."[2]) — Der Patrizier, welcher ganz im Teufelswahn seiner Zeit befangen war, empfand nach längerer Ausübung seiner Kunst Gewissensskrupel und brachte seinen Krystall zu Spengler, der ihn zerschlug und samt dem ihn umhüllenden seidenen Tüchlein in den Abort warf.

Es ist zu bedauern, daß Spengler den modus operandi bei diesem Krystallsehen nicht angegeben hat, doch können wir auf denselben aus einer Mitteilung Wiers[3]) schließen, welcher die Ausübung der Krystallomantie folgendermaßen beschreibt:[4]) „Mache, gegen Osten gewendet, auf den Krystall ein Kreuz mit Olivenöl und schreibe unter dasselbe: Sancta Helena. Darauf soll ein unschuldiger, ehelich geborener Knabe von etwa zehn Jahren den Krystall in die Hand nehmen, hinter dessen Rücken du knieend und mit größter Andacht dreimal folgendes Gebet sprechen mußt: „Ich bitte dich, heilige Herrin Helena, Mutter des Königs[5]) Constantin, die du das Kreuz unseres Herrn Jesu Christi gefunden hast, um jener heiligen Andacht und Findung des Kreuzes willen, um der Freude willen, welche du hattest, als du das allerheiligste Kreuz fandest, um der Liebe willen, die du zu deinem Sohne, dem König Konstantin trugst, um der höchsten Güter willen, die du beständig genießest, daß du uns in diesem Krystall zeigst, was ich verlange und zu wissen wünsche. Amen. — Und wenn darauf der Knabe einen Engel im Krystall sehen wird, und du fragst, was du willst, so wird der Engel antworten. Dieses aber thue früh bald nach Sonnenaufgang bei reiner Luft.[6])

Ein Analogon findet diese Beschwörung in dem onimantischen Experiment der „Beschwöhrung des Ertz-Engels Uriels,[7]) worin es heißt: „Man muß aber allhie verstehen, daß nicht ein jeder Mensch den Engel beschwöhren kan, sondern muß durch einen jungen, keuschen Knaben oder eine Jungfrau, die noch rein ist, geschehen. Das Zimmer muß alles rein seyn, die Mauern und Fenster weiß um-

---

[1]) Dies soll offenbar nicht heißen, daß der mysteriöse Mann in den Straßen Nürnbergs umherspukte, sondern, daß in dem Krystall diese Straßen erschienen und der Mann durch das Betreten bekannter Häuser Fragen, z. B. nach dem Urheber eines Diebstahls beantwortete.

[2]) Die Bereitung derartiger Krystalle und Spiegel wird vielfach in den alten Zauberbüchern gelehrt.

[3]) De praestigiis Daemonum, Basil. 1568. 8⁰. L. V. cap. 5.

[4]) Von diesen Experimenten gilt, was ich von den theurgischen Künsten im allgemeinen sagte, sie sind autohypnotische Erregungsmittel. (Vgl. Sphinx V, 4. S. 242.)

[5]) Wier hat rex und nicht caesar oder imperator.

[6]) Bekanntlich gelingen auch die spiritistischen Experimente am besten bei ruhigem heiteren Wetter.

[7]) Vgl. „Hundertachtunddreißig neu-entdeckte und vollkommen bewährte Geheimnisse 2c." Leipzig und Frankfurt 1729. 8⁰. S. 107.

hängt, wie auch die Tafel, worauf (woran?) die keusche Person sitzt. Bey der Beschwöhrung wird immerdar vorbehalten, daß er in keiner entsetzlichen Gestalt wollen erscheinen. Wann nun die Beschwöhrungen vollbracht sind, wozu dem Knaben oder der Jungfrau, welche solche verrichtet, der Daumen von der rechten Hand mit Baum-Oel müssen geschmieret werden, so erscheinet er bißweilen bald, auch wohl das erste mahl gar nicht. Zu einigen Zeiten lässet er sich sehen wie ein kleiner Knabe, ein ander mahl wie ein kleiner Vogel, treibet auch wohl dann und wann seinen Spaß, aber nur mit dem Beschwöhrer."

Das Problem, um dessen Lösung es sich hier handelt, wird also schon schwieriger: im ersten Fall war die fragliche Erscheinung, welche die Antwort erteilt, ein Mann in der damals getragenen Tracht, im zweiten ein Engel, im dritten ein Knabe oder ein Vogel; die dramatische Entwickelung der Handlung ist also fortgeschritten und wird in der in genanntem Werk sich gleich anschließenden „Wahrsagerey durch den Cyprianum" noch komplizierter. Hier heißt es: „Zu der Zeit eines glorwürdigsten damahls regierenden Monarchen[1]) kame ein Italiäner zu einem Cammer-Diener desselbigen und offerierte durch denselbigen seinem Principalen ein Arcanum, durch welches Ihro Majestät täglich wissen könten, was der König in Frankreich in seinem geheimsten Cabinete verrichtete. Sein Anbringen aber ward nicht angenommen, sondern ihme wurden 1000 Rthl. geschenkt, und der Anthor damit abgedankt. Der Cammer-Diener hingegen, welcher bei weitem so gewissenhaft nicht ware, als sein hoher Prinzipal, nahm die Kunst für sich und verführte nachmals Andere damit. Sie bestehet darinnen, daß man einen jungen keuschen Knaben oder reine Jungfrau habe, die den heil. Cyprianum beschwöhret, daß er ihr in der Hand den Salomonem sehen lasse; alsdann erscheinet der rothbärtige Salomon mitten in der Hand[2]) auf seinem Throne, mit dem Scepter in einer Hand, und den Dolchen in der andern, und an jeder Seite sitzet ein Minister. Wann solche Erscheinung vorhanden ist, so haltet der Jüngling oder die Jungfrau die Hand vor das Ohr, und fragt, was verlangt wird, so antwortet der Geist oder Salomon.

Die Erzählung von dem rotbärtigen Geist Salomon klingt höchst abenteuerlich, findet aber doch ein Analogon in der Neuzeit, dessen Thatsächlichkeit zweifellos dargethan ist, nur daß die dramatische Handlung noch weiter ausgeschmückt ist und einen orientalisch-mohammedanischen Charakter trägt, in ihren Grundzügen aber genau derselbe Vorgang ist, wie er sich in den bisher mitgeteilten Erzählungen abspielt.

Das Ereignis wird von William Lane erzählt[3]) und von Lord Prudhon, Major Felix, dem englischen Residenten Salt in Kairo und

---

[1]) Vermutlich entweder Kaiser Ferdinand III oder Leopold I, weil der Verfasser der „Geheimnisse" zc. ein süddeutscher Edelmann war, der von seinem etwa in die Mitte des 17. Jahrhundert fallenden Aufenthalt in Wien mancherlei die Magie betreffende Anekdoten erzählt.

[2]) Die natürlich mit Öl und Ruß bestrichen ist.

[3]) Vgl. Lanes Darstellung in: An account of the manners and Customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833—34 and 35, partly from notes made during a former visit to that country in the years 1825, 26, 27, 28, by Edward William Lane. 2 Vol. Lond. 1837. Ferner Quarterly Review Nr. 117, Juli 1837. S. 203, und Görres: „Christl. Mystik", III S. 603. Da der Bericht unvollständig in viele hierher gehörige Werke überging, so dürfte es am Platze sein, ihn einmal vollständig zu geben.

einer fünften ungenannten hochgestellten Persönlichkeit bezeugt. Diese Engländer und der Franzose Delaborde hatten gehört, der Scheich Abd el Kader el Moghrebi[1]) sei ein Meister in der Ausübung der Onimantie und habe durch dieselbe schon einen Dieb im Hause Salts entdeckt, weshalb sie sich mit dem Magier verständigten und mit ihm gemeinsam oder auch einzeln zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Orten mit ihm operierten; sein Verfahren war das folgende: „Ein noch nicht mannbarer Knabe, eine Jungfrau, eine schwangere Frau, oder eine schwarze Sklavin, wie sie sich eben bieten, werden gewählt, um die Gesichte zu schauen und die geschauten auszusprechen. Dem Gewählten zeichnet der Magier mit der Rohrfeder in die rechte flache Hand mit schwarzer Tinte ein Viereck in dieser Form, und indem er in die kleineren Quadrate

2	9	7
3	4	6
5	1	8

die neun Zahlenziffern in der vorgestellten Ordnung eingeschrieben, gießt er in die Mitte des größten etwa einen halben Theelöffel voll derselben dicken Tinte, so daß sie einen Ball von der Dicke einer Pistolenkugel und in ihr einen Spiegel bildet, in dem er das Individuum sich zuerst selbst beschauen läßt. Zuvor hat er auf einen schmalen Streifen Papier einen arabischen Zauber aufgeschrieben, einen Teil des 21. Verses des 50. Kapitels vom Koran, lautend: „Und dies ist die Entfernung, und wir haben entfernt von dir deinen Schleier, und dein Gesicht ist heute scharf. Wahrheit! Wahrheit!“ — Ein anderes Papier nimmt dann die gleichfalls arabische Anrufungsformel auf: „Tarschun! Tarzuschun! kommt herab! kommt herab! seid zugegen! wohin sind gegangen der Fürst und sein Herr? wo ist El-Ahhmar? Der Fürst und sein Heer? erscheint ihr Diener dieser Namen!“ — Tarschun und Tarzuschun sind nach der Deutung des Magiers die ihm dienstbaren Geister, El-Ahhmar ist also der Geisterfürst; die Formel wird in sechs Streifen zerschnitten. Der Knabe wird nun vor dem Magier auf einen Stuhl gesetzt, in die Mitte der Gesellschaft, die beide ein Kreis umgiebt; ein Becken mit glühenden Kohlen wird zwischen den Knaben und den Meister gestellt, der von einem zwiefachen Weihrauch, Takeh mabachi und Konsonbra Diaon genannt, zu gleichen Teilen in das Kohlenbecken wirft, von Zeit zu Zeit

[1]) Offenbar haben wir in diesem Abd-el Kader (el Moghrebi d. i. dem Westländer) den aus Mascara stammenden berühmten Gegner der Franzosen zu sehen, der sich zu Ende der zwanziger Jahre in Kairo aufhielt und 1830 in seine Heimat zurückkehrte; derselbe galt als Wunderthäter.

indische Ambra beifügend, so daß ein dicker Rauch das Zimmer erfüllt und unangenehm auf die Augen wirkt. Er steckt das Papier mit den Worten aus dem Koran dann in den Vorderteil der Mütze des Knaben, wirft einen der mit der Anrufungsformel beschriebenen Papierstreifen in die Kohlen,[1]) und indem er nun die arabischen Worte

Anzilu aiuha el Dschemiona el Dschennum
Anzilu betakki matalahontonhon aleikum
Taricki, Anzilu, Taricki.
2 3 2

mit einer gewissen notwendig inne zu haltenden Kadenz, die letzte Hälfte meist in der bezifferten Ordnung wiederholend, murmelt oder singt, unterbricht er dieses Rezitativ nur, indem er den Knaben, dessen Hand er immerfort in der seinen hält,[2]) fragt: ob er etwas in dem Tintenspiegel sehe. Der Antwort „nein" auf die erste Frage folgt eine Minute später ein Zittern des Knaben, der nun ausruft: „Ich sehe einen Mann, der mit dem Besen den Boden fegt."[3]) „„Sage mir, wenn er fertig ist,"" erwidert der Magier, und fährt mit der Beschwörung fort. „Jetzt ist er zu Ende!" ruft der Knabe, und jener unterbricht wieder sein Murmeln mit der Frage: ob er wisse, was eine Fahne sei, und da die Antwort bejahend ausfällt, so erwidert jener: „„so sprich denn, bring eine Flagge."" Der Knabe that so und sagte bald: „er hat eine gebracht." — „„Welcher Farbe?"" — „Rot." — So ließ er ihn nach einander eine schwarze, weiße, grüne, blaue fordern, bis er sieben vor sich sah.[4]) Während dessen hatte der Magier den zweiten und dritten Papierstreifen mit Anrufungen in das Feuerbecken geworfen, dabei neues Rauchwerk aufgelegt und sang mit steigender Stimme an der Beschwörung fort. Nun hieß er den Knaben fordern, daß des Sultans Zelt aufgeschlagen werde, es geschah; Truppen wurden dann verlangt; sie kamen und schlugen dann ihr Lager um das grüne Zelt ihres Herrn auf; sie mußten nun in Reihe und Glied treten, und der vierte und fünfte Streifen wurden ins Feuer geworfen. Ein Ochse mußte herbei geschafft werden; vier Männer brachten ihn auf Begehren des Knaben geschleppt; drei andere schlugen ihn, er wurde geteilt, in Stücken ans Feuer gesetzt, und als alles bereitet war, wurde es den Soldaten vorgesetzt; sie aßen und wuschen darauf ihre Hände. Das alles beschrieb der Knabe, als ob er es vor sich sehe."

„Das alles kehrte unveränderlich bei jeder einzelnen solchen Handlung und bei jedem Knaben wieder und endete damit, daß der Magier ihm gebot, den Sultan zu fordern, der sofort mit schwarzem Barte, grünem Banisch und einer hohen roten Kappe bedeckt, auf einem Braunen zu seinem Zelt ritt, niedersaß, Kaffee trank und die Aufwartung seines Hofes annahm. Nun sagte er (der Magier) zu der Gesellschaft: „„welche Frage irgend jemand thun möchte, jetzt ist es an der Zeit"". Lane forderte nun Lord Nelson; der Magier gebot dem Knaben zu sagen: „mein Meister grüßt dich und begehrt, daß du den Lord Nelson bringest; bring ihn mir vor Augen,

---

[1]) Die ganze Operation und die Beschwörungsworte erinnern sehr lebhaft an die mittelalterliche Theurgie, welche durch die Sarazenen in Spanien und die Kreuzzüge sehr viele orientalische Elemente zu den altklassischen und nationalen Bestandteilen aufnahm.

[2]) Wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

[3]) Offenbar die dramatisierte Befreiung des hellsehenden psychischen Vermögens von störenden Einflüssen.

[4]) Die sieben Fahnen entsprechen demnach den sieben Farben, welche die Astrologie den Planeten zuerteilt. Rot ist die Farbe des Mars, schwarz des Saturn, weiß des Mondes, grün der Venus, blau des Jupiter; demzufolge hatten die beiden letzten Fahnen die graue Farbe des Merkur und die goldgelbe der Sonne getragen.

daß ich ihn sehe, eilig![1])" Der Knabe that dies und sagte allsofort: „ein Bote ist abgegangen und bringt jetzt einen Mann in schwarzer (dunkelblau ist bei den Orientalen schwarz) europäischer Kleidung, der Mann hat seinen linken Arm verloren." Er hielt dann einige Augenblicke inne; darauf tiefer und angestrengter in die Tinte sehend, sagte er: „nein, er hat den linken Arm nicht verloren." Er hielt dann einige Augenblicke inne: „er hat ihn vor der Brust." Nelson pflegte den Ärmel des verlorenen Armes vor der Brust zu befestigen; aber er hatte nicht den linken, sondern den rechten Arm verloren. Ohne von dem Mißgriff etwas zu sagen, fragte Lane den Magier, ob die Gegenstände in der Tinte erschienen, als wenn sie vor Augen ständen, oder wie in einem Spiegel. Wie in einem Spiegel, war die Antwort, und das erklärte den Irrtum des Knaben vollkommen, der übrigens von Nelson nie etwas gehört zu haben schien, da er nur nach mehreren Versuchen den Namen aussprechen lernte. Der andere, den er forderte, war ein Ägypter, der lange als Resident in England sich aufgehalten und, als Lane sich eingeschifft, an langwieriger Krankheit bettlägerig war. Der Knabe sagte: „Hier wird ein Mann auf einer Bahre herbeigebracht, der in ein Betttuch eingehüllt ist"; er beschrieb dabei sein Gesicht als bedeckt, und ihm wurde gesagt, er solle verlangen, daß es enthüllt werde. Er that es und sagte dann: „sein Gesicht ist blaß, und er hat einen Schnurrbart, aber keinen Bart," was richtig war. Bei einer dieser Gelegenheiten war ein Engländer zugegen, der die Sache lächerlich machte und sagte: „„nichts werde ihm Genüge leisten, als eine völlig ähnliche Erscheinung seines Vaters"", von dem er sicher wußte, daß keiner der Anwesenden ihn kenne. Nachdem der Knabe ihn bei seinem Namen gerufen, beschrieb er einen Mann in fränkischer Kleidung, eine Brille tragend, die Hand ans Haupt gelegt, mit dem einen Fuße auf dem Boden aufstehend, den andern aber hinten aufgehoben, als ob er von einem Stuhle aufstehe. Diese Beschreibung war genau in jeder Beziehung, die Lage der Hand wurde durch ein anhaltendes Kopfweh herbeigeführt, die des Fußes aber war durch einen Sturz vom Pferde auf der Jagd veranlaßt worden.

Delaborde seinerseits verlangte den Herzog de la Rivière[2]). Der Bote wurde abgesendet, und ein Offizier wurde vor den Sultan gebracht, in Uniform, mit Silberborden um den Kragen, Aufschlägen und einem Hut. Delaborde war verwundert, denn der Herzog ist der einzige in Frankreich, der als Oberjägermeister solche Borden trägt. Er fragte bei dieser Gelegenheit den Knaben, woran er den Sultan erkenne. Dieser erwiderte: „seine Kleidung ist prächtig, seine Hofleute stehen vor ihm, die Arme gekreuzt vor der Brust und bedienen ihn; er hat den Ehrenplatz auf dem Divan, und seine Pfeife und Kaffeekanne glänzen von Diamanten." Auf die weitere Frage, woran er denn erkennt, daß der Sultan nach dem Herzog gesendet, erwiderte er: „ich hörte seine Worte in meinen Ohren und sah seine Lippen sich dazu bewegen." Ein andermal verlangte jemand von der Gesellschaft Shakespeare. Als der Knabe, ein Nubier, die Gestalt vor sich sah, brach er in Lachen aus und sagte: „hier ist ein Mann, der hat den Bart unter seiner Lippe und nicht am Kinn und hat etwas auf dem Kopf wie einen umgestürzten Becher[3])" „„Wo lebte er?"" fragte ein anderer; „auf einer Insel," war die Antwort.

---

[1]) Es ist zu bemerken, daß Nelson am 21. Oktober 1805 bei Trafalgar fiel und wohl weder Abd-el-Kader noch der Knabe etwas von dem Äußeren seiner Person wußten.

[2]) „Revue des deux mondes", Jahrg. 1833. Augustheft.

[3]) Bekanntlich trug Shakespeare in den letzten Lebensjahren Schnurrbart und Unterlippebart, eine sogenante „Mücke"; der umgestülpte Becher ist der steife etwas ausgebaucht konische spanische Hut mit schmaler Krempe.

Das war der Verlauf der Handlung, die indessen nicht zu jeder Zeit und mit gleichem Erfolg gelang, wo das Fehlschlagen dann in der Regel dem Wetter, der Dummheit des Knaben oder seinem nicht gehörigen Alter zugeschrieben wurde. Zeigte er Furcht oder Unruhe bei den Gesichten, so wurde er entlassen und ein andrer für ihn eingestellt. War er ermüdet, oder sollte die Sache zu Ende gehen, dann legte der Magier ihm die Daumen auf seine Augen, einige Beschwörungen hersagend, und nahm ihn dann von seinem Stuhle weg[1]). Der Knabe versuchte dann wohl noch einmal, in die Tinte zu sehen, um die schönen Dinge wieder zu erblicken. Er kam dann bald zu sich und wurde sehr fröhlich in Erinnerung dessen, was er gesehen, gefiel sich darin, es wieder zu erzählen, immer neue Umstände hinzufügend, so daß man nicht zweifeln konnte, daß er die Erscheinungen wirklich geschaut.[2])

Statt des Knabens hatte er auch einst ein junges englisches Mädchen genommen, und als er ihre Hand bereitet, sah das Kind, nachdem es eine Zeitlang in die Tinte geschaut, einen Besen, der kehrte, ohne daß ihm ein Mann geführt, und erschrak darüber so sehr, daß sie nicht länger mehr hinblicken mochte. Der Magier hatte bei einem dieser Versuche des anwesenden Leo Delaborde gespannte Aufmerksamkeit und die Macht, die sein Blick auf die Person des Europäers übte, wohl bemerkt und sagte ihm, als er den Knaben entlassen, er sei sicher, durch ihn den gleichen Erfolg wie mit dem Entlassenen zu erzielen. Die Gesellschaft drang in ihn, den Versuch zu wagen; nur ungern gab er der Aufforderung nach und sah in kurzer Frist seine Gestalt, seine Augen sich trüben im Schwanken der Flüssigkeit, sah auch bald etwas; aber ein Grauen wandelte ihn an und er brach ab, vorwendend, es sei vergebens, er sehe nichts.

Er kaufte ihm (Abd-el-Kader) indessen später um 30 Piaster das Geheimnis ab und übte das Gelernte sogleich an seiner Seite mit Erfolg am Knaben desselben aus. Schnell nach Alexandria berufen, setzte er die Versuche um so eifriger fort, weil er dort ein Einverständnis des Magiers mit den Knaben, die er überdem in den entlegensten Quartieren der Stadt aufsuchte, nicht fürchten durfte, und es gelang ihm damit, wie er sagt, wunderbar. Unter andern ließ er eines Tages Lord Prudhon, der in Kairo war, erscheinen, und der Knabe, in der Beschreibung seines Anzugs, den er ganz genau angab, sagte unter andern: „sieh, das ist sonderbar, er hat einen Säbel von Silber." In der That war der Lord fast der Einzige in Afrika, der einen Säbel in silberner Scheide trug. Ein andermal sollte er einen Dieb im Hause des Dragoman Msarra in Kairo entdecken; aber der Bote wollte trotz vielen Rauches und starker Beschwörungen nicht erscheinen. Endlich kam er doch und gab die Beschreibung seiner Gestalt und von Bart und Turban, daß man nicht zweifeln durfte, er stehe vor ihm."

Auch ein Engländer, der lange in Ägypten gewohnt, lernte die Kunst vom Magier. Der anonyme Berichterstatter im Review wollte eine Probe damit anstellen und sandte nach einem Knaben. Der Prozeß wurde durchgemacht und gelang vollkommen. Begierig zu erfahren, worin das Geheimnis bestehe, erfuhr er, daß es ihm nur durch genaue Wiederholung der Formeln, die ihm der Magier gelehrt, gelungen sei.[3]). Er sei übrigens keiner Art von Gewalt oder Einfluß auf das Kind sich bewußt, und es finde durchaus kein geheimes Einverständnis von dieser

---

[1]) Also das bekannte Erwecken aus dem hypnotischen Schlafe; dagegen läßt
[2]) nicht auf hypnotische Suggestion schließen.
[3]) Das dürfte wohl fraglich sein.

Seite statt; und obgleich er später den gleichen Versuch noch mehrmal mit dem gleichen Erfolg wiederholte, sagte er doch immer, er wisse durchaus nicht, wie das alles also vor sich gehe.

Augenscheinlich beruht dieses interessante Experiment auf hypnotischer Grundlage, wie auch durch Abd-el-Kader selbst bestätigt wird, welcher sagt:[1] „Ich habe außerdem die Gewalt, jemand auf der Stelle einschlafen zu lassen oder zu bewirken, daß er niederstürzt, sich auf der Erde wälzt, in Wut gerät und doch mitten in diesen Anfällen mir Rede stehen und seine Geheimnisse enthüllen muß. Gefällt es mir noch, dann lasse ich irgend eine Person auf einem Taburett niedersitzen, und indem ich mit besondern Manipulationen mich um dieselbe bewege, bewirke ich, daß er auf der Stelle einschläft, so jedoch, daß er mit offenen Augen spricht und sich benimmt, als sei er ganz und gar wach, was dann zu den wunderbarsten Ergebnissen führt." Daß die geschaute Vision aber eine hypnotische Suggestion sei, wird dadurch widerlegt, daß die benutzten Medien die Erinnerung an das Geschaute behalten: wir haben es dagegen offenbar mit einem durch Hypnotismus erzeugten Hellsehen zu thun, welches so lebhaft ist, daß die Erinnerung an die Vision in das Tagesbewußtsein herübergenommen wird.

Wir kommen nun zu dem Kern unseres Problems: alle Berichte stimmen darin überein, daß irgend eine Persönlichkeit, ein Mann in (wahrscheinlich spanischer) Modetracht, ein kleiner Knabe oder Vogel, ein Engel, rotbärtiger, „Salomon" genannter König mit zwei Begleitern oder ein Sultan mit seinem Hofstaat, erscheint und entweder durch geflüsterte Worte oder öfter noch durch hervorgerufene Visionen Antwort giebt. Offenbar sind alle diese wechselnden Erscheinungen dieselbe Wesenheit in wechselnder Tracht. Haben wir dieselbe nun als unser transscendentales Subjekt anzusehen oder nicht? Die dramatische Spaltung unseres übersinnlichen Ichs im Traum und bei den mannigfachsten mystischen Erscheinungen ist bekannt genug, aber — meines Wissens — kommt nie der Fall vor, daß unser gespaltenes Ich in dieser Weise erscheint und auf seinen Befehl die geschilderten Schauspiele aufführen läßt. Außerdem ist das überall durchschimmernde Grundschema doch zu eigenartig, als daß es in den psychologisch-physiologischen Gesetzen unserer Natur zu suchen sein sollte; woher kommt das sich stets wiederholende Ceremoniell der Visionen vom Kehrbesen an bis zum Sultan, und warum, nach welchem psychologischen Gesetz, muß sich je nach der Nationalität das transsendentale Subjekt gerade als Mann in Modetracht, als Salomon, als Sultan u. s. w. respräsentieren, die trotzdem offenbar dieselbe Wesenheit in wechselnder Maske sind? W e r i s t a l s o d i e s e r M a n n?

Fast möchte man an die Flagae oder Flaga des Paracelsus denken, von denen er sagt[2]: Also verstehet auch die Nektromantiam, daß die Heimlichkeit der Menschen, vnd dasjenig so sie verbergen, auch die feind so solchs wissen, nicht allein, daß einer vermein, darumb daß niemandt bey jm ist, dasselbig allein wisse, Sondern es ist noch etwas das wir Menschen nicht sehen, das bey vns ist in vnsern

[1]) Am angef. Ort.

[2]) Philosophia sagax Lib. I. cap. 5.

verborgenen Worten vndt Wercken, der mit demselbigen reden kann, vnd weiß mit jm zu handeln, der erforschet alles das, so der Mensch gar verschlossen zu seyn vermeint. Vnd dieselbigen, die also des Menschen Heimlichkeit wissen, die heissen Flagae, der sie überwinden kann, vnd dahinbringen, daß sie gehorsam vnd willig werden, vnd solchs offenbaren, wie ein Diener, der vberwunden wird, derselbige kan Nectromantiam, vnd ist ein Nectromanticus."

„Nuhn seynd mancherley weg durch die verstanden wirt die Flaga zu erkundigen, jedoch ist allein der Proceß. Nichts ist so heimlichs, das nit offenbar werde; Sollen nun die heimlichkeiten also offenbar werden, so ist vonnöthen, daß derselbig der das geredt hat, ein weg gemacht hab, durch welchen es offenbar mag gemacht werden. Also folgt auf das die Kunst Nectromantia, daß dieselbige Flaga dieser Kunstkrafft müssen gehorsam sein, vnd auf dasselbig sichtbar machen, durch ein Spiegel, Prillen[1]), Koln,[2]) ꝛc. und nicht allein sich selbs, sonder auch dasjenig, das der verborgen hat, des Flagum es ist.[3]) Vnd wo solchs nicht sichtbar durch die Kunst erfordert wirdt, so muß es doch vnsichtbar geschehen jrer Figur halben, durch deuten, zeigen vnd dergleichen. Also werden gefunden die verborgenen Schätz, also werden verschlossen Brieff gelesen, also wirdt nackendt und bloß gesehen was verdeckt ist, Also wird gezeigt die Statt, da das verborgen liegt, vnd wird hinzu bracht was entfremdt ist. Vndt was mit Güte nit geschehen mag, das geschehe mit gewalt,[4]) wie ein Oberkeit mit gewalt dahin zu eröffnen treibt. Also ist Nectromantia ein Kunst in gute oder gewalt zu handeln. Dann wie der Mensch dem Kaiser unterworffen muß seyn, vnn vnter seinem Schwerdt geregieret wirdt, Also möglich ist's auch die Flaga zu zwingen, daß sie sich offenbar machen in Spiegeln, Barillen, Kolen, Näglen[5]) ꝛc Auch daß sie zeigen vndt deuten durch Ruthen, durch Bley,[6]) durch Stein[7]) ꝛc. Auch daß sie Kertzen ausleschen,[8]) und dergleichen, auff daß das heimlich offenbar werde."

---

[1]) Es sind hier nicht unsere Brillen, sondern Krystalle gemeint, welche das Mittelalter Barille nannte.

[2]) Der bei der Onimantie mit Öl in die Hand gestrichene Ruß (Kohlen).

[3]) Demnach wären der Sultan, Salomo ꝛc. als Flaga zu betrachten.

[4]) Also entweder freiwillig durch mediumistische Begabung, oder gezwungen durch theurgische Kunst.

[5]) In einem mit Ruß und Öl bestrichenen Fingernagel.

[6]) Durch Bleigießen.

[7]) Durch Geomantie.

[8]) Auf gewisse Art zubereitete Kerzen sollen über vergrabenem Metall auslöschen (vielleicht ein odischer Vorgang).



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Aus einem Familienkreise.

Erlebnisse, auf übersinnliche Kausalität zurückgeführt.

Von

Dr. med. August Weiße.

Da in der „Sphinx" wiederholt die Aufforderung an die Leser gerichtet wurde, durch Mitteilung ihnen bekannter Thatsachen übersinnlicher Natur das unternommene Werk zu unterstützen, berichte ich[1]) hiermit einiges aus meinem Familienkreise, das freilich weder auf besondere Neuheit noch Merkwürdigkeit Anspruch machen kann. Ich meine aber, daß, wenn jeder Leser der „Sphinx" auch nur das kundgeben würde, was er selbst erlebt, oder von ihm nahestehenden, durchaus glaubwürdigen Personen als zweifellos wahr erfahren hat, ein Thatsachenmaterial gewonnen werden könnte, das durch seine Masse allein schon geeignet sein würde, auch den hartnäckigsten Zweifler stutzig zu machen.

An meinem Hause habe ich mehrere Weinstöcke, deren Wachsen und Gedeihen meinem alten Schwiegervater, einem ehrwürdigen evangelischen Pfarrer, stets eine herzliche Freude bereitete, so oft er meinen Garten betrat. Besonders liebte er einen derselben, der den wärmsten und sonnigsten Stand hatte und dementsprechend auch immer die zahlreichsten und edelsten Früchte hervorbrachte. Im Frühherbst des Jahres 1884 zeigte sich nun an diesem Rebstocke die auffallende Erscheinung, daß die Hälfte seiner am Hause emporrankenden Äste mit zugehörigen Blättern und Trauben ganz langsam zu welken begann und darnach vollkommen verdorrte, während die anderen, aus demselben Wurzelstock entspringenden Zweige durchaus gesund blieben und ihre Früchte zur Reife brachten.

Soviel Gartenkundige wir auch befragten, niemand wußte eine Ursache anzugeben. Ein junger Mann vom Lande, den wir auch gelegentlich zu dem kranken Weinstocke führten, bemerkte dabei in etwas schüchterner Weise, daß man in bäuerlichen Kreisen eine Erscheinung wie diese als Verkündigung eines nahen Todesfalles in der betreffenden Familie ansehe. Meine Frau, die dabei stand und solches hörte, und die durchaus weder nervenschwach noch abergläubisch ist, hat mir später erzählt, daß sie bei jener Rede einen ganz eigentümlichen Schauder empfunden. Ich selbst dachte

[1]) Der Einsender ist ein angesehener Arzt zu Herford in Westfalen.

und fühlte gar nichts dabei, erinnere mich aber, daß ich lachte und die angebliche Vorbedeutung sehr rasch vergaß.

Sechs Monate waren inzwischen verstrichen, als wir durch den plötzlichen, durch einen Gehirnschlag herbeigeführten Tod meines schon erwähnten, im 81. Lebensjahre stehenden Schwiegervaters in große Trauer versetzt wurden. Derselbe erfreute sich trotz seines hohen Alters noch immer einer seltenen geistigen und körperlichen Frische und Rüstigkeit und versah alle seine amtlichen Geschäfte mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, wie in seinen besten Jahren.

Am Tage, wo ihn der Schlag traf, war er noch in altgewohnter Weise zum Konfirmandenunterricht gegangen. Vor Beginn desselben wurde er jedoch von einem so heftigen Schwindel befallen, daß er die Kinder entlassen mußte und selber auch den Heimweg antrat. Auf diesem fühlte er sich sehr unsicher, fiel einmal nieder und erreichte nur mit Mühe seine Wohnung, wo ihm dann allmählich die Sinne schwanden.

Merkwürdig hierbei ist, daß seine Frau drei bis vier Monate vor diesem Ereignisse dasselbe nachts im Traume fast genau so sah, wie es sich später in Wirklichkeit zutrug.

Die Mutter meiner Frau hat überhaupt in ihrem Leben mancherlei Gesichte gehabt und so z. B. zweimal sich selber gesehen. Als sie einst ihren Garten betrat, um Erbsen zu pflücken, bemerkte sie, daß schon eine andere Person mit dieser Arbeit beschäftigt war. Neugierig, zu erfahren, wer es sei, nähert sie sich raschen Schrittes dem Erbsenbeete und als nun die Fremde sich umwendet, erkennt sie zu ihrem Verwundern, daß sie es selbst ist. Ein anderes Mal begab sie sich in ein bestimmtes Zimmer, um aus einer dort befindlichen Kommode etwas zu holen. Beim Eintritt nun bemerkt sie, daß eine andere Person schon in der betreffenden Lade sich zu schaffen macht und abermals ist dieselbe ihr leibhaftiges Ebenbild.

Vielleicht ist noch das folgende erwähnenswert. Meine Schwiegermutter sitzt vor längeren Jahren einmal abends mit ihrem Manne allein zusammen, sie mit einer Handarbeit, er mit Lesen beschäftigt. Es überkommt sie eine leichte Müdigkeit, der nachgebend sie die Augen schließt und den Kopf ein wenig zurücklehnt. Da auf einmal wird es helle vor ihren Augen, sie erkennt nun ganz deutlich die Bielefelder Chaussee und auf dieser einen langen, feierlichen Leichenzug langsam herannahen. Alles tritt so klar hervor, daß sie die begleitenden Wagen zählen kann, die Farbe der vorgespannten Pferde unterscheidet und auch deutlich die Gesichter der auf den Wagen befindlichen Personen erkennt.

Andern Tages machten die Schwiegereltern, wie das so ihre Gewohnheit war, zusammen einen Spaziergang, kamen dabei zufällig an das Bielefelder Thor und durch dasselbe auf die Chausse, die meiner Schwiegermutter am Abend vorher so deutlich vor die Augen getreten war. Ein Viertelstündchen mögen sie gegangen sein, als, beiden sichtbar, ein Leichenzug daherkommt, den beim Vorbeiziehen meine Schwiegermutter nun in allen Einzelheiten genau so wieder erkennt, wie sie ihn am letzten Abend im Bilde geschaut.

Ich bemerke hier nebenbei, daß meine Schwiegermutter eine sehr gesunde, äußerst wahrheitsliebende Frau von durchaus nüchterner und verständiger Denk- und Empfindungsart ist. In ihrer Jugend war sie schön und blühend, und auch jetzt sieht ihr niemand an, daß sie schon 72 Jahre zählt. Sie gleicht sehr ihrer Mutter, die ein Alter von 86 Jahren erreichte. Jeder, der sie genauer kennt, wird ihr gern das Zeugnis einer geistig und körperlich recht gesunden Frau erteilen.

Eine Schwester meiner Schwiegermutter war ähnlich veranlagt, wie das z. B. aus dem folgenden Begebnis hervorgeht. Als junges Mädchen, noch im elterlichen Hause weilend, sagt sie eines Morgens zu den am Frühstückstisch versammelten Familienmitgliedern: „Wie traurig ist es doch, daß der alte Kuhhirt Meyer (eine im Hause bekannte Persönlichkeit) sich den Hals abgeschnitten hat." Großes, allseitiges Bedauern über diese That, von der noch niemand der Anwesenden etwas gehört. Nach einer Weile fragt dann einer: „Woher weißt du denn aber das, Emilie, wer hat es dir mitgeteilt?" Nun stutzt die gute Emilie, besinnt sich lang und breit, kann sich jedoch durchaus nicht mehr erinnern, wer ihr davon gesprochen, bleibt aber trotzdem fest bei der Behauptung, die Geschichte sei ganz zweifellos wahr.

Am Nachmittag sitzt der Vater der Familie am Fenster und erblickt da plötzlich den alten Kuhhirten Meyer anscheinend ganz wohlgemut die Straße heraufkommen. Es werden nun Emilie und die anderen Familienmitglieder herbeigerufen, die sich sämtlich überzeugen, daß der alte Meyer noch nach wie vor unter den Lebenden weilt; Emilie wird als Fabulantin recht gründlich ausgelacht.

Am andern Morgen lachte aber keiner mehr, denn nun ist die ganze Stadt davon erfüllt, daß sich der alte Kuhhirt in der Frühe durch einen Schnitt in den Hals selbst ums Leben gebracht, d. h. also etwa vierundzwanzig Stunden später, als es jene Emilie als bereits geschehen ihren Angehörigen mitgeteilt hatte.

An die Person dieser Dame knüpft sich auch noch eine merkwürdige Vision, die ich jedoch hier mitzuteilen nicht autorisiert bin.

Zum Schluß möchte ich mir noch eine Mitteilung gestatten aus dem Leben eines meiner Vorfahren, meines Ururgroßvaters, der im Jahre 1772 als Pfarrer zu Gohfeld bei Herford starb. Derselbe muß ein in vielen Beziehungen vortrefflicher Mann gewesen sein, denn noch bis zur heutigen Stunde hat sich sein Andenken in Gohfeld und Umgegend in merkwürdiger Weise lebendig und frisch erhalten, noch unter der jetzigen Generation zirkuliert eine Anzahl von Anekdoten über ihn, welche alle von seiner großen Herzensgüte, Wahrheits- und Menschenliebe ein beredtes Zeugnis ablegen. Wir besitzen von ihm eine gedruckte, von einer ihm nahe gestandenen Persönlichkeit verfaßte Lebensbeschreibung aus dem Jahre 1780, der ich das Folgende entnehme: „Schon in den ersten Jahren seines Amtes (als Garnisonprediger in Bielefeld) hatte Weihe eine Braut, die Tochter eines würdigen Geistlichen in seiner Heimat, der Gegend von Halberstadt. Die beiden Verlobten, die sich wegen der Freundschaft ihrer Eltern genau

kennen zu lernen reichliche Gelegenheit hatten, hegten die reinste und zärtlichste Liebe zu einander; wenn aber beide im Garten wandelten, dann weinte sie.

„Was fehlt Ihnen, meine Liebe?"

„„Ach, ich weiß, daß ich nie Ihre Gattin werden soll.""

Er bat sie dann, ihr und sein Herz mit solchen Vorstellungen nicht zu beunruhigen. Dem Anschein nach stand nichts ihrer Verheiratung entgegen, die Eltern billigten dieselbe vollkommen; der Tod nur konnte diese Liebenden trennen — und er that es. Nach seiner Verlobung war Weihe noch nicht lange wieder in Bielefeld, als ihm ein merkwürdiger Traum den Verlust seiner Geliebten kund that. Er sah sie erblaßt im Totenkleide zu sich ins Zimmer treten. „„Lieber Gott, sind Sie tot?"" Sie machte ein bejahendes Zeichen. „„Woran sind Sie gestorben?"" Sie ergriff seine Hand und legte sie sich an den Hals. Weihe stieß einen lauten Schrei aus, wovon er selbst und sein Hauswirt erwachte, welcher letztere ganz erschrocken in sein Zimmer eilte, um zu erfahren, was vorgefallen sei.

Wenige Tage später kam ein Brief von dem Vater der Braut, zwar rot gesiegelt, doch war Weihe schon genugsam von seinem traurigen Inhalt unterrichtet, vermochte ihn erst am folgenden Tage zu erbrechen, wo ihm dann mitgeteilt wurde, daß seine Geliebte an einem Halsleiden verschieden sei. Ihr Vater hatte ihr selber die Gedächtnisrede gehalten über die Worte: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam."

„Wie wenig sind wir doch von der Geisteswelt unterrichtet und wie unphilosophisch ist es, über die mannigfaltigen unerklärlichen Begebenheiten, die dahin einschlagen, in einem entscheidenden Tone abzusprechen und alles ohne Unterschied als Aberglauben oder Einbildung und Schwärmerei verdächtig machen zu wollen. Ich sage nichts von Gespenstern, aber Ahnungen, sogenannte Vorgeschichten und bedeutsame Träume sind mir wenigstens durch vielfältige, zuverlässige Beweise so glaubwürdig, daß mir derjenige lächerlich sein würde, der sie mir leugnen wollte. Müssen wir nicht tausend Dinge für wahrhalten, die wir zum Teil durch die Sinne empfinden und deren Grund und Zusammenhang wir doch nicht einsehen können?"

„Eine Schwester Weihes starb im Wochenbette. Sie hatte es vorher gesagt, wurde aber glücklich entbunden, und Weihe, damals noch ein Knabe, eilte, weil sie an eben dem Orte wohnte, gleich voll Freude zu ihr. „„Seht, Schwester, nun seid Ihr ja doch nicht gestorben."" — „Warte", sagte sie, „bis übermorgen Mittag 12 Uhr." Der Tag kam und Weihe saß mit seinen Eltern schon am Tische, als ein Bedienter eintrat mit dem Bescheid, die Familie möge eilends zu der schwer erkrankten Wöchnerin kommen, wenn sie dieselbe noch einmal lebend zu sehen wünschten. Alles stürzte sofort dahin, doch fand man die geliebte Tochter und Schwester schon in den letzten Zügen."

Soviel aus dem Kreise meiner nächsten Angehörigen. — Wollte ich alles das berichten, was mir von anderen Leuten als übersinnliche Geschehnisse im Laufe der Jahre so gelegentlich mitgeteilt worden ist, da wüßte ich wahrlich nicht, wo anfangen und wo aufhören.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Hypnotismus und Rechtspraxis.

Über diesen Gegenstand unserer Bemerkung im letzten Junihefte (S. 415), daß Polizei und Rechtswesen wohl den Verbrechern gegenüber, welche geübte und erfahrene Hypnotisten sind, unter allen Umständen wehrlos seien, findet sich im Julihefte der „Revue de l'Hypnotisme“[1]) eine sehr interessante Mitteilung des Herrn Prof. Liégeois. Derselbe berichtet dort über verschiedene Experimente, welche er mit den anderen Professoren der Universität Nancy, Liébeault und Bernheim zur Untersuchung dieser Frage angestellt hat. Diese führten ihn zu dem Schlusse, daß kein Hypnotist alle Möglichkeiten vorherzusehen vermöge, welche einen geschickten Vertreter der staatlichen Gerechtigkeit in den Stand setzen können, ihn zu entdecken. Liébeault meint, daß die hypnotischen Personen, welche zu Verbrechen mißbraucht worden seien, doch alle diejenigen Suggestionen annehmen und ausführen würden, welche wenigstens mittelbar zur Ausfindung des verbrecherischen Urhebers führen könnten, wenn solche Suggestionen nur nicht ausdrücklich gegen die von dem Verbrecher suggerierten Befehle und Verbote verstoßen.

Uns scheint diese Ansicht doch etwas zu optimistisch, denn die Versuchspersonen dieser ausgezeichneten Professoren und kraftgeübten Hypnotisten konnten freilich in deren eigenen Kliniken und Zimmern ihren zur Entdeckung führenden Suggestionen nicht widerstehen; wenn aber ein Verbrecher seinen als Werkzeug benutzten Sensitiven nicht nur alle Erinnerung an seine Suggestionen verbietet, sondern ihm auch befiehlt, überhaupt von keinem anderen hypnotisiert werden zu können, so erscheint uns in solchem Falle höchstens noch eine beharrliche Verbal-Suggestion als die einzige Hoffnung und Rettung.

Hierzu erhielten wir von Ch. Edl. von Schickh auch die folgende Bemerkung, deren tröstlicher Auffassung wir uns freuen wenigstens theoretisch recht geben zu können. Das hier Behauptete muß möglich sein, obwohl uns bisher kein Fall der thatsächlichen Ausführung bekannt geworden ist. Die neueste Fortsetzung der Mitteilungen des Herrn Prof. Liégeois im Augusthefte der „Revue de l'Hypnotisme“ (S. 35 ff.) liefert auch bereits die Vorbedingungen, um einen sicheren Erfolg in der experimentellen Bestätigung des hier gemachten Vorschlages mittelst ganz unpersönlich, in der dritten Person gefaßter Suggestionen zu erzielen, indem man also

[1]) Paris, 170 rue Saint-Antoine, Juillet 1888, S. 5—8.

scharf und fest denkt: „N. N. (der oder die zu Hypnotisierende) soll jetzt Aufschluß geben über die Sachlage dieses Falles &c." Und sonderbarer Weise scheint es, daß in solchen kritischen Fällen die bloß „übersinnliche" Willens- und Gedanken-Übertragung noch wirksamer ist als die ausgesprochene Verbal-Suggestion. Vielleicht ist anzunehmen, daß die zu Hypnotisierenden solche rein geistige Einflüsse schwerer als von außen kommende erkennen, sie also leichter für ihre eigenen Einfälle halten. **H. S.**

Wien, den 22. Juni 1888.

Auf die Frage, ob posthypnotische Suggestion mit Verbot aller Erinnerung an die fremde Beeinflussung und wohl gar noch mit Aufhebung aller anderweitigen Hypnotisierbarkeit den Verbrechern allemal den Triumph sichere, antworte ich entschieden mit: „Nein". — Indem man im wachen Zustand desselben, auf den sensitiven Verbrecher mit größter Zähigkeit die Vorstellung richtet: daß er dem hypnotischen Schlafe wieder verfallen solle, wird sein receptives, derart gehämmertes Gehirn schließlich der Hypnose sicher verfallen, — sicher, früher oder später.

Derselbe Einfluß wird dann die Erinnerung an den Urheber der That ebenfalls wachzwingen können und endlich die Auslieferung dieses Momentes ertrotzen.

Alles das wird gelingen, aber oft erst in ansehnlichen Zeiträumen; daher von Anfang an der „Verbrecher" dahin zu bearbeiten ist, daß er oftmals wieder sich dem hypnotischen Schlafe zu ergeben gezwungen wird. Es ist keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß wer einmal aus einem sogenannten normalen Menschen zu einem „Schlafmedium" umgewandelt zu werden vermochte, nicht auch ein zweites Mal, trotz Bann, dazu gebracht werden könne — durch schweigend aber intensiv auf seinen Intellekt gerichtete Willens-Übertragung. Allerdings erheischt jede Mauer einen, der die Kraft besitzt, sie auszuheben oder zu überklettern oder zu umgehen.

Wollte man mir einwenden, mein „Vorstellungs-Übertrager"[1]) laufe Gefahr, daß er den Verbrecher leicht auch unabsichtlich zu falschen Mitteilungen zwinge, so bemerke ich dawider: daß der Bezwinger eine solche Kraft sein muß, welche sich stark fühlt, jede weitere Suggestion zu vermeiden als diejenige: „Schlafe wieder hypnotisch" und: „Enthülle, was Veranlassung zu deiner That war, und wie es dies wurde." Ich füge noch hinzu, daß die größte Wirkung jene Fixierung ausübt, welche natürlich, gelassen, konsequent, mühelos vom Fixierenden selbst „halb nicht empfunden" wird, und ich spreche hierin aus eigener Erfahrung.

Ch. Edl. von Schickh.

Eine Operation in der Hypnose.

Über ein interessantes chirurgisches Experiment finden wir in einer der letzten Nummern der „Wiener medizinischen Wochenschrift" einen Be-

[1]) Die Übertragung des Vorstellungsbildes setzt den Willen dazu voraus. Ohne diesen würde das Betreffende ja überhaupt nicht vorgestellt.

richt aus der Feder des Dr. Julius Fürth, ersten Unter-Arztes an der chirurgischen Abteilung des Professors Weinlechner in Wien. In dieser Klinik wurde nämlich eine Operation an einem hypnotisierten Mädchen vorgenommen.

Über Art und Erfolg dieser Anwendung der Hypnose an Stelle der Narkose lassen wir im nachfolgenden den erwähnten Arzt berichten. Diese Mitteilung wird vielleicht vielen unserer Leser bereits aus den österreichischen und deutschen Tagesblättern bekannt geworden sein; dennoch registrieren wir dieselbe hier, weil sie für unser gegenwärtiges Kulturleben einen sehr entschiedenen und wesentlichen Fortschritt bezeichnet.

Anastasia C., 18 Jahre alt, wurde am 16. Februar auf unsere Abteilung aufgenommen und mannigfache Symptome führten zur Diagnose Hysterie. Ein sofort nach der Untersuchung vorgenommener Versuch, sie in hypnotischen Schlaf zu versetzen, gelang ohne weiteres. Die Patientin, in vollständiger Unkenntnis über die Absicht meines Experimentes, wurde aufgefordert, meinen ihr vorgehaltenen Zeigefinger zu fixieren; nach wenigen Minuten war sie in tiefen Schlaf versunken und zeigte sich sofort zur Ausführung aller hypnotischen Kunststücke sehr geeignet. Sie zeigte die Erscheinungen des leichten Somnambulismus. Sie leistete mir absoluten Gehorsam gegen alle Bewegungen und Akte, die ich ihr auftrug. Dagegen war sie absolut widerspenstig gegen Sinnestäuschungen und Hallucinationen, die ich ihr suggerieren wollte.

Die Kranke trug unter dem linken Ohr eine flache, zweimarkstückgroße, nicht verschiebbare, sie ziemlich stark entstellende, schmerzhafte Narbe, weshalb ihr Herr Professor Weinlechner vorschlug, sich diese Narbe ausschneiden zu lassen; auf diesen Vorschlag ging die Patientin sehr gerne ein, zumal wir ihr die Schmerzlosigkeit dieser Operation in Aussicht stellten. Am 11. März, in Gegenwart eines größeren Auditoriums, darunter der Direktor des Krankenhauses, Herr Professor Böhm, wurde die Kranke von mir diesmal schon in wenigen Sekunden durch die gleiche Methode hypnotisiert und hierauf für die Operation präpariert. Um nun zu verhindern, daß die Patientin die Operation durch Herumschlagen mit den Händen störe, führte ich gegen jedes Schultergelenk einen ziemlich heftigen Schlag und redete ihr dabei ein, daß dadurch ihre beiden Arme gelähmt seien (traumatische Suggestion). Einer an sie gerichteten Aufforderung, die Arme zu heben, konnte die Kranke nun auch nicht mehr nachkommen. Da die Kranke durch die Hypnose an sich, wie schon früher erwähnt, sehr empfindlich wurde, mußte ihr die für die Operation nötige Schmerzlosigkeit erst suggeriert werden; das geschah durch einen mehrmals an sie gerichteten, ziemlich energischen Befehl, nun nichts mehr zu spüren. Die Patientin hat mir auch dieses Mal den Gehorsam nicht verweigert und Herr Professor Weinlechner konnte zur Vornahme der Operation schreiten.

Nachdem die Operation beendet, die Kranke verbunden war, forderte ich sie auf, ihr blutiges Hemd auszuziehen; sie konnte aber diesen Wunsch nicht erfüllen, ich hatte vergessen, daß ihre Arme gelähmt seien. Durch leichtes Streichen derselben und durch einen gleichzeitig ausgesprochenen Gegenbefehl wurde deren Beweglichkeit leicht wiederhergestellt.

In den weiteren Bemühungen um die Kranke kam uns dieselbe in sehr angenehmer Weise zu Hilfe. Auf unser Geheiß wechselte sie nun ihre Wäsche, stieg vom Operationstisch herunter, trat in die Hausschuhe und ließ sich, immer mit geschlossenen Augen, ohne Widerstreben aus dem Operationslokal in einen daranstoßenden Krankensaal zu einem Bett führen, in das sie sich hineinlegte und ruhig weiterschlief.

Ich sagte ihr nun, daß die Operation vorbei sei, daß sie nach einer Stunde — um 11 Uhr — aufwachen müsse, daß sie aber auch dann keine Schmerzen haben

werde, und da sie nun schon im Erfüllen unserer Wünsche begriffen war, verlangte ich, daß ihre Wunde nicht eitere.

Während des eine Stunde währenden Schlafes hat sie mehrmals meinen Namen genannt und als ich ihr meine Anwesenheit zu erkennen gab, klagte sie über Durst und verlangte zu trinken; ein ihr dargereichtes Glas Wasser hat sie mit großem Behagen ausgetrunken; als ich einige Minuten vor 11 Uhr fragte, warum sie noch nicht aufwachte, da antwortete sie, daß noch einige Minuten an 11 Uhr fehlen, und erst als die im Krankenzimmer befindliche Uhr auf 11 zeigte, fuhr sie jäh auf. Sie war sehr ungehalten darüber, daß sie sich in einem Krankensaal für Männer befand — aus äußeren Gründen hatte ich sie nämlich nicht sofort in ihr eigenes Bett gebracht —; auch wollte sie sich den Verband herunterreißen. Auf gütiges Zureden hat sie sich aber bald beruhigt, war sehr zufrieden, daß sie die Operation überstanden hatte, und hat weder an demselben, noch an den folgenden Tagen über irgend welche Schmerzen geklagt. Über die Vorgänge in der Hypnose bestand bei der Kranken vollständige Amnesie. Die Wunde heilte ohne die geringste Eiterung, was ich natürlich nicht als Erfolg der Suggestion anzusehen brauche; der Gewinn der Operation ist ein nicht unbedeutender. G. B.

Hypnotische Tagesneuigkeiten.

Somnambulismus in Polizeidiensten.

Durch fast alle französischen, belgischen und deutschen Blätter geht folgende Mitteilung aus Paris, vom 27. Juni 1888.

Seit zwei Wochen war Madame Thieulent, die Witwe eines Hauptmanns, aus ihrer Wohnung, 19 Rue Richelieu, verschwunden und hatte weder ihrer in der Nähe von Paris wohnenden Tochter, noch anderen Anverwandten ein Lebenszeichen gegeben. Einer dieser Verwandten, ein Polizeiinspektor, hatte mehrmals nach ihr gefragt und vom Portier erfahren, daß ein Unbekannter sich gleichfalls nach Frau Thieulent erkundigt, aber sich geweigert hatte, seinen Namen zu sagen. Er vermutete ein Verbrechen und erstattete daher Anzeige bei der Staatsanwaltschaft.

Der Untersuchungsrichter Benezech wurde mit der Angelegenheit betraut, der Polizeikommissär des Viertels fahndete nach dem geheimnißvollen Unbekannten. Die Register der Krankenhäuser und der Morgue wurden durchsucht; Alles umsonst. Von der Verschwundenen ließ sich keine Spur entdecken. In Verzweiflung kam der Polizeiinspektorauf den Gedanken, eine Somnambule zu befragen. Und wunderbar! Kaum war die Sibylle in magnetischen Schlaf gesunken, als sie ein Traumgesicht zu schildern begann: sie sah eine Frau, auf einem Schmerzenslager hingestreckt, und beschrieb die Kranke genau nach den ihr unbekannten Zügen der Frau Thieulent. Der Polizeiinspektor teilte dies dem Untersuchungsrichter mit, der ihm nach einigem Bedenken den Rat gab, zur Wahrsagerin zurückzukehren und sie eingehender zu befragen. Die Somnambule wußte nun zwar nicht den Namen des Orts zu nennen, wo die Vermißte lag, aber sie schilderte den Weg, der zu ihr führte, und das Haus, in welchem sie sich befand, so ausführlich und genau, daß der mit gespannter Aufmerksamkeit Zuhörende sofort das Hospital Lariboisière, das große Krankenhaus neben dem Nordbahnhofe erkannte. Die Seherin erklärte sogar noch näher, daß sie die Kranke links in einem Saal des Erdgeschosses liegen sehe.

Der Inspektor begab sich an die bezeichnete Stelle und wirklich, da lag Frau Thieulent gelähmt und bewußtlos. Sie war vom Imperial eines Omnibusses gestürzt und schwer am Kopf verwundet. Seit 16 Tagen hatte sie nur unartikulierte Laute von sich gegeben. Am Tage nach ihrer Auffindung wurde der verdächtige

Unbekannte verhaftet, als er sich wieder in der Rue Richelieu 19 einstellte. Er hatte die Frau Thieulent nach ihrem Sturze aufgehoben und dabei die aus ihrer Tasche gefallenen Briefschaften eingesteckt, die er in der Hoffnung, für seine Hilfeleistung einen Lohn zu erhalten, der Eigentümerin persönlich zurückerstatten wollte. So erklärte sich der Mangel an jedem Ausweis über die Persönlichkeit der Verunglückten. Die wunderliche Art ihrer Entdeckung wurde vom Polizeikommissär des Palais-Royal-Viertels zum Gegenstande eines amtlichen Berichtes an die Präfektur und an die Staatsanwaltschaft gemacht.

Ferner wird der „Vossischen Zeitung" in Berlin (vom 4. Juli 1888) folgender Fall von Suggestion im Dienste der Chirurgie berichtet aus

Brüssel, vom 3. Juli 1888.

Im Haag ist dem „Lütt. Journ." zufolge eine bemerkenswerte Anwendung des Hypnotismus im Interesse der Chirurgie vorgekommen. In einem dortigen Krankenhause sollte an einem jungen Manne eine schwierige und viel Zeit in Anspruch nehmende Operation gemacht werden. Da der Zustand des Kranken das Chloroformieren nicht gestattete und eine Kokaineinspritzung nicht ausreichte, so beschlossen die Ärzte, die Herren van Wely, Korteweg und van Praag-Hegmans, welche sich als Chirurgen eines großen Rufes im Haag erfreuen, zum Hypnotismus ihre Zuflucht zu nehmen und als Spezialisten den Dr. de Jong zuzuziehen. Dieser brachte dem Kranken die Überzeugung bei, daß er keinen Schmerz während der Operation empfinden würde. Die Operation wurde ausgeführt und nahm eine volle Stunde in Anspruch. Als der junge Mann wieder erwachte, erklärte er, Alles, was um ihn herum vorgegangen, bemerkt und beobachtet zu haben, aber ohne irgend einen Schmerz zu empfinden. K. S.

Vorahnungen.

Als ein typisches Beispiel dieser oft und überall vorkommenden Thatsache entnehmen wir dem englischen Wochenblatte Light[1]) folgenden Bericht:

Louisa Benn, ein junges Mädchen, welches bei ihrer Mutter in Queen Street Wednesbury lebte, entschloß sich trotz alles Abratens ihrer Freunde und Verwandten nach Australien zu gehen und hatte zu dem Zwecke die Überfahrt am Bord der Kapunda in Plymouth belegt. Während der ganzen Zeit der Ausführung dieses Entschlusses war die Mutter von beängstigenden Befürchtungen und Vorahnungen hinsichtlich ihrer Tochter geplagt. In ihrer Einbildung sah sie wiederholt die Kapunda auf gewaltige Klippen inmitten des Ozeans stoßen und versinken und sie hörte beständig das Schreien der verzweifelnd untergehenden Männer und Frauen. Das Leben wurde für sie unter diesen Umständen ganz unerträglich. Wenige Stunden, vordem die Kapunda absegeln sollte, kam es ihr vor, als hörte sie ihre Tochter um Hilfe rufen: „O Mutter!" Sie telegraphierte sofort, die Tochter solle zurückkommen Diese war bereits am Bord, und der Arzt riet ihr, dem Wunsche der Mutter nicht zu folgen, sondern zu bleiben. Indessen hörte sie auf den gegenteiligen Rat eines anderen Offiziers der Schiffsbesatzung, verließ das Schiff, ließ all ihr Gepäck auf demselben im Stiche und kehrte widerstrebend heim. Bis nun die bekannte Nachricht von dem Untergange der Kapunda ihr zu Ohren kam, beklagte sie sich bitterlich, daß man sie um ihre Überfahrt gebracht habe; jetzt dagegen ist sie für ihre merkwürdige Rettung sehr dankbar.

---

[1]) Nr. 319, vom 12. Febr. 1887, S. 76.

Unter vielem ähnlichen Material, welches uns aus Deutschland vorliegt, heben wir einen weniger drastischen Fall heraus, welcher uns von besonders glaubwürdiger Seite berichtet wird, und der recht eigentlich aus dem alleralltäglichsten Leben gegriffen ist. Wir geben hier diese Mitteilung unverändert wieder, wie sie uns eingesandt ist. Die Unmittelbarkeit des Eindrucks derselben ist bezeichnend für jene psychische Atmosphäre, die solche subjektive Erfahrungen begünstigt.

In dem Badeorte Gravenstein im Herzogtum Schleswig konditionierten vor dem 1. Mai 1886 bei verschiedenen Familien zwei Schwestern, Dorothea Beck, 20 Jahre alt, Anna Beck, 18 Jahre alt. Am 30. April s. J. kamen beide Schwestern abends zusammen, um sich noch einmal zu sehen, bevor sie am nächsten Tage, als dem Umzugstermin, jede an einem anderen Ort in der Umgegend in eine neue Kondition treten würden. Dorothea, gesund und wohl, sprach Freude aus über den neuen guten Platz; jedoch bemerkte sie: „Es ist mir, ich reise, aber Katharina — eine dritte anderswo in der Umgegend konditionierende Schwester — kommt dorthin." Die Schwester Anna fragte, wie sie das meine. Sie antwortete: „Das kann ich nicht sagen, es ist mir nur so." Anna widersprach der Schwester, weil in den Verhältnissen kein Anhalt für jene Annahme lag. Am 1. Mai zog Dorothea in ihre neue Kondition in Wassersleben unweit Flensburg und befand sich dort durchaus munter. Am dritten Tage danach (4. Mai) abends aber sagte sie, sie fühle sich etwas unwohl. Sie und die Hausgenossen hielten dies für geringfügig; am nächsten Morgen jedoch wurde sie bewußtlos im Bett gefunden. Der gerufene Arzt konstatierte Gehirnentzündung und Wahrscheinlichkeit baldigen Todes. Eine Meile nördlich von Gravenstein lebt noch jetzt die Mutter der Betreffenden als Witwe allein in ihrer Wohnung. Durch Boten wurde diese von der Erkrankung der Tochter benachrichtigt, und sie begab sich dorthin am 6. Mai morgens, traf die Tochter jedoch nicht mehr am Leben, denn diese war bereits am Abend zuvor um 10 Uhr gestorben. Die Familie, bei welcher Dorothea in Kondition als Mamsell getreten war, äußerte der Mutter: „Verlegenheit tritt hier ein. Sie haben mehrere Töchter. Können Sie nicht veranlassen, daß eine der anderen baldmöglichst an Stelle der Verstorbenen zu uns kommt?" Die Witwe meinte nicht, daß dies geschehen könne; ihre Tochter Anna habe erst vor wenigen Tagen einen neuen Platz angetreten, ihre Tochter Katharina habe einen guten Platz. Auf Bitten jener Familie begab sich die Mutter jedoch noch am selbigen Tage zu der Tochter Katharina. Die Familie, bei welcher diese konditionierte, war so wohlgesinnt, es ihr nicht verwehren zu wollen, einen besseren Platz, als sie selbst bieten konnte, zu erlangen. Katharina nahm sofort den an Stelle ihrer verstorbenen Schwester ihr angebotenen Platz an und trat ihn kurz nach dem Begräbnis der Schwester an. Beim Begräbnis der Dorothea auf dem Kirchhofe haben alle Betreffenden, die Mutter und die Töchter Anna und Katharina auf Befragen dem funktionierenden Prediger bestimmt erklärt: damals, als die Mutter die Katharina auf den Platz aufmerksam machte, und als letztere ihn annahm, wußten weder die Mutter noch die Tochter Katharina das Mindeste von der ihrer Schwester Anna aufgefallenen Äußerung der Verstorbenen am Abend des 30. April in Gravenstein: „Es ist mir, ich reise, aber Katharina kommt dorthin." Die Wahrheit dieser Aussagen ist unzweifelhaft. D. O.

Uns bleibt nur noch zu bemerken, daß die Mutter, Witwe Anna Maria Beck, welcher wir diese Mitteilung haben vorlegen lassen, uns die Darstellung derselben durch ihre eigenhändige Unterschrift als zuverlässig wahr bestätigt hat. Ihre Unterschrift ist uns als solche durch den Orts-

prediger beglaubigt worden und dieser hat uns zugleich das Referat selbst als durchaus zuverlässig bezeichnet. **H. S.**

Zur Kenntnis der römischen Mysterien.

In der von Huschke veranstalteten Sammlung der Überbleibsel der vorjustinianischen Jurisprudenz findet sich (p. 117, ad 4) auch folgendes, durch Festus s. v. mundus erhaltenes Bruchstück, das jedoch an ein paar Stellen lückenhaft ist. In genauer Übersetzung lautet dasselbe:

Wie Atejus Capito[1]) im 7. Buche über das geistliche Recht[2]) sagt, pflegt der Mundus dreimal im Jahre geöffnet zu sein, an folgenden Tagen: Am Tage nach dem Feste des Vulcanus[3]), dann am 4. Oktober und am 7. November. Warum er so bezeichnet wird, darüber berichtet Cato in seinem Kommentar zum Civilrecht wie folgt: „Der Mundus erhielt seine Bezeichnung von jenem Mundus, welcher über uns ist;[4]) denn soweit ich von jenen, welche in ihn eingegangen sind, entnehmen konnte[5]), ist seine Gestaltung ähnlich — —[6]); den unteren Teil desselben hielten unsere Vorfahren für geschlossen die ganze Zeit hindurch, mit Ausnahme jener drei Tage, als gleichsam zugewiesen den vergöttlichten Seelen der Verstorbenen; jene Tage aber galten ihnen als bestimmt zur religiösen Verehrung der vergöttlichten Seelen der Verstorbenen, weil sie in jener Zeit, in welcher das, was der geheime und esoterische Kultus der vergöttlichten Seelen der Verstorbenen enthielt, gewissermaßen erhellt und offenbar zu werden pflegte, keinen Akt des staatlichen Lebens vornehmen wollten; daher wurde in jenen Tagen mit dem Feinde nicht gekämpft, Mannschaft wurde nicht ausgehoben, Komitien wurden nicht gehalten, noch wurde irgend etwas im staatlichen Leben vorgenommen, mit Ausnahme dessen, was zu thun die äußerste Notwendigkeit gebot.“ **Prof. Dr. Puntschart.**

Die Mystik der alten Griechen.

Auch vom Standpunkt der gegen das Übersinnliche sich ablehnend verhaltenden Wissenschaft aus betrachtet, ist das neueste Buch du Prels[7]) eine sehr bemerkenswerte und verdienstvolle Leistung, insofern es den Versuch macht, die dunkelsten Seiten des antiken Kulturlebens zu beleuchten und, was der Wissenschaft bisher für ein Rätsel galt, auf relativ bekannte Thatsachen zurückzuführen und dadurch zu erklären. Jede gerechte und nicht kleinliche Kritik muß dem Verfasser für sein Werk Dank wissen, gleichviel ob sie ihm beistimmt oder nicht.

Du Prel führt hinsichtlich der antiken Mystik eigentlich nur den Gedanken durch, welchen Schopenhauer in Rücksicht der mittelalterlichen Magie ausgesprochen hat, daß nämlich der Schlüssel zu ihrem Verständ-

---

1) Atejus Capito war einer der berühmtesten Juristen unter Augustus.

2) Eine Schrift über das jus pontificium, über das Sakralrecht.

3) Damit ist der 24. August gemeint; das Fest des Vulcanus wurde am 23. August gefeiert.

4) Daraus folgt wohl, daß unter mundus der Raum über dem Himmelsgewölbe verstanden wurde.

5) Die Handschrift enthält das Wort potuit.

6) Das hier gelesene Wort illae ist sicher verdorben; und hierauf ist das Wort in der Handschrift nicht mehr erhalten, welches den Gegenstand der Ähnlichkeit angab.

7) Dr. Carl du Prel, die Mystik der alten Griechen, Leipzig 1888.

nisse im organischen Magnetismus liege. Der ganze Unterschied zwischen du Prel und Schopenhauer besteht darin, daß während der letztere sich mit dem Magnetismus begnügt, du Prel noch weiter geht und — vielleicht nicht vorsichtig genug — auch den Spiritismus als Erklärungsmittel herbeizieht, und zwar da, wo es, meines Erachtens, am allerwenigsten not thut — bei den Mysterien. Die einfache, aus der Naturbetrachtung geschöpfte, dem Glauben an die Unsterblichkeit und die Wiederverkörperung zu Grunde liegende Idee der Mysterien ist doch keine andere, als die Identität des Hades und Dionysos, d. h. die „Unzerstörbarkeit der zeugenden Lebenskraft auch im scheinbaren Tode" — eine echt mystische, die subjektive, innerliche Seite der griechischen Religion repräsentierende Idee, welche nichts mit der stets nur auf das sinnliche gerichteten Magie zu thun hat[1]). Daher halte ich den 3. Abschnitt des du Prelschen Buches (über Mysterien S. 68—121) für den weniger gelungenen und überzeugenden. Hingegen glaube ich, daß die Grundidee der übrigen drei („Tempelschlaf", „Orakel" und „Dämon des Sokrates") nicht widerlegt werden kann. Ich sage: Grundidee; denn an den Einzelheiten, Beweisen, Belegstellen ꝛc. werden die Philologen und Recensenten von Beruf ohne Zweifel nicht wenig auszusetzen finden. So werden sie z. B. dem Verfasser vorwerfen, daß er (S. 4) Pythagoras und Sokrates unter den Schriftstellern erwähnt; ferner, daß er Quellen benutzt und sich auf Gewährsmänner beruft, welche in der Wissenschaft für verdächtig oder ganz unzuverlässig gelten, wie Ath. Kircher, Philostratus, Jamblichus. Im Interesse der von du Prel vertretenen Ansichten wäre es zu wünschen, daß seine Arbeit von solchen an sich gewiß unwesentlichen, in den Augen der zu bekehrenden Philologen aber leider großen Mängeln frei wäre!

R. K.

Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits.

Ein moderner Totentanz.

Unter diesem merkwürdigen Titel hat Max Haushofer, der Verfasser des im verflossenen Jahr erschienenen Gedichtes: „Der ewige Jude", einen mit bildlichem Schmuck nach Zeichnungen von Kunz Meyer versehenen Band Erzählungen im allgemeinen höchst düsteren Inhaltes herausgegeben — der poetische Ausdruck der elegischen Stimmung einer recht pessimistischen Lebens-Anschauung.

In mehreren dieser Geschichten, wie in denjenigen, die den Titel führen: „Der Schlächter ohne Gnade; Aus der Werkstatt der Verwesung; Die Ziffern der Verzweiflung" u. a. watet der Verfasser geradezu in einem Sumpf von schauerlichen Stimmen, Szenerien u. s. w. Zwischen den Molltönen eines trostlosen Grabgesanges ertönen aber auch dann und wieder hellere, lebensfrohe, ja sogar humorvolle Melodien hindurch, so in dem hübschen Geschichtchen „Kometenflug und Bauernstube". Der

1) Über die Mysterien vergl. das schöne Werk von Edm. Pfleiderer, die Philos. des Heraklit v. Ephesus im Lichte der Mysterienidee, (1886) S. 16—41.

Verfasser, welcher den Bestrebungen der „Sphinx“ gewiß sehr ferne steht, hat auch eine der Geschichten „Das Leben vorher“ getauft und folgendermaßen begonnen: „Wenn es ein Leben nachher giebt, muß es auch ein Leben vorher geben. Und umgekehrt. Es widerspricht dem Menschenverstand und den Gesetzen der Natur, daß Etwas, das ewig sein soll, auf einmal entstehen solle, um dann nie mehr ein Ende zu finden. Die erste Bedingung der Unsterblichkeit ist die Existenz vor dem gegenwärtigen Leben.“

Wir werden ihm hierin gern zustimmen. — Ebenso auch im letzten Aufsatz des Buches „Aus fernen Welten“. — Wir wollen diese Dichtung im Auszug mitteilen:

Ein einsamer Wanderer liegt an einem Sommernachmittag auf dem felsgekrönten Gipfel eines Berges. Es überkommt ihn eine ungestillte Sehnsucht nach dem Unendlichen, nach den ewigen Rätsel. „O meine Sehnsucht!“ ruft er aus, „nur einmal, wenn sie Geisterflügel hätte, wenn sie sich lostrennen könnte von mir, um in ferne Welten zu wandern, in jene Welten, wo unser Denken und Wissen aufhört! Ach nur einmal, nur einmal!“ Er sinnt darüber nach, woher das kommen mag, daß ihn gerade jetzt diese starke Sehnsucht überfällt. „„Das ist mein Gruß““ hört er plötzlich eine Stimme über ihm sagen. — „Was bist du, woher kommst du“, fragt er. „„Eine Verirrte aus fernen Welten““. — „Aus fernen Welten? Wie wär' es denn möglich, daß du doch meine Sprache sprichst?“ „„Das macht deine Sehnsucht nach dem Unendlichen! Sie ist das Band, das uns verbindet und mich deine Sprache lehrt! Aber jetzt schweige und horche!““

Sie werden unterbrochen durch andere Stimmen, die das Geschick ferner Weltkörper und ihrer Bewohner im Zusammenhang mit deren Seelenwandelung in kurzen Fragen und Antworten besprechen. Nachdem diese letzten Stimmen verrauscht sind, wendet sich der Bergwanderer wiederum an die erstere: „Bist du noch da?“ „„Ja, mein Freund!““ „Und du kommst wirklich aus fernen Welten? Aus jenen Welten, wohin — ach, wag' ich es denn zu sagen — wohin die Seelen entfliehen, die auf der Erde keine Stätte mehr haben, die alles Glück und Leid des Menschenlebens durchgekostet haben? Wie? Giebt es solche Welten?“

„„Du zweifelst““ — antwortet die Stimme. „„Du hast immer gezweifelt und wirst zweifeln diesseits und jenseits. Und wenn wir sie dir erschlössen, die Pforten des Himmels und der Hölle: zweifeln würdest du nachher wie vorher.““ — „Himmel und Hölle nennst du mir? Kindermärchen“. „„Du zweifelst an der Wanderung der abgeschiedenen Seele als eines Ganzen; denn sie ist jene Art von Unsterblichkeit, die von deinem staubgewohnten Verstande am schwersten erfaßt wird; die den Naturgesetzen, welche du verstehst, am wenigsten entspricht, aber vom sehnsüchtigen Menschenherzen und von der bergversetzenden Wunderkraft des Glaubens als leuchtendes Endziel hingestellt wird. Sie ist das Schönste, was du dir denken kannst; ein unendlicher Spielraum trostreicher Hoffnung, eine unendliche Verkettung liebender Erinnerung! Sie ist die einzige unter den dunkeln Möglichkeiten der Zukunft, welche das Menschenherz statt mit Trauer und Zorn, mit heimlichem Jubel erfüllt bei dem Gedanken an den Tod und das, was nach ihm kommt““ .... Doch der Wanderer kann seine Zweifel nicht unterdrücken. „Ich möchte nicht bloß hören! Ich möchte sehen und fühlen!“

„„Sehen und fühlen möchtest du, dann schließe deine Augen!““ — — Da empfinden seine Lippen einen zarten Kuß und nun sieht er ein schönes Gesicht über sich gebeugt und einen Blick auf sich gerichtet, in welchem alle Sehnsucht, alle Treue, deren eine ganze Welt fähig ist, sich zusammenzudrängen scheint. Die Gestalt verschwindet mit den Worten: „„Wandere und lebe!““ L. D.



Giordano Bruno,
sein Leben und seine Weltanschauung.

Von Dr. Kuhlenbecks vortrefflichen Vorträgen über diesen bedeutendsten Märtyrer unserer Weltanschauung in neuerer Zeit ist jetzt bei Theodor Ackermann in München unter obigem Titel eine Sonderausgabe erschienen, die für 50 Pf. durch jede Buchhandung zu beziehen ist. Es ist wohl unnötig, noch ein einziges weiteres Wort der Empfehlung hinzuzufügen. Wer überhaupt Sinn für den Geistesheros Bruno und für die Ziele der Wahrheit und sittlich-geistigen Vollendung hat, denen er sein Leben opfern mußte, der wird keine gedrängtere und anschaulichere Darstellung desselben finden können als diejenige Kuhlenbecks. Dieser Ausgabe sind Brunos Brustbild, ein Faksimile seiner Handschrift und eine Abbildung seines Denkmals in Rom beigegeben. H. S.

Siegismund's Vademecum
der gesammten Litteratur über Occultismus.

Von dem Verlagsbuchhändler Herrn Karl Siegismund in Berlin W. (Mauerstraße 68) wird soeben unter dem obigen Titel eine Zusammenstellung der „Litteratur des Occultismus von 1800 bis 1888" herausgegeben. Diese Bibliographie wird allen Interessenten des übersinnlichen Phänomenalismus willkommen sein, um so mehr da dieses Buch jedem auf Ansuchen bei Herrn Siegismund von diesem gratis zugesandt wird. Die einzigen bisher in Deutschland herausgegebenen Schriften dieser Art: Dr. J. G. Th. Grässe's „Bibliotheca magica et pneumatica" (Leipzig 1843) und desselben „Bibliotheca psychologica" (Leipzig 1845) umfassen zwar auch, ja sogar hauptsächlich die Litteratur der früheren Jahrhunderte, sind aber für das gegenwärtige keineswegs ausreichend und vor allem veraltet, weil in ihnen die Litteratur der letzten 50 Jahre natürlich fehlt, also gerade das, was der heutige Leser in erster Linie suchen wird.

Es ist dies ein sehr nützliches Handbuch sowohl zum Nachschlagen, wie auch zum Bestellen neuer oder antiquarischer Bücher. Wir fürchten, daß die zwar sehr große Auflage dieser Schrift doch bald vergriffen sein wird und rathen deshalb unsern Lesern, unverzüglich zuzugreifen.

H. S.

Intuition.

Einen hübschen Wochenspruch fanden wir in Nr. 305 des praktischen Wochenblattes „Für's Haus" (Dresden N. vierteljährlich 1 Mark):

Was auch behaupte die Philosophie,
Trau dem Gefühl, es täuscht dich nie;
Es ist das rechte und ist das beste,
Nur halt' am rechten Gefühl auch feste.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

Sphinx

VI, 34. Oktober 1888.

Chiromantie.

Von

Adolf Graf von Spreti.



Der Gegenstand, den zu behandeln ich mir hier vorgesetzt habe*), scheint auf den ersten Blick mit psychologischen Untersuchungen nicht in unmittelbarer Beziehung zu stehen; und zudem hat das Wort Chiromantie einen ganz bedenklichen Beigeschmack, der uns unwillkürlich an das berüchtigte Treiben von Hexenmeistern und alten Weibern von recht zweifelhafter Art erinnert. Wenn ich es trotzdem unternehme über diese Kunst hier einiges vorzubringen, so veranlaßt mich dazu nicht nur die Überzeugung, daß die Thatsachen, um die es sich hier handelt, doch in einem engen Zusammenhange mit der Erforschung des Menschenwesens stehen, sondern auch das Bewußtsein, daß mir dieses Studium so viel des Interessanten geboten hat, daß es manchen lieb sein könnte auf dasselbe hingewiesen zu werden.

Die Chiromantie ist die Kunst oder Wissenschaft aus dem Baue, den Linien, Flächen, Erhöhungen und Vertiefungen der Hände, sowie aus der eigenartigen Gestaltung der Finger den Charakter eines Menschen zu erkennen und dessen Lebens-Schicksale zu entziffern.

Wir dürfen wohl annehmen, daß die Kunst des Wahrsagens aus der Hand ebenso alt sei wie jene der Astrologie, des Traumdeutens und

*) Dieser Aufsatz ist ein Auszug aus einem längeren Vortrage des Grafen von Spreti in der Psychologischen Gesellschaft am 15. Dezember 1887. Wir teilen denselben hier mit als Einleitung einer längeren Reihe von anderen Artikeln über diesen Gegenstand. Unserer Ansicht nach giebt es keinen schlagenderen Beweis für die monistische Weltanschauung und zwar zunächst für die Einheit des Menschenwesens und für die organisierende Thätigkeit der unbewußt wirkenden, aber auch zugleich bewußt denkenden und wollenden Seele als eben die Chiromantie, da es jedem ernsten und sorgfältigen Beobachter sofort klar wird, daß man aus der Hand eines Menschen sogut, und weit besser noch als aus seinem Kopfe und Gesichte zuverlässige Rückschlüsse auf dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ziehen kann. Es scheint dies mit weit größerer Sicherheit und viel leichter möglich als z. B. bei der Physiognomik, bei der Phrenologie und bei Péczelys Augendiagnose, oder für den Makrokosmos, dessen Teil der Mensch als Mikrokosmos ist (sogut wie Kopf, Hand und Augen Teile des Menschen sind), in der Astrologie. Vgl. „Sphinx I, 396 ff.; II, 61 und 342; IV, 70 und 454; V, 202 und 207 f. (D. H.)

anderer Methoden der Wahrsagung; — lesen wir doch schon von Anaxagoras, daß er mit der Deutung der Zeichen in der Hand vertraut gewesen sei, und finden wir auch in den Gesetzbüchern Mosis die Prophezeiungen aus der Hand zugleich mit den Wahrsagekünsten jeglicher Art erwähnt, und in gleicherweise verboten.

Auch Aristoteles war der Ansicht, daß die Lebensdauer des Menschen den sogenannten Lebenslinien in der hohlen Hand entspreche, und daß man daher aus diesen Linien das Alter eines Menschen vorherzusagen vermöge. In den „Traumdeutereien" des Artemidorus im 2. Jahrhunderte n. Chr. finden wir eine zusammenhängende Lehre über diesen Gegenstand. In späterer Zeit wurde die Chiromantie in enge Beziehung zur Astrologie gebracht, und es war insbesondere dem Einflusse von Cardanus und von Paracelsus zu verdanken, daß diese Kunst im 16. Jahrhunderte einen ganz bedeutenden Aufschwung nahm. In systematischer Hinsicht erreichte das chirologische und chiromantische Studium in Europa seinen Höhepunkt im 16. und 17. Jahrhunderte, auf welchem es sich dann bis ungefähr zur Mitte des 18. Jahrhunderts erhielt.

Nicht uninteressant und vielleicht nur wenigen bekannt dürfte es sein, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf den meisten deutschen Universitäten eigene Kollegien über Chiromantie gelesen wurden; so z. B. in Jena von Prof. Hexner, in Halle von Prof. Nietzky.

Es kann selbstverständlich nicht meine Absicht sein Ihnen hier des Langen und Breiten die Geheimnisse der Chiromantie auseinander zu setzen und klar zu legen, sondern ich muß mich darauf beschränken in kurzem Auszuge einige Notizen zu geben, in welcher Weise die wissenschaftlich betriebene Chiromantie bei Abgabe ihrer Orakelsprüche verfährt, und kann denjenigen, welche sich etwa für weitere und eingehendere Aufschlüsse interessieren, nur empfehlen die Hauptwerke von Desbarrolles[1]) „les mystères de la main", und seine „Revelations complètes" zu lesen, welchen ich die folgenden Angaben entnommen habe. Mag danach jeder selbst sich davon überzeugen wieviel Wahres an diesen Lehren ist.

Desbarrolles hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Chiromantie neuerdings wieder in ein System zu bringen, und uns an der Hand von Thatsachen und langjährigen Erfahrungen den Beweis zu liefern, daß einerseits zwischen der Formation unserer Hände und den Linien und Zeichen in unserer Handfläche, — und andererseits zwischen unseren Charakter-Eigenschaften und unseren Lebensschicksalen unleugbar eine gewisse Beziehung besteht.

Der Verfasser sagt selbst in seiner Vorrede, daß er erst nach zwanzigjährigem mühevollen und eingehenden Studium sich an die Bearbeitung dieses Buches gemacht habe, welches er wiederum erst nach zehnjähriger Arbeit und sorgfältiger immer erneuter Prüfung dem Drucke übergeben hat. Er giebt uns die Versicherung, daß er in demselben über nichts berichtet, was er nicht durch zahlreiche Beispiele gleicher Art bestätigt und immer wieder bekräftigt gefunden hat.

[1]) Vgl. über diesen das Juniheft 1886 der „Sphinx" I 6, S. 396—402.

Schon diese wenigen einleitenden Worte werden selbst diejenigen, welchen der Name des Verfassers ganz unbekannt sein sollte, davon überzeugen, daß wir es hier nicht mit dem Machwerke eines gewöhnlichen Vielschreibers zu thun haben, sondern mit den Erfahrungs-Resultaten eines ernsten Mannes, welcher das Studium und die Arbeitskraft nahezu eines ganzen Menschenlebens diesen Forschungen gewidmet hat.

Es ist wohl zu unterscheiden zwischen Chirognomie und Chiromantie: die Chirognomie befaßt sich nur mit dem Studium der allgemeinen Formation der Hand und deren Ausläufer, der Finger, — wogegen die Chiromantie sich mit der Deutung der in unseren Händen eingegrabenen Zeichen beschäftigt.

Die Kabbala sowie der Esoterismus überhaupt teilten das All in drei verschiedene Welten, und dementsprechend soll auch der Mensch aus dreierlei Grundteilen: — aus dem geistigen oder seelischen, dem siderischen oder astralen und dem grob materiellen oder physischen Leibe bestehen, von welchen wir jedoch mit unseren gewöhnlichen Sinnen und unter normalen Verhältnissen nur den letzteren wahrnehmen können. — Diese drei verschiedenen Welten finden wir symbolisch auch in unseren Fingern ausgedrückt. Das oberste Glied, an welchem sich der Nagel befindet (in der beigegebenen Abbildung: R), symbolisiert das Reich des Geistigen (Idealen, Spirituellen); das zweite oder Mittelglied (Q) bezeichnet das Astral-Reich (des Intellektuellen); und das dritte oder unterste Fingerglied (P), stellt das Reich des Materiellen, die irdische Welt dar. Je nach dem eines dieser Elemente in einem Menschen vorwiegt, demgemäß wird man das entsprechende Glied seiner Finger länger gestaltet sehen.

Auf Grundlage von Desbarrolles' Theorien, auf die wir hier jedoch nicht näher eingehen können, erklärt sich die verschiedene Bedeutung der verschiedenartigen Formen unserer Finger, und zwar auf folgende Weise:

1. Schlanke, spitz zulaufende Finger (in der beigegebenen Abbildung: O) deuten auf Intuition, auf unmittelbare Empfänglichkeit, auf Neigung zum Idealen und Übersinnlichen rc. Menschen, mit derartig geformten Fingern, sind Dichter, Künstler, Musiker, Freunde alles Schönen und Idealen, auch wohl Mystiker. Es fällt ihnen schwer, sich in die gewöhnliche Schablone des Alltäglichen zu fügen.

2. Die breit verlaufenden Finger (L) kennzeichnen einen mehr kritisch überlegenden, ruhig berechnenden, mehr auf weltliche Dinge gerichteten Verstand. Solche Menschen schweben nicht gleich den ersteren stets in höheren Regionen, und wissen sich besser in die irdischen Umstände zu schicken als jene. Hierher sind zu zählen die Moralisten, die Philosophen, die Politiker, kurz alle jene Menschen, welche die Wissenschaften um ihrer selbst und der Wahrheit willen lieben — jene Menschen, welche gerne jeder Sache auf den Grund sehen wollen.

3. Finger, welche an ihren Enden schaufelartig verlaufen (M) beweisen daß der Mensch noch mehr dem Materiellen und Praktischen zugewandt ist. Ohne jeglichen Sinn für die Ideale der Kunst wird er das sein, was wir gemeiniglich als eine prosaische, hausbackene Natur bezeichnen.

Sind diese eben beschriebenen dreierlei Arten von Fingern nicht schlank, sondern an ihren Gliedern mit mehr oder weniger augenfälligen Gelenk-Knoten versehen, so ist daraus zu erkennen, daß in solchem Menschen der höhere Aufschwung, der Sinn für das Ideale um so mehr gehemmt und herabgedrückt, dagegen der materielle, praktische, weltliche Sinn in gleichem Verhältnisse vermehrt oder gestärkt ist. — Knoten-Bildungen am obersten Finger-Gliede (T) sind Zeichen für geordnetes Denken oder Logik, für Anlage zur Philosophie u. dgl. — Knoten am zweiten Gliede (S) bedingen Ordnungs-Liebe in weltlichen Angelegenheiten, ökonomischen Sinn, Organisations-Talent 2c.

Auch die Länge der Finger, sowie die Beschaffenheit der Hand hinsichtlich ihrer Größe, ihrer Sehnigkeit oder ihrer Weichheit und zarten Gestalt muß zur Beurteilung der Charakter-Eigenschaften in Betracht gezogen werden. So ist z. B. eine magere, schlanke Hand die Bedingung für Liebe zur Thätigkeit und Schaffenstrieb, während eine zarte, weiche Hand Liebe zur Bequemlichkeit und Hang zur Sinnlichkeit bezeichnet.

Es ist wohl unnötig hier eingehender darauf hinzuweisen, daß die verschiedenartigen Modulationen und Kombinationen der bisher angeführten sowie der in der Folge noch zu erwähnenden Formen und Zeichen an den Fingern und Händen auch im weiteren für die Beurteilung des Charakters, der Talente und der Lebensschicksale der betreffenden Personen Anhalt gewähren.

Der Daumen ist der Repräsentant der Schöpfung oder Zeugung. Das Glied desselben, welches der Handfläche zunächst ist (B), kennzeichnet den Verstand, das oberste (A) den Willen des Menschen.

Gehen wir nun zur Betrachtung der inneren Handfläche über, so gewahren wir da, wo die Finger aus der Hand hervorwachsen, an der „Wurzel" derselben, sowie an verschiedenen anderen Stellen der Hand Erhöhungen, welche in der chiromantischen Sprache „Berge" genannt werden. Sie wurden mit den Namen von Planeten belegt, weil sie die diesen Gestirnen zugeschriebenen Eigenschaften kennzeichnen sollen.

Der erste dieser „Berge" am unteren Ende des Zeigefingers (D) heißt somit der des Jupiter; seine normale Gestalt und Stellung bedeutet religiöses Gefühl, edler Ehrgeiz, Frohsinn, Freude an der Natur, glückliche Ehe infolge einer Neigungs-Heirat 2c.

Der Saturn-Berg (E) befindet sich unter dem Mittelfinger und bezeichnet Klugheit und Besonnenheit im Handeln, infolge dessen auch Erfolge, je nach der Lage der sogleich zu erwähnenden Linien kann er jedoch auch das Zeichen für namenloses Unglück sein.

Neben diesem, an der Wurzel des Ringfingers befindet sich der Apollo- oder Sonnen-Berg (F). Er läßt auf Kunstsinn, Intelligenz, Streben nach Ruhm, Genialität, gewinnende äußere Formen, einnehmendes Wesen, auch unter Umständen auf Reichtum schließen.

Unter dem kleinen Finger erhebt sich der Merkur-Berg (G), welcher uns Wissen, Einblick in die Geheimnisse einer höheren Welt, Sinn und Interesse für geistiges Schaffen, Beredsamkeit, Handelstalent, Geistesgegen-

wart und Schlagfertigkeit, auch wohl Neigung zu okkultem Wissen u. dgl. anzeigt.

Durch eine Furche in der Hand von diesem Berge getrennt, am Rande der Hand findet sich der Mars-Berg (H). Dieser kennzeichnet Mut, Kaltblütigkeit in Gefahren, Selbstbeherrschung, edlen Stolz, Hingebung und Opferfähigkeit, Entschlossenheit, Ausdauer 2c., selbst ein Übermaß in der Ausdehnung dieses Berges ist von glücklicher Bedeutung.

Nun folgt am unteren Teile derselben Handseite der Mond-Berg (I). Dieser ist Merkmal starker Intuition, lebhafter Einbildungskraft, auch wohl Schwärmerei und Sentimentalität, Herzens-Reinheit, Hang zum Mystizismus, zu Einsamkeit und stiller Betrachtung, zum Verlangen nach einer anderen Welt u. dgl.

Gegenüber dem Mond-Berge, am Daumen-Ballen erhebt sich der Venus-Berg (C). Er bezeichnet Schönheit und Anmut, Liebe und Sinn für schöne Formen im Leben und in der Kunst, Wohlwollen, Mildthätigkeit, Zartgefühl, auch Gefallsucht, starkes Liebesbedürfnis und Hang zu sinnlichen Vergnügungen.

Je nach der Verschiebung dieser Berge aus ihrer normalen Stellung oder auch je nach der mangelhaften oder übermäßig starken Ausbildung, beziehungsweise dem gänzlichen Fehlen derselben, ändert sich deren Bedeutung und Einfluß in gutem oder schlimmen Sinne. Finden wir an Stelle der Berge aber gar Vertiefungen, dann müssen wir auf das Gegenteil der durch die Berge angezeigten Eigenschaften schließen. Sind dieselben aus ihrer normalen Lage hinausgerückt, so nehmen sie Teil an den Tugenden und Fehlern desjenigen Berges, welchem sie sich zuneigen.

Denken wir uns nun weiter vom Mittelfinger eine gerade Linie nach der Mitte der Handwurzel gezogen und eine zweite Linie unter den auf den Fingerwurzeln befindlichen Bergen quer durch die Handfläche gelegt, so teilen wir durch dieses Kreuz die Hand in vier Teile. Die beiden oberen Teile, unter den Fingern, werden als der Norden oder als die Vertreter und Symbole des männlichen, schaffenden, thatkräftigen Prinzips bezeichnet, wogegen die beiden unteren Teile als der Süden oder die Symbole für das weibliche, beeinflußbare, empfangende Prinzip betrachtet werden. — Rechts oben in diesem Kreuze ist die „Kraft" angezeigt zu denken; — links der „Idealismus"; — rechts unten „die materielle Schöpfung", — links „das Reich der Einbildungskraft".

Außer diesen beiden ebengenannten, nur gedachten Linien sehen wir jedoch das Innere der Hand von einer großen Menge mehr oder weniger deutlich ausgeprägter Linien durchfurcht, welche alle nicht allein jede ihre eigene Bedeutung haben, sondern auch je nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse, nach ihrer stärkeren oder schwächeren Einfurchung, ihrer Verästung, Unterbrechung, Färbung 2c. genau betrachtet und in diesem Zusammenhalte zur Beurteilung des Menschen und seiner Lebens-Schicksale herangezogen werden müssen.

Im allgemeinen bedeutet jede blasse und breite Linie das Gegen-

teil von dem, was dieselbe Linie scharf ausgeprägt und gut gefärbt anzeigen würde.

Die wichtigsten dieser Linien sind:

1. Die Lebenslinie (vitalis: a—a). Sie umschließt ganz oder teilweise den Venus-Berg, beginnt zwischen Daumen und Zeigefinger und endigt in der Handwurzel. Aus ihr werden unsere Lebensdauer, die Gesundheitsverhältnisse und gute wie schlimme Schicksale abgelesen.

2. Die Herzlinie (mentalis: c—c) und

3. die Kopflinie (naturalis: b—b). Beide bedeuten, was ihr Name besagt.

4. Die Saturn- oder Schicksals-Linie (fatalis: d—d). Diese kann von viererlei Punkten ausgehen; entweder von der Lebenslinie, oder von der Ebene des Mars, oder von der Handwurzel oder endlich vom Mond-Berge, erhebt sich dann zum Saturn-Berge und durchschneidet diesen bis zur Wurzel des Mittelfingers. Ihre Bedeutung ist je nach ihrem Ausgangspuukte verschieden.

5. Die Glückslinie (Apollo: f—f) bezeichnet glänzende Eigenschaften und erfolgreiches Streben.

6. Die Leberline (hepatica: e—e) nimmt ihren Ursprung an der Handwurzel nahe der Lebenslinie, und zieht sich direkt nach dem Merkur-Berge hin; aus ihrer Gestaltung und ihrem Verlaufe kann man die Gesundheits-Verhältnisse eines Menschen beurteilen, sowie Schlüsse auf dessen Rechtlichkeits-Sinn, die Zartheit seines Gewissens, die Stärke des Gedächtnisses, auf seine Erfolge in geschäftlicher Hinsicht ziehen.

7. Der Venusring (cingulum Veneris: g—g), ist seltener vorhanden. Er bildet einen Kreisbogen, entspringt zwischen dem Jupiter- und Saturn-Berge und endet zwischen dem Ringfinger und dem kleinen Finger. Auf diese Weise schließt er den Saturn- und Apollo-Berg, die Symbole des Schicksales und der Erleuchtung von der Handfläche ab, und läßt so symbolisch alle schlechten Eigenschaften der übrigen Berge unbeschränkt nnd führerlos herrschen. Er wird deshalb auch als Zügellosigkeit, blinde Liebe und Genußsucht bis zur Ausschweifung ausgelegt. Man darf aber dabei nicht außer Acht lassen, daß es eben dieselbe Kraft ist, welche, aufwärts gelenkt, den Menschen bis zur höchsten Mystik hinauf trägt.

Außer diesen Hauptlinien und deren zahlreichen erläuternden und modifizierenden Nebenlinien finden wir auch noch besondere Zeichen wie Sterne, Vierecke, Punkte, Ringe, Kreuze, Verästungen ꝛc. in unserer Hand eingegraben, welchen allen wieder je nach der Stellung oder dem Orte, an welchem sie sich befinden, besondere Bedeutungen beigemessen werden. Ich kann mich jedoch hier auf weitere Auseinandersetzungen dieser Einzelheiten nicht wohl einlassen. Nur den einen Punkt will ich noch hervorheben, daß nämlich die Linien und Zeichnungen in unseren beiden Händen nicht, wie man erwarten sollte, immer, ja sogar nur sehr selten, mit einander übereinstimmen. Hierfür giebt die Chiromantie verschiedene Auslegungen; eine derselben ist die, daß die Zeichnung der einen Hand

darüber Aufschluß giebt, welche Eigenschaften und Schicksale dem Menschen von Anfang an vorausbestimmt waren, wogegen die andere Hand im Vergleiche dazu kennzeichnet, was der Mensch aus dieser seiner Vorherbestimmung gemacht, wie er seine Talente benützt und sich sein Leben thatsächlich gestaltet hat oder gestalten wird.

Hiermit habe ich in großen, allgemein gehaltenen Zügen das Wesentlichste des von Desbarrolles aufgestellten Systems der Chiromantie dargelegt, wobei ich leider seine interessanten Vergleichungen mit der Kabbala, der Astrologie, der Phrenologie und der Physiognomik, sowie manches andere außer Betracht lassen mußte. Nun fragt es sich aber weiter: „Wie sollen wir uns mit den der Chiromantie zu Grunde liegenden Theorien abfinden?“ — In der Beantwortung dieser Frage kann ich mich nun freilich nicht mehr auf den Boden Desbarrolles stellen, sondern erlaube mir lediglich darzulegen, wie ich für meinen Teil mir die Sache zu erklären gesucht habe.

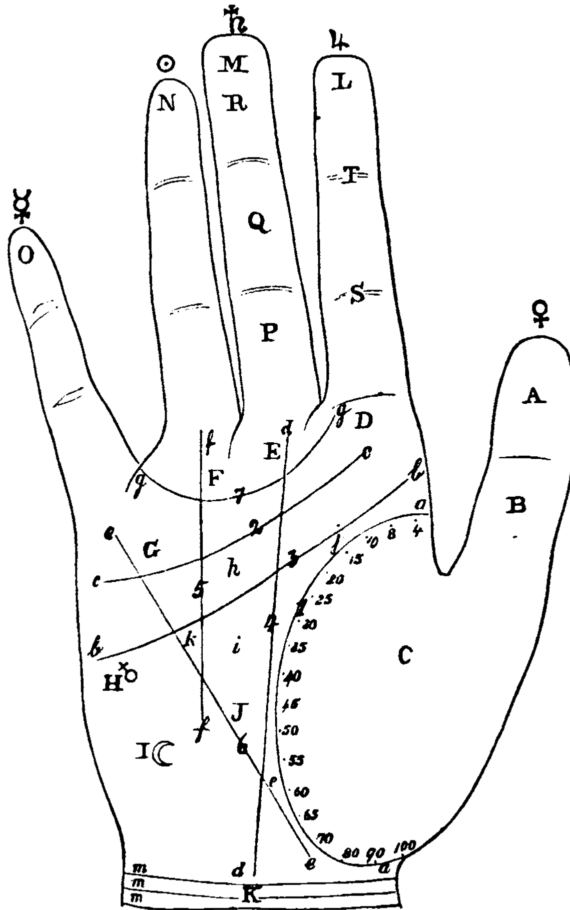
Desbarrolles spricht zwar nirgends direkt den Satz aus, daß die Formation und die Zeichnungen der Hand einen „bestimmenden“ Einfluß auf den Charakter und die Lebens-Schicksale des Menschen ausüben, — allein aus der Art seiner Darstellung und seiner Ausdrucksweise geht doch klar hervor, daß er denselben eine solche fatalistische Macht zuschreibt. — Würden wir uns dieser Ansicht anschließen, so würden wir hiermit Geist und Seele unter die Herrschaft des Körpers stellen, welcher, weil er diese oder jene Form anzunehmen beliebte, nun den Geist und die Seele zwingt selbst gegen ihren Willen genau nach der von ihm gegebenen Schablone zu handeln. Mir scheint es richtiger, den Satz umzukehren und zu sagen: „Weil diesem Menschen solche und solche Eigenschaften innewohnen, deswegen ist seine Hand so oder so beschaffen und gezeichnet.“

Aber auch hiermit wäre die Frage nicht erledigt; d. h. diese Formulierung könnte im besten Falle nur den einen Teil der Behauptungen der Chiromanten erklären; nämlich das Erkennen der Charakter-Eigenschaften und Fähigkeiten eines Menschen, aber ihr Vorhersagen von künftigen Lebensschicksalen, Krankheiten und Lebensdauer ꝛc. bliebe auch nach diesem Lösungsversuche gleich rätselhaft wie vorher. Und doch behaupten alle Chiromanten ohne Ausnahme, daß auch die zukünftigen Lebensschicksale in der Hand geschrieben stehen!

Ich kann mir nur *eine* Lösung dieser Frage denken, nämlich die Annahme *einer* „*organisierenden Seele*“, und zwar einer Seele, welche bereits, ehe sie sich diesen gegenwärtigen irdischen Körper gestaltete, nicht nur schon vorhanden, sondern auch *wirksam* war, die in ihr liegenden Ursachen darzustellen, und nun in der gleichen Weise auch während ihres Lebens alle gegenwärtigen und die Keime der zukünftigen Vorgänge ihres Daseins in bestimmter Weise körperlich zum Ausdruck bringt.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus vermag ich die Richtigkeit der Aufstellungen und Behauptungen der Chiromanten anzunehmen und ihnen einen Sinn abzugewinnen. Aber zu der Ansicht, daß ein Mensch deswegen, weil seine Hand diese oder jene Formen und Zeichnungen auf-

weist, so oder so handeln muß, kann ich mich durchaus nicht verstehen, sondern ich meine, daß von dem eben entwickelten Standpunkte aus betrachtet die Aussagen und Vorhersagungen der Chiromanten nur den Charakter einer Wahrscheinlichkeits-Berechnung, nicht aber den der ab-



soluten, unabänderlichen Wahrheit tragen; denn in demselben Maße wie die Seele stets sich selbst umgestaltet, bestimmt und verändert sie thatsächlich wie allgemein bekannt, die Züge und den Ausdruck des Gesichts. Dasselbe geschieht auch mit den Linien und Zeichen in der Hand.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kant als Mystiker.

Von

Carl du Prel.

(Schluß.)

Wir haben gesehen, daß das transscendentale Subjekt für Kant feststeht in seiner vorkritischen, wie in seiner kritischen Periode. Welche Folgerungen ergeben sich nun aber aus dieser Annahme?

Zunächst zog ich eine Folgerung, der ich verschiedene Wendungen gegeben habe: Das Selbstbewußtsein erschöpft nicht seinen Gegenstand — wir ragen über unser Selbstbewußtsein hinaus — wir sind nur mit einem Teile unseres Wesens in die irdische Ordnung der Dinge versenkt. Dies ist auch Kants Meinung und von dem gewohnten Ausdruck: „intelligibles Subjekt" abgehend, rechtfertigt er sogar meinen Sprachgebrauch, indem er sagt, daß „das transscendentale Subjekt uns empirisch unbekannt ist."[1]) Dies stimmt aber wiederum mit den Worten Swedenborgs: „Überdies darf ich noch hinzufügen, daß ein jeder Mensch, so lange er im Leibe lebt, auch in Ansehung seines Geistigen mit den Geistern in Gemeinschaft ist, ob er es gleich nicht weiß".[2])

Auch in den „Träumen" hat Kant dieselbe Ansicht ausgesprochen: „Die Vorstellung, die die Seele des Menschen von sich selbst als einem Geiste durch ein immaterielles Anschauen hat, indem sie sich im Verhältnis gegen Wesen von ähnlicher Natur betrachtet, ist von derjenigen ganz verschieden, da ihr Bewußtsein sich selbst als einen Menschen vorstellt, durch ein Bild, das seinen Ursprung aus dem Eindrucke körperlicher Organe hat, und welches im Verhältnis gegen keine andern als materielle Dinge vorgestellt wird ..... Übrigens mögen die Vorstellungen von der Geisterwelt so klar und anschaulich sein, wie man will, so ist dieses doch nicht hinlänglich, um mich deren als Mensch bewußt zu werden; wie denn sogar die Vorstellung seiner selbst (d. i. der Seele) als eines Geistes wohl durch Schlüsse erworben werden, bei keinem Menschen aber ein anschauender oder Erfahrungsbegriff ist."[3])

Weil nun nach Kant unser Subjekt uns empirisch unbekannt ist, nur durch den Verstand erschlossen, aber nicht subjektiv erfahren werden kann, nennt er es intelligibel im Unterschiede von sensibel. Transscendental aber kann man es nennen, insofern es für unser Bewußtsein verborgen, zwar nicht an sich unbewußt, aber für den Menschen unbewußt ist.

Wenn der irdische Mensch die Darstellung eines transscendentalen

[1]) „Kritik der reinen Vernunft", 437.
[2]) Swedenborg: „Vom Himmel", § 438. — [3]) „Träume, 26—27

Substrats ist, so entsteht die Frage, wieso die irdischen Unterschiede der Menschen transscendental begründet sind. Die Lösung dieser Frage — die einem metaphysischen Darwinismus gelingen könnte — lehnt Kant ab: „Warum aber der intelligible Charakter gerade diese Erscheinungen und diesen empirischen Charakter unter vorliegenden Umständen gebe, das überschreitet alles Vermögen unserer Vernunft, es zu beantworten, ja alle Befugnis derselben, nur zu fragen."[1])

Es ist also die Regel, daß transscendentale Vorstellungen nicht ins sinnliche Bewußtsein treten können. Die Ausnahmen von dieser Regel habe ich in den Zuständen des tiefen Schlafes, des Somnambulismus und Mediumismus nachgewiesen, welchen das physiologische Merkmal einer Verlegung der Empfindungsschwelle gemeinschaftlich ist. Kant, dem dieses Thatsachengebiet unbekannt war, konnte also höchstens die Möglichkeit solcher Ausnahmen zugeben, und er giebt sie zu: „Diese Ungleichartigkeit der geistigen Vorstellungen und derer, die zum leiblichen Leben des Menschen gehören, darf indessen nicht als ein so großes Hindernis angesehen werden, daß sie alle Möglichkeit aufhebe, sich bisweilen der Einflüsse von seiten der Geisterwelt sogar in diesem Leben bewußt zu werden. Denn sie können in das persönliche Bewußtsein des Menschen zwar nicht unmittelbar, aber doch so übergehen, daß sie nach dem Gesetze der vergesellschaftenden Begriffe diejenigen Bilder rege machen, die mit ihnen verwandt sind, und analogische Vorstellungen unserer Sinne erwecken, die wohl nicht der geistige Begriff selber, aber doch deren Symbole sind. Denn es ist doch immer eben dieselbe Substanz, die zu dieser Welt sowohl, als zu der andern wie ein Glied gehört, und beiderlei Art von Vorstellungen gehören zu demselben Subjekte und sind mit einander verknüpft."[2]) Daraus will Kant sogar erklären, daß bei der empfundenen Gegenwart eines Geistes dieser das Bild einer menschlichen Figur zeigen muß, und sagt: „Diese Art der Erscheinungen kann gleichwohl nicht etwas Gemeines und Gewöhnliches sein, sondern sich nur bei Personen ereignen, deren Organe eine ungewöhnlich große Reizbarkeit haben."[3]) Zu diesen abnormen Menschen, von welchen Kant spricht, deren Empfindungsschwelle dauernd verlegt ist, habe ich die normalen Menschen in abnormen Zuständen bei momentaner Verlegung der Empfindungsschwelle hinzugefügt: die Somnambulen. Ohne aber diese Art von Geistererscheinungen, von der Kant spricht, und die man objektiv veranlaßte Hallucinationen nennen könnte, zu leugnen, mußte ich — weil mir die Thatsache photographierbarer Phantome bekannt ist — noch eine zweite Art von Geistererscheinungen zugeben, wobei dann die Darstellung einer menschlichen Figur nur aus der organisierenden Kraft der Seele zu erklären ist.

Weil nun Kant wenigstens die Möglichkeit des Übergangs transscendentaler Vorstellungen in das sinnliche Bewußtsein zugiebt, hat er sich auch nicht geschämt, den Fall Swedenborg zu untersuchen. Die Fähigkeiten nämlich, die das Gerücht diesem Seher zuschrieb, entsprachen genau denen, welche Kant mit seinem Begriffe eines gleichzeitig geistigen und körperlichen Wesens verknüpfte. Er sagt, daß wir „in erstaunliche Folgen hinaussehen würden, wenn auch nur eine solche Begebenheit als bewiesen vorausgesetzt werden könnte."[4]) Diese erstaunlichen Folgen sind nun aber

---

[1]) „Kritik der reinen Vernunft", 444. — [2]) „Träume", 27. — [3]) Ebd. 28.
[4]) „Träume", 4.

eben die, die er bereits gezogen hatte, noch bevor er von Swedenborg gehört, die er aber solange als „Träume der Methaphysik" angesehen wissen will, solange der Erfahrungsbeweis fehlt.

Seine Lektüre der Schriften Swedenborgs hatte allerdings zur Folge, daß er ihn einen Erzphantasten nannte. Aber wenn ihn auch der Inhalt der Visionen Swedenborgs dazu verleitete und berechtigte, so dachte er doch anders von der Voraussetzung dieser Visionen, nämlich der Doppelnatur des Menschen. Diese konnte Kant in sein ungünstiges Urteil über Swedenborg nicht einbeziehen, weil er sonst sich selbst einen Phantasten und Wahnwitzigen hätte nennen müssen; denn seine eigenen Spekulationen über die Menschennatur stimmten mit der Theorie Swedenborgs genau überein. Wir werden also annehmen müssen, daß Kant, auch nachdem er Swedenborg preisgegeben, seiner Lieblingsidee nachhing, und, wenngleich unter Verzicht auf Erfahrung, sich jene „erstaunlichen Folgen" ausmalte, die sich aus der Doppelnatur des Menschen ergeben. Den Beweis dieser Behauptung werde ich nun liefern.

Welches sind diese „erstaunlichen Folgen"? Zunächst ist klar, daß bei der Kant-Swedenborgschen Ansicht über den Menschen Geburt und Tod eine ganz andere Bedeutung erhalten, als ihnen gewöhnlich beigelegt wird. Sind wir nur mit einem Teile unseres Wesens in die irdische Ordnung versenkt, gehören aber als intelligible Wesen einer intelligiblen Welt an, so ist weder die Geburt unser Anfang, noch der Tod unser Ende. Es sind also sofort die zwei Probleme gegeben: Präexistenz und Unsterblichkeit. Beide müssen unvermeidlich bejaht werden, wenn die Gleichzeitigkeit des irdischen Menschen mit dem transscendentalen Subjekte besteht.

Manchem Kantianer wird es nun zwar befremdlich klingen, wenn ich sage, Kant habe Präexistenz gelehrt. Es ist aber doch so. Ich bin zu einem langen Citat genötigt; aber bei der Seltenheit des betreffenden Buches wird das den meisten Lesern sogar willkommen sein. Kant sagt: „Das Leben besteht in dem commercio der Seele mit dem Körper; der Anfang des Lebens ist der Anfang des commercii, das Ende des Lebens ist das Ende des commercii. Der Anfang des commercii ist die Geburt, und das Ende des commercii ist der Tod. Die Dauer des commercii ist das Leben. Der Anfang des Lebens ist die Geburt; dieses ist aber nicht der Anfang des Lebens der Seele, sondern des Menschen. Das Ende des Lebens ist der Tod; dieses ist aber nicht das Ende des Lebens der Seele, sondern des Menschen. Geburt, Leben und Tod sind also nur Zustände der Seele; denn die Seele ist eine einfache Substanz; also kann sie auch nicht erzeugt werden, wenn der Körper erzeugt, und auch nicht aufgelöst werden, wenn der Körper aufgelöst wird: denn der Körper ist nur die Form der Seele. Der Anfang oder die Geburt des Menschen ist also nur der Anfang des commercii, oder der veränderte Zustand der Seele; und das Ende oder der Tod des Menschen ist nur das Ende des commercii, oder der veränderte Zustand der Seele. Allein der Anfang des commercii oder die Geburt des Menschen ist nicht der Anfang des Prinzips des Lebens, und das Ende des commercii oder der Tod des Menschen ist nicht das Ende des Prinzips des Lebens; denn das Prinzip des Lebens entsteht nicht durch die Geburt und hört auch nicht auf durch den Tod. Das Prinzip des Lebens ist eine einfache Substanz. Aus der Substanzialität oder Simplizität folgt aber gar nicht, daß die Geburt des Menschen der Anfang der Substanz, und der Tod des Menschen das Ende der Substanz sei; denn eine einfache Substanz entsteht

und vergeht nicht nach Naturgesetzen. Mithin bleibt die Substanz, wenngleich der Körper vergeht, und also muß auch die Substanz dagewesen sein, als der Körper entstand. — Die Substanz bleibt immer unverändert; demnach sind die Geburt, das Leben und der Tod nur verschiedene Zustände der Seele. Ein Zustand setzt aber schon ein Dasein voraus; denn der Anfang ist kein Zustand, die Geburt ist aber ein Zustand der Seele, also kein Anfang der Seele."

„Da wir den Zustand der Seele beim Anfange des commercii betrachtet haben, so müssen wir jetzt die Seele vor dem Anfang der Verknüpfung, oder ihren Zustand vor der Geburt, und nach dem Ende der Verknüpfung, oder ihren Zustand nach dem Tode erwägen. Zwischen dem Zustande der Seele vor der Geburt und nach dem Tode ist eine große Übereinstimmung. Denn wenn die Seele nicht vor der Vereinigung mit dem Körper gelebt hätte, so könnten wir nicht schließen, daß sie auch nach der Vereinigung mit demselben leben werde. Denn wenn sie mit dem Körper entstanden wäre, so könnte sie auch mit dem Körper aufhören. Denn das, was sie nach der Vereinigung sein soll, kann sie aus eben denselben Gründen auch vor der Vereinigung gewesen sein. Aber wir können auch von dem Zustande nach dem Tode, den wir beweisen werden, auf den Zustand der Seele vor der Geburt schließen; denn aus den Beweisen, die wir für die Fortdauer der Seele nach dem Tode geben werden, scheint zu fließen, daß wir vor der Geburt im reinen geistigen Leben gewesen sind, und daß durch die Geburt die Seele sozusagen in einen Kerker, in eine Höhle gekommen ist, die sie an ihrem geistigen Leben hindert. Allein es ist hier die Frage, ob die Seele in ihrem geistigen Leben vor der Geburt einen völligen Gebrauch ihrer Kräfte und Vermögen gehabt hat; ob sie alle die Erkenntnisse, die Erfahrungen von der Welt besessen, oder ob sie dieselben erstlich durch den Körper erlangt habe? Wir antworten: Daraus, daß die Seele vor der Geburt im reinen geistigen Leben Leben gewesen ist, folgt noch gar nicht, daß sie in demselben einen solchen völligen Gebrauch ihrer Kräfte und Vermögen, und eben dieselben Kenntnisse von der Welt (die sie erst nach der Geburt erlangt hat) gehabt habe; sondern es folgt vielmehr, daß die Seele in einem geistigen Leben gewesen, eine geistige Kraft des Lebens gehabt habe, alle Fähigkeiten und Vermögen schon besaß, aber so, daß alle diese Fähigkeiten erst durch den Körper sich entwickelt haben, und daß sie alle die Kenntnisse, die sie von der Welt hat, erst durch den Körper erlangt hat, und sich also durch den Körper zu der künftigen Fortdauer hat vorbereiten müssen. Der Zustand der Seele vor der Geburt war also ohne Bewußtsein der Welt und ihrer selbst."[1])

Die materielle Geburt ist also nach Kant nur insofern eine Schmälerung unseres Wesens, als wir für die Dauer des Lebens die transscendentalen Vermögen ablegen; für das fortbestehende transscendentale Subjekt aber ist das Leben ein Gewinn, da es vorher kein Bewußtsein der sinnlichen Welt und seiner selbst als Mensch hatte, aber die Errungenschaften des Lebens auffaugt.

Was nun den Tod betrifft, so hat Kant schon in den „Träumen" aus der Gleichzeitigkeit unseres Doppelwesens gefolgert: „Wenn dann endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, so würde das Leben in der anderen Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung sein, darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden war, und die gesamten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würden sich dort in den Wirkungen wiederfinden, die ein mit der ganzen Geisterwelt in unauflöslicher Gemeinschaft stehendes Wesen schon vorher daselbst nach pneumatischen Gesetzen ausgeübt hat.

[1]) „Vorlesungen", 230—233.

Die Gegenwart und die Zukunft würden also gleichsam aus einem Stücke sein, und ein stetiges Ganze ausmachen, selbst nach der **Ordnung der Natur**."[1])

Der Tod ist also bei Kant eine Steigerung der Individualität in demselben Sinne, wie ich es im Schlußkapitel meiner „Monistischen Seelenlehre" ausgeführt habe: für den Menschen, insofern seine Seele den irdischen „Kerker", die „Höhle" verläßt; für das transscendentale Subjekt selbst aber vermöge der Aufsaugung der irdischen Errungenschaften. „Da der Körper eine leblose Materie ist, so ist er ein Hindernis des Lebens...... Wenn nun aber der Körper gänzlich aufhört, so ist die Seele von ihrem Hindernis befreit und nun fängt sie erst an zu leben. Also ist der Tod nicht die absolute Aufhebung des Lebens, sondern eine Befreiung der Hindernisse eines vollständigen Lebens."[2])

Die Erfahrung lehrt nur den Tod des leiblichen Menschen. „Kein Gegner kann aus der Erfahrung ein Argument erfinden, welches die Sterblichkeit der Seele darthäte. Es ist also die Unsterblichkeit der Seele wenigstens wider alle Einwürfe, die aus der Erfahrung entlehnt sind, gesichert."[3]) Der positive Beweis folgt aus der Natur des transscendentalen Subjekts, welches, in den materiellen Körper nicht versenkt, auch von dessen Auflösung nicht betroffen wird.

In der mystischen Weltanschauung erscheint der transscendentale Zustand als die Regel, und das menschliche Leben nur als vorübergehende Ausnahme; das Leben ist demnach ein größeres Rätsel als der Tod. Zu dieser Anschauung neigt Kant schon in den „Träumen", wo er das Leben als eine Gemeinschaft zwischen einem Geist und einem Körper etwas Geheimnisvolles nennt, und sagt: „Diese immaterielle Welt kann also als ein für sich bestehendes Ganze angesehen werden, deren Teile unter einander in wechselseitiger Verknüpfung und Gemeinschaft stehen, auch ohne Vermittlung körperlicher Dinge, so daß **dieses letztere Verhältnis zufällig ist und nur einigen zukommen darf**, ja, wo sie auch angetroffen wird, nicht hindert, daß nicht eben die immateriellen Wesen, welche durch die Vermittlung der Materie ineinander wirken, außer diesem noch in einer besonderen und durchgängigen Verbindung stehen, auch jederzeit untereinander als immaterielle Wesen wechselseitige Einflüsse ausüben, so daß das Verhältnis derselben vermittelst der Materie nur zufällig und auf einer besondern göttlichen Anstalt beruht, jene hingegen natürlich und unauflöslich ist."[4])

Wenn wir über die Reihe von Zufälligkeiten nachdenken, die sich ereignen mußten, um unserer Persönlichkeit mit ihrer qualitativen Bestimmtheit zum Dasein zu verhelfen; unsere leibliche und psychische Abhängigkeit von der Beschaffenheit gerade dieser bestimmten Eltern, die vielleicht durch den reinsten Zufall, z. B. in einer gemeinsamen Sommerfrische 2c. sich begegnet, oder wenigstens nur zufällig am gleichen Ort geboren worden waren und sich kennen lernten, aus unbewußten Gründen sich zu einander gezogen fanden und unter Erleichterung zufälliger Umstände den Bund fürs Leben schlossen, während störende Umstände sie getrennt hätten; die dann unter einer größeren Anzahl von Kindern auch uns erhielten; wenn wir insbesondere jene Zufälle erwägen, die bei den meisten unehelichen Geburten spielen, mit ihren oft verbrecherischen und tragischen Nebenumständen; wenn wir andererseits die Zufälligkeiten betrachten, die den Tod

[1]) „Träume". 25. — [2]) „Vorlesungen", 237. — [3]) „Vorlesungen", 245.
[4]) „Träume", 12. 67.

der lebenden Wesen veranlassen können, sei es eine verlorene Kugel in der Schlacht, ein herabfallender Dachziegel, die Unwissenheit des zunächstwohnenden Arztes oder bei einer Eisenbahnkatastrophe das Glas Wein, das der Lokomotivführer zuviel getrunken; — wenn wir ferner den Inhalt des Lebens selbst betrachten, Krankheit, Not und Tausende von Übeln, den Kampf mit Dummheit und Gemeinheit, den jeder zu führen hat, der seiner Generation auch nur um eine halbe Idee voraus ist: — dann scheint uns jeder Anhaltspunkt zu fehlen, an eine höhere Bestimmung des irdischen Daseins zu glauben. Unter der materialistischen Voraussetzung, die „Seine Majestät den Zufall" — wie Friedrich II sagte — zum Lenker unserer Schicksale macht, erscheint das Leben absurd, gemein, eine unerhörte Prellerei und wir könnten uns nur entrüsten über die Jämmerlichkeit und Roheit einer solchen Veranstaltung.

Das trifft aber nur zu unter der Voraussetzung, daß wir mit unserm ganzen Wesen in diese Naturordnung gestellt wären. Ist dagegen das irdische Leben nur der Traum eines transscendentalen Subjekts, dann kann möglicherweise der irdische Pessimismus in einen transscendentalen Optimismus einmünden, auch wenn wir es nicht einzusehen vermögen; wir hätten dann von einem solchen Dasein mindestens jenen Nutzen, den Grillparzer in „Der Traum ein Leben" geschildert hat. Man könnte freilich einwerfen, darin bestehe eben die Absurdität, daß wir von jenem transscendentalen Verhältnis nichts wissen; aber diese Unwissenheit ist eben die Voraussetzung dafür, daß wir aus diesem irdischen Leben die transscendentalen Vorteile ziehen. Darum kann auch praktische Mystik unsere Lebensaufgabe nicht sein.

Wäre die irdische Existenz die Regel, und überhaupt nur die einzige und nur einmalige Form unseres Daseins, dann allerdings hätten die Pessimisten recht. Trifft aber dieser Vordersatz nicht zu, und ist die Gleichzeitigkeit eines transscendentalen Subjekts mit der irdischen Person gesichert — und sie ist gesichert für jeden, der auch nur eine einzige Thatsache der transscendentalen Psychologie zugiebt — dann läßt sich mit Kant weiter spekulieren: „Nun kann kein Geschöpf, welches vermittelst der zufälligen Entschließung seiner Eltern durch die Geburt in die Welt gesetzt ist, für einen höheren Zweck und ein künftiges Leben bestimmt sein ...... Allein wir sehen, daß das Leben der Seele nicht auf der Zufälligkeit der Zeugung des tierischen Lebens beruhe, sondern daß es schon vor dem tierischen Leben gedauert habe und also sein Dasein von einer höheren Bedingung abhänge. Das tierische Leben ist folglich zufällig, aber nicht das geistige. Das geistige Leben könnte doch fortdauern und ausgeübt werden, wenn es gleich auch mit dem Körper zufällig vereinigt wäre."[1])

Diese Ansicht Kants stimmt aber wieder mit der von Swedenborg überein: „Der Mensch wird von den Eltern nicht in das geistliche, sondern in das natürliche Leben geboren."[2])

Kant verzichtet sogar auf den Beweis aus den transscendentalen Fähigkeiten des Menschen — wofür ihm ja die Erfahrungsbasis fehlte — und schließt auf ein künftiges Dasein schon aus dem Vorhandensein der

[1]) „Vorlesungen", 251. — [2]) Swedenborg: „Neues Jerusalem", § 148.

höheren unter den normalen Fähigkeiten des Menschen, die sich weit über die Bedürfnisse dieses Lebens erstrecken, und in diesem sich nicht auszuleben vermögen. Wenn nun auch dieser Beweis von untergeordneter Bedeutung ist, so habe ich ihn in der „Monistischen Seelenlehre" doch vorgebracht und kann mich nun nicht nur auf Kants Beispiel berufen, sondern sogar erwähnen, daß Kant den Beweis durch dasselbe Beispiel erläutert, wie ich es gethan, indem ich den Schluß aus der Embryonalentwicklung des Menschen auf seine Bestimmung, in diese Welt des Lichts zu treten, in Parallele setzte mit dem Schlusse aus unsern transscendentalen Fähigkeiten auf das künftige Dasein.[1])

Was nun die Beschaffenheit des künftigen Lebens betrifft, so setzt Kant dasselbe dem Zustand vor der Geburt gleich. Weil wir aber auch während des irdischen Lebens nicht aufhören, transscendental zu sein, ist dieses keineswegs eine Unterbrechung des transscendentalen Daseins, sondern nur eine Verdoppelung des Daseins. Wie bei einem Meteoriten das leuchtende Bahnstück nur eine Zufälligkeit ist, weil dasselbe innerhalb unserer Atmosphäre liegt, daher nicht isoliert betrachtet werden darf, so wird auch unser eigentliches Dasein durch den Eintritt in die irdische Ordnung nicht unterbrochen und ist auch der vom irdischen Bewußtsein beleuchtete Lebenslauf nur ein Teil eines gleichzeitigen größeren Bahnstückes.

Freilich trifft der Vergleich insofern nicht mehr zu, als es sich beim Tode nicht um Versetzung in ein räumliches Jenseits handelt. Ich habe das Jenseits als ein bloßes Jenseits der Empfindungsschwelle, als eine Veränderung unserer Anschauungsformen bezeichnet, und finde nun auch in diesem Punkte die Übereinstimmung mit Kant: „Die Trennung der Seele vom Körper ist nicht in eine Veränderung des Ortes zu setzen ...... Wenn sich die Seele vom Körper trennt, so wird sie nicht dieselbe sinnliche Anschauung von dieser Welt haben; sie wird nicht die Welt so anschauen, wie sie erscheint, sondern so, wie sie ist. Demnach besteht die Trennung der Seele vom Körper in der geistigen Anschauung; und das ist die andere Welt. Die andere Welt ist demnach nicht ein anderer Ort, sondern nur eine andere Anschauung. Die andere Welt bleibt den Gegenständen nach dieselbige; sie ist den Substanzen nach nicht unterschieden; allein sie wird geistig angeschaut ...... Da die Seele durch den Körper eine sinnliche Anschauung hat von der Körperwelt, so wird sie dann, wenn sie von der sinnlichen Anschauung des Körpers befreit ist, eine geistige Anschauung haben, und das ist die andere Welt. Kommt man in die andere Welt, so kommt man nicht in die Gemeinschaft anderer Dinge, etwa auf andere Planeten; denn mit denen bin ich schon jetzt in Verbindung, wenn auch nur in einer entfernten; sondern man bleibt in dieser Welt, hat aber eine geistige Anschauung von allem. Also ist die andere Welt nicht dem Orte nach von dieser unterschieden."[2])

So trifft denn auch Kants Definition des Himmels mit der von Swedenborg überein. Der letztere sagt: „Hieraus kann nun erhellen, daß die Zustände und Beschaffenheiten des Inwendigen den Himmel machen, und daß der Himmel in einem jeden ist, aber nicht außer ihm" ...... „Wenn der Himmel eröffnet wird, heißt, wenn das innere Sehen, welches das Sehen des Geistes im Menschen ist, eröffnet wird."[3])

[1]) „Vorlesungen", 246—250. — [2]) „Vorlesungen", 254—256.

[3]) Swedenborg: „Vom Himmel" §§ 23 und 171.

Meinen Lesern brauche ich nun nicht erst zu sagen, wie sehr alles Bisherige mit den ausführlicheren Darstellungen in meinen mystischen Schriften übereinstimmt, besonders mit den Untersuchungen über den Tod und dem Zustand nach dem Tode in der „Monistischen Seelenlehre". Den Vorwurf aber, daß ich Kant mißverstanden, habe ich wohl nicht zu fürchten; denn was Kant für das Begreifungsvermögen junger Studenten geredet hat, ist überhaupt nicht mißzuverstehen. Unbenommen dagegen bleibt es meinen Gegnern, mir nun die Priorität meiner Ansichten abzusprechen. In diesem Punkte befinde ich mich in der Lage aller nachkantischen Philosophen, da in seinen Schriften die Entwicklungskeime aller seitherigen Systeme liegen. Kant hat eben für ein ganzes Jahrhundert vorausgedacht, als Naturforscher wie als Philosoph. Dafür aber, daß es mir um den Ruhm der Priorität überhaupt nicht zu thun ist, konnte ich einen besseren Beweis gar nicht liefern, als die vorliegende Abhandlung. Wohl aber ist es mir um die Sache zu thun, nämlich darum, daß die mystische Weltanschauung, weil ich sie für wahr halte, Eingang findet. Das werde ich nun zum Teile jedenfalls durch diesen Nachweis erreichen, daß meine Ansichten in allen wesentlichen Punkten mit denen von Kant übereinstimmen, was ich durch Citate bewiesen habe. Meine Schriften haben von seiten einiger Zeitungsschreiber, die nicht einmal die Titel derselben verstehen, Beurteilungen erfahren, wobei ich über den Unverstand erstaunen würde, wenn ich nicht wüßte, daß teilweise noch viel Schlimmeres zu Grunde liegt. Diese Sorte von Gegnern, denen ich nun gezeigt habe, daß ihre vermeintlichen Hiebe auf Kant sitzen, werden nun etwas vorsichtiger sein, und wenn sie es auch nicht zugestehen, so werden sie es doch einsehen, daß meine mystischen Anschauungen in der Verlängerungslinie der Kantischen Philosophie liegen.

Man muß sehr viel überflüssige Zeit haben, um die Frage zu untersuchen, ob Kant Spiritist war. Wenn aber die Frage gestellt wäre, ob er heute Spiritist sein würde, so müßte ich diese Frage bejahen. Zunächst würde sich ihm der Fall Swedenborg heute günstiger darstellen, als damals. Heute sind die von Kant angeführten Fälle von der Sehergabe Swedenborgs viel besser beglaubigt, als damals. Der Universitätsbibliothekar Tafel in Tübingen hat in zwei Schriften[1]) den Beweis geliefert, daß außer den von Kant und Wieland angeführten Gewährsmännern für Swedenborgs Sehergabe heute noch zwanzig andere aufgeführt werden können, daß ferner außer den von Kant angeführten Thatsachen noch neun andere von gleicher Beschaffenheit hinzugefügt werden können. Darauf aber, ob — wie Tafel nachzuweisen versuchte — der Brief an Fräulein von Knobloch später geschrieben ist, als die „Träume", so daß also das ungünstigere Urteil durch ein späteres günstigeres abgelöst wäre, kommt es heute überhaupt nicht mehr an. Ich brauche mich auf diese Streitfrage gar nicht einzulassen; denn unbestreitbar ist, daß Kants „Vorlesungen über Metaphysik" etwa 10, nach Pölitz sogar 20 Jahre später

[1]) Tafel; „Supplement zu Kants Biographie" (1845). — „Zwölf unumstößliche Erfahrungsbeweise für die Unsterblichkeit der Seele" (1845).

sind, als jener Brief sowohl wie die „Träume“. In diesen Vorlesungen aber, die er mehrere Semester hindurch gehalten hat,[1]) nennt er Swedenborgs Lehre erhaben. Er trennt also die Visionen Swedenborgs von der metaphysischen Voraussetzung, welche dieser für die Möglichkeit solcher Visionen gegeben hat. Kants Vorstellungen über die Natur des Menschen sind in den „Vorlesungen“ noch immer dieselben wie in den „Träumen“. Er lehrt noch immer die Gleichzeitigkeit des transscendentalen Subjekts mit der irdischen Person, indem er sagt: „Der Gedanke des Swedenborg ist hierin sehr erhaben. Er sagt: die Geisterwelt macht ein besonderes reales Universum aus; dieses ist der mundus intelligibilis, der von diesem mundo sensibili muß unterschieden werden. Er sagt: Alle geistigen Naturen stehen miteinander in Verbindung; nur die Gemeinschaft und Verbindung der Geister ist nicht an die Bedingung der Körper gebunden, da wird nicht ein Geist dem andern weit oder nahe sein, sondern es ist eine geistige Verbindung. Nun stehen unsere Seelen miteinander als Geister in dieser Verbindung und Gemeinschaft, und zwar schon hier in dieser Welt; nur sehen wir uns nicht in dieser Gemeinschaft, weil wir noch eine sinnliche Anschauung haben; aber obgleich wir uns nicht darinnen sehen, so stehen wir doch darinnen. Wenn nun das Hindernis der geistigen Anschauung auf einmal aufgehoben wird, so sehen wir uns in dieser geistigen Gemeinschaft, und dies ist die andere Welt; nun sind dies nicht andere Dinge, sondern dieselben, die wir aber anders anschauen.“[2])

Kant, der sich bis nach Schweden wandte, um den Fall Swedenborg untersuchen zu lassen, würde heute die viel näher liegenden mystischen Thatsachen untersuchen. Er würde, ungleich seinen Kollegen, es sich nicht erlauben, an Hypnotismus, Somnambulismus und Spiritismus vorbeizugehen, sondern würde sie studieren. Dabei würde er dann die von ihm vermißten Erfahrungsbeweise für die Richtigkeit seiner damaligen Intuitionen finden.

Zwar leugnet Kant die Möglichkeit gleichzeitiger Erfahrungen aus beiden Welten: „Ich kann nicht zugleich in dieser und auch in jener Welt sein; denn wenn ich eine sinnliche Anschauung habe, so bin ich in dieser, und wenn ich eine geistige Anschauung habe, so bin ich in der andern Welt; dieses kann aber nicht zugleich stattfinden.“[3]) Aber aus den Thatsachen des Somnambulismus würde heute Kant erkennen, daß beide Anschauungsweisen, wenn auch nicht gleichzeitig, so doch innerhalb des irdischen Lebens im Wechsel auftreten und ins sinnliche Bewußtsein gelangen können. Darum sind es tiefe Schlafzustände, in welchen sich die geistige Anschauung einstellt. Erst wenn das sinnliche Leben unterdrückt ist, ist die geistige Anschauung möglich. Insofern kann man die Sehergabe mit Kant dem Geschenke der Juno an den Teiresias vergleichen, die ihn blind machte, damit sie ihm die Gabe zu weissagen erteilen konnte, und kann sagen, „daß die anschauende Kenntnis der andern Welt nur erlangt werden kann, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nötig hat.“[4])

Geistergläubig im gebräuchlichen Sinne des Wortes, den auch der Spiritismus annimmt, kann allerdings nur der sein, der in der Seele nicht nur ein denkendes, sondern auch ein organisierendes Wesen sieht. Wenn

---

[1]) „Vorlesungen“ V. — [2]) „Vorlesungen“, 257. — [3]) „Vorlesungen“, 259.
[4]) „Träume“, 30.

die Seele organisierendes Prinzip des Körpers ist, läßt sich der Mensch allererst monistisch erklären, und diese monistische Seelenlehre ist die logische Voraussetzung der Möglichkeit von Geistererscheinungen. Äußerungen, die dahin zielen, finden sich bei Kant allerdings: „Meine Seele ist ganz im ganzen Körper und ganz in jedem seiner Teile,"[1]) und es ist „die nachdenkende Seele, die wir vornehmlich im Gehirn zu empfinden glauben."[2]) Die Organisationsfähigkeit müßte allerdings auch der Tierseele zugesprochen werden, und Kant scheut davor keineswegs zurück: „Was in der Welt ein Prinzipium des Lebens enthält, scheint immaterieller Natur zu sein."[3]) „So würde denn also die immaterielle Welt zuerst alle erschaffenen Intelligenzen, deren einige mit der Materie zu einer Person verbunden sind, andere aber nicht, in sich befassen, überdem die empfindenden Subjekte in allen Tierarten."[4]) Auch die Mimik weist auf die organisierende Seele hin: „Viele behaupten, daß alle Seelen einerlei wären und der Unterschied der Verschiedenheit bloß vom Körper herrühre. Diese kommen auf den Materialismus. Wenn wir auf der andern Seite in die Seele alle Gewalt setzen, so kommen wir auf den Stahlianismus. Stahl war ein Mediziner, der dieses behauptete. Man kann dieser Meinung nicht ganz und gar widersprechen, denn alle Eigenschaften der Seele sind schon in den Mienen und Gesichtszügen zu lesen; also muß die Seele ihre Eigenschaften in den Körper gelegt haben. Einige meinten, daß sie sich auch selbst ihren Körper mache."[5]) Endlich klingt es ganz aristotelisch und im Sinne der monistischen Seelenlehre, wenn Kant sagt: „Der Körper ist nur die Form der Seele."[6]) Damit stimmt auch überein, daß ihm die Unsterblichkeit nicht etwa ein bloß denkendes Dasein ist: „Die Unsterblichkeit ist die natürliche Notwendigkeit zu leben...... Derjenige Beweis, der aus der Natur und dem Begriffe der Sache selbst hergenommen ist, ist allemal der einzig mögliche Beweis, und dieser ist transscendental."[7])

Ist nun aber die Seele organisierend, so ist allerdings die Möglichkeit gegeben, daß sie von dieser Fähigkeit auch nach dem Tode Gebrauch macht, und damit stehen wir vor den verpönten Geistererscheinungen. Ja noch mehr: Unsere Geburt selbst ist alsdann eine Geistererscheinung, nämlich die Darstellung eines transscendentalen Subjekts in organischem Zellenstoff. Dabei ist nun der nächstliegende Gedanke jedenfalls der, daß diese Inkarnation eine freiwillige ist. Jedenfalls aber ergiebt sich die monistische Seelenlehre eigentlich von selbst, wenn man, wie Kant, in der Seele nicht nur das Prinzip des Denkens, sondern des Lebens anerkennt.

Wenden wir nun dieses auf die Geistererscheinungen an, so leugnet Kant nicht a priori jede Möglichkeit derselben. Für ihn ist es „ebensowohl ein dummes Vorurteil, von vielem, was mit einigem Schein der Wahrheit erzählt wird, ohne Grund nichts zu glauben, als von dem, was das gemeine Gerücht sagt, ohne Prüfung alles zu glauben,"[8]) und er sagt: „Welcher Philosoph hat nicht einmal, zwischen den Beteuerungen eines vernünftigen und festüberredeten Augenzeugen und der inneren Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels, die einfältigste Figur gemacht, die man sich vorstellen kann? Soll er die Richtigkeit aller solcher Geistererscheinungen ableugnen? Was kann er für Gründe anführen, sie zu widerlegen?"[9]) „Eben dieselbe Unwissenheit macht auch, daß ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit

[1]) „Träume", 12. — [2]) „Träume", 13 Anmerkg. — [3]) „Träume", 14 Anmerkg.
[4]) „Träume", 19. — [5]) „Vorlesungen", 192. — [6]) „Vorlesungen", 230.
[7]) „Vorlesungen", 234. — [8]) „Träume", 4. — [9]) „Träume", 3.

an den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen, doch mit dem gewöhnlichen, obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammen genommen aber einigen Glauben beizumessen." [1])

Unserer heutigen Aufklärung würde auch nur dieses bescheidene Zugeständnis Kants schwer fallen; sie hat sich in ihre apodiktischen Negationen so sehr hineingeritten, daß für das Ansehen dieser Aufklärung der Rückzug bedenklich wäre; auch ist ihr wissenschaftliches Hochgefühl schon so sehr gesteigert, daß sie sich schwer zu einem und demselben Glauben mit alten Weibern entschließt. Wir werden also noch einige Zeit auf das seelengroße Geständnis warten müssen, daß die alten Weiber beständig im Recht, die Universitätsweisheit aber im Unrecht gewesen sei. Inzwischen fehlt es unserer Aufklärung natürlich nicht an einem wissenschaftlichen Stichwort, womit sie diese unbequemen Geister beseitigen will, und welches ihr die Pathologie liefert: die Hallucination.

Kant war von dieser Oberflächlichkeit weit entfernt. Er weiß es, daß Geistererscheinungen mit dem Worte Hallucination überhaupt nicht aus dem Felde geschlagen werden können, weil nicht zwei, sondern drei Möglichkeiten gegeben sind, nämlich: 1. die reale Erscheinung, 2. das leere Hirngespinst des Sehers, 3. solche Erscheinungen, bei welchen „zwar nur ein Blendwerk der Einbildung vorgeht, doch so, daß die Ursache davon ein wahrhaft geistiger Einfluß ist, der nicht unmittelbar empfunden werden kann, sondern sich nur durch verwandte Bilder der Phantasie, welche den Schein der Empfindungen annehmen, zum Bewußtsein offenbart." [2]) Dies kommt genau auf jene Unterscheidung hinaus, die ich getroffen habe, zwischen: 1) wirklichen Materialisationen; 2) krankhaften Hallucinationen der aktiven Phantasie; 3) gesunden Hallucinationen der passiven Phantasie. Wer eben aus dem Hypnotismus gelernt hat, daß in dem Gehirn des Hypnotisierten jede beliebige Hallucination hervorgerufen werden kann — wobei also die Ursache der Hallucination nicht innerlich und krankhaft ist, sondern äußerlich, der wird auch einem Geiste diese Fähigkeit, sein Bild zu erzeugen, nicht absprechen, daher die obige Dreiteilung vornehmen. Unserer Medizin aber fehlt der Begriff der gesunden Hallucination, und ich weiß nur den Irrenarzt Brierre de Boismont, der sie unumwunden anerkennt.[3])

Immerhin weiß es Kant, daß in allen Geistergeschichten sehr viel Sinnestäuschung mit unterläuft, welche Erwägung das Ungelegene an sich habe, seine eigenen Vermutungen über die Doppelnatur des Menschen entbehrlich zu machen;[4]) er giebt ferner zu, daß die Verstandeswage bei der Beurteilung vom Erscheinen abgeschiedener Seelen nicht ganz unparteiisch ist, und daß alle diese Erzählungen „nur in der Schale der Hoffnung merklich wiegen, aber in der Spekulation aus lauter Luft zu bestehen scheinen." [5]) Der vorkritische Kant nennt sogar die philosophischen Systeme, weil sie einander widersprechen, Träume; er sagt, daß „wir uns bei dem Widerspruch ihrer Visionen gedulden müssen, bis diese Herren ausgeträumt haben," [6]) und weil er die Hauptthat seines Lebens, die Ersetzung der dogmatischen Philosophie

[1]) „Träume", 42. — [2]) „Träume", 28—30.
[3]) Brierre de Boismont: „Des hallucinations". — [4]) „Träume", 38.
[5]) „Träume", 40. — [6]) „Träume", 81.

durch die kritische erst noch vor sich hat, spricht er von seinen eigenen methaphysischen Vermutungen als einem „Märchen aus dem Schlaraffenlande der Metaphysik".[1]) Aber solche Äußerungen, welchen so viele andere gegenüberstehen, kann man doch höchstens als Symptome des Schwankens zur Zeit der Abfassung der „Träume" auslegen; es ist aber ganz willkürlich, sie unter Ignorieren der andern Stellen herauszugreifen und auf sie den Accent zu legen. Dies hat man aber gethan, und so ist es gekommen, daß die „Träume eines Geistersehers" heute fast allgemein als eine bloße Spottschrift auf den Geisterglauben hingestellt werden.

Im Gegensatz zu dieser Anschauung muß nun aber konstatiert werden, daß sich in den „Vorlesungen" von jenem Schwanken nichts mehr zeigt, Ich habe also sicherlich das Recht, wenigstens das als wahre Meinung Kants zu betrachten, was er in seinen viel späteren „Vorlesungen" wiederholt hat. Dies ist aber die Gleichzeitigkeit des transscendentalen Subjekts mit der irdischen Person, und diese ist ihm schon darum gewiß, weil er ohne sie eine Ethik nicht denken kann. In dieser Hinsicht stimmen die „Träume" und die „Vorlesungen" mit der „Kritik der reinen Vernunft", mit der „Kritik der praktischen Vernunft" wie mit der „Metaphysik der Sitten" überein. Die Meinung, daß „unser Schicksal in der künftigen Welt sehr darauf ankommen mag, wie wir unsern Posten in der gegenwärtigen verwaltet haben,"[2]) hat Kant durch alle seine Perioden hindurch bewahrt.

Aufgeklärte und Mystiker haben sich für ihre entgegenstehenden Ansichten auf Kants „Träume eines Geistersehers" berufen. Auf welcher Seite das größere Recht ist, wird sich daher aus dieser Schrift nicht ausmachen lassen. Vergleichen wir aber dieselbe mit den „Vorlesungen", so erkennen wir, daß die „Träume" von der Aufklärung falsch gedeutet worden sind; sie zeigen höchstens ein Schwanken Kants, das aber in Bezug auf den metaphysischen Hauptpunkt später ein Ende nimmt. Da ich nun auf einem ganz andern Wege, nämlich dem der empirischen Erfahrung von Thatsachen der Neuzeit, die ich zum großen Teile selbst kennen gelernt habe, zu eben jenem metaphysischen Hauptpunkt hingeführt wurde, zur Gleichzeitigkeit des transscendentalen Subjekts mit der irdischen Person — die der vorkritische und kritische Kant aufrecht erhält —, so dürfte es immerhin nicht unwahrscheinlich sein, daß ich jene Thatsachen richtig beobachtet und richtig gedeutet hätte.

Fassen wir das Bisherige zusammen. Kant lehrt:

1. Eine andere Welt.
2. Ein transscendentales Subjekt.
3. Die Gleichzeitigkeit desselben mit der irdischen Person. Darin liegt logisch eingeschlossen:
    a) Die Unzulänglichkeit des Selbstbewußtseins für die Erkenntnis unseres Wesens;
    b) die nur teilweise Versenkung dieses Wesens in die materielle Welt.
4. Präexistenz.
5. Unsterblichkeit.
6. Die Geburt als Inkarnation eines transscendentalen Subjekts.

[1]) „Träume", 47. — [2]) „Träume" 68.

7. Das materielle Dasein als Ausnahme, das transscendentale als Regel.
8. Die Notwendigkeit einer transscendentalen Psychologie für den Seelenbeweis.
9. Die Stimme des Gewissens als Stimme des transscendentalen Subjekts.
10. Das Jenseits als bloßes Jenseits der Empfindungsschwelle.

Von den bloßen Möglichkeiten, die Kant noch weiter zugiebt, kann ich ganz absehen. Wenn ich nun aber aufgefordert würde, die Quintessenz aus meinen eigenen mystischen Schriften herauszuziehen, so könnte ich eine kürzeren Ausdruck nicht finden, als eben das obige Verzeichnis. Die Leser meiner Schriften werden dieses Miniaturbild ohne Zweifel alle erkennen, und werden mir zugestehen, daß ich die obigen Punkte aus Erfahrungsthatsachen abgeleitet, ausführlicher dargestellt und in organischen Zusammenhang gebracht habe. Freilich wäre Kant falsch definiert, wenn ich ihn darum einen mystischen Philosophen nennen würde; aber leugnen läßt sich nicht, daß in seinen Schriften zerstreut und keimartig alles sich findet, was vereinigt und in systematische Verbindung gebracht zu einer mystischen Weltanschauung zusammenwächst.

Es ist eine unberechtigte Willkür, den echten Autor nur in einem seiner Werke sehen zu wollen, und das gilt besonders in der Philosophie; denn es giebt zwar Philosophen, die von dem ein für allemal ausgesprochenen Stichwort nicht mehr abweichen, wie z. B. Hegel; aber bei den meisten spielt sich innerhalb ihrer eigenen Individualität ein Stück Entwicklungsgeschichte der Philosophie ab. Sogar ein Schopenhauer hat in seinen letzten Lebensjahren in seinen mystischen Aufsätzen — anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen, Geistersehen, Magie, Metaphysik der Geschlechtsliebe — Ansichten ausgesprochen, die nur entwickelt zu werden brauchen, um seinen Panthelismus in Individualismus zu verwandeln.[1]) Darum ist es auch willkürlich, den echten Kant nur in der „Kritik der reinen Vernunft" sehen zu wollen, mag sie auch das am meisten charakteristische Werk dieses Philosophen sein. Ich habe daher ein Recht, die mystischen Keime aus allen seinen Schriften zusammenzutragen und zu verwerten. Wäre ich aber selbst beschränkt auf sein Hauptwerk, so bliebe auch dann noch die Gleichzeitigkeit des transscendentalen Subjekts und des irdischen Menschen bestehen, nur daß er sich dort auf die ethische Motivierung dieser Gleichzeitigkeit beschränkt. Er behauptet dort die intelligible Freiheit, und wenn diese für jede einzelne Handlung unseres Lebens gilt, so muß sie auch vom Leben selbst gelten und der Geburt. Kant hat allerdings die Ansicht nicht direkt ausgesprochen, daß die Inkarnation die freie That des transscendentalen Subjekts ist; aber sie liegt in seinen Prämissen.

Es besteht kein Widerspruch zwischen der „Kritik der reinen Vernunft", die dem menschlichen Geiste Schranken zieht und es ihm verwehrt, auf reflektivem Wege in die intelligible Welt einzudringen, und den übrigen Schriften, welche mystische Bestandteile enthalten. Aller dogmatischen

[1]) Eine vorzügliche Darstellung der Mystik Schopenhauers findet der Leser im Februarheft der „Sphinx" (1888) und in Dr. Raphael Köbers Schrift: „Die Philosophie A. Schopenhauers (Heidelberg 1888).

Metaphysik gegenüber bleibt die „Kritik“ in Geltung. Wenn aber Kant trotz seines eigenen Verbots metaphysische Ansichten in Form von Intuitionen uns bietet, und wir untersuchen die Quelle, woraus er sie bezieht, so werden wir Kants metaphysische Ansichten nur wieder bestätigt finden. Jede Intuition ist für das sinnliche Bewußtsein, weil es dabei nur passive Empfänglichkeit zeigt, eine Inspiration. Solche Inspirationen können nun ausgehen von jenseitigen Geistern, oder — was natürlich viel wahrscheinlicher ist — vom jenseitigen Menschen, d. h. vom transscendentalen Subjekt; sie ist also — wie Kant selbst sagt — nur möglich, wenn wir gleichzeitig beiden Welten angehören. Wenn irgend etwas transscendental ist, so ist es der Instinkt der Tiere und die Intuitionen des Genies. Prozesse, die ohne Anteil unseres Bewußtseins verlaufen, oder deren bloßes Endresultat ins Bewußtsein fällt, sind transscendental; dahin gehören nicht nur die organischen Funktionen, sondern auch die genialen Gedanken, nur daß wir an diese Erscheinung mehr gewöhnt sind, als an die keineswegs wunderbareren des Hellsehens, das ebenfalls das Werk unseres transscendentalen Subjekts ist. Wollte man aber dieses Hellsehen pantheistisch erklären, wie z. B. Hartmann, so wäre man schließlich genötigt, in allen Fällen geträumter Lotterienummern, die herauskommen, die Weltsubstanz in Bewegung zu setzen, und das heißt denn doch mit Kanonen nach Mücken schießen. Zu Kants Zeiten konnte man metaphysische Spekulationen, wie ich sie in meinen mystischen Schriften versucht habe, Kant entgegenhalten, der seine eigenen Intuitionen als unbeweisbare Hypothesen giebt. Heute steht aber die Sache ganz anders und Kant selbst würde sich diesen seinen Hypothesen noch weiter hingeben, weil inzwischen die Mystik Erfahrungswissenschaft geworden ist, Erfahrung aber definitiv entscheidet. „Da nun die Vernunftgründe in dergleichen Fällen weder zur Erfindung, noch zur Bestätigung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit von der mindesten Erheblichkeit sind; so kann man nur den Erfahrungen das Recht der Entscheidung einräumen.[1]) Der Tag ist bereits da, den Kant mit den Worten prophezeit hat: „Es wird künftig noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe.“[2]) Der Hypnotismus und Somnambulismus zeigen uns das transscendentale Subjekt, der Spiritismus fremde Subjekte dieser Natur. Es ist also ein Anachronismus, wenn meine Gegner mir Kant entgegenhalten; er selbst würde sie verleugnen, da meine Mystik nicht aus Intuitionen zusammengesetzt ist, sondern auf Erfahrungsthatsachen beruht. Meine Erfahrungen aber können mir die Gegner nicht absprechen; sie haben das Feld von Thatsachen nicht allein gepachtet, sondern auch ich besitze meine Jagdkarte.

Gegen die wissenschaftliche Beobachtung mystischer Thatsachen und deren philosophische Verwertung würde also Kant nichts einzuwenden haben. Dagegen würde er vermutlich trotz seiner eigenen mystischen Neigungen auch heute die praktischen Aufgaben, die er dem Menschen stellt, nicht im Sinne der Mystik definieren. Der Mensch hat im irdischen Leben irdische Aufgaben zu erfüllen, sei es individuell, sei es als Glied der Gesell-

[1]) „Träume“, 65. — [2]) „Träume“, 31.

schaft. „Allgemein führe ich noch an, daß es ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu bekümmern; sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird.“[1]) Um transscendentale Aufgaben zu erfüllen, würden wir nicht die irdische Natur angenommen haben, und Kant würde dem praktischen Mystiker sagen, daß „die Eigenschaft, die Eindrücke der Geisterwelt in diesem Leben zum klaren Anschauen auszuwickeln, schwerlich wozu nützen könne, weil dabei die geistige Empfindung notwendig so genau in das Hirngespinst der Einbildung verwebt wird, daß es unmöglich sein muß, in derselben das Wahre von den großen Blendwerken, die es umgeben, zu unterscheiden.“[2]) Das gilt von neun Zehnteln unserer mystischen Litteratur. Mehr aber noch würde Kant betonen, daß die praktische Mystik, weil mit dem Brachliegen der normalen Vernunft verbunden, uns hindert, diese zu entwickeln; sie würde „den Gebrauch der Vernunft unmöglich machen und die Bedingungen, unter welchen ich meine Vernunft gebrauchen kann, aufheben.“[3])

Man kann der Mystik einen hohen wissenschaftlichen Wert einräumen, und doch die praktische verwerfen. Wer praktische Mystik treibt, nimmt als irdische Person den Vorsatz zurück, aus welchem sein transscendentales Subjekt sich inkarniert hat. Wer die transscendentale Erkenntnis- und Seinsweise auf Kosten der irdischen entwickelt, muß logischerweise voraussetzen, daß die Beschränkung unseres irdischen Bewußtseins auf die irdische Welt eine verfehlte Anstalt sei, welches zu beweisen ihm schwerlich gelingen dürfte; er muß behaupten, daß das transscendentale Subjekt bei der Inkarnation auf den Holzweg geraten ist und bei seinem Versuche, dieses als irdischer Mensch wieder gut zu machen, wird er sich zwischen zwei Stühle setzen, denn unser den irdischen Einflüssen offen stehendes Gehirn, wenn es gleichzeitig von transscendentalen Einflüssen durchzuckt wäre, würde nach beiden Richtungen zu kurz kommen. Die transscendentale Erkenntnisweise, selbst im höchsterreichbaren Grade erweckt, würde doch weit zurückbleiben gegen die Erkenntnis eines wirklichen transscendentalen Subjekts, da das Hindernis des Körpers doch nie ganz zu beseitigen ist. Unter diesen Umständen würde ein transscendentales Wesen, welches freiwillig sich inkarniert, sodann aber dieses irdische Leben benützen würde, auf Kosten des normalen Vernunftgebrauchs seine transscendentale Natur hervorzukehren, was doch nur höchst unvollkommen gelingt, — ein solches Wesen würde besser gethan haben, die Inkarnation zu unterlassen; es würde jenem Thoren gleichen, der sich sein gesundes Bein amputieren und durch einen Stelzfuß ersetzen ließe, oder einem Staatsminister, der seine Entlassung aus dem Staatsdienste nähme, um dann wieder als Diurnist mit dem Ehrgeize einzutreten, es zum Referendar zu bringen.

Mehr Weisheit, als in allen Vorschriften der praktischen Mystiker, Asketen und Theosophen sehe ich daher in der Lebensregel der Araber, daß der Mensch das Leben benützen soll, entweder einen Baum zu pflanzen, oder ein Kind zu zeugen, oder ein Buch zu schreiben. Ich füge nur noch hinzu: Eines hindert nicht das andere.

---

[1]) „Vorlesungen“, 260. — [2]) „Träume“, 29. — [3]) „Vorlesungen“, 230.

Mystik und Magie.

Nachschrift des Herausgebers.



Magie ist die Richtung der Seelenkraft aus dem Übersinnlichen auf die Sinnenwelt, Mystik ein entgegengesetztes Streben aus dem Sinnlichen nach dem Göttlichen, Ewigen.
(Sphinx VI, 79.)

Im Einverständnisse mit Freiherrn du Prel gestatte ich mir über den vorstehenden Gegenstand auch meine Meinung auszusprechen, welche der von ihm hier vorgetragenen Anschauung diametral gegenüber steht. Mir erscheint es sogar für das Verständnis eigentlicher Mystik (im Gegensatze zur Magie) als einer der hinderlichsten Irrtümer, zu glauben, daß es dabei auf eine Bethätigung oder Forschung des Verstandes, also auf eine Richtung unserer Seelenkraft auf die sinnliche Erkenntnis ankomme. Im Gegenteil besteht die Mystik m. E. gerade in der Übersteigung des „Verstandes"; zwar nicht so, als ob des Menschen „Vernunft, (Philosophie) und Wissenschaft" zu „verachten" seien. — Mit nichten! Aber beide sind eben nur die höchste Leistung unsres äußeren Bewußtseins. Nun hat doch Dr. du Prel selbst in allen seinen Schriften (seit seiner „Philosophie der Mystik") nachgewiesen und mit Recht nichts so nachdrücklich betont, wie gerade das, daß des Menschen Wesen keineswegs von seinem Bewußtsein ganz umfaßt werde, sondern daß im „unbewußten" Teile seines Wesens noch höhere, sittlich-geistige Kraftpotenzen bisher nur keimartig und unentfaltet liegen. Diese eben zu entwickeln ist allein das Ziel der praktischen Mystik.

Daß dieses zugleich der Gang der weiteren biologischen Entwickelung (Evolution) sein wird, hat ebenfalls gerade du Prel selbst nachgewiesen und diesen inneren Wesenskeim, diese höhere göttliche Natur im Menschen zur Entfaltung und zur Geltung zu bringen, diese Vereinigung oder „Versöhnung mit Gott" ist auch recht eigentlich das Streben aller tiefen wahren Religiosität, die man wohl deshalb sogar als „unbewußte Mystik" bezeichnen könnte. Dieses Ziel, wenigstens soweit es ihm möglich ist, zu erreichen, das nur erstrebt jeder wahre Mystiker.

Durch solche Entwickelung wird also nicht — wie du Prel hier am Schlusse sagt — der „Vorsatz verfehlt, aus welchem sich des Menschen Seele als irdische Person verkörpert hat" (ich gestatte mir nur, seine Fremdwörter in das Deutsche zu übersetzen); ganz im Gegenteil, diese Entwickelung ist der ausschließliche Zweck alles Lebens. Freilich kommt derselbe nur dem wirklichen Mystiker zum mehr oder weniger klaren Bewußtsein; in den übrigen Menschen, die ja meist so in den Tag hinein leben, geht dieser Entwickelungsprozeß zwar ebenso natürlich, aber auch ebenso langsam, weil ebenso wenig bewußt vor sich, wie etwa die Blume weiß, warum sie blüht, und wie der Baum weiß, warum er Früchte trägt.

Aus dem hier Gesagten folgt nun ferner, daß die Beschäftigung mit irgend welchen Zuständen der Menschenseele, während sie „verstorben" ist, sich also — nach sinnbildlicher Ausdrucksweise — im „Himmel" oder

in der „Hölle", im „Paradiese", im „Fegefeuer" oder im „Sommerland" befinden mag, nicht die Aufgabe wirklicher Mystik ist, da diese eben sich nur mit der Entwickelung der Seele befaßt, während und solange sie im vollen leiblichen Leben wirkt. Deshalb bin ich auch mit Kant und mit du Prel darin wieder einverstanden, daß es „ganz und gar nicht hier unserer Bestimmung gemäß ist, uns um die künftige Welt viel zu kümmern, sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird." Mit diesem Ausdruck „künftige Welt" nämlich ist offenbar hier nur jenes Jahrhunderte oder Jahrtausende lang dauernde Sich-Ausleben oder Auswirken der Persönlichkeit gemeint, als welche die betreffende Menschenseele sich in ihrer letzten irdischen Verkörperung dargestellt hat. Jede solcher persönlichen Darstellungen muß so ihren Daseinslauf vollenden, gleichsam wie der Ton einer angeschlagenen Saite ausschwingen; während solcher Zustände außerhalb dieses unseres äußeren Lebens aber kann von einer Entwicklung im Sinne der Biologie oder der Mystik natürlich nicht die Rede sein, sondern dieses immer nur in leiblichen Verkörperungen innerhalb des Evolutionsprozesses.

Obwohl nun einige Berührung mit jenen außerleiblichen Zuständen der Seele und ein mehr oder weniger eingehendes Verständnis für die damit verbundenen Thatsachen sich dem fortschreitenden Mystiker ganz von selbst aufdrängen, so widerspricht es doch seiner Aufgabe, den Verkehr mit Verstorbenen oder anderen, nicht dem Leben und der Evolution angehörenden Wesen zu suchen. Daher kommt es auch, daß für den Mystiker nichts so schädlich ist, wie die Befassung mit dem eigentlichen „Spiritismus" und nichts so gefährlich und verderblich, wie das Versinken in unbewußte und daher unverantwortliche „Mediumschaft", wogegen allerdings Fernsinnigkeit und Fernwirkung (somit auch das sogen. „Geistersehen") Fähigkeiten sind, die sich dem Mystiker mit der Zeit ganz von selbst erschließen. Aber auch diese sind für ihn nur unliebsame Naturgaben, weil sie eine verantwortliche Last sind und seinen Fortschritt in demselben Maße erschweren, wie eben seine Entwickelung sich steigert. Nie wird daher ein wirklicher Mystiker solche Kräfte und Fähigkeiten um ihres Besitzes willen in sich zu entwickeln streben. Die Magie ist das größte Hindernis der Mystik. Der Magier strebt nach Macht; er will mehr wissen und können als andere. Der Mystiker dagegen strebt nur nach Weisheit; er will sich und andere sittlich-geistig vervollkommnen.

Dieses selbstlose Streben nach höchster Vollendung für den Einzelnen wie für die Menschheit, das allein sollte man m. E. „Mystik" nennen. Jeder wirkliche Mystiker aber (und vielleicht schon mancher wahrhaft religiöse Mensch) wird wohl ganz energisch protestieren gegen den Gebrauch, welchen du Prel von dem Worte „Mystik" macht. Im Andenken der Meister Eckhart, Jakob Böhme, Saint-Martin und anderer ist es ein Mißbrauch dieses Wortes, wenn die Schriften des übersinnlichen Phänomenalismus als „mystische Litteratur" bezeichnet werden. Allerdings ist darin,

wie sogar im Spiritismus[1]), viel Mystik enthalten, ebenso wie auch im exoterischen Kirchentum; und der wirkliche Mystiker wird diese Goldkörner des höchsten sittlich-geistigen Lebens überall zu würdigen wissen, selbst da, wo er sie etwa unter den buntesten und wertlosesten Sand gemischt findet. Diejenigen aber, denen Mystik nur erst in solcher Überzuckerung mediumistischer Magie oder kirchlicher Konvenienz beigebracht werden kann, mögen vielleicht sehr hervorragende Menschen sein; sie sind aber noch keine Mystiker. Auch auf sie wirkt schon dieser mystische Einfluß, aber eben immer noch so unbewußt, wie Baum und Blume Sonnenschein und Regen genießen. Wüßte mancher von diesen, was er auf solche Weise in sich aufnähme, seine vielgepriesene „Vernunft" würde sich vielleicht dagegen sträuben, gerade so wie mancher Kranke, wenn er die verhaßte, aber heilsame Medizin schmecken würde, welche ihm sein kluger Arzt in Form unschuldiger Brotpillen reichen läßt. Andererseits ist auch für manche wirklich mystisch angelegte (esoterische) Naturen der übersinnliche Phänomenalismus derartig gefährlich und sinnverwirrend, daß es für sie ein wahrer Segen ist, daß ihnen in ihrem ganzen Leben Mystisches nie anders nahe tritt als in der sinnbildlichen, aber ihrer äußeren Vernunft ganz unverständlichen Gestalt kirchlicher Form (Symbole); denn nur wenige, sehr wenige Sterbliche sind imstande wie ein Swedenborg, trotzdem er „Geisterseher" war, doch als echter, tief eindringender Mystiker sich zu entfalten und etwas von jener höheren, sittlich-geistigen Erkenntnis zu erringen, die allein für den Mystiker „Weisheit" ist.

Unter allen exoterisch hervorragenden Menschen war zweifellos unser Kant einer der hervorragendsten; und ich meine allerdings, daß auch in seinen Schriften, aus allen seinen Lebensperioden, sich eine tiefinnerliche, sittlich-geistige Richtung auf das wahrhaft Mystische, Ewige ausspricht. Weil er aber die Bethätigung der in unserm äußeren Bewußtsein jetzt schon enthaltenen Geisteskräfte für die höchste Aufgabe des Menschenlebens hielt, deshalb eben war Kant kein Mystiker!

---

[1]) Man versteht heutzutage unter „Spiritisten" keineswegs alle diejenigen, welche an ein Einwirken Verstorbener in unsere Lebenssphäre glauben, denn dann müßte man so ziemlich alle Völker der Menschheit in diese Bezeichnung einschließen; denn thatsächlich wissen oder glauben bei allen Nationen aller Rassen nicht nur das Volk, sondern auch alle nicht materialistisch Überbildeten an die sogen. Spukvorgänge sowie an die Erscheinungen von Sterbenden und Verstorbenen. Den Namen „Spiritisten" dagegen gebraucht man mit Recht nur für diejenigen Anhänger des modernen Phänomenalismus, die in allen mediumistischen Vorgängen und Mitteilungen ohne Ausnahme Offenbarungen „hoher Geister" oder Botschaften ihrer „lieben verstorbenen Freunde" sehen, (je nachdem die in denselben wirkenden Intelligenzen sich für das eine oder für das andere ausgeben) und welche demgemäß daraus eine eigene, neue Religion machen. Es wundert mich daher seit Jahren bis auf diesen Tag, daß Dr. du Prel sich mit Vorliebe einen „Spiritisten" nennt. Freilich, ein eigentlicher „Mystiker" will er auch nicht sein, wie er dies ja selbst in der hier vorliegenden Stelle energisch abweist; zweifellos aber ist er nach der alt-hergebrachten internationalen Terminologie ein „Okkultist".

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hellenbachs Unsterblichkeitslehre.

Von

Hübbe-Schleiden.

> Kant sagt, daß die Seele und das „Ich" unseres Bewußtseins leicht einerlei Subjekt, aber nicht einerlei Persönlichkeit enthalten könnte. Aus diesem Satze spinnt sich meine Philosophie heraus, wie Newtons Attraktionsgesetz aus den Keplerschen Gesetzen.
>
> Hellenbach („Sphinx" IV, 21. S. 172).

Hellenbachs Philosophie ist ein „übersinnlicher", oder besser noch, ein „transscendentaler, relativer Individualismus", sagt der Philosoph. Auf deutsch heißt das: Hellenbach lehrte die Unsterblichkeit der Menschenseele und ihre Vervollkommnung durch immer wiederholte Verkörperung, indem sie individuell den Entwickelungsprozeß der Welt durchläuft.

Mit der ihm eigenen Ausdruckskraft hat Eduard von Hartmann in seinen „Philosophischen Fragen der Gegenwart"[1]) folgende dankenswerte Zusammenfassung der Gedankengänge Hellenbachs[2]) gegeben:

„Hellenbach entfernt sich unter allen Anhängern der Willensmethaphysik am weitesten von Schopenhauer, obwohl dieser zugeständlich seinen Ausgangspunkt bildet. Er ist Individualist und sucht die Unzerstörbarkeit des Individualwillens im Tode durch die Annahme eines hinter dem Zellenorganismus verborgenen Metaorganismus"[3]) zu retten, den er mit der Seele gleichsetzt.[4]) Der mit einem Meta-

---

[1]) Leipzig 1885, bei W. Friedrich, S. 457. — Die Einklammerungen und Anmerkungen sind meine Zusätze.

[2]) Eine andere recht gute Darstellung und Würdigung seiner Anschauungen und Leistungen vom Standpunkt der heutzutage herrschenden Philosophie hat O. Plümacher in der Schrift: „Zwei Individualisten der Schopenhauerschen Schule", Wien 1881 bei L. Rosner, S. 55—112, gegeben.

[3]) Der „Astralleib" des Paracelsus und Du Prels. — Übrigens hat Hellenbach die unbequeme Bezeichnung „Meta-Organismus" zuletzt selbst zu Gunsten seiner von ihm in den Juli- bis Septemberheften der „Sphinx" (IV, S. 84) dargestellten Anschauung des „Ätherleibes" aufgegeben.

[4]) In diesem Sinne braucht Hellenbach das Wort „Seele" fast durchweg, also nicht gleichbedeutend mit der unsterblichen Wesenheit des Menschen, dem „intelligiblen Subjekt" Kants, sondern eben nur für die übersinnliche Erscheinungsform dieser Individualität. Daß er diese Wesenheit sogut von ihrer übersinnlichen wie von ihrer sinnlichen Gestalt klar unterschied, findet sich wiederholt in allen seinen Werken ausgesprochen. Vrgl. z. B. „Vorurteile" III, 106; auch noch im Septemberheft der „Sphinx" 1887, IV, 169 und 171. In „Geburt und Tod" S. 308 betrachtet er den Metaorganismus als das Wesen der „Lebenskraft". Ich gehe hierauf noch in folgendem Abschnitte näher ein.

organismus behaftete Individualwille führt in einem vierdimensionalen oder auch nulldimensionalen Jenseits sein eigentliches Leben, das sich zu den Intervallen der dreidimensionalen Lebensläufe verhält wie das Tagesleben des Menschen zu den Träumen seiner Nächte. Die Erfahrungen der verschiedenen Verkörperungen (im Erdenleben) werden im Metaorganismus aufbewahrt und gleichsam kapitalisiert, so daß das Gesamtleben jedes Willensindividuums in der Reihe seiner Verkörperungen einen wirklichen Entwickelungsprozeß darstellt. Das wahre Wohl des Metaorganismus (immer im Sinne der den Weltentwickelungsprozeß durchmachenden, gestalteten „Seele" des Menschen zu verstehen) dient als das Prinzip der Ethik; und die Einwirkungen des Metaorganismus auf den Organismus (des lebenden Leibes) erschöpfen die Hellenbachsche Metaphysik,[1]) welche über Gott weder positive noch negative Aussagen machen will.[2]) Da der Metaorganismus als Seele sich den Zellenorganismus (des äußeren Leibes) erbaut und erhält, so stellt er sich als organisierendes Prinzip dar, zu Gunsten dessen Hellenbach einen energischen Kampf gegen den Materialismus führt. Den Pessimismus läßt er für das dreidimensionale (irdische) Leben bereitwillig gelten, doch nur um ihm seinen transscendentalen Optimismus des zellenfreien (vom irdischen Leibe befreiten) Lebens (und der gesamten Weltentwickelung) gegenüberzustellen. Der objektive Idealismus kommt hier nur soweit zu seinem Rechte, als das transscendente Willensindividuum das Bewußtsein des Zellenorganismus mit idealen Tendenzen inspiriert. Außerdem wirken ausnahmsweise auch leibfreie Seelen auf inkorporierte (lebende Menschen) ein, sofern letztere eine besonders geringe „phänomenale Befangenheit" besitzen, d. h. „Medien" sind. Hiermit ist das Gebiet des Spiritismus (richtiger gesagt wohl nur: das der übersinnlichen Wesensseite der Welt und des Menschen) erschlossen, für das Schopenhauer sich bekanntlich lebhaft interessierte; auf diesem Felde ist keiner seiner Jünger ihm so eifrig in Experimentieren und Studien nachgefolgt, wie Hellenbach."

Dieses für die Philosophen unter unsern Lesern! Hellenbach selbst wandte sich vorzugsweise an andere Leser; daher war denn auch seine Darstellung und Ausdrucksweise eine andere. Alles, was er sagte und schrieb, war plastisch anschaulich und ganz allgemein verständlich, auch für den im philosophischen Denken Ungeübten.[3]) Lassen wir ihn also weiter für sich selbst reden!

„Man hat eigentlich unrecht — sagt er am Schlusse seines „Tagebuchs eines Philosophen" — meine Ansicht eine Weltanschauung zu taufen. Das ist sie nicht. Ich weiß von der Welt nichts; wohl aber weiß ich etwas vom Leben, vom Menschen und von dem uns zunächst liegenden Raume."[4]) Und: „es ist ein undankbares Unternehmen, an das metaphysische Problem des Welträtsels hinanzutreten; ich werde es wenigstens nie versuchen, etwa die Westminsterabtei in meine Arme zu schließen, denn ich weiß, daß diese zu kurz sind."[5])

Schon in dem Titel seines letzten größeren Werkes formulierte er seine Metaphysik zu dem gemeinfaßlichen Ausdrucke: „Geburt und Tod

---

[1]) Wenigstens bilden sie den Mittelpunkt seiner Lehre.

[2]) Der Gott des Pantheismus aber, „der in allem Ungeziefer wirkend soll gedacht werden", ist ihm unsympathisch.

[3]) Hellenbach verstand es wie kein anderer unter allen, die bisher durch Druckschriften für die gegenwärtige Kulturbewegung gewirkt haben, auch für die nicht akademisch Gebildeten zu schreiben. Dies wird besonders den Lesern der „Sphinx" aus seinen geistreichen Aufsätzen im Jahre 1887 erinnerlich sein.

[4]) Bei L. Rosner in Wien 1881, S. 310.

[5]) „Sphinx" 1887, IV 23, 298.

sind Wechsel der Anschauungsform." [1]) — In der Einleitung desselben Buchs[2]) wirft er folgenden kurzen Rückblick auf seine philosophischen Arbeiten:

„Es giebt drei Wege, sich über das Wesen der menschlichen Erscheinung einige Aufklärung zu verschaffen. Man kann an der Hand der Naturwissenschaften die Entstehung, Entwickelung und Funktion der Organismen verfolgen, und kann auf diesem Wege zur Erkenntnis unserer Doppelnatur gelangen...... Diesen Weg bin ich (hauptsächlich) in meinem „Individualismus"[3]) gegangen.

Man kann aber auch durch die kritische Betrachtung unserer Sinneswerkzeuge und Vorstellungsweise dahin geführt werden, daß unsere Wahrnehmungen, unsere Persönlichkeit, ja selbst unser Charakter als Mensch nur phänomenale Bilder sind, hinter welchen eine ganz andere Realität, nämlich irgend ein Subjekt verborgen sein muß und ist, das sich einer ganz anderen Wahrnehmung und Persönlichkeit und eines anderen Charakters erfreut...... Diesen Weg habe ich meinen Leser bereits im dritten Band der „Vorurteile"[4]) geführt.

In dem vorliegenden Buche („Geburt und Tod ꝛc.") werden wir zuerst von der Voraussetzung ausgehen, es seien Geburt und Tod wirklich nur Wechsel der Anschauungsform, und demzufolge untersuchen, welche Konsequenzen sich mit Notwendigkeit daraus ergeben, dann werden wir uns auf dem Gebiete der Erfahrung umsehen, ob diese Konsequenzen wirklich ihre Bestätigung finden.

Lassen wir nun diese von Hellenbach versuchte Bestätigung seiner Anschauungen, welche er übrigens nicht nur in „Geburt und Tod", sondern in fast allen seinen größeren und kleineren Schriften giebt, für unsern folgenden Abschnitt und betrachten hier zunächst den induktiven Aufbau seiner Ansicht vom Menschenwesen, indem wir wenigstens einige seiner Hauptsätze anführen.

Die alte Streitfrage der Scholastiker nach Entstehung und Wesen der Seele (principium individuationis) faßte bekanntlich neuerdings Schopenhauer in die meisterhafte Form: „wie weit oder tief die Wurzel unserer Individualität in das der Welt zu Grunde liegende Ding an sich („Wille", Urkraft) hineinreiche,"[5]) sagte aber, daß er deren Beantwortung nicht unternehmen wolle. Diese Frage bildet für Hellenbach den Mittelpunkt seiner Untersuchung.[6]) In seiner scherzenden Weise sagt er dabei einmal zu seinem Leser[7]):

„Ich werde mir deinen Kopf nicht zerbrechen, um so weniger, da ich dich nicht kenne. Würde ich aber wissen, daß du ein Freund Eduard von Hartmanns wärest, so würde ich dir sagen, daß die „individuelle Funktion" deines metaphysischen Prinzips leicht früher beginnen und später aufhören könnte (als die Funktion des Gehirns deines äußeren Organismus). Wärest du ein Freund des Leibniz, Herbart oder

[1]) Vrgl. auch „Geburt und Tod", Wien 1885, S. 268. — [2]) Ebenda S. 8—10.

[3]) Wien 1878. Jetzt, wie alle noch vorhandenen Schriften Hellenbachs außer dem „Tagebuch ꝛc.", durch Oswald Mutze in Leipzig zu beziehen.

[4]) Wien 1884. — [5]) „Parerga und Paral." II, 243.

[6]) So schon in seiner „Philos. d. g. Menschenv." Kap. 4 und 7; „Individualismus" Kap. 6 u. 8. (S. 96) sowie in seinen späteren Werken durchweg. Er fand die Lösung dieses Problems darin, daß das Wesen der Seele einer höheren Raum- und Zeitanschauung im Sinne einer für uns übersinnlichen, aber doch gestalteten Welt angehöre. Ich habe hierauf noch im folgenden Abschnitte näher einzugehen.

[7]) „Slades Aufenthalt in Wien", 34.

Fichte, ich würde dir sagen, daß deine „einfachen Realen" sich stets in Gesellschaft von anderen Realen befänden und längst nicht mehr einfach sind, sondern im Interesse ihrer Entwickelung sich nur Modifikationen unterziehen. Wärest du ein Freund Häckels, würde ich dir sagen, daß da der Schlüssel gefunden werden könnte, weshalb die „Keimesgeschichte eine Wiederholung der Stammesgeschichte" sein muß u. s. w."

In seinem (gleichzeitig herausgegebenen) Werke „Der Individualismus im Lichte der Biologie und Philosophie der Gegenwart läßt er es sich angelegen sein, eben diese Gedankengänge zu verfolgen und jedem Leser in anschaulichster Weise klar zu machen, auch nahm er denselben Faden der Beweisführung immer wieder auf und spann ihn unermüdlich in stets neuer Verarbeitung weiter und fester aus, so namentlich im III Bande seiner „Vorurteile ꝛc." und in „Geburt und Tod". Zu diesem Ende wirft er sehr mit Recht die Fragen auf:

„Wie kommen denn nun unsere Organe zustande? — Wer ist es denn eigentlich, der in uns wahrnimmt? — Was liegt speziell unserer phänomenalen Persönlichkeit zu grunde? — Wo liegt die Quelle der Empfindung unserer Verantwortlichkeit, welche der Ethik zur Unterlage dient und als Gewissen oder innere Stimme bezeichnet wird?"[1])

„Daß die Antwort auf jede dieser Fragen damit beginnen wird: Irgend ein Subjekt! — ist klar, denn es muß etwas da sein, was diese aus Milliarden von Zellen zusammengesetzte Maschine in Formen gießt, einheitlich denkt und empfindet, und trotz der (ursächlichen) Notwendigkeit, mit welcher die Zellenmaschine fungiert, ein Gefühl der Verantwortlichkeit hat.

Es ist ferner klar, daß dieses bildende, wahrnehmende, denkende und fühlende Subjekt in uns immer eines und dasselbe ist, wenngleich in unserm Organismus alles veränderlich und flüchtig ist."[2])

Eben diese Kontinuität unserer Wesenheit bei dem beständigen Wechsel unseres Organismus im Werden und Wachsen wie auch noch in der Zeit seines Alterns und Verfallens beweist unbedingt, daß demselben eine bleibende Einheit zu Grunde liegen muß. Wesen und Wirken dieses „Subjekts", dieser für uns unbewußten und übersinnlichen Individualität in uns, weist nun Hellenbach in erster Linie auf Grundlage der Naturwissenschaft nach:

„Unser Erkenntnisapparat ist gegeben, wer aber ist der Konstruktor dieser eigentümlichen Konstruktion der Werkzeuge? — Doch nicht die Werkzeuge selbst?[3])

Die Materialisten freilich sind unbesonnen genug, dies thatsächlich zu behaupten: Das Werkzeug, der Organismus, sei es, welches sich selbst mache; der Eiweisklumpen als solcher entwickele sich von selbst. Und „der naive Materialist dessen geringem Kausalitätsbedürfnis die Eigenschaften des Kohlenstoffs genügen, um die Darstellung der menschlichen Erscheinung zu legitimieren,[4]) hat wenigstens darin recht, daß es unser Bewußtsein, also unsere Persönlichkeit, nicht ist, welche unsern Organismus baut.

„Das Bewußtsein, welches im gewöhnlichen Leben irriger Weise als Träger der menschlichen Erscheinung betrachtet wird, bildet sich erst spät heran und wird nicht nur periodisch (Nachts) ganz unterbrochen, sondern selbst in seiner vollsten Thätigkeit von dem stillen, aber fortdauernden Wirken einer unbewußten, organisierenden Kraft begleitet, von deren Thätigkeit unsere Vorstellung nichts weiß, und nur im körperlich kranken

[1]) „Vorurteile ꝛc." III, 98. — [2]) Ebenda 99. — [3]) „Phil. d. g. Menschenv.", 43.
[4]) „Magie der Zahlen", 161.

Zustande hie und da etwas fühlt. Niemand ist sich z. B. der Verdauung und Blutbereitung bewußt. Im Schlafe hört das bewußte Leben auf, und der Baum giebt ein eigentümliches Zeugnis der geteilten Herrschaft der bewußten und der unbewußten Lebensthätigkeit.

Wir leben, bevor wir ein Bewußtsein haben; und selbst dann, wenn unser Bewußtsein herangebildet ist, bildet es nur einen Teil unserer Lebensthätigkeit. Die größere und wichtigere Hälfte aller unserer Funktionen ist eine uns unbewußte.

Der gemeine Verstand kommt demnach notgedrungen zur Erkenntnis, daß die den Organismus entwickelnde und erhaltende Kraft — was sie auch immer sein mag — etwas von unserem Bewußtsein, also dem denkenden Ich ganz und gar Verschiedenes sein müsse." [1])

Es ist aber fast unbegreiflich, daß die heutigen Vertreter der Naturwissenschaft nicht klarer erkennen, daß diese Kraft, welche in jedem Lebewesen wächst und wirkt, dessen Individualität selbst ist. [2]) Hellenbach exemplifiziert u. a. an der Entstehung eines Fisches:

„Ist einmal der Befruchtungsakt geschehen, so entwickelt sich der Embryo und bildet sich aus den Nahrungsstoffen alle für seine spätere Bestimmung notwendigen Organe mit einer wunderbaren Vollkommenheit, welche die kompliziertesten und großartigsten Maschinen der menschlichen Erfindung in den Schatten stellt. Der Embryo ernährt sich sowohl vor als nach Durchbrechung der Schale vom vorrätigen Eidotter. Die Naturforscher bezeichnen diese Fähigkeit des Embryo als Naturkraft oder Naturtrieb, ohne sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen. Wenn dann später der Embryo zum winzigen Fische wird, der sich nährt und ohne Anleitung alles thut und läßt, was zur Erhaltung des Individuums und zur Erhaltung seiner Gattung notwendig ist, so tauft man diese Eigenschaft Instinkt — auch ein bekanntes Wort für eine unbekannte Sache." [3])

Zur Veranschaulichung der sich in dem Wachstum aller Organismen als die wirkende Kraft kund thuenden Individualität führt Hellenbach als Beispiel die Thätigkeit menschlicher Technik an:

„Wie kommt das teleologische (zweckmäßige) Wirken in den Organismus? Warum muß die Verfertigung eines Rockes, eines Hauses, einer Eisenbahn teleologisch sein und die Darstellung einer Hand, eines Herzens, eines Gehirns es nicht sein dürfen? — Die etwaige Antwort: „Der Grund liege darin, daß Hand, Herz und Gehirn die Folge von Anpassung und Vererbung seien," ist eine leere Ausflucht, denn daß gilt auch für das Haus und die Eisenbahn. Ohne die Kulturarbeiten und Erfindungen unserer Väter und ohne die Bedürfnisse unsererseits wären sie auch nicht zu stande gekommen. Ich kann ebenso gut sagen: Alle unsere Zustände und Kulturarbeiten sind eine notwendige Konsequenz der früheren Leistungen (Vererbung) und der jeweiligen Bedürfnisse (Anpassung), und doch spreche ich und jeder Unbefangene es aus, daß die Menschheit Zwecke habe und Zweckmäßiges hervorzubringen strebe. Die Annahme der „Anpassung schließt eine teleologische Thätigkeit eigentlich schon in sich ein, da die Thätigkeit jedenfalls auf bessere Erhaltung des Lebens abzielt." [4])

„Kapp hat in seiner ausgezeichneten „Philosophie der Technik" unter Anziehung zahlreicher Stellen aus den Werken der hervorragendsten Männer nachgewiesen, daß

---

[1]) „Phil. d. g. Menschenv." 8 und 9.

[2]) Wechselnd und sich steigernd im Entwickelungsprozesse vom Atom oder von der Amöbe bis zum Menschenwesen und zu noch weit höheren Organisationsformen, — wie denn der Begriff der Individualität ja ein relativer ist.

[3]) „Phil. d. g. Menschenv." 7. — [4]) „Individualismus zc." S 79.

die Erfindungen des Fernrohres, des Klaviers und der Orgelpfeifen mangelhafte Organprojektionen von Auge, Ohr und Kehlkopf sind. Sollen diese technischen Wunderwerke nun nicht teleologische Anlagen sein?!" [1])

„Ich habe im 3. Kapitel meines „Individualismus" nachgewiesen, daß ohne ein zweckthätiges und intelligentes Wirken der Aufbau eines mehrzelligen Organismus (und nun gar des vielzelligen eines Menschen) ganz unmöglich ist. Im 5 und 8. Kap. finden sich die Gründe für die Behauptung, daß das, was wir Leben nennen oder vielmehr, was das Leben veranlaßt, durchaus nicht mit dem Organismus entstehen und zu Grunde gehen muß, sondern daß nur in dem Falle, wenn es nicht zu Grunde geht, auch die Haeckelsche Auffassung des innigen Zusammenhangs der Keimes- und Stammesgeschichte begreiflich und möglich wird.

Es ist dort bewiesen worden, daß die einzelne Zelle des Körpers sich den sie umgebenden Verhältnissen anpassen könne, die morphologische Entwickelung des Ganzen aber den Zellen weder kollektiv noch einzeln zugedacht werden könne, und daß unser morphologischer Bau zwar zweifelsohne ein Entwickelungs- und Anpassungsprodukt sei, daß aber nur durch eine dauernde Größe der langsame Weg der stufenweisen Anpassung zurückgelegt werden könne.

Es würde uns zu weit führen, hier auf die Notwendigkeit eines solchen Faktors näher einzugehen, ich muß mich daher mit einem einzigen Beispiele begnügen, und im übrigen den Leser auf meinen „Individualismus" verweisen. Die menschliche Zunge ist im Vergleiche zu vielen anderen weit komplizierteren Bestandteilen des menschlichen Körpers ein einfaches und verhältnismäßig gleichartiges Organ. Das Kind kommt mit einer ausgebildeten Zunge zur Welt, wenngleich ihm die Nahrung durch die Nabelschnur zugeführt wird und von einer Anpassung daher nicht die Rede sein kann; zwischen den Epithelzellen, aus denen die Zunge besteht, liegen — zu Nervenzellen umgewandelte Epithelzellen — die Geschmackszellen. Welcher Kampf ums Dasein, welche Anpassung soll diese Verwandlung veranlassen." [2])

„Würden die ersten Zellen (oder das Lebengebende in ihnen) nach dem ersten Entstehen fort leben, so würde ich begreifen, daß eine unter ihnen die anderen im Zellenhaufen unterjocht, an das Organisieren geht und schließlich den Menschen zu stande bringt. Aber sie stirbt; und doch sehen wir heute, daß eine Zelle in neun Monaten gerade das leistet, was die Phylogenesis (die Entwickelung der Gattung) in Jahr-Millionen geleistet haben soll. Ist es da nicht offenbar dieselbe identische (Individual-) Kraft, welche in neun Monaten eben das mechanisch-chemisch darstellt, was sie morphologisch in Jahr-Millionen erworben und erlernt?" [3])

„Der eigentliche Begründer meiner Ansicht ist Darwin; daß ein in der Stufenleiter der Entwickelung hochstehender Organismus ohne Ausnahme bei den tieferen beginnen mußte, und daß er diese Stufe nur dadurch erreichen kann, daß er sie durchläuft und diese Stufen dann im Embryo desto mehr zusammengedrängt erscheinen, je höher ein Organismus steht, das sind die hauptsächlichsten Quellen und Stützen meiner Seelenwanderung (oder besser Wiederverkörperungslehre)." [4])

Um nun weiter zu erklären, wie denn dabei die sich entwickelnde Einzelwesenheit oder Individualkraft zu denken sei, führt Hellenbach seine Leser auch den notwendigen Weg der Erkenntnistheorie, welche uns die gesamte Welt als ein Wandelbares und daher als solches nicht Wesentliches verstehen lehrt.

---

[1]) „Individualismus ꝛc." 80. — [2]) „Vorurteile" II. 142 ff.

[3]) „Individualismus ꝛc." 48, ebenso auch 186.

[4]) „Vorurteile ꝛc." II, 182 ff.

„Wenn wir die Hand in ein Wasser tauchen, so haben wir eine andere Empfindung, als wenn wir sie an eine Wand drücken. Wir sagen, das Wasser sei flüssig, die Mauer sei fest; und doch ist es nur die Empfindung des verschiedenen Widerstands, welche uns veranlaßt, die Mauer für undurchdringlich zu halten, wie sie nicht im mindesten ist." [1])

In derartig anschaulicher Weise stellt er die nicht nur philosophisch anerkannte, sondern auch durch die Physik und die Physiologie bestätigte Thatsache dar, daß alles, was wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, blos unsere Vorstellungen sind, denen in der „objektiven" Wirklichkeit nur Bewegungen von verschiedenem Schwingungsrhythmus entsprechen. — Ebenso weist er nach, daß das, was wir Materie nennen, nur in einer verschiedenartigen Kraftwirkung besteht, die auf unsere Empfindung ausgeübt wird.

„Der gemeine Verstand spricht mit Unrecht den Dingen eine Materialität zu, welche doch nur die Frucht seiner eigenen Organisation ist; kein Ohr — kein Ton, kein menschliches Gehirn — keine materielle Welt! Es sind nichts als Schwingungen unbekannter Kräfte, die uns anziehen, abstoßen und allerlei Vorstellungen in u..s erregen. — Die ganze Materie ist also etwas Phänomenales (nur Erscheinung)!" [2])

Demgemäß ist also unsere ganze äußere Anschauung der Welt nur unsere Vorstellung; und somit ist dies ebenso auch alles, was in dieser äußeren Welt da ist, so vor allem die äußere Erscheinung unserer eigenen Persönlichkeit.

„Die Vorstellung eines Hauses oder einer Blume findet sich nicht fertig im Kinde vor, sondern sie wird entwickelt; auf gleiche Weise entwickelt sich auch die Vorstellung unserer Persönlichkeit durch Reaktion auf Einwirkungen. — So ist unsere Persönlichkeit auch nur phänomenaler Natur." [3])

„Wie in vielen andern Dingen ist der Instinkt auch in der Begriffsbestimmung oft glücklicher als der Verstand der Verständigen, was sich in der Bildung der Wörter manchmal in auffallender Weise bestätigt. Persona bezeichnet eigentlich die Maske eines Schauspielers, die Darstellung einer Rolle, und wahrlich nichts anderes ist unsere Persönlichkeit." [4])

Um nun einen Begriff davon zu geben, wie denn in uns die Vorstellungen von der Welt und unserer Persönlichkeit entstehen, bediente Hellenbach sich verschiedener Bilder. So vergleicht er unser Gehirn, durch welches sich uns diese Vorstellungen als unser Bewußtsein bilden, mit einem Kaleidoskop und nennt das Gehirn ein „Kephaloskop" [5]) oder vergleicht dasselbe auch einem Prisma und noch häufiger einem Spiegel.[6])

---

[1]) „Vorurteile ꝛc." III, 1. — [2]) Vorurteile ꝛc. III, 42. — [3]) Ebenda, 63.

[4]) Ebenda, 65. — Die bloße Phänomenalität oder Unwirklichkeit unserer irdischen Persönlichkeit ist neuerdings auch experimentell auf das schlagendste nachgewiesen durch das Gelingen der Versuche hypnotischer Verwechslung der Persönlichkeit. Diese konnte Hellenbach leider noch nicht verwerten. Vergl. darüber die „Sphinx" 1887, III, 213, 293, 388, 397 und Leiningens Aufsatz im Aprilheft 1888, V, 28, aber auch Hellenbachs „Philos. d. g. M." 242—45.

[5]) Der „Kopf" heißt im Griechischen „Kephalae".

[6]) Dieser Vergleich mit dem Spiegel ist in der That so treffend, daß es nicht auffallen kann, demselben schon in der älteren Litteratur zu begegnen, so beispielsweise bei Moses Mendelssohn in seiner „Abhandlung über die Unkörperlichkeit

„Wenn ich mittelst einer Laterna Magica Schattenbilder an die Wand werfe, so hängt es von mir ab, sie größer oder kleiner zu machen, je nach der Stellung der Linse und der Entfernung. Eine Gesetzmäßigkeit zwischen den Vorgängen im Zimmer und an der Wand wird bestehen, aber nicht eine volle Identität (Gleichheit). Jeder meiner Leser kennt auch das Kaleidoskop, das uns ein ebenfalls gesetzmäßig zusammenhängendes, aber nicht identisches Bild giebt. Nun denn, der Mensch ist auch so ein Instrument, welches wir, da die Bilder dreidimensional sind und das Hauptwerkzeug der Kopf ist, ein dreidimensionales Kephaloskop nennen wollen.[1]) Auch möge man den Gedanken festhalten, daß der Spiegel an der Wand und das Gehirn im Kopfe dasselbe sind, insofern sie beide ein Bild geben; der erstere das Flächenbild dreidimensionaler Körper, das zweite ein körperliches Bild einer für den Menschen unwahrnehmbaren, daher nur intelligiblen[2]) Welt".[3])

„Der Leser mag vielleicht ausrufen: ‚Also auch meine Persönlichkeit ist phänomenaler Natur? Ich soll auch nicht existieren?' .... Halt, mein Leser! Wenn ich auch nachgewiesen habe, daß das Phantom unserer Persönlichkeit ein sich langsam entwickelndes Produkt unseres Organismus ist, so folgt daraus noch nicht, daß es keine reelle Unterlage habe; auch das Bild im Spiegel hat eine gesetzmäßig entsprechende Unterlage und ist doch nur ein Bild, ein Phantom.[4]) — Der phänomenalen Persönlichkeit, wie sie in unserm Kopfe sitzt, muß eben so ein Subjekt entsprechen, wie den Bestandteilen unseres Körpers und jeder Materie Realitäten entsprechen; der Verstand entwirft nur mit Hilfe der Organisation der Sinne von diesen Realitäten verschiedene Bilder."[5])

„Der menschliche Organismus ist also die Erscheinungsform der Seele, und unsere bewußte Existenz etwa als ein geträumtes Ich derselben aufzufassen."[6])

Indem nun Hellenbach der Beantwortung der Frage näher tritt, wie denn die persönliche Erscheinung des Menschen, dieser „Spiegel seiner Seele", zu stande komme, persifliert er in köstlicher Weise die heutige, den Wald vor lauter Bäumen nicht sehende „Wissenschaftlichkeit":

„Der eine begnügt sich damit, uns nachzuweisen, daß der Spiegel — um bei unserem Gleichnisse zu bleiben — ein geschliffenes Glas mit einer Quecksilber-Unterlage sei. Ein Klügerer hält einen Vortrag über Strahlenbrechung, ein anderer über die Netzhaut des Auges, die Sehnerven u. s. w. Der eine sagt: „Ich weiß, aus was er besteht", der andere: „Ich weiß, wie das vorgeht". Endlich kommt noch einer und erzählt die Kulturgeschichte der Spiegel, wie sie aus ihrem primitiven Zustande zu ihrer heutigen Vollkommenheit nach und nach gebracht wurden.

Auf das erwidert der gemeine Verstand: „Das ist alles sehr wahr, ich habe von euch so ziemlich gelernt, aus was für Bestandteilen der Spiegel besteht, auch den ungefähren Vorgang, wie das Bild reflektiert wird, selbst die Entwickelungsgeschichte der heutigen Spiegel wurde mir erzählt, aber das ist mir nicht genug; die Zustandebringung des Spiegels ist mir dadurch nicht erklärt. Der Spiegel muß doch

---

der Seele", 3. Betrachtung, und in desselben „Vorlesungen über das Dasein Gottes" im 10. Abschnitte: Gesammelte Schriften Leipzig 1843, II, 215 u. 323.

1) „Vorurteile 2c." III, 61 f.

2) „Der von Kant gebrauchte Ausdruck „intelligibel" bezeichnet das durch unsere Sinne nicht Wahrnehmbare, insofern es durch den Verstand, den Intellekt, erschließbar ist." „Tagebuch 2c." 218; auch „Vorurteile 2c." III, 95.

3) Ebenda 68. — Sehr lehrreich und anschaulich ist die dort im Folgenden gegebene Gegenüberstellung des Spiegels und unseres Gehirn-Kephaloskops.

4) Ebenda 3. — 5) Ebenda 63.

6) „Philos. d. g. Menschenv." 245, und „Individualismus" 4.

durch irgend Etwas zusammengestellt worden sein; daß er sich selbst zusammengesetzt hätte oder nur hätte zusammensetzen können, habe ich noch nicht erfahren; das hat mir niemand nachgewiesen."

Weil aber dieser Spiegel überdies ein Apparat ist, in welchem man nicht nur das Bild der Welt, sondern auch sein eigenes Selbst durch das sich darstellende „Ich" schauen kann, so muß der Spiegel also nicht nur gemacht werden, sondern es muß ihn auch jemand benutzen. Hier nun fallen das eigentlich Schauende und Schaffende in eine und dieselbe Persönlichkeit zusammen."[1])

Dies ist die Individualität, welche sich durch den ganzen Evolutionsprozeß bis zum Menschen hinauf entwickelt hat in unzähligen, immer neuen Wiederverkörperungen, und welche auch diesen ihren gegenwärtigen Organismus allen von ihr bisher erworbenen Eigenschaften und Fähigkeiten gemäß gebildet hat.

„Kann man auch ernstlich glauben, daß ein Dichter von dem Schnitte eines Goethe und Schiller nur erzogen, nicht aber geboren wurde?[2]) daß also solche Geister nicht das Resultat ihrer eigenen Vorentwickelung sein sollten. Solche hervorragenden und über ihre Eltern und Vorfahren weit erhabenen Naturen machen es besonders anschaulich, daß die Wesenheit des Menschen, das, was sie ist, schon in früheren Lebensläufen geworden sein muß und daß eben sie selbst es ist, welche sich im Mutterleibe wieder verkörpert, um ihre Entwickelung weiter fortzusetzen. Diese Thatsache weist Hellenbach nun von allen möglichen Gesichtspunkten aus nach, so zunächst auch von dem des „Erhaltungsgesetzes der Kraft."

In jedem neugeborenen Kinde tritt eine neue Krafteinheit auf. Da nicht aus Nichts Etwas werden kann, muß sie schon vorher dagewesen sein, und es ist durchaus den anerkannten Thatsachen der Wissenschaft widersprechend, mit den Pantheisten und Materialisten die Individuen unmittelbar aus einen, all-einem unerschöpflichen und undifferenzierten Kraft-Reservoir auftauchen zu lassen, welches noch irgendwie als neben der Summe aller wirklich in der Welt vorhandenen Kraft bestehend unklar gedacht wird.[3])

Noch schlagender freilich ist der wichtigere Gesichtspunkt, daß der Entwickelungsprozeß überhaupt gar nicht zustande kommen könnte, wenn nicht die von jedem Individuum in jedem seiner Lebensläufe erworbenen Kräfte und Fähigkeiten individuell erhalten blieben, „wenn (also) der Fortschritt sich lediglich auf das stützen würde, was wir objektiv hinterlassen — mögen es Schöpfungen und Anregungen welcher Art immer sein — und alles verloren ginge, was wir subjektiv in unsern Fähigkeiten kapitalisieren."[4])

In der That, wenn nur das Wenige übrig bliebe, was von allen Einzelnen an äußeren Kulturwerten geleistet worden wäre, nicht auch das, was sie an inneren Erfahrungen und Errungenschaften sich sowohl organisch wie auch namentlich sittlich und geistig angesammelt haben, so wäre die Weltordnung ja allerdings jene trostlose und sinnlose Einrichtung, wozu die materialistischen und pantheistischen Pessimisten sie stempeln wollen. Dem gegenüber sagt Hellenbach:

---

[1]) „Individualismus" 7 f. — [2]) „Philos. d. g. Mensch." 234.
[3]) „Philos. d. g. Mensch." 216. — [4]) „Vorurteile zc." II, 181.

„Alles, was ich für die Ausbildung meines Geistes thue, ist ein angelegtes Kapital zu Gunsten meiner Talente und Fähigkeiten; meine moralischen Siege sind ebenfalls ein Kapital für Charakteranlage; endlich scheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß Leiden und Genußfähigkeit in einem ähnlichen Verhältnisse stehen. Gleichgewicht und Gleichwertigkeit der Kräfte werden von uns immer mehr wahrgenommen; es ist kein Grund vorhanden, sie hier nicht anzunehmen, wissen wir doch, daß selbst in diesem Leben bewußte Thätigkeit nach und nach in eine unbewußte Fähigkeit übergeht.“[1])

„Die Zauberformel, welche der Welt eine sittliche Unterlage giebt, heißt: Erhaltung der Kraft, Kapitalisierung, also genau das Prinzip, welches wir in den Beziehungen der Sternenwelt, der Entwickelung von Pflanzen und Tieren, in der Entwickelung von Kultur und Sozialwissenschaft finden!“[2])

„Die Vernichtung der Individualität des organisierenden Prinzips (Pantheismus und Materialismus) wäre in erster Linie ein nutz- und zweckloses Martern von unzählbaren Milliarden von Wesen; die Aufrechthaltung der Individualität ist die Quelle einer fortwährenden Vervollkommnung, ein Darwinismus höherer Ordnung. Das eine verhält sich zum andern wie das ptolemäische Planetensystem zum kopernikanischen. Dort planloses Umherirren der Planeten und Widersprüche, hier Klarheit und System.“[3])

„Die Aufhebung der Individualität der organisierenden Kräfte (mit dem Tode des Organismus) hat also vom Standpunkte eines möglichen Weltzweckes und der dazu geeigneten Mittel alles gegen sich, nichts für sich, während ihre Aufrechthaltung die Welt als ein vernünftiges Mittel erklärt, deren Bewohner einer unausgesetzten Vervollkommnung entgegenzuführen. Es werfe ein jeder bei seinen Betrachtungen der Welt und alles dessen, was in ihr geschieht, die Frage durch sein ganzes Leben auf: Ist dies oder jenes leichter zu begreifen, wenn alle Tiere und Menschen ein gemeinschaftliches Leben, eine gemeinschaftliche Seele haben, oder wenn jeder Organismus eine selbständige Kraft ist?“[4])

Auch das Fatalistische in dem Schicksale so vieler Menschen, die in ihrem unbewußten Leben gleichsam eine Magnetnadel für ihr Thun und Lassen tragen, wird begreiflicher. Die Menschen sind dabei als zu ihrem eigenen Nutz und Frommen wie zu dem der Menschheit den Prüfungen ausgesetzt gedacht, und das uns unbewußte Leben ist als eine Kette von Organisationsstufen aufzufassen, deren Beginn für uns ebenso unabsehbar ist, wie deren Ende.“[5])

Diese offenbare „Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen“ hat bekanntlich schon Schopenhauer[6]) in ganz ähnlichem Sinne aufgefaßt. Hellenbach widmete diesem Gegenstande drei Kapitel in seiner „Magie der Zahlen“ und führte denselben Gedanken mehrfach auch in seinen andern Werken aus. Sehr mit Recht erkennt er in diesen nur für die Anlagen des betreffenden Menschen geeigneten Schicksalsfügungen Wirkungen der Ursachen, welche dessen Individualität selbst in früheren Lebensläufen irgendwie gegeben hat und zugleich die jedem zu seiner besonderen Ausbildung gebotenen notwendigen Gelegenheiten. In diesem Zusammenhange sagt er einmal[7]):

„Hätte sich bei mir der gewöhnliche natürliche Verlauf der Dinge eingestellt,

[1]) „Individualismus“ 254. — [2]) „Vorurteile“ II, 257.
[3]) „Philos. d. g. Mensch.“ 238. — [4]) Ebenda 237.
[5]) „Philos. d. g. Mensch.“ 236. — [6]) „Parerga und Paral.“ I, 215 ff.
[7]) „Vorurteile rc.“ III, 272.

so wäre mein Leben mit Jagd, Wirtschaft, Musik, Politik und Geselligkeit ausgefüllt worden, wie bei meinen Freunden; durch den häuslichen Wechsel meiner Lebensverhältnisse, durch die vielen unangenehmen Erfahrungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete und im Familienleben, durch die zahlreichen Prüfungen, die ich teils siegreich, teils schlecht bestanden, habe ich zwar viel gelitten, bin aber doch ein ganz anderer Mensch geworden, als ich im vermeintlich glücklichen Lebenslauf geworden wäre. So bietet die Geschichte meines Lebens einen merkwürdigen Beleg für das Fatidike im Lebenslaufe."

Der wichtigste und bedeutsamste Faktor aber im Schicksale der Menschen sind die Anlagen des Charakters, Geistes und Körpers, welche jeder ganz verschieden von allen anderen Menschen und durchaus individuell geartet mit auf die Welt bringt. Dies erklärt sich lediglich auf Grundlage der von Hellenbach vertretenen Anschauung der Entwickelung aller Individualitäten durch eine endlose Reihe schon vergangener und noch zukünftiger Verkörperungen, bei denen man in jedes neue Leben alles das als Anlagen mitbringt, was man sich in früheren Lebensläufen bereits erworben hatte.

„Gewiß ist, daß die Entstehung unserer Charakteranlagen nicht in die Spanne Zeit fällt, welche ein Menschenleben ausmacht, sondern von früher her datiert, obwohl sie darum doch ein Produkt der Erfahrung, Anpassung und Entwickelung sind. Gerade darum weil sie dies sind (weil wir das, was wir sind mit allen unsern Anlagen, Neigungen und Wahlverwandtschaften, die uns in unsere gegenwärtigen Verhältnisse versetzt haben, nur im Laufe der Entwickelung durch voraufgegangene Lebenszeiten hindurch geworden sind, gerade deshalb) haben wir auch die Empfindung der Verantwortlichkeit. In dieser Empfindung liegt einer der kräftigsten Beweise, daß wir unser Sein nicht der chemischen Zusammensetzung verdanken, die uns durch die Geburt geworden ist. Wir sind keine Dampfmaschinen, die ohne Verantwortung schaffen oder wüsten."[1])

Die Art der (ersten) Entstehung des Lebens oder der Seele hat auf meinen Individualismus keinen Einfluß, wohl aber erklärt sich durch ihn die Entwickelung und Funktion am besten, und — was nicht zu unterschätzen ist — nur unter seiner Voraussetzung hat die Welt und haben unsere Leiden einen Sinn."[2])

„Leiden und auch der Tod sind notwendige Bedingungen des Fortschritts; man kann eine Hütte etwas erweitern und verschönern, schließlich muß sie doch einem Neubau Platz machen, weil die ersten Anlagen zum Hindernisse weiterer Entwickelung werden. Die Erscheinungsformen als Menschen und Organismen überhaupt sind nicht bloß Zweck, sondern Mittel für Zwecke; darum läßt sich auch unser einmaliges äußeres Dasein, wenn wir es als Zweck auffassen, nicht entschuldigen, mit einem vernünftigen Weltzweck nicht vereinbaren. Der Pessimismus ist eine unvermeidliche Konsequenz, wenn der Zweck des Menschen in der Welt mit seinem einmaligen Dasein erschöpft wäre."[3])

„Für eine hinter dem Ich unseres Bewußtseins schlummernde Seele, und zwar nicht universale, sondern individuelle Seele spricht der dadurch allein mögliche, vernünftige und moralische Zweck der Welt. Nur unter dieser Voraussetzung ist eine schnelle Vervollkommnung nach Darwin'schen Prinzipien denkbar und der Pessimismus vermeidlich, weil sich geistige Arbeit und moralische Siege, ganz abgesehen vom praktischen Erfolge als Talent und glückliche Charakteranlage für spätere Organisationen und Organisationsstufen verwerten, während das (einzelne) menschliche

[1]) „Vorurteile ꝛc." III, 84. — [2]) „Individualismus" 207. — [3]) Ebenda 195.

Leben für die Seele keine größere Bedeutung hat, als die eines lehrreichen Traumes."[1])

Der Raum verbietet mir, hier mehr als einige der hervorstechendsten Grundgedanken Hellenbachs anzuführen. Leider ist es dabei nicht möglich, die sich etwas breiter ergehenden höchst anschaulichen Ausführungen herzusetzen, welche besonders für Hellenbachs humoristische, man könnte manchmal vielleicht sagen, übermütige Schreibweise kennzeichnend sind. Diese in Hellenbachs Schriften selbst nachzulesen, empfehle ich allen, die nur irgend welches Interesse für diese Fragen haben mögen. Hier aber mußte ich mich darauf beschränken, nur in den allernotdürftigsten Umrissen seine weittragenden Anschauungen darzustellen. Das Angeführte wird indes genügen, um erkennen zu lassen, wie Hellenbach sich die Unsterblichkeit und die unbegrenzte Vervollkommnung der Menschenseele mittelst immer wiederholter Verkörperung dachte.[2])

Die gleiche Anschauung findet sich nicht allein bei Lessing, sondern vor allem auch bei Schopenhauer durchgeführt; nur stellte dieser sie nicht wie Hellenbach in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, weil er nicht wie dieser seine Philosophie auf die Untersuchung des Menschenwesens beschränkte, sondern von dem großen Ganzen, von der Erklärung der Welt als eines all-einen Willens (vom Pantheismus oder vielmehr Panthelismus) ausging und daher erst später sich zu der Erkenntnis der Wiederverkörperung gedrängt sah.

Dieselbe Lehre finden wir auch bei allen Völkern der Menschheit zu allen Zeiten, ausgenommen allein die christliche Kirche und der Mohammedanismus; denn selbst im Judentum ist sie enthalten und war nachweislich zu Christi Zeiten auch in Palästina die herrschende Anschauung bei den Pharisäern und dem Volke; nur die zu jeder tieferen Erkenntnis unfähigen Sadducäer vertraten den Standpunkt unseres heutigen oberflächlichen Kulturlebens. Aber selbst in der Gegenwart sind nur wenige Millionen Menschen der europäischen Rasse von dieser Erkenntnis ausgeschlossen; doch mag vielleicht das Übergewicht des Materialismus und des orthodoxen Kirchentums bald wohl auch bei uns gereifteren Anschauungen weichen. Denn sehr mit Recht sagt Eduard von Hartmann[3]): „Die Seelenwanderung (richtiger: Wiederverkörperung) ist eine von dem Individualismus (d. h. von der Unsterblichkeitslehre) unabtrennbare Doktrin; das Wesen, das sich einmal einen ihm adäquaten Leib geschaffen, wird es auch öfter thun."

Zu einer annähernd vollständigen Skizzierung der Hellenbach'schen Anschauungen bedarf es noch einer weiteren Kennzeichnung des Verhältnisses seiner Unsterblichkeitslehre zum pantheistischen Monismus und

---

[1]) „Philos. d. g. Mensch." 253. Einen energischen Kampf gegen den landläufigen Pessimismus führt er auch besonders im 8. Kapitel seines „Tagebuchs eines Philosophen". — [2]) Gegen die thörichten („kindischen") Auffassungen und Ausschmückungen des Wiederverkörperungsprozesses als eine „Seelenwanderung" erklärte Hellenbach sich mehrfach, so z. B. in „Geburt und Tod" S. 258; man vergl. hierzu auch die Stelle aus seinem „Individualismus", S. 126, welche ich hier sogleich im Text anführe. — [3]) „Neukantianismus ꝛc." 227.

seines Entwickelungs- oder Vervollkommnungsbegriffs zum modernen Pessimismus. In diesen beiden Hinsichten giebt er u. a. folgende Auseinandersetzungen:

„Es kann sehr gut ein die einzelne organische Erscheinungsform überragendes individuelles Wesen geben, ohne daß der Monismus darum falsch sein muß; die individuelle Funktion des Unbewußten braucht nicht bei jeder Geburt ihren Anfang zu nehmen; in den Atomen ist ja doch ein sehr lang andauernder Pluralismus gegeben, ohne daß der Monismus sich dadurch beirrt fühlt. Mit dem Tode geht eine Individualitätsform zu Grunde, nicht aber jede Individualität, denn der Individualitätsbegriff ist ein relativer in der ganzen Natur; und so wie die Blüte dem Baume und nicht unmittelbar der Erde entsproßt, so ist dies auch bei der menschlichen Erscheinungsform anzunehmen.[1])

„Mein Individualismus ist kein metaphysischer; ich stehe auf dem Standpunkte der Relativität des Individualitätsbegriffs und leugne nur, daß die individuelle Funktion, von woher sie immer komme und welcher Art sie sei, erst mit dem Menschen beginnen und endigen müsse. Ich gebe zu, daß dieser Individualismus zu einer Art von „Seelenwanderung" führt; nur ist dies insofern nicht richtig ausgedrückt, als die Seele nicht in den Leib wandert, sondern ihn erst macht, daher es weit mehr eine organisierende Thätigkeit, eine Palingenesie (d. h. Wiederverkörperung), als eine Wanderung der Seele ist."[2])

„Die Entwickelung der Erscheinungsformen von der Amöbe bis zum Menschen auf der bekannten materialistischen Grundlage ist eine Gedankenlosigkeit, und auf unmittelbarer Grundlage eines metaphysischen Prinzips doch keine Erklärung, sondern jedenfalls eine weit unbegreiflichere und schwierigere Annahme, als die der Entwickelung von Erscheinungsformen bildenden Wesen, welchen eine sehr lange individuelle Funktionsdauer zukommt und welche die eigentliche Entwickelungsreihe bilden."[3])

„Ich bin so vorsichtig, bescheiden und aufrichtig zu erklären, daß ich nicht weiß, was das Letzte der Dinge sei; hingegen weiß ich, daß mir als Menschen unmittelbar weder der bloße Chemismus der Atome, noch Schopenhauers „Wille", noch Hartmanns „Unbewußtes" zu Grunde liegt... Darum nenne ich meinen Individualismus einen relativen, weil mir die Prämissen fehlen, um ihn nach vor- und rückwärts für ewige Zeiten festzustellen."[4])

Es ist ganz unbestimmt, wann wir an die Wurzel der Individuation gelangen, womit aber nicht gesagt sein soll, daß es gar nie geschieht. Das menschliche Bewußtsein ist eine Illusion, welcher Illusion die Thätigkeit der Seele zu Grunde liegt; diese Wirklichkeit ist aber auch nur eine relative, und so gelangt man dann allerdings früher oder später auf den Monismus."[5])

Auf die überaus weittragende Nutzanwendung dieser Lehre Hellenbachs, ja deren tief eingreifende Bedeutung in alle Verhältnisse unseres Kulturlebens kann ich hier leider nicht näher eingehen; einen Hauptzweig dieser praktischen Folgerungen aus derselben behandle ich im letzten, 6. Abschnitte dieser Darstellung. Nur einen kurzen und allgemeinen Satz Hellenbachs aber will ich hier zum Schlusse noch anführen:

„Wer in seinem Nächsten und sich selbst nichts sieht, findet oder fühlt, als einen Protoplasmaklumpen, den müßte ich nur bedauern, denn er wäre ein großes

---

1) „Individualismus" 120.

2) Ebenda 126. — 3) Ebenda 127 f. — 4) „Tagebuch eines Philosophen" 306.

5) „Individualismus" 128.

Stück eines weiten und leider dornenvollen Weges der Entwickelung umsonst gewandelt. Glücklicherweise aber habe ich die Erfahrung gemacht, daß gerade die größten Schreier aller Kategorien am wenigsten stand halten, wenn es ihnen schlecht geht, und daß die scheinbare Sicherheit der Sprache nicht immer mit der Sicherheit der Überzeugung kongruiert.

Wer hingegen die Welt als einen großartigen und endlosen Prozeß in des Wortes voller Bedeutung anerkennt, der wird in der hier gewonnenen Anschauung nur die Begründung und den Trost finden, daß er ein Mitarbeiter desselben ist, ohne die Früchte seiner Arbeiten und Leiden zu verlieren. Aber er wird auch die Pflicht und den Vorteil herausfinden, sowohl für seine eigene moralische und intellektuelle Entwickelung als auch für die Herstellung der Bedingnisse fremder Entwickelung Sorge zu tragen."[1])

Dies war recht eigentlich der Grundton all seines Wirkens und Strebens. Er suchte die Wahrheit unbeirrt durch irgend welche Vorurteile der Menschheit und er trachtete beständig nach deren nützlicher Verwertung zur Förderung der Menschlichkeit, zur Besserung der Zustände und zur Linderung der Leiden seiner Mitmenschen. Aus dieser Grundstimmung erklärt sich auch sein ferngesunder Optimismus. Dieser erhielt ihn zugleich bis an sein Lebensende und in der festen Zuversicht des endgültigen Sieges der von ihm erkannten Wahrheit und der von ihm erstrebten Menschlichkeit, — eine Zuversicht, die er ja noch in dem hier zum 2. Abschnitte als Motto gewählten Satze in einem seiner letzten Artikel in der „Sphinx" aussprach. Dennoch dachte er sich diesen Sieg der Wahrheit und der Menschlichkeit nicht als von heute auf morgen zu verwirklichen; für einen Idealisten, wie er es war, bildete die Zeit kein Hindernis, und er sah jederzeit im Geiste die Verwirklichung des Zieles vor sich. So sprach er eben diese Zuversicht auch in allen seinen Schriften aus:

„Um den Sieg des Optimismus ist mir gar nicht bange; mein Streben und das der Gleichgesinnten kann nur dahin gehen, ihn nach Kräften zu beschleunigen."[1])

„Langsam wird es gehen, aber es wird gehen; den praktischen Thaten mußten seit jeher die befruchtenden Gedanken vorausleuchten! Hat diese Überzeugung nur erst bei einem Teile der gebildeten Welt Wurzel gefaßt, so werden die Früchte bald zu Tage treten. Ist die Bewegung aber einmal im Gange, so geht es mit Riesenschritten voran zur Emanzipation von den Vorurteilen!

Einen sehr mächtigen Alliirten habe ich auf jeden Fall, falls sich Körner der Wahrheit in meinen Gedanken befinden, und dieser Alliierte ist — die Zeit, die jede Wahrheit zum Siege führt, sobald sie ausgesprochen ist!"[2])

Es ist dies derselbe Grundgedanke, welcher schon seit dem Altertum alle wahrhaft Weisen und alle freidenkenden Forscher mit zuversichtlicher Begeisterung erfüllte: Magna est veritas et praevalebit! — Groß ist die Wahrheit und sie wird siegen!

---

[1]) „Individualismus" 254 f. — [2]) „Individualismus" 256.

[3]) „Vorurteile rc." II, 299, Schluß des Bandes.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die goldenen Sprüche des Pythagoras,

nach Hierokles dargestellt.

Von

Carl Kiesewetter.



Corpore desposito, cum liber ad athera perges,
Evades hominem factus deus aetheris almi.
Marsilius Ficinus nach Pythagoras.

Durch die Litteratur des Okkultismus zieht sich eine Reihe von Schriften, in welchen die mystische Entwickelung des Menschengeistes esoterisch dargestellt und systematisch gelehrt wird. Da es nun Aufgabe der Sphinx ist, das Feld der Mystik in seinem ganzen Umfange zu bebauen, so dürfte es vielleicht am Platze sein, diese heute meist vergessenen Schriften aus dem Staube der Jahrhunderte und Jahrtausende hervorzuziehen und der theoretischen wie der praktischen Forschung zugänglich zu machen; vielleicht erregt dieses Unternehmen um so mehr das Interesse der Beteiligten, als die neuere hierher gehörige Litteratur, wie sie z. B. von Kernning vertreten wird, kaum etwas Besseres aufzuweisen hat.

In erster Reihe sind die sogenannten goldenen Sprüche des Pythagoras hierher zu rechnen, welche, wenn auch vielleicht nicht in ihrer Gesamtheit von Pythagoras selbst herstammend, doch ganz zweifelsohne geistiges Eigenthum der alten und neuen pythagoräischen Schule waren. Sie lehren die mystische Entwickelung des Geistes und hier treffen alle Kennzeichen zusammen, mit denen Cornelius Agrippa die letztere charakterisiert, indem er sagt[1]): „Dieser (höhere) Einfluß wird uns aber nur dann zu teil, wenn wir uns von den die Seele niederdrückenden Hindernissen, von den fleischlichen und irdischen Beschäftigungen und von jeder von außen kommenden Aufregung frei machen. Wie ein triefendes und unreines Auge die allzustark leuchtenden Gegenstände nicht anschauen kann, so wird auch der das Göttliche nicht fassen können, der die Reinigung der Seele vernachlässigt. Man muß aber Schritt vor Schritt und gleichsam stufenweise zu dieser Reinheit des Herzens gelangen, denn nicht jeder Neueingeweihte wird sogleich den vollen Glanz dieser Mysterien fassen, sondern die Seele ist allmählich daran zu gewöhnen, bis in uns die Kraft des Verstandes sich entfaltet, und dieser, dem göttlichen Lichte zugekehrt, sich mit ihm vereinigt. Wenn nun

[1]) Occ. Phil. L. III. Cap. 53.

die menschliche Seele gehörig gereinigt und geheiligt ist, so tritt sie von allen störenden Einflüssen unbehindert in freier Bewegung hervor, erhebt sich nach oben, erkennt das Göttliche und unterrichtet sich sogar selbst, wenn sie gleich den Unterricht anderswoher zu erhalten scheint. Sie bedarf alsdann weder einer Erinnerung noch Belehrung, sondern durch ihren Geist, welcher das Haupt und der Lenker der Seele ist, ahmt sie von selbst die Engel nach und erreicht nicht erst allmählich, nicht in einer bestimmten Zeit, sondern in einem Augenblicke das, was sie wünscht."

In den ersten vierundfünfzig Strophen der goldenen Sprüche wird nun diese „stufenweise Reinigung des Herzens" gelehrt, während in den letzten zweiunddreißig die durch Selbstzucht erreichte geistige Macht und Freiheit des Adepten geschildert wird. — Unser moralisch-mystisches Lehrgedicht hat nach der etwas modernisierten Übersetzung von Schultheß[1]) folgenden Wortlaut:

Die unsterblichen Götter, wie das Gesetz ihren Rang zeigt,
Ehre zuvorderst, und heilig sei dir der Eid. Den erhab'nen
Helden des Äthers zunächst, dann auch der Erde Dämonen
Gieb nach Gesetz und heiligem Brauch ihre Ehre. Die Eltern
Halte in Ehren zumeist, dann auch Verwandte des Blutes.
Unter den andern erwirb durch Tugend jeden Rechtschaff'nen
Dir zum Freunde, und sei empfänglich für gütige Reden,
Nützliche Thaten zumal; um kleiner Vergehungen willen
Zürne nicht mit dem Freund; so lange du kannst, übe Nachsicht;
Ist ja das Können so oft Nachbar des Müssens. Behalte
Dieses nun wohl und gewöhne durch fleißige Übung dich dazu,
Daß du die Lüste des Gaumens, Neigung und Trieb zu dem Schlafe,
Daß du die Wollust und Zorn beherrschen männiglich könnest.
Thu' nichts Schändlich's allein, noch auch im Beisein von andern;
Scham vor dir selbst soll dich strenger als alles bewahren.
Sei du gerecht gegen alle in Worten sowohl als in Thaten,
Und erlaube dir nie der Vernunft dich blöd zu entäußern,
Sondern halte im Aug', daß gemeinsam den Menschen der Tod ist.
Laß' nicht nur den Gewinn, laß' auch Verlust dir gefallen.
Was für Leiden die Menschen nach göttlicher Schickung bedrücken,
Trage du sanft deine Last und hadere nicht mit dem Himmel.
Hilf dir so gut als du kannst, das fordert die Pflicht; und bedenke,
Daß das Schicksal dem Guten nicht allzuviel Leiden verhänge.
Wirst du Reden verschiedene, gute und schlimme vernehmen,
Haß' und bewundre von ihnen keine, und mußt du zuweilen
Thorheit, Unvernunft hören, so übe Geduld. Eine Regel
Geb' ich dir jetzt, und die sollst du zu allen Zeiten befolgen:
Niemand müsse dich weder durch Worte noch Thaten bewegen,
Etwas zu reden, zu thun, das deinem Besten zuwider,
Hand'le nicht ohne Bedacht, um thörigt nimmer zu handeln,
Elend ein Mann, der redet und handelt ohn' Überlegung.
Setze nur das in das Werk, was nun und nimmer dich reu'n kann.
Schreite zu keiner That, wo Kenntnis gänzlich dir mangelt.
Laß dich von deinen Pflichten erst gründlich belehren, dann wirst du
Freudig, zufriedengestellt, in Ruhe dein Leben vollbringen.

[1]) Zürich 1778. 8°.

Auch die Gesundheit des Leibes sollst unbesorgt du nicht lassen.
Halte nur Maß in Trunk, in Speise und Übung des Leibes.
Meide, was Schaden gebiert, das wird dir das richtige Maß sein.
Reinlich, jedoch ohne Pracht, gewöhn' dich zu leben. Vermeide,
Alles, was Neid weckt, mit Fleiß, und laß unnötigen Aufwand
Denen, die wirkliches Gut nicht kennen, doch fern auch sei von dir
Kargheit. Das Beste in allem ist rechtes Maß stets gewesen.
Thu' nichts, was Schaden dir bringt, und denke, noch ehe du handelst.
Eher darfst du auch nicht dem Auge zu schlafen gestatten,
Bis du der Thaten des Tages dreifach dir Rechnung gegeben:
Wo übertrat ich das Maß? Was ward gebührend verrichtet?
Was unterlassen, was Pflicht von mir erheischen hätt' müssen.
Laß' dieser Musterung nichts vom Ersten bis Letzten entgehen;
Straf dich begangenen Fehl's und freu' dich bewiesener Tugend.
Siehe, hierin sollst du üben, und dieses sollst du studieren,
Das ist, was von Herzen zu lieben dir ist geboten,
Diese Dinge sie führen zum Pfad' der göttlichen Tugend.
Bei dem göttlichen Mann schwör ich's, der unserer Seele
In der Tetrade den Quell der ew'gen Natur hat gewiesen!
Aber du schreite zum Werk mit flehender Bitt' an die Götter,
Daß du vollenden es magst. Bist du jetzt mächtig geworden
Jener menschlichen Tugend, so soll dir die Kenntnis dann werden
Von der Geister System und auch der unsterblichen Götter,
Sterblichen Menschengeschlecht's auch; wie weit sich erstrecken die Kräfte
Jedes Geschlechtes und was zu Einem sie alle verbinde.
Weiter die Kenntnis, wie die Natur nach ewigen Rechten
Bleibt stets selber ihr gleich. Dann hoffest du niemals,
Was zu hoffen nicht ist; dann bleibt dir nichts mehr verborgen.
Kenntnis erlangst du, erkorenes Übel plage die Menschen,
Plage die Thoren, die wahr es nicht nehmen, die hören nicht wollen,
Wie sie das Gut in der Nähe hätten. Nur wenige wissen,
Sich von den Übeln zu lösen. Ein trauriges Schicksal,
Daß sie gedankenlos sind; sie rollen wie wirbelnde Walzen
Dahin, dorthin, bedrängt von Kummer und Plagen ohn' Ende,
Denn das merken sie nicht, daß der Streit, der schlimme Gefährte
Unvertraut ihnen von Kind an, ihr Schaden ist, daß sie
Ihn nicht reizen, dagegen durch Nachsicht entgehen ihm sollten.
Vater Zeus, o du würdest vom Übel sie alle erlösen,
Wenn du allen zeigtest den Dämon, der sie bewohnet.
Sei nur getrost, denn die Sterblichen sind auch von Gottes Geschlechte;
Alles wird die Natur, die heilige Mutter, sie lehren.
Bist du nun auch der getreuen Lehrerin fleißiger Schüler,
Wird es dir meine Gebote zu halten an Kräften nicht fehlen,
Heilen wirst du alsdann die Seel' und von Elend erretten.
Aber enthalte dich auch verbotener Speisen, entscheide
Nach den Gesetzen der Läut'rung wie auch der Befreiung der Seele,
Was ihr schadet und nützt, und lasse das nie unerwogen.
Laß' der Vernunft als dem besten Fuhrmann die Zügel in Händen.
Scheidest du früh oder spät aus diesem, dem sterblichen Leibe,
Dann wirst du froh in den reinen Äther dich singend erheben,
Vom Tod auf ewig befreit, bist du unsterblicher Gott dann!

Diese pythagoräischen Verse wurden von dem Neuplatoniker Hierokles ausführlich kommentiert. Derselbe wurde 410 geboren, war ein Schüler des Plutarch von Athen, lehrte zu Alexandria und starb um das Jahr 476. Von seinem Leben ist so gut wie nichts bekannt, und nur Suidas überliefert uns einen einzigen Zug aus seinem Leben, welcher jedoch unsern Philosophen in stoïscher Größe erscheinen läßt: Auf einer Reise nach Byzanz wurde er in dieser Stadt von der Regierung (vermutlich wegen Streitigkeiten mit christlichen Priestern) zur Geißelung verurteilt, welche auf das strengste an ihm vollzogen wurde. Als nun ein Gerichtsbeamter voll Wohlgefallen der Exekution zusah, fing Hierokles eine Hand voll seines den Riemen der Peitschenhiebe entströmenden Blutes auf und warf es demselben mit den homerischen Worten in's Gesicht:

„Nimm, Kyklop, und trink eins; auf Menschenfleisch ist der Wein gut!“

Der Erfolg dieser That war, daß Hierokles sofort aus Byzanz verbannt wurde und nach Alexandria zurückkehrte, wo er unter dem Beifall seiner Schüler ungehindert wie früher Philosophie weiter lehrte.

Wenden wir uns nun zu dem Kommentar des Hierokles. Nach ihm besteht die Philosophie in der Reinigung und Vervollkommnung des menschlichen Lebens; in der Reinigung von der Sinnlichkeit und dem materiellen Leibe, in der Vervollkommnung des unsterblichen Menschen zur Gottheit, wodurch der Mensch der wahren Glückseligkeit teilhaftig wird. Auf den Weg zur Vergöttlichung führen den Philosophen gewisse kurzgefaßte Grundsätze oder Kunstregeln, unter denen die pythagoräischen Verse den ersten Rang einnehmen, weil sie sowohl die Grundbegriffe der thätigen als der beschaulichen Philosophie enthalten und den Menschen — nach den Worten des „Timäus“ — in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzen.

Die Gebote der thätigen Tugend werden zuerst genannt, weil Trägheit und Sinnlichkeit überwunden sein müssen, bevor sich der Mensch mit den höheren göttlichen Tugenden bekannt machen kann; denn ebensowenig als ein unreines triefendes Auge den Glanz der Sonne erträgt, ebensowenig vermag eine Seele ohne Besitz praktischer Tugend ihren Blick auf den Glanz der Wahrheit zu heften.

Die thätige (politische) Tugend wird die menschliche genannt, und die Befolgung ihrer Gebote führt uns auf den Weg der beschaulichen, göttlichen Tugend und Philosophie (V. 50—54.). Man muß also zunächst Mensch werden, um sich zum Gott entwickeln zu können; zu dem ersten machen uns die thätigen, und zum letzteren — vom Leichteren zum Schwereren emporsteigend — die beschaulichen Tugenden.

Die Vorschriften der thätigen Tugend sind so vielfach und reden in so hohem Grade für sich selbst, daß wir den zu ihnen gehörigen langen Kommentar bis zu den Versen 36—38 übergehen können, worin Pflege der Gesundheit und Mäßigkeit empfohlen wird, um den Körper zu einem brauchbaren Instrument der Weisheit zu machen. Hierokles sagt: „Damit dann sein (des Philosophen) Leib ein Instrument der Weisheit abgeben möge, wird er denselben durchaus also nähren und gewöhnen, daß dabei vorzüglich für die

Seele, zunächst aber und um ihretwillen für den Leib gesorgt sei. Denn er wird niemals den Leib, die Maschine, in größeren Ehren halten als die Seele, welche dieselbe braucht. Er wird aber eben darum die Maschine durchaus nicht vernachlässigen, weil die Seele sie braucht, sondern er wird in der rechten Ordnung für die Gesundheit des Leibes mit Rücksicht auf die Seele, deren Werkzeug er ist, Sorge tragen. Er wird sich deshalb nicht aller Speisen ohne Unterschied bedienen, sondern nur solcher, die erlaubt sind zu essen[1]); denn es giebt Speisen, die nicht erlaubt sind zu essen, weil sie den Leib beschweren und den Geist der Seele, mit dem sie in engerem Bande steht, in gröbere Leidenschaften hinschleppen."

Unter diesem „Geist der Seele" verstehen die Neuplatoniker einen innern, mit der vernünftigen Seele in engerem Zusammenhang als der äußere Zellenleib stehenden geistigen Leib, den Astralkörper, welcher von ihnen auch Geist, geistiger oder ätherischer Leib, Glanzleib oder der geistige Wagen der Seele genannt wird. Nach neuplatonischer Ansicht verliert der Astralleib seinen Glanz und seine Leichtigkeit, wenn er zu salzige oder zu fette Speisen genießt; durch diesen Genuß wird der Glanzleib getrübt, und der Wagen, auf welchem die Seele zur Gottheit emporfahren soll, versagt seinen Dienst. — Zum Verständnis der durch gesperrten Druck hervorgehobenen Stelle des Hierokles diene die Anmerkung, daß Pythagoras und Plato nach Diogenes Laërtius die Seele in zwei Teile teilten, in einen vernünftigen — *λόγον* — und einen unvernünftigen Teil — *ἄλογον* —, welch' letzterer wieder in den zornigen — *θυμικόν* — und begierigen — *ἐπιθυμικόν* — zerfiel und sich also mit obigem „Geist der Seele" deckt.

Derartige Speisen wird also der Philosoph meiden und hinsichtlich des Erlaubten Jahreszeit, Land, Alter und Gesundheit berücksichtigen sowie auch bedenken, „ob er ein Anfänger im philosophischen Leben sei, oder schon die Höhe desselben erstiegen habe; er wird also durch Maßhalten allen Schaden vermeiden und alle Vorteile für die nach Vollkommenheit strebende Seele zu erringen suchen." „Denn wenn sie (auf ihrem glänzenden Wagen) zur Vernunft hinauf fährt, muß es um sie her von Leidenschaften ganz windstille sein, ihre untern Triebe müssen sich in der besten Ordnung und tiefsten Unterthänigkeit befinden, damit die höheren Seelenkräfte in ihren Betrachtungen ungestört bleiben."

Die Verse 50—55 stellen den Jünger auf die Grenze zwischen der praktischen und theoretischen Tugend, zwischen den niedern Zustand eines Menschen und den höhern eines Gottes. Daß aber die theoretische Wahrheit zu diesem hohen Ziele führe, bezeugen die Verse ausdrücklich, mit welchen unser Dichter dieses Lehrgedicht beschließt:

Scheidest du früh oder spät aus diesem sterblichen Leibe,
Dann wirst du froh in den reinen Äther dich singend erheben,
Vom Tod auf ewig befreit, bist du unsterblicher Gott dann!

Diese Dinge führen auf den Weg zur göttlichen Tugend, sie „werden dich Gott ähnlich machen vermittelst der wissenschaftlichen[2]) Erkenntnis der

---

[1]) In pythagoräischem Sinne.

[2]) In dem Sinne zu verstehen, daß die mystische Reinigung ein unmittelbares Wissen und Erkennen der Dinge im Gefolge habe. Daher vielleicht besser: weise oder weisheitliche Erkenntnis.

Dinge, denn die Erforschung der Ursachen der wirklichen Dinge führt, weil die ersten Ursachen in der Weisheit und Kraft des Schöpfergottes liegen, zum höchsten Gipfel der Gotteserkenntnis, welche die Ähnlichkeit mit Gott mit sich bringt."

Der Verfasser verheißt den in praktischer und theoretischer Tugend Geübten nicht nur die Kenntnis aller von der Tetrade geschaffenen Wesen, sondern auch ihrer unterscheidenden und gemeinsamen Merkmale und sagt: „Eine wissenschaftliche Kenntnis aber von diesen Wesen gelingt denen, welche die praktische Tugend mit theoretischer Wahrheit ausschmücken und ihre menschliche Rechtschaffenheit zu göttlicher Tugend erhöhen, denn dadurch erlangt man Ähnlichkeit mit Gott, wenn man die Dinge kennt, wie sie ihr Dasein und ihren Rang von Gott selbst erhalten haben. Weil aber die körperliche Natur diese sichtbare Welt ausmacht und der Herrschaft der vernünftigen Wesen untergeordnet ist, so kündigt unser Lehrer in den folgenden Versen (61—64) an, daß man in der gehörigen Ordnung nun auch zu dem Gut der physiologischen Wissenschaft[1]) gelangen werde."

Die höheren Regionen der Welt sind mit Gestirnen geziert und mit reinen Intelligenzen bevölkert, die Erde aber ist mit Leben und Empfindung besitzenden Tieren und Pflanzen besetzt. Zwischen jene Intelligenzen und diese bloßen Lebewesen ist der Mensch als Amphibium, als das letzte Wesen der obern und das erste Wesen der untern Klassen gesetzt. Bald pflegt er Umgang mit den Unsterblichen und tritt durch die Rückkehr zur Vernunft (νοῦς) wieder in seinen ursprünglichen Stand ein; bald gesellt er sich zu den sterblichen Wesen, läßt die göttlichen Gesetze außer acht und sinkt von der ihm zukommenden Würde herab. Weil er der untersten Klasse der denkenden Wesen angehört, so besitzt er von Natur aus das Vermögen nicht, zu jeder Zeit und stets gleich vernünftig zu denken, und steht deshalb an Rang unter den höheren Intelligenzen, denen er sich jedoch zu assimilieren vermag, obschon er „von Natur ist und bleibt ein niedrigeres Wesen als die unsterblichen Götter und Helden des Äthers."

Gerade in Folge seiner Doppelstellung aber vermag der Mensch die Stufenfolge der Klassen der denkenden Wesen zu erkennen und wahrzunehmen, daß die Natur überall sich selber gleich bleibt, daß dem so sei „nach ewigen Rechten, nach dem göttlichen Ideal, weil ihnen (allen Geschöpfen) Gott diese und keine andere Wirklichkeit gegeben hat, weil er alles, seien es körperliche oder unkörperliche Wesen, nach den Maßregeln seines Planes angeordnet hat."

Aus der Kenntnis der körperlichen und unkörperlichen Schöpfung erwächst dem Weisen der Gewinn, daß er nichts Eitles hofft und daß ihm nichts verborgen bleibt.

Wer nun aber zur Erkenntnis der Doppelnatur des Menschen, die ihn hinauf und hinab zieht, gelangt ist, der versteht, „wie selbsterwähltes Übel die Menschen plage"[2]), daß sie aus eignem Entschluß elend und mühselig sind, denn sie lassen sich sowohl durch einen jähen Trieb in das körperliche Leben herabziehen[3]), als auch im körperlichen Leben in Leidenschaften verstricken, die sie an die Erde binden, während sie sich doch zeitig von ihr loslösen könnten; sie nehmen das Gute nicht wahr und

[1]) Der Naturkunde in höherem Sinn oder der natürlichen Magie.

[2]) Das Karma.

[3]) Wörtlich: „in die Geburt", also ist der Verkörperungstrieb gemeint.

wollen sich auch nicht belehren lassen. Diejenigen aber, denen es ernst ist, Gutes zu lernen oder zu entdecken, die sich von dem Übel frei zu machen wissen, diese werden der Plagen des irdischen Lebens los und ledig und „wandern hinüber in den reinen Äther".

Die Thoren gleichen Walzen, die bergab rollen und überall auf Hindernisse stoßen; sie geraten durch ihre erdwärts treibenden Handlungen in tausend Übel und wissen sich weder zu raten noch zu helfen, weil sie stets grundsatzlos handeln. Es giebt keinen Zufall des menschlichen Lebens, der dem Thoren nicht Anlaß zum Bösen werde, weil das Laster sein selbstgewähltes Teil ist und er weder auf das göttliche Licht schauen, noch auch von den wahren Gütern hören will. Unsere Erlösung wird aber sicher erfolgen, wenn wir zur Selbsterkenntnis gelangen und einsehen lernen, daß ein göttliches Wesen in uns wohne. Diese Befreiung von allen Übeln ist jedoch denen möglich, welche sich mit der Betrachtung der wahren Güter befassen und von der Philosophie, „der heiligen Mutter", in der Befolgung ihrer Pflichten unterweisen lassen.

Das vernünftige Geisteswesen ist — nach neu-platonischer Anschauung — ursprünglich mit einem (Astral-) Leib vereinigt geschaffen worden und zwar derart, daß es weder der Leib selbst, noch ohne Leib ist, sondern an sich zwar etwas Unkörperliches ist, daß aber doch ein Körper mit zu seinem ganzen Wesen und zu seiner Beschaffenheit gehört. Höhere Intelligenzen und Menschen, beide sind Wesen, die aus einer vernünftigen Seele und einem anerschaffenen Lichtleibe bestehen.

Zur Vervollkommnung der Seele dienen Wahrheit und Tugend, zur Reinigung unseres Glanzleibes hingegen die Fortschaffung jeder Befleckung, welche wir uns durch die Gemeinschaft mit der Materie zugezogen haben; ferner der Gebrauch heiliger Reinigungsmittel und endlich die von Gott uns eingepflanzte Stärke, die uns zum Rückflug von hinnen den Schwung giebt. Darüber belehren uns die Verse 80—83, welche uns alle überflüssige Verunreinigung durch die Materie untersagen und uns den Gebrauch der mystischen Reinigung und der uns eingepflanzten Stärke zur Befreiung der Seele empfehlen. Diese Reinigung erstreckt sich auf Speise und Trank, ja auf die ganze Pflege unseres sterblichen Leibes, innerhalb dessen unser Glanzleib wohnt, dem äußern seelenlosen Körper Leben einhaucht und ihn zur Übereinstimmung mit ihm selbst heranbildet: „Der immaterielle Leib ist ein lebendiges Wesen und die wirkende Ursache des Lebens, welches der materielle Leib besitzt und wodurch unser sterbliches Tier seine Vollständigkeit erreicht, das aus dem sinnlichen Leben und dem materiellen Leib zusammengesetzt ist, ein Schattenbild des Menschen, der aus einem vernünftigen Wesen und einem immateriellen Leibe besteht"

Die mystische Reinigung bedient sich körperlicher Mittel, um den sein eigenes Leben besitzenden „Glanzleib" zu heilen und anzutreiben, daß er sich von der Materie scheide und seinen Rückflug in den Himmelsäther, dorthin nehme, wo er früher glücklich war. Alle Ceremonieen dieser Reinigung, wenn mit Ernst ausgeübt, sind in den Gesetzen der Tugend und Wahrheit gegründet. Dabei ist die Hauptsache, daß der Mensch

sich allmählich gewöhnt, irdische Dinge zu missen und sich mit immateriellen zu beschäftigen, wenn er sich von den Befleckungen reinigt, die er sich durch sein Leben im materiellen Körper so zahlreich zuzog. Durch diese Bemühungen lebt er gewissermaßen wieder auf, kommt wieder zu sich selbst, sammelt wieder göttliche Stärke und erhebt die Seele zur geistigen Vollkommenheit.

Die symbolischen Denksprüche des Pythagoras sind sowohl buchstäblich als nach ihrem geheimen Sinn zu betrachten, denn indem wir bei sinnlichen Dingen das Gesetz genau befolgen, üben wir uns zugleich, auch die wichtigeren inneren Aufgaben wohl auszurichten. In einem jeden dieser Sprüche wird uns zwar nur die Enthaltung von einem gewissen Ding geboten, jedoch liegt in jedem Gebot ein Wink oder Sinnbild der tiefinnerlichen Reinigung von irdischen Leidenschaften; durch alle wird der Mensch angehalten, in sich selbst einzukehren, sich aus dem Land der Erzeugung und Verwesung emporzuschwingen und in die elysäischen Gefilde des Äthers seinen Rückzug zu nehmen.

Die Reinigungen der vernünftigen Seele bestehen in den mathematischen Wissenschaften d. h. in der Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit des Weltprozesses und ihre Befreiung in der dialektischen Betrachtung der Dinge, wobei noch zu den ersten die telestische (adeptische) und zur letzteren die priesterliche Disciplin hinzutreten müssen. Der Zweck dieses ganzen pythagoräischen Unterrichts aber ist also, daß wir uns „mit völlig wiederhergestellten Flügeln" zum göttlichen Dasein emporschwingen, daß wir, wenn die Todesstunde kommt, den sterblichen Leib sollen endgültig zurücklassen können. Dieses ist das Ende aller Mühe und Arbeit, „der große Kampf und die große Hoffnung", die vollkommene Frucht aller Philosophie, das größte Werk der theurgischen Kunst.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zufallseinrede und Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Zweifelhafter Wert der experimentellen Forschung.

Von

Ludwig Kuhlenbeck,
Dr. jur.



Der wissenschaftliche Anschein der Richet'schen und ähnlicher zur experimentellen Grundlegung übersinnlicher Probleme angestellter Experimente beruht wesentlich auf der Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf eine möglichst große Anzahl von an und für sich unbedeutenden Resultaten. Diese formell äußerst exakt erscheinende mathematische Rechnerei scheint mir für die Evidenzfrage mystischer Thatsachen wenig materiellen Wert zu haben; vielmehr meine ich, daß dadurch solchen Forschungen, die im mathematischen Sinne doch niemals exakt werden können, nur ein gewisser Firnißglanz verliehen wird, welcher kein scharfes Urteil bestechen kann. In das Gebiet der mystischen Forschung gehört die Mathematik vielleicht noch weniger als in dasjenige der nationalökonomischen und physiologischen, woselbst sie ebenfalls schon viel zur Begriffsverwirrung beigetragen hat; man kann alle Hochachtung vor ihr hegen und es dennoch für ein bereits von Goethe und Schopenhauer mit vollem Recht verspottetes Vorurteil erklären, daß alle anderen Wissenschaften nur durch die Mathematik hoffähig werden könnten.

Was jene Wahrscheinlichkeitsziffern beweisen, ist nicht mehr, ja oft bedeutend weniger, als was die rein sachliche Überlegung leisten kann. Alle Beobachtung und somit auch das Experiment liefert nur induktive, niemals allgemein und a priori notwendige Schlüsse. Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf diese Schlüsse zum Erweise ihrer relativen Exaktheit bietet aber der Logik geradezu eine Blöße, die den einen oder andern leicht bestimmen könnte, mit dem mathematischen Bade zugleich das an und für sich lebensfähige Kind der experimentellen Seelenforschung auszuschütten. Was bedeutet denn die Wahrscheinlichkeitsziffer anderes, als das Maß des vernünftigen Zutrauens, welches wir im voraus zu dem Eintreten eines bestimmten Falls dann hegen dürfen, wenn uns nur die Anzahl aller unter den jedesmaligen Bedingungen möglichen Fälle, aber kein sachlicher Grund gegeben ist, der für die Notwendigkeit des einen mit Ausschluß aller anderen entschiede? „Keinen-

falls giebt uns, nachdem ein als wahrscheinlich berechnetes Ereignis, z. B. ein Paschwurf bei drei Würfeln, eingetreten ist, seine frühere größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eine objektiv dem Ereignis inhärierende Eigenschaft an die Hand, aus dem wir nun rückwärts in Bezug auf die Ursachen seiner Verwirklichung einen anderen Schluß ziehen dürften, als den, daß er eben eingetreten ist; eine große Illusion wäre es, sich nun zu einem Schluß auf die besondere Natur dieser Ursache für berechtigt zu halten."[1]) Mr. Edgeworth, der mathematische Mitarbeiter der „Phantasms of the Living"[2]) hat freilich bereits in der Vierteljahrsschrift Mind[3]) die Zulässigkeit der sog. „inversen" Wahrscheinlichkeitsrechnung nachzuweisen versucht; doch dürfte er in diesem kurzen Essay, auf dessen Inhalt im einzelnen einzugehen hier nicht der Ort ist, schwerlich die gewichtigen Gründe der Logik gegen dieselbe[4]) beseitigt haben. Die Unzulässigkeit dieses Beweises lehrt am besten ein berühmtes Beispiel:

„Das Planetensystem," sagt Laplace, „so weit bekannt, besteht aus 11 Planeten und 18 Trabanten, man kennt die Umdrehungen von der Sonne, von 10 Planeten, von den Monden des Jupiter, dem Ring des Saturn und einem seiner Trabanten, diese Rotationen zusammen mit den Umläufen bilden eine Gruppe von 43 in gleichem Sinne gerichteten Bewegungen; nun findet man durch Rechnung für die Annahme, daß diese Thatsache Wirkung des Zufalls sei, eine Wahrscheinlichkeit, welche kleiner ist, als $\frac{1}{4.000.000.000.0}$. Ich bezweifle nicht, daß auch neuere Entdeckungen der Astronomie diese Zahlen im wesentlichen richtig lassen werden; aber was folgt aus ihr? Nichts weiter, als daß eben diejenige Konstellation von Ursachen wirklich ist oder gewesen ist, aus der dieser Zustand fließen mußte. Aber es folgt nicht, daß die Verwirklichung dieser Konstellation selbst irgend einer anderen Ursache bedürfe als eben jenem sog. Zufall, dessen Sinn nur darin besteht, daß eine vorausgesetzte Gruppe von Wirklichkeiten ohne Widerspruch unendlich viele Kombinationen ihrer gegenseitigen Verhältnisse annehmen konnte."

Nicht einmal auf eine konstante Nebenursache, welche etwa zu den gewöhnlichen, der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu Grunde liegenden Verwirklichungsbedingungen hinzukommt, kann man schließen, wenn sich in einer beträchtlichen, aber doch endlichen Zahl von Versuchen die Erwartung auf eine als wahrscheinlich berechnete bestimmte Zahl gewisser Ereignisse nicht bestätigt, vielmehr unter derselben bleibt oder selbst erheblich darüber hinausschießt; es kann daran eine konstante Bedingung, es kann aber auch eine prinziplose Kombination der vorausgesetzten Variabeln schuld sein.

Ist denn somit die Zufallseinrede des Skeptikers überhaupt nicht widerlegbar? Muß also nicht auf Begründung einer wissenschaftlich experimentellen Transscendental-Psychologie Verzicht geleistet werden? Und hat also Professor Preyer recht, der die „Unmöglichkeit der Möglichkeit"

---

[1]) Lotze, Logik. S. 450. 45.

[2]) Von Edmund Gurney, W. H. Myers und Frank Podmore, Trübner & Co., London 1886, II. Aufl. 1887.

[3]) April 1884: The Philosophy of Chance. By F. Y. Edgeworth.

[4]) Vergl. außer Lotze, a. a. O. Venn, Logic of Chance, Ellis, Camb. Phil. Trans. III. Boole, Laws of Thought.

behauptet, etwas derartiges wie „Telepathie“ oder „Zweites Gesicht“ wissenschaftlich zu beweisen?

Das ist nicht unsere Meinung; vielmehr glauben wir, daß diese Kausalverhältnisse derselben Gewißheit fähig sind, wie solche der Chemie, der Geschichte und Physiologie, welche Wissenschaften sämtlich keine exakten Wissenschaften im Sinne der a priori deduzierenden Mathematik sein können, da sie nur induktive Gewißheit gewähren. Aber eine solche Gewißheit wird für sie weit eher aus genauer Beobachtung einzelner charakteristischer Fälle, als aus einer bloßen Summierung möglichst vieler analoger Reihen mit Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung resultieren. Letztere betrachtet den Zufall ebenso als ein mystisches Unding, wie der vermeintlich so sehr antimystische Skeptiker.

Was heißt denn überhaupt Zufall? — Augenscheinlich will der Antimystiker mit diesem Worte eine bloße Negation, in unseren Fällen eine Negation des Kausalzusammenhanges zwischen einer Empfindung des Urhebers und Empfängers behaupten. Denn im absoluten Sinne giebt es keinen Zufall, auch für den Materialisten nicht; nur wird letzterem jedes der hier fraglichen Phänomene seinen besonderen, rein physiologischen Stammbaum haben; wesentlich leugnet er nur die Bedeutsamkeit des zeitlichen Zusammentreffens [1]). Seine negative Zufallseinrede kann nun relativ ihre gute Berechtigung haben gegenüber einer anderen positiven Erklärung, welche falsch oder absurd ist. Es ist allerdings vielfach ein Kriterium des Aberglaubens, auf Grund bloßen zeitlichen Zusammentreffens einen gegenseitigen Zusammenhang zu wittern, wo derselbe nicht existiert, und zu ignorieren, daß jedes von zwei Ereignissen zuächst Folge seiner besonderen Kausalverkettung ist, die mit der anderen nicht durchflochten zu sein braucht, beispielsweise das über den Weg Laufen eines Hasen und ein darnach dem Passanten zugestoßener Unfall.

Allein umgekehrt wird die bloße Leugnung der Kausalbeziehung lächerlich, wenn sie mit den bekannten Kausalbeziehungen jedes einzelnen Ereignisses oder den allgemeinen Gesetzen des Geschehens in Widerspruch gerät. Und letzteres ist z. B. ein wertvoller Beweisgrund für die Evidenz der Telepathie.

Die Erfahrung lehrt, daß wie sich nicht zwei Blätter von genau derselben Größe und Gestalt finden lassen, es in der Welt auch nicht zwei in allen Einzelzügen identische Reihen des Geschehens geben kann [2]), welche nicht auf eine äquivalente Gruppe von Ursachen zurückzuführen wären. Nichts erscheint z. B. mit wissenschaftlicher Denkweise unverträglicher als die Annahme einer prästabilierten Harmonie zwischen Körper und Seele; auch wenn man den Grund der Harmonie zwischen den beiden Ketten des körperlichen und seelischen Geschehens nicht entdeckt, wird man lieber in einem mystischen Zwischengliede oder einer monistischen Einheit die Erklärung suchen, als gleich auf den Urgrund des Absoluten zurückgreifen. Ferner, „so lange uns ein gegebener

[1]) Schopenhauer, Parerg. et Paralip. I. 229. 230 ff.

[2]) Vergl. Giordano Bruno, de triplici minimo et mensura, II, VII.

Thatbestand nur in seinen großen Umrissen bekannt ist, pflegen uns sehr verschiedene Ursachen als möglich vorzuschweben, sobald dagegen die feineren Nebenzüge bekannt werden welche ihn charakterisieren, verengt sich die Auswahl beträchtlich und zuletzt zeigt sich, daß das aus diesen Angaben entspringende Postulat in der Gesamtheit aller seiner Anforderungen nur durch sehr wenige hypothetisch anzunehmende Thatsachen befriedigt wird, unter diesen entscheiden wir uns dann für diejenige, welche die einfachste ist, und die geringste Anzahl von einander unabhängig zusammenwirkender Elemente voraussetzt.[2])"

Damit glaube ich auf ein für unsere mystische Forschung, so weit sie von wissenschaftlichem Ernst beseelt ist, höchst bedeutsames Beweisprinzip hingewiesen zu haben, dessen praktische Verwertbarkeit ich übrigens bereits mehrfach bei meinen eigenen Forschungen anzudeuten versuchte[3]).

Wendet man dieselbe z. B. auf einen Fall von Telepathie an, so hat der Skeptiker, wenn er mit seinem Leugnen nicht zum asylum ignorantiae Zuflucht nehmen will, die Aufgabe zu lösen, das genaue zeitliche Zusammentreffen und die prägnante Ähnlichkeit zweier subjektiver Empfindungen bei A und B, oder einer subjektiven Empfindung bei A und einem objektiven Erlebnis bei B aus den besonderen bei beiden wirksamen äquivalenten (physikalischen, physiologischen oder psychologischen) Einzelbedingungen für jeden selbständig als notwendig oder wenigstens möglich abzuleiten. Diese Aufgabe kann verhältnismäßig leicht sein bei gewissen Salon-Experimenten, wo es sich um eine beschränkte Anzahl von Buchstaben, Zahlen, Spielkarten oder primitiven Zeichnungen handelt, ist aber mindestens sehr schwer denkbar, wenn beispielshalber eine Vision in den normalen Ideengang des einen Individuums hineinschlägt, wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Alsdann wird die Annahme einer, wenn auch übersinnlichen, Kausalität in der Richtung des geringsten Widerstandes für die wissenschaftliche Denkweise liegen, und in diesem Fall wird, wofern man unter dem Mystiker einen unwissenschaftlichen Verehrer der Unbegreiflichkeiten versteht, nicht derjenige, der an ein übersinnliches Kausalverhältnis glaubt, sondern der Verteidiger der Zufallseinrede der eigentliche Mystiker sein.

Diese Erwägung macht auch begreiflich, warum der Wert der experimentellen Versuche für die transscendentale Seelenforschung weit zurücktreten muß hinter der bloßen Beobachtung. Und dieser Schaden ist bei Licht besehen nicht so groß. Es ist schließlich nur ein Vorurteil der Halbbildung, die Bedeutung des Experimentes zu überschätzen; dem Experiment gebührt nur insoweit ein Vorzug vor der einfachen Beobachtung, als es im stande ist, die gewöhnlichen Mängel der letzteren zu verbessern, passende und fruchtbare Beobachtungen zu schaffen statt der unpassenden und unfruchtbaren, die sich von selbst bieten. Umgekehrt ist die bloße Beobachtung ein weit fruchtbareres Beweismittel in allen Fällen, in welchen es eben der zu beobachtende Gegenstand uns nicht gestattet, ihn beliebig unserem Experimente zu unterwerfen.

---

[1]) Lotze, Logik S. 424. — [2]) Sphinx III 15, Märzheft 1887.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zur Einführung in den Hypnotismus.

Von
Albert von Notzing,
Dr. med.



Die Anschauungen der verschiedenen Forscher über den Hypnotismus und ihre dementsprechenden Einteilungen weichen so sehr von einander ab, daß es bis jetzt, wenigstens in Deutschland, trotz zahlreicher Publikationen noch nicht gelungen ist, von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus und doch umfassend die Erscheinungen des Hypnotismus in gemeinverständlicher Weise darzustellen. Diesem vielfach zu Irrtümern und verkehrten Ansichten Veranlassung gebenden Mangel sucht Ferdinand Maack in einer soeben erschienenen Broschüre „Zur Einführung in das Studium des Hypnotismus und tierischen Magnetismus"[1]) abzuhelfen. — Trotz dankenswerter Kürze (die Broschüre enthält nur 27 Seiten) scheint uns der Verfasser seine Aufgabe so vollkommen gelöst zu haben, als es bei dem heute vorliegenden, vielfach noch lückenhaften Material nur möglich ist.

In dem „Psychischen Element" sieht der Verfasser mit vollem Recht die Ursache der hypnotischen Erscheinungen. Da jeder Mensch die zwei Elemente Schlaf und Suggestilität (geistige Beeinflußbarkeit) besitzt, welche die Hypnose ausmachen, so ist auch im Grunde jeder Mensch hypnotisierbar. — Für die leichteren Formen der Hypnose mit erhaltenem Bewußtsein führt Maack den Namen „intermediäre Hypnose" ein; auch weist er auf die Schwierigkeit hin, bei ihnen die Simulation auszuschließen. Er hätte noch hinzufügen sollen, daß diese leichten Formen bei weitem am häufigsten vorkommen. — In seinem Abschnitt über Suggestionen ist besonders eine Stelle bemerkenswert, in welcher treffend der Apriorismus und die fixe Idee als starke Autosuggestionen gekennzeichnet werden.

„Ohnmächtiges Scheitern einer jeden Logik gegen bereits vorhandene entgegengesetzte Autosuggestionen. Wie aber diese dem innersten Wesens- und Willenskern des Menschen entsprungen sein können, um geschmückt mit dem leuchtenden Diadem der Wahrheit dem Verstande den Richtweg zu zeigen, so können sie auch umgekehrt

---

[1]) Bei Heuser, Neuwied 1888.

dem Willen vom Verstande diktiert werden. Dann tritt uns eine psychische Diathese entgegen, welche in geistig befangener Borniertheit ihre Ansichten für die allein richtigen hält, alle Beweis- und Überzeugungsmittel ihres Irrtums mißachtet, jedem Fortschritt auf jedem Gebiet oppositionell entgegentritt — das Vorurteil. Das Vorurteil ist eine Autosuggestion, welche selbst der Fremd-Suggestion der Götter entgegenzuwirken imstande wäre. Beschränkt sie sich auf ein unscheinbares Einzelgebiet und wird sie zugleich dauernd, so nennen wir sie fixe Idee! Die geschultesten und klügsten Köpfe können an einer solchen fixen Idee leiden."

Als Beispiel für den Wert des Glauben an die persönliche Befähigung des die Heilung Ausübenden als bedeutendes Förderungsmittel führt der Verfasser Folgendes an:

„Eine mächtige Individualität, der wie keiner anderen vor und nach ihr ein göttlich hoher Ruf vorausging, und der sich Kranke mit unbedingtem Glauben näherten, war Jesus Christus. Mit schlicht erhabenen Worten sprach dieser Mann ebenso innig, als kräftig den Kranken zu und stellte in ihren zerrissenen Gemütern das Selbstvertrauen wieder her und machte sie auf geistigem Wege leiblich genesen. Ja er wußte sogar, wie er wirkte! „Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen!" Eine solche großartige suggestive Therapeutik ist heute aus naheliegenden Gründen unmöglich; denn uns fehlt nicht nur jener Glaube, sondern auch der Heiland." —

Der Vorschlag Maacks, unmittelbar, nachdem eine Person ausgeschlafen habe, sie zu hypnotisieren, um zu erkennen, welche Rolle die Anhäufung der Ermüdungsstoffe im Gehirn des Patienten bei der Hypnose spielt, ob nämlich die Schwierigkeit der Einschläferung dann eine größere ist, — verdient jedenfalls durch die Hypnotiseure geprüft zu werden. In vielen Fällen, bei denen wir die Hypnose vormittags — zwischen 11 und 1 Uhr, oder auch (seltener) morgens zwischen 9 und 10 Uhr — einleiteten, waren die Schwierigkeiten nicht bedeutender als bei Hypnotisierung in der zweiten Hälfte des Tages.

In dem folgenden Teil seiner Broschüre erörtert Maack die Ursachen der Hypnose kurz und sachgemäß erschöpfend. Mit Recht trennt er den Biomagnetismus, bei dem ein substantielles Agens wahrscheinlich, sicherlich aber die Individualität des Magnetiseurs eine bedeutende Rolle spielt, streng vom Hypnotismus, bei dem das objektive Moment entscheidender ist, als das subjektive. Die Ansicht des Verfassers, daß beim Magnetisieren relativ selten ein Schlafzustand eintritt, kann ich nach eigenen Erfahrungen nicht teilen. Vielmehr scheint mir die bewußte oder unbewußte Suggestion, die Meinung des betreffenden Magnetiseurs über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Schlafes hierfür maßgebend zu sein. — Maacks zurückhaltendes Urteil über die Metallotherapie und den Transfert rechtfertigt sich durch die neueren Erfahrungen. Das psychische Moment spielt dabei jedenfalls die Hauptrolle. — Auch auf die Quelle zahlreicher Irrtümer und Selbsttäuschungen wird hingewiesen mit folgenden Worten:

„Die meisten hysterischen Kranken erraten aus den Gebärden, Andeutungen, Worten, Versuchsrichtungen der Experimentatoren bald, namentlich in allen Folge-Hypnosen, um was es sich handelt und leisten dieser ihnen von seiten des Arztes oft unbewußt und ungewollt gegebenen Direktive auf suggestivem Wege durch einen eben-

falls meist unbewußt bleibendem Willensakt Folge. Bei geeigneterer Versuchsanordnung bleibt dagegen der Erfolg meist aus u. s. w."

Nachdem die Methode der Hypnotisierung nach Charkot-Bernheim und auch die mesmerische kurz besprochen sind, wird die Frage, welche von diesen 3 Methoden die beste sei, folgendermaßen beantwortet: „alle 3 zusammen, d. h. die kombinierte Methode: Man lasse fixieren, mesmerisiere und suggeriere." — Auch hierin können wir dem Autor nur beistimmen; ebenso wie er haben auch wir auf diesem Wege die besten Erfolge erzielt. Mit Recht betont ferner der Verfasser das Unbefriedigende aller, so sehr von einander abweichender Einteilungen. Die einheitliche, allein feststehende Ursache für alle hypnotischen Phänomene ist das psychische, je von der Individualität des einzelnen abhängende Moment. Auf die hervorragende Bedeutung des Hypnotismus für die Therapie weist der Verfasser am Schlusse mit den Worten hin:

„Aber es ist nur eine Frage der Zeit, welche größere und sicherere Anwendung diese psychische und autopsychische Heilmethode noch erleiden wird, um neben der medikamentösen Behandlung entweder als hypnotische oder als nicht hypnotische suggestive Psychotherapie einen berechtigten Platz einzunehmen."

Wenn nun auch schon der Standpunkt des Verfassers dem Hypnotismus gegenüber aus den kurzen hier mitgeteilten Bemerkungen ersichtlich ist, so gewinnt man doch besonders aus der Lektüre der ganzen Broschüre die Überzeugung, daß Maack auf dem Boden solider eigner Erfahrungen stehend, ausgerüstet mit der gründlichen Kenntnis der einschlägigen Litteratur, vorsichtig in seinen Urteilen und sicher in seinen Schlüssen uns einen Leitfaden geliefert hat, der trotz gedrängter Kürze oder eben deswegen sowohl den Laien wie den Arzt in gradezu mustergiltiger Weise orientiert über das Wichtigste auf dem so schwierigen und so leicht zu Einseitigkeiten und Trugschlüssen verführendem Gebiete des Hypnotismus.



Kürzere Bemerkungen.



Vergieb.

Es giebt ein Wort von höherm Wert
Als jedes and're Menschenwort,
Ein Wort, daß Haß in Liebe kehrt,
Ein rechter, echter Friedenshort.
Es ist das bittend' Wort: Vergieb!
Das heil'ge Lieb in's Herz dir schrieb.

Wie leicht entflieht ein rasches Wort,
Ein hartes Wort wohl deinem Mund,
Und der, den's traf, der geht dann fort
Von dir mit tiefer Herzenswund'.
Ihn, der vielleicht dich treu geliebt,
Den hast du nun so tief betrübt.

Verzeih'n wird jeder gute Mann,
Wie schwere Kränkung er erlebt,
Welch' Unrecht ihm auch angethan,
Wie auch sein Inneres erbebt;
Doch kann er es vergessen nicht,
Wenn jenes Wort dein Mund nicht spricht.

Glaub' nicht, daß du dir was vergiebst,
Wenn du ein Unrecht eingestehst,
Mit Stolz nur dich im Rechte siehst,
Und grollend deine Wege gehst.
Der ist der rechte, starke Mann,
Der seinen Hochmut zügeln kann.

D'rum — mußt du dir es eingesteh'n,
Daß du ein Menschenherz gekränkt, —
So lasse keinen Tag vergeh'n,
Bis Sühnung du ihm hast geschenkt.
Das Wort: Vergieb! oh, sprich es aus!
Das Wort löscht jede Kränkung aus.

Friedrich Gerhard.



Noch einmal das Los-Träumen.

Als Ergänzung zu dem Bericht der Frau Lieung-Resif[1]) diene folgender, von Moritz[2]) und Jung Stilling[3]) mitgeteilter Brief des Dr. med. et phil. Knape, der, wenn auch aus älterer Zeit stammend, doch durch die wissenschaftliche Bildung seines Verfassers beglaubigt wird und wohl das auffallendste Bespiel des auf Losnummern gerichteten spontanen absoluten Fernsehens enthält. Die interessante Urkunde hat folgenden Wortlaut:

„Sie wünschen also, daß ich Ihnen dasjenige schriftlich mitteilen soll, was ich Ihnen neulich von dem Vorhersehungsvermögen der Seele mündlich erzählt habe. Da meine Erfahrungen auf Träumen beruhen, so muß ich freilich wohl fürchten, daß manche mich für einen phantastischen Träumer halten werden; allein wenn ich zur Erreichung Ihres allerdings sehr nützlichen Zweckes etwas beitragen kann, so liegt nichts daran; man denke, was man wolle; genug, ich bin Bürge für die Wahrheit und Zuverlässigkeit desjenigen, was ich sogleich umständlich erzählen will.“

„Im Jahre 1768, als ich in der hiesigen Hofapotheke (in Berlin) die Apothekerkunst erlernte, hatte ich in der 72. Ziehung der Königl. Preußischen Zahlenlotterie, die am 30. März desselben Jahres geschah, auf die Zahlen 22 und 60 gesetzt.“

„In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte mir, daß des Mittags gegen 12 Uhr, als zu welcher Zeit gewöhnlich die Lotterie gezogen zu werden pflegte, der Hofapotheker zu mir herunter schickte und mir sagen ließ, daß ich zu ihm hinaufkommen sollte. Als ich hinaufkam, sagte er zu mir, ich sollte sogleich jenseits des Schlosses zu dem Auktions-Kommissarius, Herrn Mylius, gehen und ihn fragen, ob er die ihm kommittierten Bücher erstanden habe; sollte aber ja bald wieder kommen, weil er auf Antwort warte.“

„Das ist vortrefflich, dachte ich bei mir selbst (nämlich noch immer im Traum), jetzt wird gerade die Lotterie gezogen, und da will ich sogleich, sobald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, geschwind nach dem General-Lotterieamte hinlaufen und sehen, ob meine Nummern herausgekommen sind (die Lotterie wurde damals auf offener Straße gezogen), wenn ich nur hurtig gehe, komme ich doch noch früh genug nach Hause.“

„Ich ging also sogleich (noch immer im Traum), meinem erhaltenen Befehl zufolge zu dem Auktions-Kommissarius, Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich eiligst nach dem General-Lotterieamte an der Jägerbrücke. Ich fand hier die gewöhnliche Zurüstung und eine ansehnliche Menge Zuschauer. Man hatte schon angefangen, die Nummern in das Glücksrad hineinzuzählen, und in dem Augenblick, als ich ankam, wurde Nummer 60 vorgezeigt und ausgerufen O, dachte ich, das ist eine gute Vorbedeutung, daß gerade eine von meinen Nummern ausgerufen wird, indem ich dazu komme.“

„Da ich nicht lange Zeit hatte, so wünschte ich nun nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der noch übrigen Nummern soviel als möglich eilen möchte. Sie wurden endlich alle hineingezählt, und nun sah ich dem Waisenknaben die Augen verbinden, und nachher auf gewöhnliche Weise die Nummern ziehen.“

„Als die erste gezogene Zahl vorgezeigt und ausgerufen wurde, so war es Nummer 22. Schon wieder eine gute Vorbedeutung, dachte ich, nun wird 60 gewiß

[1]) Sphinx V 29, S. 339.
[2]) Moritz: Magazin der Erfahrungsseelenkunde, I Bd. 1. St., S. 70.
[3]) Jung-Stilling: Theorie der Geisterkunde §, 134.

auch herauskommen! Es wurde die zweite Nummer gezogen, und siehe da, es war Nummer 60."

„Nun mögen sie meinetwegen ziehen, was sie wollen, sagte ich zu jemand, der neben mir stand, meine Nummern sind heraus, ich habe nicht länger Zeit; indem drehte ich mich um und lief spornstreichs nach Hause."

„Hier erwachte ich und war mir meines Traumes so deutlich bewußt, als ich ihn jetzt erzählt habe. Wäre mir nicht der so sehr natürliche Zusammenhang und die ganz besondere Deutlichkeit auffallend gewesen, so würde ich ihn für nichts anderes als einen Traum im gewöhnlichen Verstand gehalten haben: diese aber machten mich aufmerksam und reizten meine Neugierde so sehr, daß ich kaum den Mittag erwarten konnte."

„Endlich schlug es 11, aber noch war kein Anschein zur Erfüllung meines Traumes. Es schlug 1/4, es schlug 1/2 12, und noch jetzt war keine Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, als unvermutet einer von den Arbeitsleuten zu mir kam und mir sagte, ich solle sogleich zu dem Herrn Hofapotheker heraufkommen. Ich ging voller Erwartung herauf und hörte von ihm mit der größten Verwunderung, daß ich sogleich zu dem Auktions-Kommissarius Herrn Mylius, jenseits des Schlosses gehen, und ihn fragen solle, ob er die ihm kommittierten Bücher in der Auktion erstanden habe. Zugleich sagte er mir auch dabei, ich solle ja bald wiederkommen, weil er auf die Antwort warte."

„Wer war wohl geschwinder als ich? — Ich ging eiligst zu dem Auktions-Kommissarius, Herrn Mylius, bestellte meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich, so geschwind ich konnte, nach dem General-Lotterieamt an der Jägerbrücke. Und voller Erstaunen sah ich, daß Nummer 60 in dem Augenblick, als ich herankam, vorgezeigt und ausgerufen wurde."

„Da mein Traum bis jetzt so pünktlich eingetroffen war, so wollte ich doch nun auch gerne das Ende abwarten, so wenig ich auch Zeit dazu hatte; ich wünschte daher nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der Nummern eilen möchte. Endlich wurde man damit fertig. Es wurden dem Waisenknaben, wie gewöhnlich, die Augen verbunden, und nun kann man sich leicht die Begierde vorstellen, mit welcher ich die letzte Erfüllung meines Traumes erwartete."

„Die erste Nummer wurde endlich gezogen und ausgerufen, und siehe da, es war Nummer 22. Es wurde auch die zweite ausgerufen, und auch diese war, so wie mir geträumt hatte, Nummer 60."

„Jetzt fiel's mir ein, daß ich mich schon länger verweilt hatte, als es mir mein Auftrag erlaubte; ich bat also die mir im Gedränge zunächst Stehenden, mich durchzulassen. Ei, antwortete mir einer, wollen Sie nicht warten, bis die Nummern alle heraus sind? Nein, sagte ich, ich habe nicht länger Zeit, meine Nummern sind heraus, und nun mögen sie meinetwegen ziehen, was sie wollen; indem wandte ich mich um, drängte mich durch und lief eiligst und freudigst nach Hause, und so wurde mein ganzer Traum nicht nur dem wesentlichen Verlauf, sondern sogar den Worten nach erfüllt."

„Vielleicht ist's Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen noch ein paar Erfahrungen von ähnlichem Inhalt erzähle."

„Am 18. August 1776 träumte mir gegen Morgen, als wäre ich in der Gegend am schlesischen Thor spazieren gegangen, und wollte von da quer über das hier befindliche Feld durch die Rixdorfer oder Dresdener Straße nach Hause gehen."

„Ich fand das Feld voller Stoppeln, und es schien, als ob das Korn, das hier gestanden hatte, nicht längst abgemähet und eingeerntet war. (Dies verhielt sich wirklich so, ob ich es gleich nicht vorher gesehen hatte.) Als ich in die Rixdorfer Straße hineinkam, ward ich gewahr, daß sich vor einem der ersten Häuser einige

Menschen versammelt hatten, die nach dem Hause hinsahen. Ich vermutete also, daß in oder vor dem Hause eine Neuigkeit vorgefallen sein würde, und aus dieser Ursache fragte ich, als ich herankam, den ersten, der mir aufstieß, was giebt's denn hier? J, antwortete er ganz gleichgiltig, die Lotterie ist gezogen. So, sagte ich, ist sie gezogen? Was sind denn für Nummern heraus? J, gab er zur Antwort, da stehen sie, und zugleich zeigte er mit dem Finger nach der Thür eines im Hause befindlichen Kramladens, den ich jetzt zuerst gewahr wurde."

„Ich sah die Thür an und fand, daß die Nummern mit Kreide an einer schwarzen Leiste der Thüre angeschrieben waren, so wie es wirklich nicht selten zu geschehen pflegt."

„Um nun zu wissen, ob sich wirklich am Anfang der Rixdorfer Straße ein Kramladen nebst einer Lotterieeinnahme befinde, so habe ich mir den Weg dahin nicht verdrießen lassen und gefunden, daß sich beides in der That so verhält. Zu meinem größten Verdruß ward ich aber gewahr, daß nur eine einzige Nummer von denen, die ich gesetzt hatte, heraus war; ich übersah die Nummern noch einmal, um sie nicht zu vergessen, und ging darauf verdrießlich nach Hause. Ehe ich aber noch zu Hause kam, erwachte ich."

„Ich ward, als ich erwachte, durch ein zufälliges Geräusch gehindert, mich meines Traumes sogleich zu erinnern; kurz nachher fiel er mir wieder bei, und nachdem ich etwas nachgedacht hatte, erinnerte ich mich dessen so deutlich, als ich ihn jetzt erzählt habe, jedoch fiel es mir schwer, mich auf alle fünf Nummern genau zu besinnen."

„Daß Nummer 42 die erste und Nummer 21 die zweite von den Nummern war, die ich angeschrieben gesehen hatte, dies wußte ich mich ganz gewiß zu entsinnen. Daß die dritte, die hierauf folgte, eine 6 gewesen war, dies wußte ich auch noch ganz gewiß; nur wußte ich nicht zuverlässig, ob die Null, die ich in dieser Gegend gesehen hatte, zu der 6 oder der darauf folgenden Nummer 4 gehörte, die ich mir auch noch sehr deutlich gesehen zu haben erinnerte, und da ich dieses nicht gewiß wußte, so konnte es sowohl 6 und 4 allein, als auch 60 und 40 gewesen sein."

„Auf die fünfte Nummer konnte ich mich am allerwenigsten mit Zuverlässigkeit besinnen; so viel wußte ich zwar gewiß, daß es eine aus den Fünfzigern gewesen war, welche aber, daß konnte ich nicht mit Gewißheit bestimmen; Nummer 21 hatte ich wirklich schon gesetzt, und dies war diejenige, die meinem Traum nach von meinen Nummern herausgekommen sein sollte."

„So merkwürdig mir auch übrigens mein Traum zu sein schien, so machte mich doch dies mißtrauisch, daß ich mich nicht ganz deutlich auf alle fünf Nummern besinnen konnte. Ob ich gleich ganz gewiß wußte, daß unter den sechzehn angeführten Nummern, nämlich den zehn Fünfzigern und den sechs vorher genannten, alle fünf waren, die ich im Traum gesehen hatte, und obgleich noch Zeit genug zum Einsetzen war, so wollte es mir doch des beträchtlichen Einsatzes halber nicht behagen, sechzehn Nummern mit einander verbunden zu besetzen; ich ließ es also bei einigen Amben und Ternen bewenden, und hatte noch dazu, wie der Erfolg lehrte, den Verdruß, eine schlechte Verbindung der Zahlen gewählt zu haben."

„Am dritten Tag nachher, den 21. August 1776, ward die Lotterie gezogen, es war die 215. Ziehung, und es kamen richtig alle fünf Nummern heraus, die ich im Traume gesehen hatte, nämlich 60, 4, 21, 52, 42, und nun erinnerte ich mich auch ganz deutlich, daß die Nummer 52 die fünfte von denjenigen war, die ich im Traume gesehen hatte, und auf die ich mich bisher nicht mit zuverlässiger Gewißheit besinnen konnte."

„Statt einigen tausend Thalern, die ich hätte gewinnen können, mußte ich mich jetzt mit einigen zwanzigen abspeisen lassen."

„Nun noch eine dritte und für jetzt letzte Erfahrung.“

„Am 21. September 1777 träumte mir, daß mich ein guter Freund besuchte, und nachdem das Gespräch auf die Lotterie gekommen war, aus meinem kleinen Glücksrad, welches ich damals hatte, Nummern zu ziehen verlangte.“

„Er zog verschiedene in der Absicht, sie zu besetzen. Als er aufgehört hatte zu ziehen, so nahm ich alle Nummern aus dem Glücksrad heraus, legte sie vor mir auf den Tisch hin und sagte zu ihm, die Nummer, die ich jetzt greifen werde, kommt in der künftigen Ziehung ganz gewiß heraus; indem griff ich unter dem ganzen Haufen eine Nummer heraus, wickelte sie auseinander und besah sie: es war Nummer 25 sehr deutlich. Ich wollte sie wieder zusammenwickeln und in die Kapsel stecken, und in dem Augenblick erwachte ich.“

„Da ich mir meines Traumes so deutlich bewußt war, als ich ihn jetzt erzählt habe, so hatte ich viel Zutrauen zu dieser Nummer und besetzte sie daher auch so, daß ich mit dem Gewinst zufrieden gewesen sein würde; aber zwei Stunden zuvor, ehe die Lotterie gezogen wurde, erhielt ich von dem Lotterie-Einnehmer meinen Einsatz zurück mit der Nachricht, daß meine Nummer gänzlich gestrichen sei. Die Lotterie wurde am 24. September gezogen, und meine Nummer kam richtig heraus. Es war die 234. Ziehung.“

„Ob ich gleich sehr gerne zugebe und sehr wohl weiß, daß viele und vielleicht die meisten Träume aus solchen Ursachen entstehen, die bloß im Körper gegründet sind und daher auch von keiner weitern Bedeutung sein können, so glaube ich doch aus vielfältiger Erfahrung hinlänglich überzeugt zu sein, daß es nicht selten Träume giebt, an deren Entstehung und Dasein der Körper als Körper keinen Teil hat; und zu diesen gehören, wie ich glaube, die drei angeführten Beispiele.“

„Ich denke nicht, daß der Inhalt dieser Träume jemanden zu irgend einer schiefen Beurteilung Gelegenheit geben sollte, denn sonst hätte ich ebenso gut andere wählen können; aber gerade des ähnlichen Inhaltes wegen habe ich sie zusammengestellt.“ Christoph Knape,

der Weltweisheit, Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor.“

C. K.



Eine seltsame Curiosität

unter den vielerlei wunderbaren Zusendungen, die uns aus allen Ländern und Erdteilen zugehen, möchten wir hier einmal ausnahmsweise erwähnen, obwohl es grundsätzlich für uns unmöglich ist, von allen phantastischen und anscheinend wohlgemeinten Unternehmungen der Gegenwart Notiz zu nehmen.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind bekanntlich das reichste Versuchsfeld für alle nur erdenklichen Arten kultureller Experimente. Unter diesen ist das Mormonentum gewiß eines der eigenartigsten; dennoch wird dieses jetzt durch ein anderes verwandtes Unternehmen übertroffen, durch die Oahspe-Kolonie. Diese ist gegründet und wird bewohnt von einer neuen Sekte, die man wohl als spiritistisch oder okkultistisch wird bezeichnen müssen. Sie hat wie das Mormonentum ihre eigene Bibel, welche sich eben „Oahspe“ nennt und die auf ganz ähnliche Weise wie Joe Smiths Mormonenbibel zustande gekommen zu sein scheint. Auch ist sie wie diese im alt-testamentlichen Stile geschrieben, verkündet die Religion „Jehovihs“, erklärt das Christentum für „Götzendienerei“, hält

die 10 Gebote für das höchste Gesetz, hat aber aus dem Christentum die Bruderliebe und das Böses-mit-Gutem-Vergelten herübergenommen. Dies Buch giebt über alle Fragen der Kosmologie und Archäologie Auskunft, wie wenn der Verfasser bei diesen Vorgängen zugegen gewesen wäre; namentlich enthält es Umrisse einer Geschichte der Menschheit seit 24,000 Jahren. Bei dieser Darstellung sind die phantastischsten Hypothesen, welche je über die Vergangenheit aufgestellt worden sind, auf das ausgiebigste verwertet, geschickt kombiniert und durch Erweiterungen bis ins Unfaßbare übertroffen worden. Ganz besonders originell scheint uns der Kalender dieser neuen Weltsekte zu sein. Dieselbe datiert jetzt Anno Kosmon 38. Um zu ersehen, ob damit 1888 oder 1889 gemeint ist, scheint es, müßte man Astronom sein. Diese Sekte hat ein Centralbüreau in New-York (The Oahspe Association, 128 West 34th Street) und ihre Kolonie „Shalam" befindet sich in Las Cruces, New-Mexiko. Hier sind die Grundsätze der Gleichheit und Brüderlichkeit praktisch durchgeführt. Jeder gesunde Erwachsene muß soviel arbeiten, wie er für sich gebraucht und etwas mehr für seine hilfsbedürftigen Gesinnungsgenossen. Niemand „bedient" den anderen; alle helfen einander gegenseitig. Die Organisation dieser Gemeinde wird als nicht-republikanisch, sondern „brüderlich" bezeichnet; wie diese Organisation eingerichtet ist, und bis zu welchem Grade der Befriedigung sie sich bewährt, ist uns nicht bekannt. Das Familienleben ist ein streng monogamisches, jedoch ist es jedermann gestattet, ledig zu bleiben. Die Lebensweise ist streng vegetarisch. Tabak, alkoholische Getränke und Narkotika sind dort gänzlich ausgeschlossen. Der sittliche Einfluß dieser Gemeinschaft soll so günstig wirken, daß Roheiten in Thaten oder Worten gar nicht vorkommen. Ein besonderes Verdienst erwerben sich diese Kolonisten dadurch, daß sie 2- bis 3000 Findlinge und Waisen auf ihre Kosten (und demgemäß nach ihren Grundsätzen) in ihrer Kolonie auferziehen.

Wir glauben unsern Lesern von dieser neuen sozialistisch-okkultistischen Sekte hier Kenntnis geben zu sollen, weil dieselbe in kommenden Jahren wohl noch von sich reden machen dürfte, vielleicht mehr als die Mormonen. Diese Oahspe-Anhänger nennen sich übrigens Faithist, die Glaubensseligen.

W. D.

Ein wunderbarer Doppelgänger.

Der Koburger Arzt Frommann erzählt folgende zu seiner Zeit spielende Doppelgängerei[1]):

„Ein wunderbares Gespenst hat seiner Zeit einen Kommandanten der hiesigen Festung beunruhigt, welches die Gestalt seiner Gemahlin, eines Fräuleins v. Stein, trug und jeden Mittag entweder schon an der Tafel saß oder zur Thür hereintrat und sich dazu setzte, so daß der Kommandant manchmal zweifelhaft wurde, welches sein eigentliches Weib sei. Ich werde aus dessen Erzählung alles anführen, was ich darüber weiß: Als jener edle Herr G. P. v. Z.[2]) zur Zeit des Herzogs Johann

[1]) De Fascinatione. 4°. Norimb. 1675. S. 788 ff.

[2]) Nach Vulpius' „Kuriositäten ꝛc." Bd. I. Georg Philipp von Zehmen.

Casimir (1564—1633) zuerst Hofkavalier und dann Oberstallmeister, in hiesiger Stadt wohnte, mußte er mehrmals die Wohnung wechseln, um dem Gespenst zu entfliehen; er wohnte deshalb zuerst in der Spittelgasse, dann in meinem Hause, hierauf auf Schloß Rosenau und endlich auf der Festung, wo er Kommandant wurde. Das Gespenst aber, welches genau wie seine lebende Frau aussah, folgte ihm überall hin, und als ihm dereinst seine Frau aus besagtem Grunde in mein Haus zu ziehen anriet, rief es mit lauter Stimme: „Du ziehest gleich hin, wo du wilt, so ziehe ich dir nach, wenn du auch die gantze Welt durchzögest!" wie es denn auch geschah. Denn am Tage darauf, als sie in mein Haus gezogen waren, geschah an meiner Hinterthür ein Schlag, als ob diese mit Gewalt zugeworfen würde, und von dieser Zeit an ließ sich das Gespenst in der neuen Wohnung des edeln Herrn sehen. Es erschien immer in gleicher Kleidung wie die Frau, mochte diese nun ein Festtags- oder ein Werktags-kleid tragen, mochte sie geputzt oder im Hausgewande sein. Sie wagte aber ohne Begleitung nicht die Stube zu verlassen. Am häufigsten erschien das Gespenst des Mittags zwischen elf und zwölf Uhr; deshalb wurde auch Herr Diakonus Johann Pfrüscher zur Mahlzeit gebeten, allein der teuflische Affe (der Teufel that ja damals bekanntlich alles), erschien weder an diesem noch an einem anderen Tage in Gegenwart des Geistlichen. Als einmal der Edelmann mit seiner Gemahlin und Fräulein Schwester die Treppe hinunter gehen wollte, kam das Gespenst von unten herauf, ging zwischen dem Treppengeländer und der Jungfrau, welche es diesmal nur allein sah, hin und faßte sie am Gürtel, worüber sie erschreckt aufschrie, worauf das Spektrum verschwand. Ein andermal gab es dem erwähnten Fräulein eine Ohrfeige, worauf die Dame mit Blasen und Geschwüren bedeckt wurde und bald darauf starb." —

Frau von Zehmen grämte sich ungemein darüber, daß Gott dem Teufel zulasse, in ihrer Gestalt zu spuken, hielt sich für verdammt, ließ Betstunde halten und starb auch bald. — Offenbar liegt hier sowohl von seiten dieser Frau eine anormale zu kräftiger Fernwirkung von Natur und unbewußt neigende psychische Disposition vor. Zugleich aber muß dieser bei den mit ihr wohl in inniger Sympathie verbundenen Personen, ihrem Manne und ihrer Schwester eine gewisse Fernsinnigkeit wenigstens ihr gegenüber entsprochen haben. Durch die berichtete öftere Wiederholung dieser Hallucination (Phantasma Lebender) wird dies jedenfalls ein höchst seltsamer Fall von Telepathie. C. K.

Photographie des Unsichtbaren oder des Zukünftigen?

Ein Herr Vogel berichtet in der englischen Zeitschrift „Nature"[1]) folgenden Vorfall: „Eine Dame kommt zu einem Photographen, um ihr Bild machen zu lassen. Die Abnahme zeigt das Gesicht übersät mit kleinen Pünktchen, während das Gesicht der Dame in der Natur außerordentlich rein und klar sich darstellte. Eine zweite Aufnahme ergab dasselbe Resultat. Man sagte der Dame, sie müsse noch einmal in zwei Tagen wiederkommen, um ihr Bild abzuholen; man glaubte, es läge eine fehlerhafte Platte vor. Nach zwei Tagen meldete ein Brief, die Dame sei schwer an den Blattern erkrankt. Die photographische Abnahme zeigte, was dem menschlichen Auge unsichtbar war. Beweis, wie mangelhaft die Sehkraft unseres Auges ist." J. G.

[1]) Vrgl. auch das „Rebus" Nr. 51. St. Petersburg, v. 20. Dez. 1887.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

Empfehlenswerte Zeitschriften.

Thalysia. Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise. Monatsschrift etc. (Nordhausen, Th. Müller; jährl. M. 4.—) 21. Jahrgang. — Inhalt des Septemberheftes 1888:

Das Salzen der Speisen. — Philippe Heqcuet's Leben (Fortsetzung). — Unsere Armen. — Was kann man auf der Kolonie erreichen? — Die schädlichen Folgen des Alkoholgenusses. — Welches ist der geeignetste Zeitpunkt zur Ernte der Blätter unserer Kulturgewächse? — Zum Preise der Erdbeeren. — Cocosnussbutter. — Hupazoli. — Litteratur und Kunst. — Kleine Mitteilungen. — Humoristisches. — Rätsel. — Lesefrüchte. — Haus und Küche. — Vegetarischer Kongress.

Vegetarische Rundschau. Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise (Berlin, H. u. H. Zeidler, Münzstr. 1; jährl. M. 3.—). 8. Jahrgang. Inhalt des Augustheftes 1888:

I. Zur Krankheit des Kaisers Friedrich. (Von A. Zifel). — II. Wieviel Eiweiss braucht der Mensch? (Von Dr. Alanus). — III. Seine letzte Jagd. (Von Karl Wartenburg). — IV. Grausamkeiten deutscher Gelehrten. — V. Sprechsaal: Der Rückzug der Wollenen. (Von Dr. H. Lahmann). — Vegetarier! habt Acht! (Von E. Wechsler). — VI. Sollen wir unsere Speisen salzen oder nicht? (Eine Berichtigung). — VII. Ährenlese: Wasser oder Wein? Prof. Nothnagel über das Rauchen. — Wie man alt wird. — VIII. Zeichen der Zeit: Eine neue Tierquälerei. — IX. Zur vegetarischen Praxis: Vergiftungserscheinungen nach dem Genuss von Erdbeeren. — X. Fragen und Antworten. — XI. Kleine Chronik: München. Vegetar. Kinderheim des Frl. Schulz in Gross-Sedlitz. Chemnitz. England. Deutsche Vegetarier in Neu-Germania. — XII. Humoristisches. — XIII. Litterarisches. Neue Bücher. Zeitschriften. Englische Presse. — XIV. Vereinsnachrichten. — XV. Mitteilungen: Seebad Brunshaupten. Zur freundlichen Beachtung. — XVI. Anzeigen und Adressen.

Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre (Stuttgart, W. Kohlhammer; jährl. M. 3.—). 7. Jahrgang. Inhalt des Septemberheftes 1888:

Die Urzeugung. — Meine Entdeckung der „Unluststoffe". — Ein langer Kampf (Fortsetzung). — Aus Briefen von Wollenen. — Kleinere Mitteilungen: Wolle in den Tropen und Wasserpatscherei. Hautvergiftung durch giftige Farben. Zeichen des Himmels. Völkergeruch. Speichel als Heilmittel. Wollfett. Geruchssinn. Duft und Heimweh. — Litterarisches. — Anzeigen.



Buddhistischer Katechismus

zur

Einführung in die Lehre des Buddha Gautama.

Nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen

von

Subhádra Bickshu.

Brosch. 1 Mark.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie von der Verlagshandlung **C. A. Schwetschke & Sohn** (E. Appelhaus) in **Braunschweig.**

SPHINX

VI, 35. November 1888.

Drei Kaisernativitäten,

gestellt von

Carl Kiesewetter.

I.

Die Nativität Kaiser Wilhelms I.*)

Mit Recht gilt die Astrologie für den Prüfstein des Monismus, insofern in ihr der einheitliche Zusammenhang des Makrokosmus (Welt) und des Mikrokosmus (Mensch) zur Darstellung gebracht und an der Hand von Jahrtausende alten, auf Erfahrung gegründeten Regeln die Veränderungen und der Stand der großen Welt nachgewiesen werden, welche denen der kleinen Welt parallel gehen!

Die moderne amtliche Wissenschaft leugnet diese Beziehungen und führt als Hauptgrund ihrer Negation die Nichtigkeit des ptolemäischen Weltsystems an, welche aber in Wahrheit, da die Bewegung der Erde um die Sonne für die hier in Betracht kommenden Fragen belanglos ist, gar nichts beweist. Allerdings entbehrt die Astrologie vorläufig noch einer theoretischen Begründung im einzelnen, erfahrungsgemäß (empirisch) aber ist ihre Stichhaltigkeit längst nachgewiesen, wie Hunderte von geschichtlichen Nativitäten, die in den alten astrologischen Werken aufbewahrt sind, unwiderleglich darthun. Selbst ein so ausgesprochener Gegner der Astrologie wie der Botaniker und Begründer der Zellentheorie Matthias Schleiden kann sich dem Eindruck dieser Thatsache nicht ganz entziehen, wenn er sagt[1]): „Könnte ich sämtliche Prophezeiungen sämtlicher Astrologen überblicken und fände ich dann, daß sie in den meisten Fällen richtig prophezeien, so gäbe das zwar immer noch keinen Beweis für die Astrologie, aber, wie ich allenfalls zugeben will, eine Art von Wahrscheinlichkeit." Und vom „Zufall" ausgehend sucht dieser Gelehrte sein halbes Zugeständnis in längerer Ausführung wieder abzuschwächen, ohne jedoch an der Hand der Wahrscheinlichkeitsrechnung „die Sache statistisch feststellen zu können."

Demgegenüber schlage ich den umgekehrten Weg ein und mache eine Probe auf die Richtigkeit der Astrologie, indem ich mich vorläufig

*) Vortrag, gehalten in der Psycholog. Gesellschaft zu München am 25. Oktober 1888.

[1]) Studien, Leipzig 1855, S. 261.

nicht mit Prophezeien befasse, sondern zusehe, ob die Regeln der Astrologie im Einklang stehen mit den allbekannten Schicksalen weltgeschichtlicher verstorbener und lebender Männer. Der Sternenstand zur Zeit der Geburt derselben ist also gegeben und hat nach den im Weltall geltenden Gesetzen thatsächlich stattgehabt, wohingegen die Regeln der Astrologen Jahrhunderte und Jahrtausende vorher niedergeschrieben wurden, also zu einer Zeit, wo jede Absichtlichkeit hinsichtlich der Aufstellung und Beziehungen der Regeln auf diese Fälle unmöglich war. Finden wir nun unter diesen Umständen bei einigen derartigen Nativitäten mehrere hundert astrologische Sprüche, welche sich ohne Zwang auf die Thatsachen anwenden lassen, dann hört der „Zufall“ ohne weiteres auf, was umsomehr der Fall sein wird, wenn bei den betreffenden geschichtlichen Persönlichkeiten auch das Schicksal des Sohnes in der Nativität des Vaters und das des Vaters in der des Sohnes zu finden ist. Von einer Vaticinatio post eventum kann also hier durchaus keine Rede sein, und wenn sonach der astrologische Erfolg aus den Thatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart dargethan ist, so wird auch die Prophezeiung der Zukunft einen höhern Wert beanspruchen dürfen, als Schleiden meint.

Es giebt zwei Arten der Astrologie, die Astrologia naturalis und die Astrologia judiciaria, von denen die erstere in großen Zügen ein allgemeines Bild eines Menschen und seiner Schicksale, seiner natürlichen Veranlagung, seiner Neigungen u. s. w. zu entwerfen sucht, während die letztere alle erdenklichen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten mit Hilfe ihrer Rechnung finden will. So sucht z. B. die Astrologia naturalis bei Kaiser Wilhelm I. außer seinen allgemeinen Schicksalen den siegreichen Feldherrn, den weisen und milden Herrscher, den gütigen Gatten und Vater u. s. w. zu finden, die Astrologia judiciaria hingegen will womöglich seine Uniform am Tage der Kaiserproklamation oder sein Frühstück am Tage des Nobilingschen Attentates bestimmen. Ich halte mich hier nach dem Vorgang der bewährtesten Astrologen an die Astrologia naturalis und werde demzufolge das Leben der drei bisherigen Hohenzollernkaiser dem Experiment unterwerfen, wobei ich zum Schluß die künftigen Schicksale unseres gegenwärtigen Kaisers nach den Lehren von der astrologischen Direktion zu bestimmen suche. Später werde ich dann auch die Schicksale Kaiser Wilhelms I und Kaiser Friedrichs astrologisch in Hinsicht auf die Zeit nachweisen.

Übrigens ist hierbei vorweg daran zu erinnern, daß in den auf die Zukunft angewendeten astrologischen Regeln ins einzelne gehende Aussprüche über den Ort und die Art des Geschehens der zukünftigen Ereignisse, wie Schlachten u. dgl. nicht zu erwarten sind; es ist nicht möglich, die Ereignisse anders als im allgemeinen und nach ihrer glücklichen oder unglücklichen Natur zu bezeichnen,[1]) und aus eben diesem Grunde wird in den mystischen Sprüchen der Astrologen die Vergangenheit klarer

[1]) Man wird also z. B in den „Direktionen“ Kaiser Wilhelms I. am 2. Septr. 1870 eine Konstellation finden, welche eine glückliche Schlacht verkündet, keineswegs aber der Ort Sedan.

erkannt als die Zukunft, ohne daß jedoch dieser Umstand die Übereinstimmung der astrologischen Regeln mit den Thatsachen beeinträchtigen könnte. Wenn irgendwo, so haben die von Nostradamus auf seine Centurien angewandten Verse für die Regeln der Astrologie Gültigkeit:

„Ich gebe dir ein Spiel von tausend dunkeln Reimen,
Entdeckend und verbergend, was der Zukunft wird entkeimen,
An Haupterlebnissen der größten Potentaten,
Der Neugier eine Folter, die sie nicht erraten,
Denn eine lange Reih' von Dingen ist verzeichnet,
Die man erst dann erkennt, wenn sich die That ereignet."

Ich komme nun zur Erklärung der Figur S. 281, soweit dies gegenüber den in der astronomischen Rechnung nicht erfahrenen Lesern möglich ist. Zunächst werden für den Augenblick der Geburt eines Menschen nach der Ortszeit der Stand der Sonne und des Mondes, der Planeten, der Mondknoten und des sogenannten Glückrades — einer Stelle der Ekliptik, an welcher nach astrologischer Lehre die Strahlen des Mondes und der Sonne zusamentreffen, berechnet. Alsdann wird die Lage des scheinbaren Himmelsgewölbes nach Ortszeit und Polhöhe fixiert, indem man berechnet, welche Punkte der Ekliptik im Meridian am höchsten und niedrigsten stehen und im Osten und Westen auf- und untergehen. Denkt man sich nun durch diese vier Punkte Kreise, die sich im Mittelpunkt der Erde schneiden — sogenannte größte Kreise —, gelegt, so wird das Himmelsgewölbe in vier Viertel geteilt, deren jedes wieder durch zwei hindurchgelegte größte Kreise in drei Teile zerlegt wird. Es entstehen also zwölf Abteilungen des Himmels, welche die zwölf himmlischen Häuser darstellen und die Grundpfeiler der astrologischen Praxis bilden. Dieselben werden, obgleich die Figur nicht der thatsächlichen Projektion am Himmel entspricht (in Wirklichkeit entspricht dieselbe etwa der Schale eines Apfels, welcher mittelst sechs durch das Kerngehäuse gehender Schnitte in zwölf Teile zerlegt wurde), in der Form aufgezeichnet, wie es uns die Figur zeigt. Auf die die Grenzen (Spitzen) der Häuser bezeichnenden Linien werden die entsprechenden Punkte der Ekliptik geschrieben und in die Häuser selbst die Planeten der Reihenfolge nach eingetragen. In das mittlere Quadrat schreibt man den Namen des Geborenen, seine Geburtszeit, den Herrn des Tages und die Stunde u. s. w., worauf die Aufstellung der Nativität oder des Himmelsschemas beendet ist.

Auf eine weitere Darlegung der noch sehr umfangreichen und verwickelten astrologischen Technik kann ich mich an diesem Ort nicht einlassen, sondern versuche nur, den Lesern einen ungefähren Einblick in den Gang des astrologischen Verfahrens selbst zu geben. Zunächst muß der Leser die Lage der einzelnen Häuser kennen: das erste Haus beginnt mit dem eben aufsteigenden Punkt der Ekliptik und zieht sich samt dem zweiten und dritten unterhalb des Horizontes nach dem untern Teil des Meridians zu; dieses Viertel des Himmels ist in unserer Figur durch 14° 50′ [illegible] [1])

[1]) Die Bekanntschaft der Leser mit den in jedem Kalender zu findenden astronomischen Charakteren muß hier schon vorausgesetzt werden.

19*

als aufsteigenden Punkt der Ekliptik und durch 26° 37' ♎ als den im untern Meridian stehenden Punkt der Ekliptik begrenzt; 4° 6' ♍ und 25° 40' ♍ bilden die Ecken des zweiten und dritten Hauses. Vom untern Meridian bis zum Westhorizont (14° 50' ♑) ziehen sich das vierte, fünfte und sechste, vom Westhorizont bis zu dem im obern Meridian befindlichen Punkt der Ekliptik (26° 37' ♈) das siebente, achte und neunte, und von da bis zum Osthorizont endlich das zehnte, elfte und zwölfte Haus hin. — Das erste, zehnte, siebente und vierte Haus werden außerdem die Eckhäuser (Anguli), das zweite, elfte, achte und fünfte folgende, und das dritte, zwölfte, neunte und sechste fallende Häuser genannt; die Eckhäuser sind die stärksten und die fallenden die schwächsten Häuser der Figur.

Aus diesen zwölf Häusern beurteilt man nun je nach der Natur und dem Befinden der in ihnen stehenden Planeten nach einem uralten Spruch folgende Dinge:

Vita, lucrum, fratres, genitor, nati, valetudo,
Uxor, mors, sapiens, regnans benefactaque daemon.

Also zu deutsch: das Leben, die Vermögensverhältnisse, die Geschwister, die Eltern und Kinder, die Gesundheit, die Ehe, den Tod, die Gaben des Geistes und Eigenschaften des Charakters, die Ehren und Würden, Freunde und Feinde. Die Methode dieser Beurteilung, die eigentliche Fällung des astrologischen Urteils, entzieht sich an diesem Ort unserer Schilderung, denn Andeutungen, wie sie hier allein möglich wären, würden nichts erläutern, und die Einzelheiten können nur in Folianten gegeben werden.

So wie der Tenor des Spruches lautet, ist die Bedeutung der zwölf Häuser der Reihenfolge nach; wir lassen jedoch dieselbe, welche auf theoretisch-astrologische Subtilitäten gegründet ist, hier beiseite und folgen dem naturgemäßen Gang der Dinge nach Art der namhaftesten Astrologen des 16. und 17. Jahrhunderts in folgender Ordnung: zuerst betrachten wir die Eltern und Geschwister des Geborenen, soweit sich aus dessen Nativität etwas über dieselben sagen läßt, sodann seine körperliche Natur, sein Temperament und Äußeres, hierauf seine Geistesgaben und Charaktereigenschaften, dann seine Vermögensverhältnisse, seinen Rang und Würden, seine Ehe und das Schicksal seiner Kinder, soweit dieses aus der Figur erhellt, die Freund- und Feindschaften, Lebensdauer, Krankheiten und Tod. — Dabei werden keineswegs die Deutungen der Häuser, sondern nur die Reihenfolge der Prognostika geändert.

Was nun die astrologischen Aussprüche selbst anlangt, so citiere ich dieselben meist nach Franz Junctinus, welcher sich mit Cardanus in den Ruhm der größten Astrologen des 16. Jahrhunderts teilte, und eine lateinische Übersetzung der Astrologie des Ptolemäus mit weitläufigem eigenen Kommentar sowie einer großen Sammlung von Aussprüchen der namhaftesten Astrologen herausgab.[1]) — Wichtigere Belegstellen citiere ich lateinisch mit deutscher Übersetzung.

Sehen wir zunächst zu, ob sich astrologische Aussprüche finden, welche

---

[1]) Franziscus Junctinus: Speculum Astrologiae, Lugdun. 1583. 2 Tom. Folio.

auf die Stellung der Eltern Kaiser Wilhelms I Bezug haben. — Zunächst heißt es: „Planeta habens dominium in parentibus, quando inangulo vel succedenti, nec non in domo vel exaltatione fuerit, exaltationem patris et ejus honorem ac status elevationem significat.“[1]) — Zu deutsch: „Wenn sich der über die Eltern herrschende Planet in einem Eckhaus oder in einem folgenden sowie in seinem eigenen Hause oder seiner Erhöhung befindet, so bedeutet er Ehre und Standeserhöhung des Vaters.“ — Der den Vater nach der hier geltenden astrologischen Regel bedeutende Planet ist die Sonne, welche sich im Zeichen ihrer Erhöhung, dem Widder, nahe der obern Himmelsecke befindet. — Friedrich Wilhelm III war bei Wilhelms Geburt noch Kronprinz und bestieg über ein halbes Jahr nach dessen Geburt am 16. November 1797 den Thron, womit also die Standeserhöhung gegeben ist. — Befindet sich nun auch die Sonne als Bedeuter des Vaters an einem guten Ort der Figur in gutem Stand, so ist dies beim Mond, dem Bedeuter der Mutter, hier um so weniger der Fall, worauf ich zurückkommen werde.

Es heißt bezüglich des Vaters weiter: „Wenn sich die Sonne bei einer Tagesgeburt in ihrem Haus oder ihrer Erhöhung und an einem guten Ort der Figur befindet, so ist der Vater vom höchsten Stand und größtem Ansehen.“[2]) Die Sonne ist in ihrer Erhöhung und dem neunten Haus, einem der besten Orte der Figur; das Übrige ist klar.

Fernerhin heißt es: „Dominus partis patris, quando in aliquo angulorum fortis et ab infortunae aspectu liber fuerit, pater nati erit famosus et in sua cognatione altus.“[3]) D. h. „Wenn der Herr des Pars patris in günstiger Stellung in einem der Eckhäuser steht und frei vom Aspekt eines unglücklichen Planeten ist, so wird der Vater des Geborenen berühmt und in seiner Familie hochgestellt sein.“

Pars patris, der „Teil des Vaters“, ist eine ähnliche Strahlenzusammenfügung wie das Glücksrad und wird bei einer Tagesgeburt der Entfernung der Sonne vom Saturn entnommen und vom Ascendenten oder ersten Hause aus projiciert. Also:

♄ 22° 40′ ♊ = 82° 40′
☉ 2° 28′ ♈ = 2° 28′
80° 12′
Asc. 14° 50′ ♌ = 134° 50′
215° 2′ = 5° 2′ ♏

Pars patris befindet sich 5° 2′ des Skorpions und fällt somit in das vierte oder ein Eckhaus, die feindliche Bestrahlung des Mars durch Opposition erreicht es nicht mehr, womit obige Bedingungen erfüllt sind.

Bezüglich des Glückes, welches Friedrich Wilhelm III hatte, heißt es (☉ im neunten Haus): „Sic positus facit patrem felicem, sed ipsi vitae varias mutationes decernit!“[4]) Also: „Wenn die Sonne im neunten Haus steht, verleiht sie dem Vater Glück, macht aber das eigene Leben des Geborenen zu einem wechselvollen.“ — Im allgemeinen ist die Regierung Friedrich Wilhelms III — wenigstens ihn selbst anlangend — eine glückliche zu nennen, wohingegen die wechselvollen Schicksale Wilhelms als Prinz von Preußen, Prinzregent, König und Kaiser sattsam bekannt sind.

[1]) Spec. Astrol. p. 186. — [2]) Spec. Astrol. p. 188. — [3]) Spec. Astrol. p. 186.
[4]) Henr. Rantzovius: De genethliacorum thematum judiciis. Francof. 1632. 8°. S. 109.

Daß die Lebensdauer Friedrich Wilhelms III eine lange war, deutet die Vergesellschaftung des Jupiter und der Venus mit der Sonne an.[1]) Auch dafür, daß sie eine längere war als die der Königin Luise, haben wir ein Anzeichen, denn es heißt; „Saturni radius si prius pervenerit ad partem matris, mater prior obibit mortem.“ D. h. „Wenn die Bestrahlung des Saturn früher zum Pars matris (als zum Pars patris) gelangt, so stirbt die Mutter früher (als der Vater).“ — Pars matris ist eine ähnliche Bestrahlung wie Pars patris und wird bei einer Tagesgeburt der Entfernung der Venus vom Mond entnommen und vom Ascendenten ausprojiciert. Also

☾ 26° 20′ ♑ = 296° 20′
♀ 13° 36 ♈ 13° 36′
282° 44′,
Asc. 14° 50′ ♌ = 134° 50′
57° 34′ = 27° 34′ ♉.

Saturn steht 22° 40′ II und somit vom Pars matris 25° 14′, vom Pars patris (5° 2′ m), dagegen 132 °22 entfernt, womit obige Bedingung erfüllt ist.

Auch der Mond als Bedeuter der Mutter in der westlichen, untergehenden Hälfte des Himmels unter der Erde und in einem fallenden Hause zeigt ein kurzes Leben derselben an. — Auf das Gleiche deutet die Konstellation, nach welcher Mars auf Jupiter und Venus folgt, welche sich von einem der Eckhäuser wegbegeben.[2]) Sie steigen nämlich vom obern Meridian nach dem Westhorizont abwärts.

Bezüglich der höheren Geburt Friedrich Wilhelms im Vergleich zu derjenigen der Königin Luise heißt es: „Sol in meliori statu quam Luna, patrem nobiliorem matre significat.“[3]) — „Wenn sich die Sonne im bessern Stand als der Mond befindet, so ist der Vater von edlerem Herkommen als die Mutter.“ Nobilis im Gegensatz zu vilis wird in den astrologischen Werken stets in Bezug auf die Abstammung gebraucht. — Die Sonne steht in einer ihrer Hauptwürden, der Erhöhung, an einem der besten Orte des Himmels, während sich der Mond ohne besondere Würde im sechsten Hause befindet, welches nächst dem zwölften der schlimmste Ort der Figur ist. — Obige Bedingung ist also zutreffend.

Für das Unglück und das kurze Leben der Königin Luise haben wir folgendes Judicium: „Mars in angulo aspiciens maligne Venerem aut Lunam aut ambos, malam fortunam et brevem vitam matri minatur.“[4]) „Wenn Mars in einem Eckhaus Venus oder den Mond oder beide feindlich bestrahlt, so droht er der Mutter Unglück und kurzes Leben“. — Mars beleidigt Venus vom zehnten Hause aus durch seine Gegenwart und steht im Gedrittschein zum Mond. — Dieser Aspekt ist zwar an sich ein guter, entspricht aber bei einem der beiden Unglücksbringer (Saturn und Mars) dem feindlichen Aspekt eines guten Planeten, womit obige Bedingung gegeben ist.

Doch auch der Ruhm der Königin Luise ist durch den Ausspruch angedeutet: „Luna et Venus quando quartam domum aspexerint, fama et laus erit matri.“ — „Wenn der Mond und Venus das vierte Haus bestrahlen, so ist die

[1]) Junctin. Specul. Astrol. 187.
[2]) Spec. Astrol. p. 176. — [3]) Spec. Astrol. p. 186. — [4]) Spec. Astrol. p. 187.

Mutter (des Geborenen) berühmt und geehrt." Der Mond bestrahlt das vierte Haus in der Quadratur und Venus in plaktischer Opposition.

Die Geschwister anlangend, so bedeutet Merkur als Herr des dritten Hauses in einem fruchtbaren Zeichen (solche Zeichen sind der Krebs, der Skorpion und die Fische) zahlreiche Geschwister, welche aber — im allgemeinen gesprochen —, weil Merkur im achten Hause, dem des Todes, steht, vor dem Geborenen sterben,[1]) was bis auf die noch lebende Großherzogin von Mecklenburg zutrifft.

„Si Sol vel Saturnus dominus illius partis — (partis fratrum) — fuerit, morientur fratres majores."[2]) — „Wenn die Sonne oder Saturn Herr des Pars fratrum ist, so sterben die (vorhandenen) ältern Geschwister (vor dem Geborenen)." Pars fratrum wird bei einer Tagesgeburt der Entfernung des Saturn vom Jupiter entnommen und vom Ascendenten projiciert; es entfällt auf 9⁰ 10′ des Wassermanns, dessen Herr Saturn ist. — Allbekannt ist, daß Friedrich Wilhelm IV im Jahre 1861 starb.

Auch für das Leiden Friedrich Wilhelms IV haben wir ein Anzeichen, denn es heißt: „Quando dominus domus fratrum infortuna fuerit — ac in malo loco extiterit et pars fratrum infortunata — quidam ex eis (fratribus) chronicam aegritudinem patietur."[3]) — „Wenn der Herr des Hauses der Brüder ein Unglücksplanet ist und sich an einem bösen Ort befindet und endlich pars fratrum unglücklich ist, so wird einer der Brüder an einer chronischen Krankheit leiden." Der Herr des dritten mit 25⁰ 40′ ♎ beginnenden Hauses ist Merkur, welcher sich als Zwitterplanet nach seinen zufälligen Umständen richtet und im Hause des Todes entschieden böser Natur ist; das achte und sechste Haus sind stets unglückliche Orte der Figur, weshalb sowohl ☿ als auch Pars fratrum (9⁰10 ♒) unglücklich stehen. — Friedrich Wilhelm IV litt, wie allgemein bekannt, an der Gehirnparalyse.

Selbst die Zahl der Geschwister Kaiser Wilhelms I finden wir, denn es heißt: „Et si numerum fratrum scire volueris, aspice dominum triplicitatis ascendentis, et si inveneris ipsum super terram, computa ab ipso usque ad acendens et quot inter eos fuerint planetae, tantus erit numerus fratrum."[4]) — „Und wenn du die Zahl der Brüder wissen willst, so betrachte den Herrn der Triplicität des Ascendenten, und wenn du denselben über der Erde findest, so zähle die zwischen ihm und dem Ascendenten befindlichen Planeten; so viel deren vorhanden sind, so groß ist die Zahl der Brüder." — Die Sonne ist Herr der genannten Triplicität; zwischen ihr und dem Ascendenten befinden sich drei Planeten, Venus, Mars und Saturn; Wilhelm I hatte bekanntlich die Brüder Friedrich Wilhelm, Karl und Albrecht.

Die Bestimmung der äußern Persönlichkeit und der Komplexion wird dem Ascendenten, dessen Herren, dem Jahresviertel, dem Zeichen, in welchem sich die Sonne befindet und dem Herrn der Geburt entnommen. — Sehen wir zu, ob wir diesen Signifikatoren ein zutreffendes Bild Kaiser Wilhelms des Siegreichen entnehmen können.

Das aufsteigende Zeichen ist der Löwe, ein Zeichen von sog. langer Aufsteigung. Von diesem heißt es: „Ist der Ascendent ein Zeichen von langer Aufsteigung, so ist der Geborene von großer Figur."[5]) — Ferner: „Der Löwe macht

[1]) Spec. Astrol. p. 187. — [2]) Spec. Astrol. p. 186. — [3]) Spec. Astrol. p. 200.
[4]) Spec. Astrol. p. 201. — [5]) Spec. Astroc. p. 252.

seiner Natur nach berühmte Leute mit blonden Haaren und schöner Figur, deren Oberkörper etwas größer ist als der untere, er giebt eine breite Brust, einen scharfen Blick und ein majestätisches Gesicht." [1]) Noch näher wird dies durch die Sonne als Herrn des Ascendenten charakterisiert, von welcher in diesem Fall gesagt wird: „Sie giebt dem Geborenen eine große Figur, ein rundes Gesicht und ein großes Haupt von leuchtender Farbe, große Augen; er spricht nicht viel, sein Ansehen verkündet den Herrscher, er schreitet als Triumphator einher und hat in seiner Jugend blonde Haare, wird aber im Alter kahl." [2]) Hinsichtlich des Zeichens der Sonne heißt es, „die Sonne im Widder giebt eine warme und feuchte Komplexion," [3]) also ein sanguinisches Temperament, dem Mars als Herr der Geburt eine Neigung zum cholerischen beifügt. Der Jahreszeit nach war Kaiser Wilhelm, „von guter Figur hinsichtlich Größe und Stärke, von guter Gesichtsfarbe, mittelmäßiger Schönheit, schönem Haarwuchs und sanguinischem Temperament." [4]) — Saturn als Herr des sechsten Hauses steht in keinerlei Beziehung zur Sonne. — Endlich: „Wenn das Glücksrad frei von den Strahlen der Sonne und der Unglücksplaneten ist, so ist der Geborene gesund, von guter Figur und führt ein mäßiges Leben." [5])

Wenn wir uns nun zu den Charaktereigenschaften Kaisers Wilhelms wenden, so treffen wir zunächst auf zahlreiche Anzeichen seiner tiefinnerlichen Frömmigkeit, welche wir der Reihe nach anführen: „Jupiter im 9. Hause bedeutet, daß der Geborene ein warmer Verehrer Gottes ist, dem er vertraut und den er vor Augen hat; er ist seiner Frömmigkeit halber bei Königen und Fürsten geehrt." [6]) — Ferner: „Wenn Jupiter, Venus oder der Drachenkopf das 9. Haus einnehmen, so bedeuten sie einen beständigen Christen und einen Freund Gottes und der Frommen." [7]) — „Wenn sich die Sonne in ihrer Erhöhung im 9. Hause befindet, so verleiht sie Glaubenstreue." [8]) — „Venus im 9. Haus giebt Gehorsam gegen Gottes Gebote." [9])

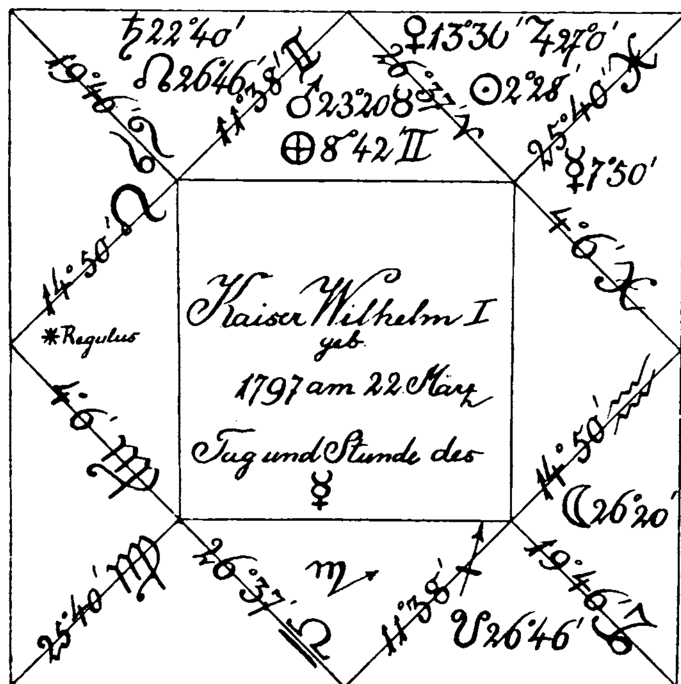
Über die allgemeinen Charaktereigenschaften und Geistesgaben entscheiden die aus den Orten des ☿ und ♂ entnommenen Almuten, welche in diesem Fall Jupiter und Mars selbst sind. Es heißt nun: „Jupiter macht ehrenhafte, fromme, gerechte, wohlthätige, großmütige und glänzende Herrscher, welche Großes planen und mit Mäßigung und Majestät auftreten, klug und mäßig leben, sich selbst achten und offen handeln. — „Mars macht edle, offene, zum Zorn geneigte, tapfere und beherzte, keine Gefahr scheuende, zum Herrschen geschickte Leute, die keine Knechtschaft ertragen." [10]) — „Wenn Saturn und Venus im Trigon (dem der Sextilschein gleich ist) in einer ihrer Würden und einem guten Ort der Figur sind, machen sie gemäßigte, züchtige Leute mit guter Unterhaltungsgabe und gutem Rufe, die aber trotzdem von geringen Personen mit Feindschaft und Neid verfolgt werden; sie verursachen späte Schließung der Ehe." [11]) — Venus befindet sich in ihrem und dem zehnten, Saturn im neunten Hause. — Die Charakteristik ist zutreffend; hinsichtlich der Feindschaft brauche ich nur an die Attentate und hinsichtlich der Ehe daran zu erinnern, daß Kaiser Wilhelm bei deren Schließung bereits 32 Jahre zählte.

Weiterhin heißt es hinsichtlich des stets dem Trigon gleichwertigen Sextilscheins zwischen Jupiter und Mars: „Wenn sich diese nicht an einem verworfenen Orte des Himmels befinden, so bedeuten sie einen kühnen, der Gefahr

[1]) Spec. Astrol. p. 254. — [2]) Spec. Astrol p. 254, vergl. auch 252.
[3]) Spec. Astrol p. 251. — [4]) Spec. Astrol. p. 251. — [5]) Spec. Astrol. p. 252.
[6]) Spec. Astrol p. 585. — [7]) Spec. Astrol. p. 571. — [8]) A. a. O.
[9]) A. a. O. — [10]) Spec. Astrol. p. 573, — [11]) Rantzow, p. 169

trotzenden, ehr- und ruhmbegierigen Menschen, einen Beschützer und unsträflichen Verwalter der Geschäfte seines Herrn, wodurch er zur größten Herrscherwürde emporsteigt, dem nach vieler Erfahrung[1]) königliche Würden bevorstehen und der große Macht und Gewalt besitzt." — Ich erinnere nur daran, das Kaiser Wilhelm zuerst Prinzregent war.

Es folgen nun noch eine Reihe einzelner Aussprüche: „Der Mond im Hause des Mars verleiht Neigung zum Kriegswesen. — Merkur in einem Hause des Jupiter macht den Geborenen wohlwollend, freigebig und gerecht."[2]) — „Ist der Herr des neunten Hauses in demselben (hier ♃), so ist der Geborene verschlossen in seinen Geschäften und gerecht im Verkehr."[3]) — „Ist die Sonne als Herr des Ascendenten



an einem guten Ort und nicht gehindert, so giebt sie gute Fassungsgabe, Erkenntnis hoher Dinge und großen Ruhm."[4]) — „Die Sonne im Hause des Mars und in gutem Aspekt zu Jupiter (sie steht im Widder und ist mit Jupiter vereinigt) giebt ein gutes Gedächtnis."[5]) — „Saturn getrennt vom Mond macht großmütig."[6]) — „Wenn Merkur mit dem Jupiter ist, so ist der Geborene ein treuer Charakter, dem hohe und erhabene Männer vertrauen."[7])

Was nun die geringeres Interesse bietenden Vermögensverhältnisse anlangt, so zeigt der Herr des zweiten und elften Hauses (Merkur) im achten an, daß Kaiser Wilhelm seine Glücksgüter durch Erbschaft erhielt,[8])

[1]) Im Original steht „crebris judiciis", was sich auf die judicia genannten astrologischen „Urteile" bezieht und sich also mit dem oben gebrauchten Ausdruck deckt.
[2]) Rantzov, p. 170. — Spec. Astrol. p. 556. — [3]) Spec. Astrol. p. 580. — [4]) Spec. Astrol. p. 585. — [5]) Spec. Astrol. p. 587. — [6]) Spec. Astrol. p. 589. [7]) Spec. Astrol. p. 588. — [8]) Spec. Astrol. p. 639 u. 632.

und Jupiter in seinem eigenen Haus deutet auf großen Reichtum.[1]) Saturn im elften Hause bedeutet, daß er diese Erbschaft erst nach dem dreißigsten Jahre antrat.[2])

Vom höchsten Interesse sind die Ausführungen über die Ehren und Würden Kaiser Wilhelms. Zunächst heißt es: „Stellae fixae[3]) in geniturae cardinibus aut cum sole et luna partiliter inventae, maximas facultates decernunt et notum ita extollunt, ut legionibus praeficiunt et moderandis populis principem ac regem statuant."[4]) — D. h. „Wenn in den Eckhäusern einer Himmelsfigur oder wenige Grade von Sonne oder Mond (partiliter ist ein astrologischer technischer Ausdruck, welcher bedeutet „eng, durch geringe Entfernung — nicht weitläufig, nur dem Zeichen nach — verbunden") Fixsterne gefunden werden, so bedeuten sie die größte Macht und erheben den Geborenen so, daß sie ihn Heeren vorsetzen und zu einem Fürsten und König zu regierender Völker machen."

Im Ascendenten befindet sich **Regulus** von der Natur des Jupiter und Mars, im zehnten Haus **Aldebaran** von der Natur des Mars und der Venus sowie **Algenib** von der Natur des Jupiter und Merkur, bei der Sonne **Scheat** von der Natur des Jupiter und Merkur und beim Mond **Atair** von der Natur des Jupiter und Mars. — Außerdem befinden sich im siebenten Haus **Fomalhaut**, auf der Grenze des vierten Hauses **Spica** und **Arkturus**, in demselben **Gemma** der Krone, die südliche Schale der Wage, **Antares** und **α Centauri**, die jedoch weniger in Betracht kommen.

Weiter heißt es: „Si aliqua ex stellis beibeniis de natura Jovis et Mercurii in ascendente vel medio coeli, vel Sol aut Luna cum ea, natus erit Rex elevatus et ornatus ac ex suo sensu et consilio laudatus, sub cujus imperatione subditi sui proficiunt, erit que bonae conversationes et bonae responsionis, cum necesse fuerit et mala dum tempus affuerit, et in verbis suis erit conveniens ac in negotiis suis velox, et fortitudo ejus erit apparens, Deum timebit, subditis suis benefaciet, liberalitas ejus ampla, magnae pietatis, ac in omnibus actionibus suis fortunatus erit et adjutus."[5]) — „Wenn ein königlicher Stern von der Natur des Jupiter und Merkur im ersten oder zehnten Hause oder bei Sonne oder Mond ist, so wird der Geborene zum König erhoben und (mit Purpur) geschmückt, er wird wegen seiner Denkungsweise und seines (klugen) Rates gerühmt und seine Unterthanen stehen sich wohl; er wird, wenn es nötig ist und die böse Zeit herankommt, von guter Rede und Gegenrede und in seinen Worten geziemend und in seinem Handeln schnell sein; seine Tapferkeit wird hervorleuchten, er wird Gott fürchten und seinen Unterthanen Gutes thun; seine Freigebigkeit und Frömmigkeit ist groß und in allen seinen Unternehmungen ist er beglückt und unterstützt." — Im zehnten Haus ist **Algenib** und bei der Sonne **Scheat** als Stern von genannter Natur.

Ein fernerer Ausspruch lautet: Quando aliqua ex stellis beibeniis de natura Jovis et Martis in ascendente vel in medio coeli, vel cum Sole aut Luna fuerit, natus erit magni cordis et loci ac elevatae ordinationis et erit dominus militum, qui villas et castra lucrabitur, mandata ejus circa bellorum actus perficientur homo victor ac bonae memoriae.[6]) — „Wenn ein königlicher Stern von der Natur des Jupiter und Mars im Ascendenten oder im zehnten Haus oder bei Sonne oder

[1]) Spec. Astrol. p. 653. — [2]) Spec. Astrol. p. 661.

[3]) Es sind in der Astrologie „Stellae beibeniae" genannte Fixsterne erster und zweiter Größe gemeint.

[4]) Rantzow, p. 188. — [5]) Spec. Astrol. p. 694. — [6]) Spec. Astrol. p. 695.

Mond ist, so ist der Geborene von hoher Gesinnung und Stellung, ein Heerführer, welcher Städte und Lager erobert, dessen auf das Kriegswesen bezügliche Befehle zur Vollendung gelangen; er ist ein Sieger, der in gutem Angedenken bleibt." — Im Ascendenten befindet sich Regulus und beim Mond Atair als Stern von genannter Natur.

Ueber Regulus allein heißt es: „Wenn Regulus aufgeht, entweder mit Sonne oder Mond oder allein, so verheißt er hohe Würden." [1])

Weiter stoßen wir dort auf folgendes Diktum: „Quando Sol et Venus cum Jove et Luna jundi, vel eos ex domo sine infortunarum aspectu aspexerint, natus erit magnus rex in civitatibus et climatibus imperans vivetque honorate et regnum suum haereditabit ac illud filiis suis dimittet." — „Wenn Sonne und Venus mit Jupiter und dem Mond verbunden sind oder sie aus ihrem Haus ohne Aspekt feindlicher Planeten anblicken, so wird der Geborene ein großer König, der über Städte und große Reiche herrscht, geehrt lebt, sein Reich ererbt und es seinen Nachkommen hinterläßt." — Die Sonne ist in ihrer Erhöhung, Jupiter in seinem Haus, und beide sind mit Venus in der Nähe des oberen Meridians vereinigt; Sonne und Venus sind außer Aspekt des Saturn und Mars, während Jupiter den Mond in partilem Sextilschein steht, mit der Sonne plaktisch verbunden ist und Venus den Mond in plaktischer Quadratur anblickt.

„Wenn Jupiter bei einer Tagesgeburt in seinem Haus an günstigem Ort gefunden wird, so häuft er auf den Geborenen die größten Ehren. [2]) — „Wer die Sonne im Widder hat, hat abwechselnde Schicksale und wird sowohl von einer hohen Stelle erniedrigt, als auch erhöht." [3]) — Ich erinnere nur an die Flucht des Prinzregenten und das londoner Exil.

Unter einer noch vorhandenen Reihe minder charakteristischer, große Ehren verheißender Aussprüche will ich nur einen anführen: „Jupiter in domo sua facit hominem multum divitem et honeratum et potentem et praesidem magni viri." [4]) — „Jupiter in seinem Haus macht einen reichen, geehrten und mächtigen Mann, welcher der Obere eines großen Mannes ist" (Fürst Bismarck).

Wir wenden uns nun zu der Ehe und den Kindern. Zuerst ist zuzusehen, ob sich der Mond in einem fruchtbaren Zeichen (Krebs, Skorpion und Fische) oder in einem aus mehreren Bildern bestehenden befindet, worunter hier jedoch der Asterismus und nicht das Dodekatemorion verstanden wird; in einem solchen Fall kommt die Ehe zu Stande und ist fruchtbar. [5]) Aus zwei Bildern bestehende Zeichen sind die Zwillinge, die Jungfrau, der Schütze und die Fische. — Der Mond befindet sich im Asterismus des Schützen.

Mond und Venus befinden sich zwar nicht in unfruchtbaren Zeichen (Löwe, Jungfrau, Zwillinge), was die Ehe verhindern würde, aber doch in fallenden Häusern, was die zu einer ursprünglich nicht aus Herzensneigung geschlossenen macht. [6]) — Bekannt ist, daß Prinz Wilhelm die Prinzessin Radziwill liebte und sie lange Zeit nicht vergessen konnte. [7])

Die Zahl der Frauen wird durch die Zahl der Planeten bestimmt, mit welchen eine Applikation des Mondes stattfindet. [8]) — Der Mond

[1]) Spec. Astrol. p. 682. — [2]) Spec. Astrol. p. 692. — [3]) Spec. Astrol. 700.
[4]) Rantzov. p. 137. — [5]) Spec. Astrol. p. 733. — [6]) Spec. Astr. 745.
[7]) Vergl. hierüber u. a. „Die Gartenlaube" 1888 Nr. 13, S. 206 ff.
[8]) Spec. Astr. p. 751.

bewegt sich nur auf einem Planeten, Merkur, und nicht auf mehrere verbundene zu, weshalb nur eine Ehe stattfindet.

Regulus im Ascendenten, das Glücksrad im zehnten und die Schwanzsterne des großen Bären auf der Grenze des ersten und im zweiten Haus machen die Ehe zu einer glücklichen mit hohen Ehren und reichen Glücksgütern gesegneten.[1])

Der Charakter der Frau wird durch den Planeten bestimmt, mit welchem eine Applikation des Mondes stattfindet, also durch Merkur. Derselbe befindet sich im Hause des Jupiters und zugleich in dem seines Falles. Demnach ist die Frau sehr klug, umsichtig, beredt, mildthätig und gütig;[2]) an derselben Stelle wird die Charakteristik noch weiter ausgeführt.

Bezüglich der Kinder sind das fünfte, elfte und erste Haus zu betrachten. Befinden sich in ihnen fruchtbare Planeten wie Jupiter, Venus und Mond, denen der Drachenkopf gleichgestellt wird, so ist die Ehe mit vielen Kindern gesegnet. Nun aber ist das erste Haus leer und im elften befindet sich der unfruchtbare Saturn, welcher an sich Kinder versagen würde. Doch wird dieser Umstand durch die Anwesenheit des Drachenkopfes aufgehoben, und wir kommen durch die Vergesellschaftung dieser Extreme zu dem Resultat, daß die Ehe mit wenig Kindern gesegnet ist.[3])

Wir haben dafür noch einen ausdrücklichen Beleg, weil es nämlich heißt: „Jupiter quando Saturnum malo aspectu aspexerit, natus erit paucae prolis.“[4]) — Wenn Jupiter den Saturn in einem bösen Aspekt (Quadratur oder Opposition — sie stehen in Quadratur) anblickt, so hat der Geborene wenig Nachkommen.“ —

So viel Signifikatoren der Kinder sich östlich von der Sonne in männlichen Zeichen und soviel sich westlich von derselben in weiblichen Zeichen befinden, soviel zählt die Ehe männliche und weibliche Kinder.[5]) Von den Signifikatoren der Kinder befindet sich östlich von der Sonne Venus im männlichen Zeichen des Widders (Kaiser Friedrich) und der Mond westlich in dem weiblichen Zeichen des Steinbocks (die Großherzogin von Baden).

Wenn wir das fünfte Haus betrachten, so kommen wir zu einigen der bezeichnendsten Aussprüche, denn es heißt erstens: Der Herr des fünften Hauses in einem fallenden deutet auf Unglück und Leiden der Kinder.[6]) — Jupiter als Herr des fünften Hauses befindet sich im neunten. Zweitens heißt es: „Caude Draconis in quinta domo, damnum et interitum filiorum et horribiles eorum casus.“[7]) „Der Drachenschwanz im fünften Haus bedeutet, daß die Kinder Schaden und Untergang und schreckliche Zufälle treffen.“ — Drittens: „Cauda in eadem existente, natus filiorum videbit interitum, vel non habebit, et si habebit, malam habebunt fortunam.[8]) — „Wenn der Drachenschwanz in diesem Hause ist, wird der Geborene den Untergang seiner Kinder (vor Augen) sehen oder keine Kinder haben, und wenn er deren hat, so werden sie Unglück haben.“ — Viertens: „Cauda si fuerit in quinta, significat casum rerum horribilium in filios et quod tristabitur illa de causa, qui habuerit filios, — et portabit natus sua vestimenta vetera.“[9]) — „Wenn der Drachenschwanz im fünften Hause ist, so bedeutet er, daß

[1]) Spec. Astrol. p. 753. — [2]) Specul. Astrol. p. 755. — [3]) Spec. Astrol. p. 769.
[4]) Spec. Astrol. p. 773. — [5]) Spec. Astrol. p. 776. — [6]) Spec. Astrol. p. 776.
[7]) Rantzov. p. 86. — [8]) Rantzov. p. 87. — [9]) Spec. Astrol. p. 872.

die Kinder furchtbare Schicksale treffen und daß der Vater derselben deshalb trauert; — der Geborene trägt seine alten Kleider." Abgesehen vom Schicksal Kaiser Friedrichs, erinnere ich an das Augenleiden der Großherzogin von Baden. — Der letzte Ausspruch erscheint paradox, erklärt sich aber daraus, daß man aus dem fünften Haus auch die Liebe zu Luxus, schöner Kleidung u. s. w. beurteilt; weltbekannt ist, wie Kaiser Wilhelm an seinen alten Uniformen hing.

Wir führen jetzt einige Aussprüche über Freundschaften und Feindschaften an. „Die Beschaffenheit der Freunde wird erkannt aus der Natur der im ersten und elften Haus befindlichen Planeten. — Ist Saturn daselbst, so bedeutet er Greise." [1]) (Bismarck, Moltke). „Wenn bei einer Tagesgeburt der Schütze sich im vierten Haus befindet und die Glücksplaneten ihn bestrahlen, so hat der Geborene Freundschaft mit Königen oder großen Männern und wird von ihnen geehrt." [2]) Wenn der Krebs aufsteigt, werden viele Menschen den Geborenen hassen; ähnlich verhält es sich, wenn der Löwe der Ascendent ist." [3])

Um die Macht und den Stand der Feinde zu erkennen, ist der Herr des zwölften Hauses zu betrachten, welcher hier der Mond ist und verworfen steht; infolgedessen sind die Feinde machtlos oder von geringem Stand. [4]) (Besiegte Gegner und Sozialdemokratie.) — „Merkur im achten Haus bedeutet große Feindschaft mit den Nachbarn." [5]) (Kriege mit Dänemark, Oesterreich und Frankreich.) „Wenn der Herr des zwölften Hauses in einem fallenden (im sechsten Hause) ist, sind die Feinde ohnmächtig und Furcht fällt auf sie." [6]) — „Wenn der Planet, welcher die größte Macht im Ascendenten besitzt, dem die Feinde bedeutenden Planeten an Kraft überlegen ist, so überwindet der Geborene seine Feinde, die ihm zu Füßen liegen und von denen er alles erreicht." [7]) — Herr des Ascendenten ist die Sonne, welche in ihrer Erhöhung und an einem guten Ort der Figur steht, der Mond als Herr des Hauses der Feinde steht ohne besondere Würde an einem verworfenen Ort. — Der Name „Wilhelm der Siegreiche" besagt alles Uebrige.

Dafür, daß Kaiser Wilhelm in Regierungsangelegenheiten zahlreiche Reisen macht und auf denselben Ruhm und Ehre erntet, sind zahlreiche Anzeichen da, die wir aber der Kürze und mindern Erheblichkeit halber übergehen.

Um die Lebensdauer eines Menschen bestimmen zu können, wird ein Hylech und ein Alcochoden gesucht, von denen der erstere die allgemeine Art und Weise des Lebens, der letztere dessen zeitliche Dauer bestimmt. Ist nach astrologischer Regel bei einer Tagesgeburt die Sonne an einem günstigen Ort der Figur, was hier zutrifft; ist sie — was ebenfalls zutrifft — zugleich in ihrer Erhöhung, so ist sie ebenfalls Alcochoden. — Jeder Planet hat als Alcochoden höhere, mittlere und geringere Jahre je nach Umständen zu vergeben; diese betragen bei der Sonne 120, 69 1/2 und 19 Jahre. Diese Angaben erleiden aber aus hier nicht wohl auszuführenden Gründen gewisse Modifikationen, und zwar verfährt man, wenn sich der Alcochoden in der Nähe des obern Meridians befindet, folgendermaßen: Die Sonne an sich würde infolge ihrer Stellung im

1) Spec. Astrol. p. 789. — 2) Spec. Astrol. p. 792. — 3) Spec. Astrol. p. 795.
4) Spec. Astrol. p. 796. — 5) Spec. Astrol. p. 799. — 6) A. a. O.
7) Spec. Astrol. p. 800.

neunten Hause ihre mittlern Jahre verleihen, nämlich $69^1/_2$, wozu noch, weil sie sich in ihrer Erhöhung befindet, ihre geringern Jahre, nämlich 19, und — weil in der Nähe des Meridians befindlich — der Quotient der Division des Unterschiedes zwischen den mittleren und geringeren Jahren, dividirt durch die Entfernung der Sonne vom Meridian gezählt werden;[1]) also $50,_5 : 24,_{15}$. Zählen wir nun alle drei Werte zusammen, so erhalten wir ein Alter von annähernd 91 Jahren. — Dies ist die annähernde Bestimmung, genau erfolgt dieselbe durch die Direktion, worauf wir bei späterer Gelegenheit zurückkommen werden.

Bei der Betrachtung der Krankheiten fällt hauptsächlich das sechste Haus, dessen Herr und der darin befindliche Planet ins Gewicht. Der Steinbock ist das Haus des Saturn, welcher die Blase regiert, dem das Steinleiden zugehört und der gleich dem Mond Katarrhe, Erkältungen u. s. w. bezeichnet. „Tribuntur ei (Saturno)-vesica etc et horum membrorum infirmitates-pituosi catarrhi ad pulmones et pectoralia delabentes, tussis et similes morbi qui ex defluxu frigidorum humorum existunt.“[2]) D. h.: „Es werden dem Saturn zugeschrieben die Blase u s. w. und dieser Glieder Krankheiten, schleimige Katarrhe, welche sich auf die Lunge und Brust werfen, Husten und ähnliche Krankheiten, welche aus dem Herabfluß kalter Feuchtigkeiten entstehen.“ (Im Sinne der galenischen Theorie gesprochen.) — „Calculi vitium est Saturni, qui sua natura maleficus, vesicae et humori terrens praeest.“[3]) — „Der Stein ist ein dem Saturn gehörendes Leiden, welcher — seiner Natur nach ein Uebelthäter — der Blase und irdischen (es ist gemeint steinbildenden) Feuchtigkeit vorsteht.“ — „Quando Saturnus significator aegritudinum fuerit — lapidem et harenulas in renibus aut vesica nec non dolorem significat.“[4]) — „Wenn Saturn der Bedeuter der Krankheit ist, so bezeichnet er den Stein und Gries in Nieren oder Blase und davon entstehende Schmerzen.“

Bezüglich des Todes heißt es endlich: „Dominus octavae domus si fuerit fortunatas — in domo ac bono statu — natus bono modo et naturali morte morietur.“[5]) — „Befindet sich der Herr des achten Hauses glücklich — in seinem Hause und in gutem Stand, so hat der Geborene einen schönen und natürlichen Tod,“ was auf Jupiter als Herrn des achten Hauses zutrifft. „Quando dominus octavae domus in aliqua domorum suarum fuerit, natus in domo vel patria sua morietur.“[6]) — „Wenn der Herr des achten Hauses, in einem seiner Häuser ist, so stirbt der Geborene in seinem Hause oder Vaterland.“ — Jupiter als Herr des achten Hauses ist in einem seiner Häuser, nämlich den Fischen. „Dominus primus triplicatis octavae domus, si fuerit fortunatas et fortis, significat, quod natus in divitiis ac nobilitate et altitudine morietur.“[7]) — „Wenn der erste Herr der Triplicität des achten Hauses glücklich und stark ist, so bedeutet er, daß der Geborene in Reichtum und edler hohen Stellung sterben wird.“ — Der Herr dieser Triplicität ist Jupiter, dessen Stellung soeben auseinandergesetzt wurde.

Mit diesen zutreffenden Aussprüchen beschließen wir die Nativität Kaiser Wilhelms des Siegreichen.

---

[1]) Spec. Astrol. p. 354. — [2]) Rantzov. p. 46. — [3]) Spec. Astrol. p. 291
[4]) Spec. Astrol. p. 313. — [5]) Spec. Astrol. p. 476
[6]) Spec. Astrol. p. 487. — [7]) Spec. Astrol. p. 482.



Telepathisches Hellsehen.

Authentischer Bericht von
Elliott Coues,
Dr. med. & phil., Professor der Smithonian Institution zu Washington.



Ich schätze es mir zur Ehre, dem kritischen Auge der Mitarbeiter der „Sphinx“ nachstehenden Bericht über ein außergewöhnliches Vorkommnis vorzulegen, welches in den Blättern der Vereinigten Staaten bereits vielseitige Verbreitung gefunden hat und auch für die deutsche Lesewelt von Interesse sein dürfte.

Am 23. Juni 1887 befand ich mich in Chicago (Illinois), einer Stadt, welche etwa 1000 engl. Meilen von meinem gewöhnlichen Wohnorte, Washington, entfernt ist. In letztgenannter Stadt kenne ich mehrere „sensitive“ oder „responsive“ oder „mediumistisch“ veranlagte Personen, mit welchen ich schon häufig magnetische und hypnotische Versuche angestellt habe. Zur Zahl dieser gehört auch eine Dame, welche ich hier Frau A. nennen will, deren hellseherische Befähigung sich weit besser und kräftiger als bei allen übrigen entwickelt hatte. Sie ist nicht nur „hellsehend“, sondern zuweilen auch „hellhörend“, hat oftmals Erscheinungen sowohl lebender wie auch verstorbener Menschen gesehen und gehört und hat sie bis ins Einzelne zutreffend beschrieben. Mehr als einmal hat sie mit voller Genauigkeit den Eintritt des Todes vorhergesagt: kurz sie besitzt eine solche Fülle von psychischen Fähigkeiten, daß sie mich unwillkürlich an die „Seherin von Prevorst“ erinnert. — Sie ist übrigens kein öffentliches Medium, läßt sich außer von mir selbst von niemandem magnetisieren und will es durchaus nicht gestatten, daß ihr Name veröffentlicht werde.

Am 23. Juni 1887 befand sich Frau A. um 10 Uhr 20 Minuten abends[1]) in ihrer Wohnung in Washington. Dort nun sah und hörte sie die Astral-Gestalt oder den Doppelgänger von mir, der ich mich zu dieser Zeit 1000 Meilen entfernt, in Chicago befand. Frau A. hatte keine

[1]) Die Zeitdifferenz zwischen Washington und Chicago beträgt eine Stunde.

Kenntnis davon, daß ich dort sei — sie wußte überhaupt nicht, wo ich war —, ja sie wußte nicht einmal, daß ich nicht in Washington sei, und ich hatte schon seit mehreren Monaten weder in direkter noch indirekter Verbindung mit ihr gestanden. Sie war auf die Erscheinung durchaus nicht vorbereitet, und machte sich nachher unverzüglich Aufzeichnungen über die Einzelheiten dessen, was sie nicht nur gesehen, sondern auch gehört hatte. Von diesen Aufschreibungen sandte sie mir später eine Abschrift zu; und ich gebe diese jetzt hier wörtlich wieder, indem ich nur einige unwesentliche persönliche Bemerkungen weglasse:

. . . . . „Im Laufe der letzten 6 Monate haben Sie mir drei solche Besuche in Ihrem Astral-Körper abgestattet, wie der, von dem ich Ihnen nun, hier die näheren Umstände beschreiben will. Sie werden in demselben vielleicht einen weiteren Beweis für Ihre Fähigkeit, Ihren „Doppelgänger" zu entsenden, finden.

Am Abend des 23. Juni saß ich an meinem Fenster . . . . Da vernahm ich ein ganz deutliches „Nein" von Ihrer Stimme. Selbstredend wendete ich mich sofort um, um zu sehen, woher denn die Stimme kam, und zu meinem nicht geringen Erstaunen gewahrte ich Sie (oder besser gesagt Ihren Doppelgänger) an meiner Seite stehend. „„Warum nein,"" fragte ich nun. — „Weil ich verreist bin," lautete die Antwort. „Ich bin in Chicago auf Besuch bei meiner Schwester Mrs. J. M. Flower (es ist mir völlig unbekannt, ob eine Person dieses Namens existiert), um mich ein wenig nach dem Stande der theosophischen Bewegung hier umzusehen." Während Sie so sprachen, schien es mir, als sehe ich Sie in Mitte einer großen Menge von Leuten. Ich fragte nun, was dies zu bedeuten habe; und Sie antworteten: „O, es ist nur eine kleine Gesellschaft, welche meine Schwester mir zu Ehren giebt." Ich fragte weiter, um einen Beweis zu haben, nach den Namen von ein paar der anwesenden Persönlichkeiten, und es wurden mir nachstehende Namen genannt: Professor Rodney Welch und Dr. Sarah Hackett Stevenson. Dann verschwanden Sie. Ich erhob mich sofort, um nach der Zeit zu sehen; — es war 10 Uhr 20 Minuten; darauf schrieb ich sofort das Obige nieder."

Thatsache war es, daß ich mich zur angegebenen Zeit in Chicago befand, im Hause meiner Schwester, welche eine Gesellschaft gab, und deren Name Mrs. J. M. Flower ist; es waren etwa 40 Personen anwesend, unter welchen sich auch Professor Welch und Dr. Stevenson befanden! — Der Vorfall ist so schwerglaublicher Natur, und die in den Blättern über denselben erschienenen Berichte wurden mit so sensationellen Übertreibungen ausgeschmückt, daß es mir sehr darum zu thun ist, der „Sphinx" einen wahrheitsgetreuen, authentischen Bericht über die Thatsache zugehen zu lassen. Es ist dies jedoch nur ein einzelner Fall, welchen ich von verschiedenen Fällen aus meiner persönlichen Erfahrung als einen besonders typischen für das Erscheinen „des wirklichen Phantoms eines Lebenden" herausgegriffen habe.

Vom Standpunkte einer Untersuchung im Sinne der psychischen Wissenschaft müssen wir bei Betrachtung dieses Phänomens folgende Punkte in Erwägung ziehen, über welche vielleicht unser Freund Baron Du Prel, der hervorragende Okkultist Deutschlands, oder andere Herren Ihrer Psychologischen Gesellschaft Aufschluß geben können:

1. Die „handelnde Persönlichkeit" (d. h. ich selbst) war um die fragliche Zeit am 23. Juni 1887 um 10 Uhr 20 Minuten abends (nach

Washingtoner Zeit) vollständig wach, im Vollbesitze ihrer normalen Sinne und wußte genau, was sie that und was um sie vorging.

2. Die Empfängerin oder „Perzipientin" (Mrs. A.) befand sich ebenfalls in ihrem natürlichen Zustande, war vollständig wach und saß an ihrem Fenster (keineswegs eingeschlafen, träumend, oder auch schlummernd), als der Zustand des Hellsehens über sie kam, während welchem es ihr möglich war, vermittelst ihrer physischen (?) Sinne hellsehend und hellhörend Dinge wahrzunehmen.

3. Das Phantom war ebenso vollkommen deutlich wahrnehmbar wie irgend ein objektives Wesen der Außenwelt, und zeigte die wohlbekannte Gestalt, die Gesichtszüge und die gewöhnliche Erscheinungsform. Es machte sich auch dem Gehöre wahrnehmbar, und sprach gleichsam mit äußersinnlich vernehmbaren Lauten in der natürlichen Stimme und mit dem Tone der dargestellten Persönlichkeit.

4. Die Erscheinung war eine wirkliche, insofern sie von einer in einer 1000 Meilen entfernten Stadt handelnden Person der in keiner Weise von den dortigen Vorgängen unterrichteten Perzipientin genau zutreffende Nachrichten gab; ja dieser wahrhaftige Bericht ging so weit, daß zum Beweise sogar die vollen Namen von drei Personen angegeben wurden, von deren Existenz die Perzipientin bisher keine Ahnung hatte.

5. Es war nicht der geringste Anlaß erkennbar, welcher sie auf diese Gedanken hätte führen können; sie konnte vorher nichts von den Vorgängen wissen; auch war sie vorher nicht mesmerisiert und ihr eine diesbezügliche Suggestion eingegeben worden; — ja die Perzipientin befand sich nicht einmal in dem Zustande „erwartungsvoller Aufmerksamkeit"; denn sie wußte ja gar nicht, daß ich mich zu jener Zeit nicht in meinem Hause in Washington, einige hundert Meter von dem Orte, wo sie saß, befand.

Ich weiß für diesen Fall spontaner Telepathie kaum eine Parallele zu finden. In einiger Beziehung hat er allerdings Ähnlichkeit mit dem berühmten historisch erwiesenen Falle, in welchem Swedenborg telepathisch die Feuersbrunst sah, welche in einer entfernten Stadt sein Wohnhaus bedrohte.

Für die wahrheitsgetreue Genauigkeit der vorstehend gegebenen Erzählung stehe ich voll und ganz ein.

Elliot Coues.

* * *

Nachschrift des Referenten.

Bei der Besprechung dieses Falles in der „Psychologischen Gesellschaft" zu München wurde u. a. darauf hingewiesen, daß es sich hier um ein „Hellsehen" handle, für welches namentlich in der älteren Litteratur des übersinnlichen Phänomenalismus doch eine größere Anzahl von Parallel-Fällen anzuführen sein würden; aber selbst einige der neueren, in den „Phantasms of the Living" von Edmund Gurney, Myers und Podmore berichteten Thatsachen (z. B. Bd. I, S. 214—216) haben

große Verwandtschaft mit dem hier angegebenen Vorgange. Dieser Fall von telepathischem Hellsehen ist überdies besonders dadurch kausal erklärbar, daß zwischen Professor Cowes und Frau A. bereits ein „mesmerischer Rapport“ bestand. Die Veranlassung zu diesem spontanen sich geltend Machen dieser seelischen Verbindung kann leicht der „Seherin“ selbst ganz oder halb unbewußt durch eine „Ideen-Association“ gegeben gewesen sein, welche sein Bild in ihrem Geiste wach rief. Daß dieses Bild sich dann ihr zu einer wirklichen, lebenswahren Erscheinung hypostasierte, ist bei einer hochgradig psychisch veranlagten Natur ein nicht einmal ungewöhnlicher Vorgang. Daß sie selbst aber durchaus überzeugt war, sich in vollständig normalem Zustande zu befinden, als sie die Erscheinung wahrnahm, ist sehr wahrscheinlich; dennoch kann man ihren damaligen Zustand nicht als einen tageswachen und normalen bezeichnen. Es ist eine sehr häufig zu beobachtende Thatsache, daß die Auto-Somnambulen ihre verschiedenen Bewußtseinszustände nicht zu unterscheiden wissen, und oftmals in hypnotischen Zuständen vollkommen wach und normal zu sein glauben und behaupten.

Hinsichtlich des Zeitpunktes der Abfassung des Briefes der Frau A. an Professor Coues teilte uns dieser auf unsere Anfrage mit, daß er Frau A. durch wiederholtes Ersuchen daran gewöhnt habe, alle irgendwie bemerkenswerten Vorgänge, die ihr vorkommen, sofort mit allen Einzelheiten aufzuschreiben. Das habe sie auch bei diesem Falle gethan und der Brief an ihn sei eine Übertragung dieser Aufzeichnung.

Graf von Spreti.





Hellenbachs Wirken
für die übersinnliche Weltanschauung.

Von
Hübbe-Schleiden.



> Wer seinen Einzug in das Gebiet des Wissens nicht durch die Pforte des kritischen Idealismus Kant's gehalten hat, ist nicht turnierfähig. Der Kampf mit ihm ist ermüdend und ganz unfruchtbar, wenigstens auf diesem Boden.
>
> „Philos. d. g. Menschenverst.", 187.
>
> Aber: Irren ist menschlich — und wissenschaftlich!
>
> „Magie der Zahlen", Vorrede.

„Wenn sie nicht Zeichen und Wunder sehen, so glauben sie nicht!" Diese Worte legte vor 1800 Jahren der Evangelist Johannes (IV, 48) seinem Herrn und Meister in den Mund. Heutzutage wird man sagen müssen: Wenn sie Zeichen und Wunder sehen, dann glauben sie erst recht nicht; dann sagen sie, es sei alles Taschenspielerei!

Mit diesem „Vorurteil der Menschen", die nur das für wirklich halten, was im Umkreis ihrer alltäglichen Langweilerei liegt, hatte Hellenbach bei der induktiven Bestätigung und Einzelausführung seiner Unsterblichkeitslehre am meisten zu kämpfen: Er beschränkte sich nicht darauf, sich selbst die möglichste Gewißheit für die Richtigkeit seiner Anschauungen zu verschaffen, sondern war auch bemüht, allen andern, welche für die von ihm erkannte Wahrheit empfänglich waren, das nötige Material zu bieten, um zur gleichen Überzeugung zu gelangen. Festgestellte Thatsachen und eigene Experimente sind heutzutage ja allein das, wodurch die echten Kinder unserer plattsinnlichen, denkschwierigen Zeit sich noch zu irgend welchen neuen Anschauungen zu erheben vermögen. Nun ist da freilich eine unmittelbare, thatsächliche Bestätigung der Entwickelung und Vervollkommnung der unsterblichen Wesenheit des Menschen durch ihre wiederholte Verkörperung nicht möglich. Da mit jedem neuen Organismus eine neue Persönlichkeit mit ihrem eigenen Bewußtsein sich darstellt, da also die subjektive Erinnerungsbrücke fehlt, und wir auch objektiv, selbst da wo Vermutungen über den individuellen Zusammenhang gegenwärtiger Persönlichkeiten mit früheren vorliegen, weder Kontinuität noch Identität der Wesenheit nachweisen können, so ist es als ein großer Vor-

teil anzusehen, daß uns wenigstens für das Fortbestehen der verstorbenen Persönlichkeiten nach dem Tode ein reiches Thatsachenmaterial zu Gebote steht. Sobald der Mensch sich nur hierdurch von seinem materialistischen und einseitig pantheistischen Vorurteil befreit, daß die Individualität des Menschen auf das einmalige irdische Leben beschränkt sei, so ist die weitere Ausbildung der Wiederverkörperungslehre nur eine Sache des ferneren folgerichtigen Denkens.

Eine sehr wesentliche und schwierige Frage ist dabei allerdings die, ob die nachweislich nach dem Tode fortbestehenden Persönlichkeiten auch als solche es sind, welche sich wieder verkörpern und so den Entwickelungsprozeß der Welt durchmachen. Alle Anschauungen, welche einen transscendentalen Individualismus anerkennen, stimmen darin überein, daß die Wurzel unsrer Wesenheit in einem Kausal-Zusammenhange beruhe, welcher außerhalb unserer Raum- und Zeitanschauungen liege, d. h. außerhalb der Welt, in der wir leben [1]). Nun fragt es sich aber, ob noch mehr als diese abstrakte, individuelle Kausalität von einer Verkörperung auf die andere übergehe. Schopenhauer und ebenso der Buddhismus sowie auch die esoterische Weltanschauung bestreiten dies; Hellenbach jedoch und so auch schon der exoterische Brahmanismus behaupten es und nehmen zu dem Ende an, daß unsere individuellen Wesenheiten jede ihren übersinnlichen Organismus haben, der als solcher einer für unsere äußeren Sinne nicht wahrnehmbaren Daseins- und Anschauungsform angehöre, und von welchem unser sich in Zellen darstellender Organismus die materielle Verkörperung sei. Solchen übersinnlichen Leib nannte Hellenbach anfangs „Meta-Organismus" [2]); später gab er diesen unbequemen Ausdruck auf zu Gunsten der Bezeichnung „Ätherleib" [3]). Für diesen übersinnlichen Organismus der Individualität als den unsterblichen Träger ihrer Entwickelung durch den ganzen Weltprozeß hindurch kämpfte Hellenbach bis an sein Lebensende, und diesem Gegenstande waren insonderheit auch alle seine letzten, geistreichen Artikel in der „Sphinx" gewidmet. In dieser

[1]) Diese individuelle Kausalität bezeichnet der Buddhismus als die Wirkung, das Wirken: Karma, der Brahmanismus als den Ursachenkörper: Karana Sharira (den ursächlichen Keim des abstrakten Agnana), oder wie Prof. Deussen in seinem „System des Vedanta" (246, 316 und sonst) sehr treffend übersetzt, „Samenkraft". Dies ist es, was Kant das „intelligible Subjekt" und Schopenhauer den „intelligibelen Charakter" nannte.

[2]) Nach Analogie der Wortbildung „Meta-Physik". — Die Sanskritsprache bezeichnet dies als sukshma sharira, den „feinen Leib", den auch die exoterische Vedanta Lehre von einer Verkörperung auf die andere mit übergehen und so für die Dauer eines ganzen Welttages fortbestehen läßt, wogegen die alle 311,040 Milliarden Jahre eintretenden Mahapralaya oder Weltnacht nur das Karana sharira (Agnana) der Wesenheiten (Djivas) überdauert. Trotz meiner sonstigen Vorliebe für die Anschauungen des Brahmanismus gegenüber denen des trockenen Buddhismus kann ich doch ein Übergehen irgend einer Darstellungsform von einer Verkörperung auf die andere nicht (wie Hellenbach) für wahrscheinlich halten.

[3]) Dasselbe was der übersinnliche Phänomenalismus in Deutschland von Paracelsus bis auf Du Prel den „siderischen" oder „Astralleib" genannt hat und was Theologen wie Richard Rothe sich als den „geistigen Leib" (nach der Ausdrucksweise des Apostels Paulus) vorstellen.

Anschauung ging er sogar so weit zu behaupten, daß „der ätherische Organismus der Normalzustand unseres inneren Wesens" sei[1]). Mir scheint dies nicht einmal für die einmalige Darstellung unserer Wesenheit in der jeweiligen Persönlichkeit, welche Erdenleben und Hades, Hölle oder Himmel durchmacht, der Fall zu sein; denn der anerkannte Zweck jeder solcher Verkörperung ist doch immer nur die Fort-Entwickelung der Wesenheit im vollen, auch den äußeren Körper umfassenden Leben. Aus eben demselben Grunde aber scheint es mir ein Selbstwiderspruch, wenn Hellenbach irgend eine andere denn eben diese äußere Daseinsweise als die für unsere Wesenheit „normale" bezeichnet. Indessen liegt es hier nicht in meiner Absicht, Hellenbach zu kritisieren oder zu korrigieren, sondern nur seine Anschauungen darzustellen.

Analogien nun, welche uns ein Fortleben der Wesenheiten nach dem Tode und sogar auch ihre Wiederkehr ins Leben höchst wahrscheinlich und anschaulich machen, finden wir allerdings durch die ganze Natur hin uns entgegen treten, Beweise aber gewährt uns nur das „anormale" Seelenleben, namentlich der „Mediumismus", wenigstens soweit es sich um das Fortleben verstorbener Menschen handelt. Diese Thatsachen werden nun bisher von der amtlichen Wissenschaft in Deutschland und Österreich vollständig abgewiesen und daher auch von den durch diese „Wissenschaft" terrorisierten gebildeten Gesellschaftskreisen nur verlacht. In der Überwindung eben dieses Hindernisses fand deshalb Hellenbach die hauptsächlichste Schwierigkeit für die von ihm erstrebte theoretische Wirksamkeit. Auf den Nachweis eines jenseitigen Daseins in einer übersinnlichen Welt oder übersinnlichen Anschauungsform der Welt kam ihm alles an, und er focht daher wie ein Roland unter den Sarazenen für die Echtheit derjenigen übersinnlichen Thatsachen, welche ihn auf solche jenseitige, aber der unseren analog real gestaltete Welt schließen ließen. Ganz unermüdlich sendet er nach allen Seiten die Pfeile seines liebenswürdigen Humors, teilt die scharfen Schwerthiebe seines schneidenden Spottes und die wuchtigen Keulenschläge seines prasselnden Witzes aus. Zwar sprudeln alle seine Darstellungen über von unerschöpflichem Mut und Fülle der Gedanken, zu keinem Zwecke aber hat er soviel Übermut und Geist aufgewendet, wie in der Verteidigung seiner Erfahrungen in übersinnlichen Vorgängen und seiner Folgerungen aus denselben. Ganz besonders wendet er sich dabei gegen die konventionellen, kirchlichen, materialistischen und pantheistischen Vorurteile der Gelehrten und ihrer Nachahmer[2]).

---

[1]) Septemberheft 1887 der „Sphinx", IV. 21, S. 171. Auf derselben Seite im folgenden Abschnitte sagt H. übrigens sehr bestimmt, daß unsere Wesenheit nicht dieser „Ätherleib" sei, sondern sich nur in demselben darstelle.

[2]) So richtet er sich nicht nur gegen einzelne hervorragende Männer (man vergl. u. a. die ebenso treffende wie amüsante Abfertigung des Prof. Wundt: „Vorurteile rc." II. 108—113), sondern vor allem auch durchweg gegen die große Masse gedankenloser „Gebildeter" und besonders der Journalisten. Für letzteres führe ich sogleich im Texte ein ernst gehaltenes Beispiel an, sonst sind seine diesbezüglichen Bemerkungen meist übermütig scherzend.

„Die Mehrzahl der Fachgelehrten kommt mir vor — sagt er[1]) — wie der Nachwuchs in einem Tiergarten, für den die Welt außerhalb der Einfassung nicht existiert. Das Erste und Notwendigste ist daher, diese Schranken niederzureißen und den Gesichtskreis zu erweitern, auf die Gefahr hin, daß der eine oder andere abspringt; aber das Wild mag ein kleines Loch in der Umzäunung auch nicht gerne benützen, und wenn gewaltsam hinausgedrängt, läuft es ängstlich um den Zaun herum[2]).... Zwei große Löcher muß ich nun in zwei Mauern schlagen, da die vielen kleinen Öffnungen immer unbenutzt blieben. Die eine Mauer ist die Autorität der „Offenbarung" aller Religionen, die andere ist die von den Naturforschern freiwillig gezogene Schranke, welche sie für alles blind macht, was jenseits dieser Schranke liegt."

„Wir haben in dieser Frage zwei Strömungen vor uns, die öffentliche Meinung und die Thatsachen. Doch ist es klar, daß die Thatsachen auf die Dauer die stärkere Strömung für sich haben werden; darum ist es notwendig, daß die Koryphäen des Wissens und Denkens die Strömung wechseln, wenn dies auch sein Unangenehmes hat; denn sonst werden sie ganz gewiß — ersaufen! Die Herren Materialisten — sintemal und alldieweil sie ihren Rosenmund zu stark aufgerissen — sind es bereits!" [3])

„Angenommen selbst es würde auf dem Erdballe wöchentlich eine übersinnliche Thatsache vorkommen, und selbst 10 Augenzeugen haben — welche beiden Ziffern wohl zu hoch gegriffen sind — so könnten jährlich nur 500 Menschen, also etwa der dreimillionste Teil der Menschheit, diese Erfahrung machen. Daß nun die gelehrten Herren so etwas nicht selbst erleben, nimmt sie wunder, daß sie aber vom Blitze nicht erschlagen werden, wundert sie nicht, und doch werden vom Blitze jährlich weit mehr erschlagen!" [4])

„Wer sich indessen von der Massenhaftigkeit der Zeugen für diese Thatsachen überzeugen will, thut am besten, die Sammelwerke eines Kieser, Ennemoser, Kerner und Perty in die Hand zu nehmen; über die Ereignisse der Neuzeit aber dürfte der Bericht der dialektischen Gesellschaft den kürzesten und besten Überblick gewähren. Was hingegen die exakte Prüfung betrifft, so sind die Berichte von Wallace, Crookes und Zöllner die besten.

Was soll man zu diesem Zeugnis der Geschichte sagen? Seit mehr als zweitausend Jahren werden ein übersinnliches Schauen in Raum und Zeit, ein Fernwirken, ein unbewußtes, von Hellsehen manchmal begleitetes Sprechen u. s. w. beobachtet, und da sprechen die „Gelehrten" von einem „modernen Schwindel"! Weil ferner ein Teil dieser Berichte erlogen, ein Teil geschwindelt sein kann, so wird auch

1) Im II. Bande der „Vorurteile 2c." S. V u. VI.

2) Dasselbe Bild führt er auch ebendaselbst S. 220 noch weiter durch: „Ein angeschossener Hirsch wird von den Mitgliedern des Rudels im Selbsterhaltungstriebe ausgestoßen; ebenso lehrt die Erfahrung, daß die Herren Professoren, Doktoren und Mitglieder der verschiedenen wissenschaftlichen Vereine alle als Ketzer ausstoßen, die auf den Nimbus der vermeintlichen „exakten Forschung" störend einwirken könnten".

3) „Vorurteile 2c." II, 201. — Von Hellenbachs unermüdlicher Widerlegung der materialistischen Kindereien mag hier wenigstens ein Beispiel angeführt werden: „Weil der Organismus zur Herstellung des Bildes in unserm Kopfe notwendig ist, mit diesem entsteht und vergeht, so glauben die „Männer der Aufklärung", daß er dasselbe hervorbringe. Diese Genügsamkeit des Kausalitätsbedürfnisses läuft etwa parallel mit der Argumentation, daß die Schatten an der Wand, oder Bilder in einem Spiegel Produkte der Wand und des Spiegels seien. „Kein Gehirn kein Gedanke; krankes, mangelhaftes Gehirn kranker, mangelhafter Gedanke" — diese Argumentation findet man sehr häufig, um die Notwendigkeit einer unbekannten Unterlage zu widerlegen. Nach dieser Logik müßte man auch folgerichtig argumentieren können: Kein Spiegel kein Bild; fehlerhafter, gekrümmter Spiegel fehlerhaftes, verzerrtes Bild u. s. w., also der Spiegel produciert das Bild." („Geburt und Tod", 273).

4) „Tagebuch 2c." 273.

der vollgültig bewiesene Teil von den Gelehrten verworfen, welche stets die Gegner neuer Wahrheiten waren! Der Schluß von der Ungültigkeit einzelner Thatsachen auf die Ungültigkeit aller, ist aber logisch gleichwertig mit dem Schluß: Weil es Perrücken giebt, so giebt es keine Haare!" [1])

Als der Freiherr von Münchhausen seinen Zuhörern einen Begriff von der großen Kälte, die er in Rußland erlitten, beibringen wollte, erzählte er, daß er auf einem Schlitten fahrend in das Posthorn geblasen, um die Aufmerksamkeit der Wirtsleute zu erregen, aber vergebens — das Posthorn gab keinen Laut von sich. Im Wirtshause angelangt, fing das aufgehängte Posthorn plötzlich jene Weise zu blasen an. — Der Freiherr von Münchhausen fand sofort den Grund. — Die Töne waren bei der furchtbaren Kälte eingefroren und thauten in der warmen Stube auf. Diese Geschichte fällt mir immer ein, wenn ich die Einwürfe und Argumente der festländischen Neulinge auf diesem Gebiete lese. Was in England und Amerika längst durch Veteranen untersucht und widerlegt oder angenommen ist, taucht als neue Melodie nach Jahren auf dem Festlande immer wieder auf". [2])

„Nur wer sich für einen bedeutenderen Experimental-Physiker hält als Crookes und Varley, Wilhelm Weber und Zöllner — also die ersten Kräfte Englands und Deutschlands — es sind, der hat das Recht, an seine eigenen Augen lieber zu appellieren, statt die Schriften dieser Männer zu lesen. Diejenigen aber, welche die Unmöglichkeit dieser Dinge von vorneherein behaupten — ein sehr häufiger Fall, dank den wissenschaftlichen Vorurteilen —, die müssen sich notwendig für bedeutendere Denker halten, als es Sokrates, Plato und Kant waren. In der Regel glaubt allerdings jeder, genug Verstand zu haben und damit auch andere reichlich versorgen zu können; aber für einen Physiker wird sich doch nicht leicht derjenige halten können, der es nicht ist.

Die Phrase „bis ich es nicht selbst gesehen" hat überhaupt keinen Sinn, denn wer von uns hat den Kometen von 1744, das Erdbeben von Lissabon, Ludwig XIV., das Franz-Josephs-Land gesehen? Und wer glaubt nicht daran? Wer hat denn die Fundorte und Schichtenlagen der verschiedenen archäologischen Ausgrabungen gesehen, und wer acceptiert nicht die gezogenen Folgerungen, welche auf dem Zeugnis mitunter eines einzigen Menschen beruhen? — Es handelt sich also nur um ein besseres Sehen und Urteilen. Wer kann sich aber anmaßen, die großen Physiker der Gegenwart darin übertreffen zu wollen?" [3])

„Allerdings muß man sich andererseits ebenso vor dem Schlusse hüten: „wenn das alles wahr ist, so ist es übernatürlich, göttlich u. s. w.", als vor dem andern: „wenn die Wissenschaft das für unmöglich erklärt, so ist es nicht wahr". Aus diesen voreiligen Schlüssen sind die religiösen und wissenschaftlichen Vorurteile entstanden. Denn die Männer der Wissenschaft wissen sehr viel, aber denken mitunter sehr wenig, weil es ihnen sonst klar sein müßte, daß es nur logische und mathematische Unmöglichkeiten giebt, während alles, was in der Erfahrung gegeben ist, an sich möglich war und ist. Unser ganzes Wissen in Bezug auf die Natur beruht auf Erfahrung, und jenes muß sich dieser immer anpassen." [4])

Soweit aber bei den Anschauungen und Bestrebungen, die Hellenbach verteidigt, das sittlich-geistige Gedeihen seiner Mitmenschen in Frage kommt, erhebt er sich mit Recht bis zum vollsten Ernst, so namentlich in der Bekämpfung der oberflächlichen Eintags-Journalisten:

---

[1]) Geburt und Tod. S. 135 f. — [2]) Ebenda, 149.

[3]) „Vorurteile ꝛc." III, S. 144; man vergl. hierzu auch seine Schrift: „Ist Hansen ein Schwindler?" S. 26 u. 27 und „Geburt und Tod" S. 55.

[4]) „Vorurteile ꝛc." II, 42 f.

„Die Ansicht über das Wesen unserer Persönlichkeit ist das mächtigste Motiv für unser Handeln, also auch deren publizistische Behandlung eine That von großer Verantwortlichkeit. Die größten Verbrecher, welche die Menschheit hervorgebracht, sind jene, welche, um als „aufgeklärte, starke Geister" zu gelten, die Menschheit in das materialistische Fahrwasser treiben. Das Blut und die Greuel der französischen Revolution im vorigen Jahrhundert haben nicht die politischen Faktoren, sondern die leichtsinnigen Autoren zu verantworten."[1])

Ganz unrecht hat nun hierin Hellenbach wohl nicht; dennoch aber übersah er, daß, wenn jemand gegen die Tagesmode schwimmt, ihn dazu immer schon auch ganz persönliche Gründe bewegen müssen. Für die Geistesrichtung unserer Zeit sind wohl kaum irgend bestimmte Menschen verantwortlich zu machen; wenn aber die vermeintlich „leitenden" Männer der Gegenwart mit derselben treiben, so ist dies nur ein Zeichen, daß dieselben noch kein besonders fortgeschrittenes Reifestadium erreicht haben.

Sehr mit Recht freilich weist Hellenbach mehrfach darauf hin[2]), daß wir jetzt durch die Entwickelung des modernen Phänomenalismus gegen frühere Zeiten den großen Vorteil haben, uns persönlich von der Thatsächlichkeit übersinnlicher Vorgänge überzeugen zu können. Aber bei der Schwierigkeit des Erfolges solcher Experimente unter zwingenden Bedingungen, bei der Seltenheit der dazu nötigen Anlagen und bei dem überwiegenden Auftreten von bewußter und besonders auch unbewußter Täuschung dabei erscheint nicht nur alles, was an Folgerungen sich auf diese Experimente allein stützt, als höchst unsicher und zweifelhaft, sondern ist wohl auch eine so vorsichtige und zurückhaltende Stellungnahme solchen Thatsachen und Hellenbachs ausgiebiger Verwertung derselben gegenüber, wie sie beispielsweise sich bei Eduard von Hartmann[3]) und bei O. Plumacher[4]) findet, wohl berechtigt.

Um so mehr jedoch ist auch Hellenbachs Verdienst anzuerkennen, daß er sein Möglichstes gethan hat, andern, ruhigeren Geistern dies schwierige, zweifelhafte und ihnen unsympathische Experimentieren mit den Vorgängen des modernen Phänomenalismus durch seine eigenen Untersuchungen und seine Schriften zu ersparen. Auch sollten nur die, welche dazu hinreichend vorbereitet sind, sich mit diesen übersinnlichen Experimenten befassen. Nur dann schadet der bezaubernde, sinnberauschende Einfluß derselben nicht. Hellenbach übrigens empfand sogar schon die Begeisterung seiner Freunde als ein lästiges Hindernis seiner Bestrebungen; er nennt dieselben kurzweg „Spiritisten", meint damit aber offenbar nicht alle Geistergläubigen als solche (denn dieser Glaube hat ja von jeher unter allen Völkern aller Rassen bis auf diesen Tag geherrscht), sondern nur diejenigen Anhänger des modernen „Spiritualismus", welche — wie er meinte — die mediumistischen „Offenbarungen" nur ganz kritiklos und fanatisch verwerthen. Ob dieses der richtige Gebrauch des Wortes „Spiritismus" ist, und ob

[1]) „Vorurteile 2c." III, 100.
[2]) So schon in seiner „Philos. d. ges. Menschenverst." 113.
[3]) „Der Spiritismus", Leipzig 1885.
[4]) „Zwei Individualisten", Wien 1881, S. 70, 71, 75 und 76.

er diejenigen Gesellschaftskreise, welche er damit bezeichnen wollte, richtig charakterisiert hat, möchte ich bezweifeln. Sich aber gegen diese ihm lästigen Bundesgenossen zu wehren, versäumt er keine Gelegenheit; ich will hier nur einige der betreffenden Stellen anführen: [1])

„Die Grundlagen des Spiritismus sind Offenbarungen, sowie bei allen Religionen, mit welchen ich aber nichts zu schaffen habe; ich werde einem Evangelium Johannes oder Lukas stets den Vorzug geben vor einem Evangelium Cahagnet oder Davis.[2]) Ich bin weder „Spiritist" noch „spiritistischer Schriftsteller"; wer das behauptet, kennt weder mich noch meine Bücher, oder aber weiß nicht, was Spiritisten sind." [3])

„So wenig man ein Mohammedaner ist, weil man eine Moschee besuchte, sondern nur dann, wenn man dort einen Kultus übt, ebensowenig ist man ein Spiritist, wenn man Experimente mitmacht, sondern nur dann, wenn man eine Religion daraus bildet. [4])

„Würde der Spiritismus die Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens respektieren und skeptischer sein, wäre er Forschung und nicht Religion, so wären diese übersinnlichen Thatsachen längst auf das richtige Maß gestellt und nutzbar ge-

---

[1]) Außer diesen Stellen sind besonders folgende bemerkenswert: „Philos. d. ges. Menschenverst." 149 und 186—196; „Tagebuch eines Phil." 155, 159 und 214: „Ist Hansen ein Schwindler?" 4 und 5; „Vorurteile 2c." II, 42—43, 55, 179, 263, 266, 268, 280, ferner III, 139, 276 f., und „Geburt und Tod" 63, 65, 69, 70, 240—41 und 317.

[2]) Verschiedentlich hat Hellenbach darauf hingewiesen, wie der einander widersprechende Inhalt aller „Offenbarungen" jeden Kundigen von deren nur relativem Werte überzeugen muß. Diese Zweifelhaftigkeit auch der mediumistischen „Offenbarungen" wird einem schon klar, wenn man dieselben nur untereinander vergleicht und findet, daß sie je nach Ort und Art, nach Bildung und Charakter ihrer „Medien" von einander abweichen (vergl. hierzu u. a. „Vorurteile 2c." II, 263, 268; III, 139). Übrigens mag hierbei wohl Hellenbachs Glaubensbekenntnis am Schlusse seines letzten Buches „Geburt und Tod" (S. 317) betont werden: „Ich bekenne mich zu den Lehren Christi weder als Katholik, noch als Protestant, noch als Altglauber, also nicht auf die Autorität der Kirche hin, sondern als urteilender und fühlender Mensch, weil ich in seinen Lehren nichts Unrichtiges oder Ungereimtes, wohl aber metaphysische Wahrheiten und ethische Ideale gefunden habe. Ich beuge mich nicht vor seinen Zeichen und Wundern, welche nichts für die Lehre beweisen und auch nichts Überraschendes bieten; wohl aber beuge ich mich vor der großen aufopfernden Thal, mit welcher dieser edelste Lehrer die Wahrheit seiner Lehre und die Festigkeit seiner Überzeugung besiegelte. Sein Blut war und ist der Kitt des Gebäudes, welches selbst die zahllosen Sünden der Priester, in intellektueller und ethischer Beziehung, zu zerstören nicht vermochten."

[3]) „Logik der Thatsachen" 4 und „Kundgebungen einer intelligibeln Welt" 64 f. — Man kann in diesem Sinne Hellenbach jedenfalls keinen „Spiritisten" nennen. Ebensowenig allerdings war er ein „Mystiker", denn das Ziel eines solchen, die Selbstentwickelung zu einer höheren sittlich-geistigen Erkenntnisstufe als der sogen. menschlichen „Vernunft", erstrebte er auch nicht, sondern befaßte sich doch nur objektiv-theoretisch mit dem übersinnlichen Phänomenalismus. Will man Hellenbach überhaupt klassificieren, so wird man ihn wohl nur als einen „Spiritualisten" bezeichnen können. Freilich hatte er keinerlei Neigung, den sittlich-geistigen Kern dieser Richtung praktisch für sich selbst zu verwerten; es kam ihm nur auf die philosophische Verarbeitung desselben an.

[4]) „Vorurteile 2c." III, 111.

macht!"[1]) — „Das größte Hindernis einer objektiven Untersuchung und Besprechung dieses Gebietes sind die Spiritisten selbst; von ihnen gilt der Satz: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, ... mit meinen Feinden werde ich schon fertig werden!"[2])

„Der zweite Irrtum der Spiritisten ist die Annahme, daß durch diese Erfahrungen jene Fragen zur Entscheidung gebracht würden, welche den Zankapfel der philosophischen und naturwissenschaftlichen Anschauungen bilden. — Nur das Eine wird dadurch gewonnen, und das ist: die Gewißheit, daß die menschliche Erscheinung nicht unmittelbar aus dem toten Stoff, oder aus dem Schopenhauerschen Willen oder Hartmanns Unbewußtem hervorgegangen, sondern die Erscheinungsform einer Kraft, einer Seele sei, welche weder einfach noch immateriell, noch metaphysisch ist und deren Denk- und Wahrnehmungsvermögen in unserem Bewußtsein undeutlich reflektiert wird."[3])

Der Frage: was können wir von der transscendentalen Welt[4]) wissen? widmete Hellenbach das Schlußkapitel seines „Tagebuches eines Philosophen" und das 10. Kapitel des II. Buches seiner „Vorurteile der Menschheit". Seine Antwort auf diese Frage aber faßt er am Schlusse dieses letztern Abschnittes in das Wort zusammen:

„Wir können wissen, daß diese Welt existiert, daß eigentlich auch wir uns in ihr befinden, unser Gehirn sie aber in beschränkter Weise auffaßt.[5]) — Und das ist alles? — Das ist, wenn auch nicht viel, doch genug; denn daraus folgt, daß unserer Vervollkommnung nichts im Wege steht, daß ihr durch die hemmenden Zufälle unseres bekannten Lebens keine Grenzen gesetzt werden."

Zur Veranschaulichung der Möglichkeit einer solchen „transscendentalen Welt" oder eines außerkörperlichen Daseins der Seelen weist Hellenbach sehr mit Recht vor allem nach, daß Raum und Zeit nicht nur in unserer Vorstellung liegen, sondern daß auch außerhalb derselben eine individuelle Differenziation (principium individuationis) sehr wohl statthaben könne und thatsächlich statthabe. Hierbei bemüht er sich vielfach die Theorie einer vierten Dimension von allen Seiten zu beleuchten und annehmbar zu machen. Seiner Ansicht nach ist nämlich die „transscendentale Welt" nicht eine andere Welt als die, in der wir leben; sondern beide sind nur eine Welt, aber verschiedene Raumanschauungen derselben (verschiedene Bewußtseinszustände der Seele).[6]) Auf seine von Geist sprudelnden Ausführungen hierüber kann ich bei dieser Gelegenheit

---

[1]) Ebenda 189. — [2]) „Vorurteile &c." II, 268.

[3]) Phil. d. g Menschenverst. 193 u. 194.

[4]) Sollte genauer heißen: „vom transscendentalen Dasein in der Welt", da dies Hellenbachs eigentliche Meinung war, wie ich im Texte sogleich näher nachweise.

[5]) In den „Vorurteilen &c." III, 145 f. führt H. 4 Punkte auf, welche er über das Wesen dieser „intelligiblen Welt" festgestellt zu haben glaubte.

[6]) Vergl. „Vorurteile &c." II, Kap. 5 u. Kap. 6 Abschn. 2, ferner III Bd. Kap. 4; aber auch bereits in der „Philos. d. ges. Menschenverst." 179 f. und besonders 223, auch ebenda schon vorbereitet im 4. Kap., namentlich von S. 74 an; ferner in „Logik der Thatsachen" S. 17 und beiläufig in fast allen seinen Schriften. — Daneben erwähnt er freilich auch die Möglichkeit einer Erklärung der für eine 4. Dimension oder noch höher potenzierte Raumverhältnisse sprechenden Vorgänge durch höhere Aggregatzustände und Stoffdurchdringung; so mehrfach im 2. und 3. Bande der „Vorurteile &c." u. a. II, 128, vergl. dazu auch O. Plümacher: „Zwei Individualisten &c." 79. — Wahrscheinlich ist die eine Bezeichnung ebenso richtig oder unrichtig wie die andere, denn im Grunde sind ja alle Worte nur Sinnbilder; und hier handelt

nicht wohl eingehen, ebensowenig auch den Inhalt seiner ganzen Lebensarbeit zur Feststellung und Verteidigung der Thatsächlichkeit jener Vorgänge, auf welche er seine Anschauungen stützte, hier wiedergeben. Nur die einzelnen Punkte seiner Beweisführung will ich hier zusammenstellen, und zu jedem einzelnen unten wenigstens die hauptsächlichsten Nachweise in seinen Werken geben.

Vor allem führt er seinen Lesern das Material selbst, sowohl das seiner eigenen, wie das der besten fremden Erfahrungen, Experimente und Erlebnisse vor.[1]) Das, worauf es ihm dabei mittelbar oder unmittelbar allein ankommt, ist der Nachweis des Fortlebens Verstorbener nach dem Tode, und zwar ist dazu vorerst notwendig, überhaupt das Dasein anderer Wesensreihen in einer übersinnlichen Welt und deren gelegentliches Eingreifen in die unsere zu beweisen. Zu diesem Zwecke verteidigt er vor allem die übersinnliche Echtheit der Thatsachen, auf die er sich beruft, gegen die thörichte Annahme, daß sie alle nur auf Betrug beruhen[2]), sodann aber rechtfertigt er weiter auch seine Auffassung und Auslegung derselben gegen alle anderen über ihre Verursachung aufgestellten Hypothesen. Nicht mit Unrecht bemerkt er dabei:

„Jede dieser Erklärungsweisen hat für einzelne Fälle ihre Berechtigung, aber keine derselben ist ausreichend für das ganze Gebiet der einschlägigen Erfahrung, und — was besonders hervorgehoben werden muß — keine derselben ist eine Erklärung. Wenn ich für einen unverstandenen Vorgang an eine unbekannte Manipulation oder an eine unbekannte Kraft, oder an unbekannte Wesen appelliere, so habe ich nur das Nachdenken erspart, aber nichts erklärt."[3])

Im einzelnen bekämpft er nun von solchen einseitigen „Erklärungsweisen" die pantheistische Anschauung[4]), ferner die Hallucinationshypothese[5]), sodann die besondere Gestaltung derselben zur Theorie der „psychischen Kraft" des Mediums[6]) und endlich auch die Einwendungen

---

es sich überdies sogar ausdrücklich um die Bezeichnung eines Verhältnisses oder Zustandes, den wir uns überhaupt nicht sollen vorstellen können. — Diese ganze, besonders Schopenhauer gegenüber verfochtene Frage muß also eine offene bleiben. Das Fortleben der Seele nach dem Tode bis zu ihrer Wiederverkörperung mag ein abstrakt metaphysisches sein (Schopenhauer) oder ein konkret-transscendentales (Hellenbach); wenn aber letzteres der Fall ist, so ist doch überhaupt nicht einzusehen, warum dann die Raumanschauung gerade eine andere sein muß als unsere gegenwärtige. Warum soll sie nicht auch eine dreidimensionale sein, ganz abgesehen davon, ob etwa sonst höher-dimensionale Verhältnisse überhaupt vorstellbar sein mögen oder nicht?

[1]) „Phil. d. g. Menschenv." Kap. 5; „Kundgebungen einer intelligiblen Welt", S. 6—33; „Tagebuch eines Phil." Kap. 4 und 6; „Vorurtheile 2c." II. Kap. 4 und 5, III. Kap. 9, ganz besonders bietet der 1. Abschnitt dieses Kapitels eine gute Materialzusammenstellung; endlich „Geburt und Tod" der ganze II. Abschnitt, namentlich Kap. 6 und 7, auch sonst daselbst, so im 4. Kap. S. 64.

[2]) So namentlich im 9. Kapitel von „Geburt und Tod"; vgl. auch ebenda S. 102.

[3]) Ebenda 139.

[4]) „Philos. d. g. Menschenv." Kap. 4 und 6; „Tagebuch 2c." Kap. 8; „Vorurtheile 2c." III, 134—137.

[5]) Besonders „Vorurteile 2c." II, 81—84 und 137—141; „Geburt und Tod" 101 und 181—82; Novemberheft 1887 der „Sphinx" IV, 23 S. 297 ff.

[6]) „Geburt und Tod" 101 und Kap. 10; Maiheft 1887 der „Sphinx" III, 17 S. 286 ff.

gegen die Möglichkeit anderer Wesensreihen.[1]) Dabei scheidet er aber kritisch unter den übersinnlichen Thatsachen diejenigen Vorgänge aus, welche schon durch Fernsinnigkeit oder Fernwirkung lebender Menschen allein erklärt werden können,[2]) denn er ist eben weit entfernt davon, — wie die eigentlichen „Spiritisten" — in jedem übersinnlichen Vorgange ausnahmslos eine Einwirkung „Verstorbener" oder anderer „hoher Geister" zu vermuten.[3]) Eine treffende Veranschaulichung des Durcheinanderwirkens verschiedener individueller Kräfte und Einflüsse im Gebiete der Geisteswelt giebt er mehrfach in folgendem Gleichnisse:[4])

„Ich habe im dritten[5]) Bande der „Vorurteile" diese Äußerungen mit dem Ergebnisse zweier Bäche verglichen, die verschiedenes Wasser und überdies einen verschiedenen Wasserstand haben, von welchen Bächen jeder etwas dazu liefert, aber in wechselnder Quantität. Die Lage wird um so verwickelter, als jeder dieser Bäche abermals verschiedene und wechselnde Zuflüsse haben kann und hat. Hätte das Produkt der durch unsere Erfahrung vermittelten Vorstellungen die eine Farbe, etwa gelb, das aus unserer transscendentalen Natur stammende eine andere etwa blau, und das von uns fremden Wesen herrührende eine dritte Farbe, etwa weiß, so würden wir sehen, wie wenig auf die dritte Quelle, die weiße Farbe, zu schieben wäre, und wieviel, besonders bei Dichtern und Musikern, aus der eigenen unbewußten Region kommt."

Unter diesen fremden Zuflüssen (von weißer Farbe) nun unterscheidet Hellenbach auch wieder sehr wohl verschiedene Arten und erkennt dieselben durchaus nicht nur als Äußerungen Verstorbener an; ja sogar unter den Einwirkungen, welche er auf diese allein zurückführt, nimmt er wesentliche Unterschiede an je nach der Individualiät und nach der Todesart der einzelnen Persönlichkeiten[6]). Dennoch aber legt er sehr mit Recht in allererster Linie, ja fast ausschließlich Gewicht auf den Nachweis des Vorhandenseins und des Einwirkens übersinnlicher Wesen überhaupt; denn daß für denjenigen, der diese Thatsache anerkennt, nicht lange mehr Zweifel darüber bestehen werden, daß bei den Mitteilungen solcher Wesen aus der „Welt" eines übersinnlichen Daseins direkt oder mitteibar jedenfalls auch die Persönlichkeiten verstorbener Menschen mitwirken, das ist sicher. Überdies reden eben dieselben Gründe, welche zur Annahme übersinnlicher Wesensreihen drängen, meistens auch für den Verkehr mit Verstorbenen. Dies ist namentlich bei dem von Hellenbach mehrfach ausgebeuteten „Zeugnisse der Geschichte" der Fall[7]).

---

[1]) „Vorurteile ꝛc." II Kap. IV Abschnitt 2 und Kap. 6; „Geburt und Tod" 186, 188 und 191—92; auch in den kleinen Schriften „Mr. Slade in Wien" und „Kundgebungen" 56—59.

[2]) So z. B. „Vorurtheile ꝛc." III. 151—156, aber auch weiter in dem ganzen 1. Abschnitte dieses 9. Kapitels.

[3]) Besonders im 7. Kapitel von „Geburt und Tod" S. 101 ff. erörtert er „fünf verschiedene mögliche Erklärungen für die Darstellung eines Phantoms, wenn die leibliche Mitwirkung eines Menschen ausgeschlossen ist"; man vgl. auch ebenda S. 199.

[4]) „Geburt und Tod", 66.

[5]) Soll wohl heißen: im zweiten Bande, nämlich S. 262—266.

[6]) So z. B. „Geburt und Tod" 192 f.

[7]) Besonders „Tagebuch ꝛc." Kap. 4 und „Geburt und Tod" Kap. 8 und Anfang des Kap. 11 S. 185; auch „Philos. d. g. Menschenv." 183 und „Kundgebun-

Übrigens ist er sich der Schwierigkeit dieses Nachweises und der gewichtigen Gründe gegen diese Annahme sehr wohl bewußt; er erkennt sogar deren Berechtigung an und lehnt nur die Gültigkeit jeder dieser Einwendungen für gerade jeden Fall ab. So kann man sehr wohl bei vielen übersinnlichen Erscheinungen, welche wahrgenommen werden, zugeben, daß sie auf Hallucination beruhen; denn es fragt sich ja nur, was ist oder war die Ursache solcher Erscheinung oder Hallucination von Verstorbenen zu solcher bestimmten Zeit und Gelegenheit. Ferner ist es jedenfalls eine „physische Kraft", die in allen solchen Fällen wirkt; und will man annehmen, daß Verstorbene noch solche Kraft äußern können, so muß man dieselbe jedenfalls doch um so mehr auch den Lebenden, also den „Medien" zuschreiben. Somit fragt sich hierbei: was berechtigt zu der Annahme, daß neben oder statt dieser Seelenkraft des „Mediums" auch die eines Verstorbenen oder andern Wesens mitwirke?

Wenn nun, wie z. B. bei den Experimenten Zöllners mit Slade, die Fußabdrücke noch vorhanden sind, welche dem unzweifelhaften Berichte zufolge nicht durch Slades körperliche Mitwirkung entstanden sein können, so findet Hellenbach den zureichenden Grund dafür, daß die bewirkende Kraft nicht in Slade, sondern in einem andern Wesen gelegen habe, vornehmlich darin, daß Slade während dieses Vorganges sich bei vollem Bewußtsein befunden habe.[1]) Ist dies nun zwar auch kein zwingender Beweisgrund, so spricht doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit dafür, daß, wenn die Seelenkraft des Mediums selbst solche Magie ausführte, dadurch die Lebensthätigkeit seines Organismus wohl so sehr in Anspruch genommen werden müßte, daß ihm das äußersinnliche Bewußtsein schwinden würde. Allerdings ist dies sogar oft der Fall, auch wenn fremde Wesenheiten durch das Medium wirken; ja es scheint bei den „physikalischen Manifestationen, Materialisationen" u. s. w. stets ein um so tieferer Schlaf (Ohnmacht, Hypnose, Ekstase oder Trance) des „Mediums" nötig zu sein, je stärker solche Vorgänge auftreten, und höhere Grade derselben scheinen überhaupt nur ganz ausnahmsweise bei äußerem Bewußtsein des „Mediums" möglich zu sein.

Außer dem Argumente des geschichtlichen Zeugnisses und der Übereinstimmung aller durch Ort und Zeit getrennten Völker, sowie namentlich, daß die Medien und Seher überall und jederzeit behauptet haben, es seien andere Wesen und zum Teil auch verstorbene Menschen, welche sich ihnen und durch sie kund geben, — außerdem scheint mir der stärkste Beweisgrund für diese Annahme nur aus dem geistigen Inhalte der Mitteilungen selbst, nicht aus den magischen Zuthaten derselben zu gewinnen zu sein.[2]) Und weit überzeugender als die äußerst hochgradigen, wenn

---

gen ꝛc." 36. Die „Seher" und „Medien" aller Zeiten und aller Völker haben stets behauptet, sowohl mit Geistern (Gott, Engeln, Teufeln u. s. w.), wie auch mit Verstorbenen zu verkehren; letzteres allerdings seltener.

[1]) Diese Argumentation findet sich besonders im Maiheft 1887 der „Sphinx" durchgeführt, aber auch schon in den „Vorurteilen ꝛc." und „Geburt und Tod".

[2]) Zu diesem Punkte verweise ich auf meine längere Verhandlung über die

auch noch so „exakt" festgestellten Erlebnisse großer Physiker wie Crookes[1]) und Zöllner[2]) dürften wohl die allereinfachsten Erfahrungen dieser Art sein, welche jeder, dem darum zu thun ist, leicht an sich oder in seinem eigenen Familienkreise erzielen kann, oder etwa die ganz schlichten, allgemein bekannten Vorgänge, wie die von Justinus Kerner berichteten[3]) oder die berühmten Hydeville Knocks am 31. März 1848, welche die Veranlassung zur „spiritistischen" Bewegung wurden.[4])

Erst wenn die Frage, ob überhaupt fremde Wesen durch die „Medien" und Seher wirken, über allen Zweifel erhoben worden ist, wird man weiter auf die Entscheidung darüber eingehen können, ob und wann dabei verstorbene Menschen mitwirken. Hellenbach hält diese beiden Punkte nicht immer genügend auseinander und schädigt dadurch seine Beweisführung. Da er sich dabei hauptsächlich auf die Identität der Kundgebung solcher Wesen mit den Menschen, auf die Gleichheit ihrer Schrift und Sprache mit der unsrigen u. s. w. beruft[5]), ist es klar, daß diese Argumente, wenn nicht die Einwirkung fremder Wesen vorher feststeht, gerade gegenteilig für das bloße Wirken lebender Menschen, der „Medien" oder Seher, ausgebeutet werden wird. Freilich aber läßt sich nicht leugnen, daß Hellenbach dies doch für sich in seiner geistreich überredenden Weise gut zu verwerten gewußt hat;[6]) nur wird sich selbst dabei jeder leicht sagen: wenn es übersinnliche Wesen giebt, die mit uns verkehren und unsere Gedanken lesen können, vermögen sie sich auch wohl unsre Schrift und Sprache anzueignen, ohne daß sie deshalb Menschen gewesen zu sein brauchten. Wen daher nicht etwa eigene Erfahrung mediumistischer Erlebnisse leitet, für den wird es wahrscheinlich immer eine offene Frage bleiben, welcher Art und in welchem Verhältnisse die dabei mitwirkenden Kräfte sein mögen.

Nur der Inhalt der mediumistischen oder seherischen Mitteilungen wird also zu einer stichhaltigen Überzeugung davon, daß ein Fortleben nach dem Tode statthat, führen können; und der allein könnte uns auch gestatten, etwaige Schlüsse auf das Wie dieses Fortlebens zu ziehen. Diese letztere Frage nun lag Hellenbach ganz besonders am Herzen, da

---

erforderlichen Vorbedingungen für solche Annahme mit Dr. Eduard von Hartmann im Juliheft 1887 der „Sphinx", besonders S. 26—29.

1) „Geburt und Tod" 85—88.

2) „Vorurteile ꝛc." II. 81—84 und 137—141.

3) In fast allen seinen Prosa-Schriften, vornehmlich aber in der „Seherin von Prevorst".

4) Hellenbach erwähnt diese Thatsache u. a. in „Geburt und Tod" 181; auch im Tagebuch ꝛc. 253 flg.

5) Besonders „Vorurteile ꝛc." II. 164—174, auch 259.

6) Ich weise hier nur beispielsweise auf sein treffend durchgeführtes Gleichnis eines Schwurgerichtes hin, Ebenda 288 f. — Übrigens aber ist die Jurisprudenz, wie überhaupt so auch in diesem Fall, die allerschlechteste wissenschaftliche Stütze; und der Identitätsbeweis ist wieder einer der schwächsten Punkte der Jurisprudenz. Einstweilen wird daher auch hierüber noch große Meinungsverschiedenheit bestehen bleiben, je nach dem wissenschaftlichen und philosophischen Beweisbedürfnisse (dem sogen. „Skepticismus") jedes Einzelnen.

er zur Annahme der Wiederverkörperungs-Thatsache den Nachweis eines durch alle diese Lebensläufe hindurchgehenden und sich in denselben nur allmählich umgestaltenden Meta-Organismus oder Ätherleibes der Wesenheiten zu bedürfen glaubte. Demgemäß stellte er sich die übersinnliche Welt nicht nur als individuell differenziert vor, sondern auch als räumlich oder vielmehr höher-dimensional gestaltet,[1]) also nur in andern Raum- und Zeit-Anschauungen vorgestellt als unser Sinnenleben, sonst aber diesem ganz entsprechend. Ein Bild, wie er es sich von dem Zustand nach dem Tode machte, hat er anfänglich einmal in anschaulicher Weise zu schildern versucht:[2])

„Setzen wir also den Fall, ich fahre aus der Haut, so werde ich vorerst bemerken, daß die ganze frühere Welt verschwunden ist, und eine neue vor mir steht; das Empfinden hat aufgehört, das Wahrnehmen hat zugenommen[3]); ich sehe den Mond in unmittelbarer Nähe, die Glut der Sonne auf sehr mäßige Entfernung; ich bewege mich gleich den Schwingungen im Drahte, mit einer Schnelligkeit von 60,000 Meilen in der Sekunde u. s. w. Ich muß mich in neue Raum-, Zeit- und Dichtigkeitsverhältnisse finden. Ich mache dies alles anfangs sehr ungeschickt; nach und nach erhole ich mich; mein entschwundenes tierisches Dasein erscheint mir wie ein böser Traum, aus dem sich liebliche Bilder nach und nach entwickeln, ein liebes Weib, ein liebes Kind; ich suche sie, finde sie, stürze auf sie zu, mit der Schnelligkeit des Willens, der Unwiderstehlichkeit eines elektrischen Stromes; sie aber gehen durch mich durch, wie die Erde durch einen Kometenschweif! Ich spreche sie an, aber sie hören mich nicht; denn die Schwingungen, die ich zu erregen vermag, sind zu schwach! Ich will einen Bleistift fassen; ich kann nicht! Ruhig und träumend wandeln sie dahin, während alles, was auf hunderttausende von Meilen im Umkreise geschieht, um mich her schwirrt und tobt, und meiner fast augenblicklichen Kenntnisnahme offen liegt."

Bei diesen Ausführungen war er sich jedoch stets bewußt, daß einerseits wir in unserm jetzigen Leben solchen andern Zustand durchaus nicht wirklich begreifen können[4]), und daß andererseits auch wenn wir von Verstorbenen Mitteilungen darüber, in unsere Anschauungsform übertragen, erhalten, wir nicht vergessen dürfen, daß jene durch den Tod an sich nicht besser und nicht klüger, mithin auch nicht zuverlässiger geworden sind, und daß sie also auch für uns keine unbedingte Autorität sein können.

---

[1]) „Geformt", so z. B. im „Tagebuch &c." 301.

[2]) „Mr. Slades Aufenthalt in Wien" S. 25 (vgl. auch im „Tagebuch &c." den 6. Abschnitt über „die vermeintliche Rückkehr der Toten", namentlich S. 248 flg.). Später vermied er dies, und sehr mit Recht, da ja, wie er selbst überall betont, der Tod für uns ein Übergang in eine uns ganz fremde, unverständliche Anschauungsform ist.

[3]) Solche Wahrnehmungsfähigkeit ohne einen Organismus, sei es den eigenen lebenden oder den eines „Mediums", bleibt doch sehr unwahrscheinlich! Viel eher wäre noch eine Art von Traumbewußtsein anzunehmen, worauf auch thatsächlich die meisten mediumistischen Mitteilungen „Verstorbener" schließen lassen.

[4]) „Es ist alles nur Symbolik, was uns zukommt, und überdies ist es schwer, diese von der eines gewöhnlichen Traumes zu unterscheiden", sagt er u. a. im „Tagebuch &c." 155. — Daher ist auch die Bezeichnung „Meta-Organismus" oder „Ätherleib" nur ein konstruktives Hilfsmittel, um uns sinnbildlich die Möglichkeit des selbstständigen, von dem leiblichen, äußersinnlichen Körper unabhängigen Fortbestehens der Persönlichkeit des Menschen zu erklären.

„Wenn wir unsern Zellenfrack (den Körper) ausziehen, bleiben wir doch nur dieselben, die wir waren. — Da es in dieser Zellenwelt so sehr verschiedene Käuze giebt, so müssen sie unverzellt auch so verschieden sein. Das Beste aber, was unsere unverzellten Brüder wissen mögen, können sie uns vielleicht nicht sagen, kann ich doch auch meinem Papagei nicht die „Neue freie Presse" und meinem Hunde nicht die Astronomie zum Verständnisse bringen." [1])

Zum Schusse sei hier nur noch eine jener Stellen angeführt, in denen Hellenbach uns seine Vorschläge für die Weiterführung dieses seines Strebens hinterlassen hat:

„Es ist überflüssig in Beschaffung von Thatsachen weiter zu gehen; das von Wallace, Crookes, Zöllner und mir (Hellenbach) gesammelte Material ist für jeden denkenden Menschen allein genügend, um sich von den religiösen und wissenschaftlichen Vorurteilen zu emanzipieren. Es ist ein Wahn, daß noch weitere Bestätigungen alter Thatsachen in der öffentlichen Meinung durchschlagen würden; die moderne Weltanschauung ist Sache der Mode und nicht der Überzeugung, und die aus eigener Machtvollkommenheit Denkenden sind selten. . . . Weitere spiritistische Data haben nur insofern Wert, als sie, statt der Vermehrung des Offenbarungsglaubens, zur Begründung einer Transscendental-Physik verwendet werden." [2])

Wie er sich die Ausführung dieser letzteren Aufgabe dachte, hat er am Schlusse seiner Abhandlung: „Der Äther als Lösung der mystischen Rätsel" [3]) in eingehender Weise angegeben. Wichtiger noch als dieses wäre vielleicht, was Hellenbach vorher andeutet — eine ausgiebigere Verwertung des vortrefflichen, bereits vorhandenen Thatsachenmaterials. Nichts würde wohl so sehr geeignet sein, die Frage des Daß sowohl als des Wie des Fortbestehens nach dem Tode zu fördern, wie wenn jemand in ähnlicher Weise, wie Gurney, Myers und Podmore das Material für die Thatsachen der Telepathie in ihren zwei Bänden „Phantasms of the Living" [4]) in epochemachender Weise zusammengestellt haben, so auch das mediumistische Thatsachenmaterial aus der Gegenwart sammeln und nach Form und Inhalt richtig ordnen würde.

Ob dieses, wenn es geschieht, gerade auf Grundlage Hellenbach'scher Anschauungen geschehen wird, ist wohl sehr zu bezweifeln. Seine Zeit war dafür noch nicht reif, und er wußte auch, wiewohl er an dem Siege seines geistigen Strebens niemals zweifelte, daß jetzt dieser Sieg noch nicht möglich sein würde. Er aber hat geleistet, was zu seiner Zeit nur möglich war. Sollte ich aber das, was er vollbracht hat, kurz zusammenfassen, so würde ich es mit dem Worte ausdrücken, das mir einmal Gustav Brabbée schrieb: „Hellenbach hat viele Menschen leichter leben und leichter sterben gelehrt!"

---

[1]) „Slade in Wien" 33 und „Philos. d. g. M." 188; vgl. auch „Vorurteile &c." II, 266, 280 und III, 139 ff., 192; „Geburt und Tod", 192.

[2]) „Tagebuch &c." 214 f.

[3]) Septemberheft 1887 der „Sphinx" IV, 21. S. 175.

[4]) Bei Trübner & Co., London 1886, 2. Auflage 1887.



Phantasmen Lebender
und das Problem der Telepathie.

Von
Ludwig Kuhlenbeck.
Dr. jur.



II. Spontane Telepathie.*)

Wie man auch über die bislang vorliegenden Experimente in übersinnlicher Gedankenübertragung urteilen mag, — das Verdienst, in dem Begriff der Telepathie eine wenigstens nicht ganz unwahrscheinliche und brauchbare Hypothese aufgestellt zu haben, wird man dem ersten Teile des uns vorliegenden Werkes nicht absprechen dürfen. Der Hypothesen aber können wir nicht entraten, nicht nur, wenn wir überhaupt Beobachtungen in wissenschaftlichem Sinne ermöglichen, sondern auch wenn wir unsere Beobachtungsresultate nutzbar machen wollen; sie dienen nicht nur als Netze, mittels deren wir aus den Tiefen des Meeres der Forschung die Objekte derselben heraufholen, sie dienen auch als Behälter und Formen, um dieselben zu sichten und für die genauere Beobachtung zurechtzulegen; und wenn das Netzwerk nicht unter der Last unerwartet brutaler Thatsachen zerreißt, wenn die Formen der hypothetischen Anschauung sich als ausreichend bewähren, so werden sich die Hypothesen schließlich bewahrheiten; denn was ist Wahrheit denn anders, als was sich „bewährt"?

Es giebt kaum ein besseres Kennzeichen der Wahrheit einer Hypothese, als ein durch sie erst ermöglichtes natürliches Einteilungsprinzip für Thatsachen, die ohne sie als wüster chaotischer Haufen liegen bleiben oder nur unter einer künstlichen Klassifikation zu ordnen sind. So bewahrheitet oder bewährt sich z. B. der Darwinismus, wenn er die früher künstliche und gezwungene Klassifikation der beschreibenden Botanik und Zoologie durch ein natürliches, genetisches System ersetzt.

Die Einteilung und Sichtung des massenhaften Materials psychischer Thatsachen, wie sie Gurney und seine Mitarbeiter vom Gesichtspunkte der Telepathie aus geben, leitet sich nun in sehr ungezwungener Weise her aus den Unterschieden, die bei der experimentellen Gedankenübertragung, einschließlich der hypnotischen Versuche, in den Eindrücken des Empfängers hervortreten. Danach ergeben sich zunächst zwei Hauptgruppen der Eindrücke des Empfängers. Entweder bleibt der Eindruck ein bloßer Gedanke, ein Bild „in des Geistes Auge", eine Gemütsstimmung oder ein Willensantrieb, also subjektiv im engsten Sinne (A), oder er projiziert sich, wie jeder normale sinnliche Eindruck in die Außenwelt, als traumhafte oder hallucinatorische Empfindung (B). Bezüglich solcher

*) Dieser Artikel ist die durch Raummangel verspätete Fortsetzung der im letzten Maiheft (V. 29, S. 313) begonnenen Besprechung der „Phantasms of the Living". By Edmund Gurney, Fred. W. H. Myers and Frank Podmore. Trübner u. Co London 1886. 2 Bände.

Eindrücke, deren Inhalt zwar ebensowenig, wie ein bloßer Gedanke oder eine seelische Stimmung auf die Außenwelt übertragen wird, dennoch aber in höherem Grade als etwas dem Bewußtsein Aufgenötigtes empfunden wird, so daß der Inhalt des Empfindens und der Empfindungsakt eine unlösbare und ununterscheidbare Einheit bilden (physischer Schmerz, Gefühl des Übelseins u. s. w.), bezüglich dieser kann man schwanken, ob man sie der ersten oder zweiten Gruppe zuweisen soll. Gurney stellt sie daher als besondere Klasse (C), zwischen beide und schließt sie passend den bloßen Gemütserregungen an, mit denen sie oft zusammenfließen.

Wenn endlich bei der experimentellen Gedankenübertragung zwischen einem wachen normalen und einem mehr oder weniger oder völlig hypnotischen Zustand des Empfängers erhebliche Unterschiede obwalten, so rechtfertigt es sich auch bei der spontanen Telepathie die analogen Trennstriche zu machen und von den telepathischen Eindrücken im zweifellos wachen Zustande solche im spontan hypnotischen, im Schlafleben, nämlich die telepathischen Träume zu scheiden und diese als besondere Abteilung (D) zu behandeln, welcher sich die Eindrücke im Übergangszustande vom Schlaf zum Wachen als Fälle des Grenzgebietes (borderland-cases) anreihen (E). Zwei Eigentümlichkeiten endlich, die sich innerhalb jeder der definierten Gattungen wiederholen, werden noch einer besonderen Gruppierung gewürdigt; nämlich (F) die sogenannten wechselseitigen Fälle, d. h. solche, bei denen zwei Personen einander zu gleicher Zeit telepathisch zu beeinflussen scheinen, so daß jede von ihnen im Verhältnis zur andern die Rolle des Empfängers und Urhebers vereinigt; und endlich (G) die kollektiven Fälle, bei denen mehr als eine Person gleichzeitig den telepathischen Einfluß verspüren.

Die Thatsächlichkeit einer sich in den bezeichneten Klassen gruppierenden Telepathie sucht das vorliegende Werk wesentlich durch die Massenhaftigkeit des Materials unter Zuhilfenahme der Wahrscheinlichkeitsrechnung gegenüber der Annahme bloß zufälligen Zusammentreffens zu beweisen; ihm gilt jeder Einzelfall nur als „Stäbchen im Bündel", nur als eine Zahleneinheit, bestimmt, den Nenner eines die Wahrscheinlichkeit bloß zufälligen Zusammentreffens darstellenden Bruchs durch Addition zu vergrößern. Auf eine einigermaßen eingehende Würdigung seiner Leistungen vom Standpunkte dieser Beweismethode aus muß ich schon deshalb hier verzichten, weil eine solche Besprechung, die schließlich doch auch eine Prüfung jedes einzelnen Falls voraussetzen würde, leicht einen größeren Umfang annehmen könnte, als das ihr zu Grunde liegende Werk von 1417 Seiten selber. Allein ich glaube bereits mehrfach in dieser Zeitschrift meine Überzeugung betont und begründet zu haben,[1]) daß es für die okkultistische Wissenschaft einstweilen weit weniger auf Quantität, als auf evidentielle Qualität der zu erforschenden Thatsachen ankommt. Auf diejenigen Leute, für welche nur „Zahlen beweisen", wird nach meiner Ansicht

[1]) Vergl. „Sphinx", III. 15: „Das zweite Gesicht der Westfalen." IV. 21: „Die Beweismethode für berichtete Thatsachen." VI. 34: „Die Wahrscheinlichkeitsrechnung und Zufallseinrede bei mystischen Thatsachen."

der Okkultismus so wenig rechnen dürfen, wie die Philosophie. Bei dieser abweichenden Ansicht über die Beweismethode bin ich übrigens weit entfernt, dem vorliegenden Werke selbst einen Vorwurf zu machen. Ihm gebührt jedenfalls der Ruhm, die erste wissenschaftlich diskutable Sammlung mystischer Berichte geliefert zu haben, und wenn auch noch mancherlei Spreu in derselben enthalten ist, so sind doch der schweren Weizenkörner so viele darin, daß es mir schwierig genug erscheint, eine für den engen Rahmen dieser zeitschriftlichen Besprechung passende Auswahl zu treffen. Denn wer die Wahl hat, hat auch die Qual. Selbstverständlich müssen wir für die Auswahl mehr Wert auf die Glaubhaftigkeit als auf ein etwaiges erzählerisches Interesse der Berichte legen, und auch von diesem Gesichtspunkt aus muß ich sagen, daß ich vielleicht nicht einmal gerade immer die besten Fälle hervorgehoben habe, dagegen hoffe ich doch wenigstens durch meine Auswahl den Leser zum Studium des hier besprochenen Werkes selbst anzuregen.

Von vornherein sollte man annehmen, daß ebenso wie bei der experimentellen Gedankenübertragung die schwächeren Fälle der Telepathie, also diejenigen der Klasse A und C bei weitem am häufigsten vorkommen und also auch die erheblichsten Beweismittel liefern müßten. Daß sie auch in der Thal am häufigsten sind, davon bin ich überzeugt. Allein gerade diese schwächere Gruppe liefert verhältnismäßig wenige an und für sich beweiskräftige Beispiele. Die Beweiskraft ihrer einzelnen Fälle steht geradezu im umgekehrten Verhältnis zur Häufigkeit ihres präsumtiven Vorkommens. Ich finde darin nur eine Bestätigung meiner vorstehenden Bemerkung über die Beweismethode überhaupt. Denn ein Eindruck des Empfängers muß sich von dem Hintergrunde des normalen Vorstellungsverlaufs und der gewöhnlichen Ideen- und Gefühlsassoziationen immer schon mit gewisser kontrastierender Prägung und Deutlichkeit abheben, um mit Sicherheit telepathisch, d. h. auf einen die normale Gedanken- und Gefühls-Entwickelung des fraglichen Empfängers kreuzenden übersinnlichen Einfluß gedeutet werden zu dürfen. So muß denn gerade die zahlreichste Gruppe telepathischer Eindrücke — ungeachtet der Wahrscheinlichkeitsberechnung, zufolge der Schwäche jedes einzelnen „Stäbchens im Bündel" — gegenüber der Beweiseinrede des Zufalls[1]) evidentiell als die schwächere erscheinen. Immerhin meine ich bei solchen Beispielen der Gruppe B (Übertragung in Form einfacher Vorstellungen) wie dem folgenden, in anbetracht des außerordentlich genauen zeitlichen Zusammentreffens die telepathische Entstehung des Eindrucks nicht bezweifeln zu dürfen.

Es berichtet[2]) Frau Herbert Davy aus Newcastle-on-Tyne, Burdon Place 1.

[1]) Die Zufallseinwendung kann verständigerweise nur behaupten, daß übersinnlich kausale Beziehungsfäden zwischen dem in Frage stehenden Eindruck mit einem Ereignis in der Person des in Frage kommenden Urhebers solange nicht anzunehmen seien, als noch ein ausreichender Kausalzusammenhang in den bloß subjektiven normalen Vorbedingungen des angeblichen Empfängers denkbar sei.

[2]) Nr. 45, I. Band, S. 243 ff.

20. Dezember 1883.

Ein schon alter Herr C. in Hurworth, ein Freund meines Gatten, mit dem ich selber jedoch nur oberflächlich bekannt war, war seit vielen Monaten krank. Meine Schwägerin, die ebenfalls in H. wohnt, hatte in ihren Briefen seiner öfters erwähnt und von seinem jeweiligen Befinden Nachricht gegeben.

Ende vergangenen Jahres weilte ich mit meinem Gatten in der Wasserheilanstalt zu Tynedale. Eines Abends legte ich plötzlich das Buch, in dem ich gerade las, nieder mit folgendem Gedanken, der so lebhaft auf mich eindrang, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihn auszusprechen: „Ich glaube, daß Herr C. in diesem Augenblicke stirbt.“ So seltsam wurde ich von dieser Vorstellung ergriffen, — es war mir nichts besonderes vorgekommen, daß mich zu ihr hätte veranlassen können, — daß ich meinen Gatten bat, nach der Uhr zu sehen und sich die Zeit zu merken, aus einem Grunde, den ich ihm jetzt noch nicht nennen möchte. „Es ist genau sieben Uhr,“ sagte er, und da dies unsere Essenszeit war, stiegen wir die Treppen hinab, um zu essen. Den ganzen Abend wurde ich übrigens von seltsamen Gedanken eingenommen und sah nach einem Brief meiner Schwägerin aus. Es kam keiner. Aber am folgenden Morgen traf einer für ihren Bruder ein. In diesem schrieb sie: Der arme alte Herr C. starb gestern abend um 7 Uhr. Es war nach Schluß der Post; deshalb konnte ich es euch nicht eher wissen lassen.“

Der Ehemann Herr Davy bestätigt Vorstehendes folgendermaßen:

Den 27. Dezember 1883.

„Ich habe eine vollkommene Erinnerung an den fraglichen Abend, den 20. Oktober 1882, als meine Frau mich bat, ihr zu sagen, wie viel Uhr es sei. Ich gab ihr die Zeit an, und sie sagte, sie hätte einen besonderen Grund, sie wissen zu wollen. Später hat sie mir den Grund mitgeteilt.“ **Herbert Davy.**

Folgendes ist der Abdruck einer Gedächtniskarte, die den Herrn C. dieses Berichts betrifft:

„In liebevollem Andenken des John Colling, aus Hurworth on Tees, gestorben am 20. Oktober 1882, im Alter von 84 Jahren.“

Professor Sidgwick hatte am 15. April 1884 eine Zusammenkunft mit der Zeugin, sie beschrieb ihm ihren Eindruck dahin, daß er lebhaft und plötzlich ohne jede Gemütserregung eintrat und bloß in der inneren Überzeugung bestand, daß Herr Colling in diesem Augenblick sterbe, wenngleich hinterher ein seltsames Gefühl von Trauer folgte und den ganzen Abend anhielt. „Sie nannte es seltsam,“ schreibt Professor Sidgwick, „weil sie meinte, ihre Teilnahme für Herrn C. sei zu schwach gewesen, um darauf rechnen zu dürfen; auch hatte sie keine Ursache anzunehmen, daß er im Moment des Sterbens an sie denken würde. Ihre Erinnerung bezüglich der Sonderbarkeit und Stärke ihrer Überzeugung wird in diesem Fall bestätigt durch die an ihren Gatten gestellte Frage nach der Tageszeit, sie war sich gewiß, eine ähnliche Frage niemals bei einer anderen Gelegenheit in Veranlassung eines ähnlichen Eindrucks gestellt zu haben. Ihr Glaube an den Eindruck war der Zeit nach nicht das Resultat eines späteren Nachdenkens, das sie etwa zu der Überzeugung, den geschilderten Eindruck gehabt zu haben, geführt haben könnte.“ Mehr als zwei Jahre später erwähnte Frau Davy noch in einer Besprechung mit dem Herausgeber Gurney, daß sie selbst durch die Frage, die sie an ihren Gatten gerichtet, überrascht gewesen sei.

Der folgende Fall[1]) ist ein Beispiel der Klasse B, in ihm ist es weniger die Vorstellungsthätigkeit als das Gemüt, welches den telepathischen Eindruck spürt. Der Zeuge ist ein Herr James Caroll, ein

[1]) Nr. 77, I S. 281.

Krankenpfleger unter der Leitung des Dr. Wood, Priory, Roehampton. Gurney hatte mit ihm eine längere Unterredung, und diese, abgesehen von längerer Korrespondenz, hinterließ ihm nicht den mindesten Zweifel an der Wahrhaftigkeit seiner Angaben.

Wir geben aus seinem Bericht, der sich auf den Tod eines seinem Herzen besonders nahe stehenden Zwillingsbruder bezieht, folgendes als teilweisen Auszug:

Juli 1884.

„Am 17. Juli 1878 wußte ich noch nichts von einer Krankheit meines Bruders, und da ich eben um diese Zeit einige schwere finanzielle Verluste wieder ausgeglichen hatte, hatte ich Ursache zu außergewöhnlicher Fröhlichkeit. Aber am Morgen des genannten Datums, etwa um $11^{1}/_{2}$ Uhr überfiel mich eine seltsame Betrübnis und Beklommenheit. Unfähig, mir Rechenschaft darüber zu geben, setzte ich mich an mein Schreibpult und dachte an meinen Bruder. Ich sah nach seinem letzten Brief und dessen Datum, las ihn durch, ob etwas Besorgliches darin stände, fand aber nichts. Ich schrieb an meinen Bruder, schloß mein Pult und fühlte mich gepreßt laut auszurufen: „Entweder mit meinem Bruder oder mit mir selbst wird es zu Ende gehn." Dies war, wie ich nachher erfuhr, der erste Tag seiner tödlichen Erkrankung." C. berichtet dann, daß er keine Antwort auf seinen Brief erhielt und bemüht war, sich einzureden, sein Bruder werde zu sehr beschäftigt sein. „Am Sonnabend darauf, den 22., kam wieder, als ich mit Herrn Turberville sprach, eine plötzliche Bedrücktheit über mich, wie ich sie sonst nie empfunden habe und mich außer stande fühle, sie zu beschreiben. Mir war sonderbar und unwohl zu Mute. Ich zog mich so bald als möglich zurück, froh, daß mein Gemütszustand nicht aufgefallen sei. Ich wollte mich auf mein Zimmer zurückziehen, aber ich fühlte mich zu beängstigt und dachte, mir könnte etwas überkommen. Ich ging statt dessen in die Küche, wo man gerade die Schüsseln reinigte, und setzte mich hier, versuchend, mein Gefühl niederzukämpfen, erwähnte aber meine Beklommenheit und daß ich an meinen Bruder denke. Ich sprach noch davon, als ein Bote eintrat mit einem Telegramm, das meines Bruders gefahrvollen Zustand meldete und meine sofortige Ankunft verlangte. Er starb am folgenden Montag Morgen. Es ist bestimmt erwiesen, daß er zu der Zeit, als ich die geschilderte Betrübnis empfand, mit großem Verlangen nach mir von mir gesprochen hat. Wir wurden niemals für abergläubisch gehalten, und ich war nie zu melancholischen Stimmungen angelegt. — Mein Bruder und ich waren gut bekannt bei Dr. Young in Paddington, Westbourne Square 30 und bei dem Rechtsanwalt Herrn Trollope in Westminster, Abingdon Street 31."

Auf weitere Anfragen bemerkt J. C. in einem Briefe vom 8. August 1884, daß er eine ähnliche Erfahrung niemals gemacht zu haben glaube, ausgenommen 14 Jahre früher vor dem Tode seiner Mutter, damals habe er 2 oder 3 Tage vor dem Tode derselben eine ähnliche, aber schwächere Empfindung gehabt. Zur Bestärkung seines Berichts legt er diesem Schreiben die Erklärung eines Freundes, eines Angestellten in einem der ersten Bankhäuser dort, bei.

Außerdem bestätigen noch zwei andere Schreiben an Gurney, eines von einem Neffen des Hauptzeugen, ein anderes von einem James Martin, vom 10. und 16. August 1884, daß J. C. zu ihnen öfters von seinem Vorgefühl vor dem Tode seines Bruders gesprochen hat. Endlich hat Gurney Einsicht von dem Briefe einer Frau Benyan, der Prinzipalin des gestorbenen Bruders an einen Anwalt genommen; in diesem bittet die Schreiberin den Adressaten, unsern Hauptzeugen von der Erkrankung seines Bruders zu benachrichtigen, der Brief beweist, daß diese Erkrankung eine plötzliche und J. C. zur fraglichen Zeit darauf nicht vorbereitet gewesen ist.

Für solche Eindrücke, die sich zwar ebenso wie die bisherigen Ge-

danken und Stimmungen noch nicht auf die Außenwelt übertragen, die aber doch bereits mit größerer Aufdringlichkeit auftreten und sich als objektiv veranlaßte Empfindungen bezeichnen lassen (Gruppe C), mag folgender Fall[1]) als charakteristisches Beispiel dienen.

Es betrifft die Gattin des berühmten Landschaft-Malers Arthur Severn. Dieselbe schreibt:

Brantwood, Coniston, 27. Oktober 1883.

„Ich erwachte mit einem Schreck, da ich fühlte, daß ich einen heftigen Stoß gegen den Mund erhielt und griff in dem deutlichen Gefühl, ich sei verletzt und meine Oberlippe blute, nach meinem Taschentuch, ballte es zusammen und preßte es an die schmerzende Stelle, und als ich mich so im Bette aufgerichtet hatte und es nach einigen Sekunden wegnahm, war ich sehr erstaunt, kein Blut zu sehen; und jetzt erst wurde mir klar, daß mich ja unmöglich irgend etwas gestoßen haben konnte, da ich schlafend im Bette gelegen hatte, und so dachte ich, es sei wohl nur ein Traum gewesen. Aber ich sah nach meiner Uhr und bemerkte, daß es sieben war, auch daß mein Gatte Arthur nicht mehr im Schlafzimmer war; so schloß ich denn (ganz richtig), daß er wohl ausgegangen sei, um in der Frühe auf dem See zu segeln, da das Wetter sehr schön war. Dann schlief ich wieder ein. Zum Frühstück (1/210) kam Arthur etwas spät, und ich bemerkte, daß er sich scheinbar absichtlich etwas weiter von mir setzte, als gewöhnlich, und dann sein Taschentuch verstohlen an die Lippe brachte, wie ich es gethan. Ich sagte: „Arthur, warum thust du das?" und fügte etwas besorgt hinzu: „Ich weiß, du hast dich verletzt, aber ich will es dir nachher erzählen." Er sagte: „Freilich, als ich segelte, kam ein plötzlicher Windstoß, warf unversehens den Segelbaum herum und dies versetzte mir einen heftigen Schlag gegen den Mund, gerade unter die Oberlippe, es hat lange geblutet und wollte sich nicht stillen," darauf fragte ich: „Hast du irgend eine Idee, wie viel Uhr es gewesen ist, als sich dies ereignete?" und er antwortete: „Es muß ungefähr sieben Uhr gewesen sein." Hierauf erzählte ich, was mir geschehen war, ihm selbst sowie allen andern, die an unserem Frühstück teilnahmen, zur großen Überraschung. — Dies geschah vor ungefähr 3 Jahren zu Brantwood.

In einem späteren Schreiben erklärt Frau Severn auf weitere Nachfrage mit Bestimmtheit, daß sie nicht geträumt habe, als sie den Stoß zu empfinden glaubte. In einem Schreiben vom 15. November 1883 bestätigt Herr Severn, daß ihm seine Frau am fraglichen Morgen das eben geschilderte Erlebnis mitgeteilt hat, und giebt seinerseits eine Schilderung des ihm beim Segeln zugestoßenen kleinen Unfalls."

Für die Klasse D (Träume) kann der folgende Fall[2]) als ziemlich treffendes Beispiel gelten.

Es berichtet ein Herr Frederick Wingfield aus Belle-Isle en Terre, Côtes du Nord in Frankreich:

20. August 1883.

„Ich gebe Ihnen meine feierlichste Versicherung, daß, was ich berichte, die treuste Wiedergabe dessen ist, was ich erlebt habe. Ich möchte noch bemerken, daß ich für Einflüsse im Sinne des Übernatürlichen so wenig empfänglich bin, daß man mir vielmehr einen übermäßigen Skeptizismus gegenüber Thatsachen, die über den Bereich meines Verständnisses hinausgehen, vorgeworfen hat. In der Nacht vom Donnerstag dem 25. März 1880 legte ich mich ins Bett, nachdem ich noch bis spät gelesen hatte, wie dies meine Gewohnheit ist. Ich träumte nun, ich läge lesend auf meinem Sopha, als ich aufblickte und deutlich die Gestalt meines Bruders Richard Wingfield Baker mir gegenüber auf dem Sessel sitzen sah; ich träumte, daß ich mit ihm sprach, daß er aber bloß zur Antwort mit dem Kopf nickte, aufstand und

[1]) Nr. 17, I S. 188. — [2]) Nr. 23, I S. 199.

mein Zimmer verließ. Als ich erwachte, fand ich mich selber mit einem Fuß auf dem Boden neben dem Bettrand, mit dem andern im Bette, im Begriff, den Namen meines Bruders auszusprechen. So stark war der Eindruck der Wirklichkeit seiner Gegenwart, daß ich mein Schlafzimmer verließ, um meinen Bruder im Wohnzimmer zu suchen. Ich sah den Sessel an, in dem ich ihn hatte sitzen sehen, kehrte ins Bett zurück und versuchte wieder einzuschlafen in Erwartung der Wiederholung der Erscheinung, allein mein Geist war zu aufgeregt, zu schmerzlich ergriffen.

Ich mußte jedoch gegen Morgen wieder eingeschlafen sein. Als ich wieder erwachte, war indes der Eindruck jenes Traums noch so lebhaft, wie vorher, und ich kann hinzufügen, daß er auch in dieser Stunde noch klar und deutlich ist. Mein Gefühl von einem bevorstehenden Unglück war so stark, daß ich sogleich einen Vermerk in mein Memorandenbuch über die „Erscheinung" eintrug und die Worte hinzusetzte: „Verhüt' es Gott!" — Drei Tage darnach erhielt ich die Nachricht, daß mein Bruder Richard Wingfield Baker am Donnerstag abend, den 25. März 1880, um 8 Uhr 30 Minuten, infolge schrecklicher Verletzungen, die er sich bei einem Fall auf der Jagd mit den Blackmore Vale-Hunden zugezogen, gestorben sei. Ich will hinzufügen, daß ich in dieser Stadt seit etwa 12 Monaten wohnte, kürzlich keine Nachricht von meinem Bruder gehabt hatte und ihn bei guter Gesundheit wußte, sowie daß er ein vortrefflicher Reiter war. Ich habe diesen Traum nicht gleich einem Freunde mitgeteilt — es war unglücklicherweise im Augenblick keiner da — aber später nach dem Empfang der Todesnachricht habe ich die Geschichte erzählt und die Eintragung in mein Memorandenbuch gezeigt. Als Beweismittel ist dies natürlich wertlos, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß die Umstände, die ich erzähle, positiv wahr sind."

Fred. Wingfield.

In einem späteren Schreiben vom 4. Februar 1884 teilt F. Wingfield auf weitere Anfrage mit, daß er u. a. dem Fürsten von Lucigne-Faucigny seinen Traum nach dem Tode seines Bruders erzählt und auch die Eintragung in seinem Memorandenbuch gezeigt habe; W. sandte zugleich ein solches Buch mit ein, in dem sich zwischen allerhand Geschäftsnotizen, Bücherauszügen und dergleichen die Eintragung fand: „Erscheinung — Donnerstag nachts, 23. März 1880. R. B. W. B. Verhüt' es Gott!"

Er bemerkt in diesem Briefe, daß er die Gestalt seines Bruders deutlich erkannt habe, daß ihm aber dabei doch auch der Gedanke aufgeblitzt sei, sie habe einige Ähnlichkeit mit einem Freunde, Oberst Bigge, und da habe er in Besorgnis eines bevorstehenden Unglücks die 4 Anfangsbuchstaben R. B. für Richard Baker, W. B. für William Bigge geschrieben, mit Verwunderung habe er dann später erst konstatiert, daß diese 4 Buchstaben dennoch den vollen Namen seines Bruders bezeichnen, der obwohl gewöhnlich nur Richard Baker gerufen, Richard Baker Wingfield Baker geheißen habe.

Ein beigelegter französisch geschriebener Brief des Fürsten Faucigny bestätigt, daß der Berichterstatter ihm am Sonntag den 4. April 1880, nach seiner Ankunft in Paris, noch in tiefer Trauer über den Todesfall von diesem erzählt habe.

Die „Times" vom 30. März 1880 berichtet in ihren Todesnachrichten den Tod des Herrn R B. Wingfield Baker von Orsett Hall, Essex, als eingetreten am 25. Der Essex-Independent giebt dasselbe Datum und zugleich die Todesstunde als etwa um 9 Uhr an.

Der folgende Fall[1]), bei dem freilich ein zeitliches Zusammentreffen nicht so genau nachweisbar ist, ist durch seine an Hellsichtigkeit des Empfängers erinnernde Deutlichkeit ausgezeichnet.

---

[1]) Kap. VIII Nr. 125, I S. 358.

Es berichtet ein Herr Burges, 1879, an die Phasmatologische Gesellschaft zu Oxford: „Obwohl ich jetzt Rechtsanwalt bin, war ich in den ersten 8 Jahren meines praktischen Lebens Seemann und hatte auf einer meiner Reisen als zweiter Offizier eine gemeinschaftliche Kabine mit dem Schiffsarzt. Derselbe hieß John Woolcott. Als zweiter Offizier hatte ich die mittlere Wache, was so viel sagt, daß ich Nacht für Nacht zwischen 12 Uhr Mitternacht und 4 Uhr morgens auf Deck sein mußte. Ich kam eines Morgens um etwa 4 Uhr 30 Minuten in die Kabine und legte mich zur Ruhe, wie gewöhnlich; einige Zeit, bevor ich wieder aufstehen wollte, um von 8 Uhr ab wiederum das Deck zu übernehmen, rief mich der Doktor und erzählte mir, er habe einen schrecklichen Traum gehabt. Er glaubte seine Mutter im Sterben zu sehen, und während sie im Todeskampfe lag, sei ein Vetter von ihm, Mediziner, Militärarzt bei der Artillerie, den er um diese Zeit in China vermutete (es war zur Zeit des chinesischen Krieges 1845), plötzlich im Zimmer erschienen und habe, als er seine Tante sah, gesagt: „Sie haben sich völlig in der Diagnose ihrer Krankheit geirrt, sie stirbt nicht an dem, was Sie sagen, sondern an dem und dem Leiden," welches er bezeichnete. Ich kann mich augenblicklich der Krankheit nicht entsinnen, aber die Bezeichnung war eine durchaus bestimmte. Er sagte auch, daß ein anderer Arzt, der noch lebt und dessen Namen ich nicht nennen mag, zugegen gewesen und darauf bestanden habe, die Patientin sterbe an der zuerst genannten Krankheit. Von dem Tage an bis zum Ende der Reise war der Doktor so sehr von seinem Traume bedrückt, daß er, wie man häufig bemerken konnte, völlig verstimmt schien. Als unser Schiff bei den ostindischen Docks anlangte, kehrte er, der die Küste früher betreten hatte, als ich, nach meiner Landung sich zu mir um und sagte: „Alles ist in guter Ordnung, guter Freund, dort ist mein Bruder Eduard, mich abzuholen, er ist nicht in Trauer." Unglücklicherweise erwies es sich jedoch als Thatsache, daß seine Mutter gestorben war, und daß sein Vetter, der Militärarzt, von China in Begleitung von Verwundeten zurückgekehrt und am Krankenbett zugegen gewesen war, wie er es geträumt hatte. Der Bruder, der gekommen war, um ihn vom Bord abzuholen, hat farbige Kleidung angelegt, um meinem Freunde keinen plötzlichen Schrecken zu bereiten.

G. B.

Diesen Vorbericht zweiter Hand bestätigte Herr Woolcott, zur Zeit Assistenzarzt an der Augenklinik von Kent County, auf Anfrage der Herausgeber unseres Werks diesen gegenüber folgendermaßen:

4, Elms Park Terrace, The Elms, Ramsgate 20. Dezember 1883.

Die Mitteilung über meiner Mutter Tod und meinen Traum ist richtig. Der Traum und der Tod ereigneten sich um dieselbe Zeit, oder wenigstens nur wenige Tage nacheinander. Ich war an Bord der Plantagenet, eines Ostindienfahrers, und wir hatten auf unserer Heimreise eben das Kap der guten Hoffnung verlassen, woselbst ich noch Briefe von Haus mit der Nachricht vorfand, daß „alles wohl" sei. Es lag noch etwas in dem Traum, was sich auf eine Diagnose nach dem Todesfalle bezog; doch ist es zu schmerzlich für mich, noch auf die Meinungsverschiedenheit der Ärzte über die Natur des Leidens meiner Mutter einzugehen. Ich meine, ein sehr bemerkenswerter Umstand bei meinem Traum auf See war der, daß ich glaubte, mein Vetter, ein Militärarzt bei der Artillerie wäre beim Tode meiner Mutter zugegen. Ich hatte gedacht, er sei in China abwesend, und hatte keine Ahnung, daß er nach England zurückgekehrt war. Mein Vetter, der E. T. Parret hieß, ehemals Wundarzt bei der K. Artillerie, ist jetzt tot."

Auf nochmalige Anfrage erwiderte Herr Woolcott: Ich habe wohl schreckhafte Träume auch zu andern Zeiten gehabt, solche bezogen sich aber nicht auf den Tod einer Person."

(Schluß folgt.)

Fortschritte des Hypnotismus.

Neuere Publikationen, besprochen von

Albert von Notzing,
Dr. med.



III. Die Nancy-Schule.

Für die heutige Richtung des Hypnotismus ist das Buch Bernheims „De la suggestion et de ses applications à la therapeutique“,[1]) das demnächst auch in deutscher Übersetzung erscheint, grundlegend geworden. In dieser und anderen Arbeiten des Verfassers ist das Programm der Nancyschule, — welcher neben Professor Dr. Bernheim (interne Medizin) auch Professor Dr. Beaunis (Physiologie), Professor Dr. Liégeois (Jurisprudenz), Dr. Liébeault u. a. angehören — ausgeführt. Dasselbe stützt sich im wesentlichen auf folgende Punkte:[2])

1. Die 3 Stadien Charcots (Paris) und die durch ihn und seine Schüler beobachteten körperlichen Merkmale konnten von den Forschern in Nancy nicht beobachtet werden. Weder das Reiben des Scheitels noch die Anwendung des Magneten waren von Erfolg begleitet. — Auch Muskelübererregbarkeit wurde niemals wahrgenommen. Nur dann konnten diese Wirkungen beobachtet werden, wenn das Subjekt glaubte, sie zeigen zu müssen oder sie bei anderen gesehen hatte.

2. Die Hypnose bei den mit „grande hysterie“ behafteten Personen ist durch nichts unterschieden von dem hypnotischen Zustand bei anderen Personen.

3. Die Hysterischen sind ungeeignete Versuchsobjekte; denn hysteriforme oder autosuggestiv erzeugte Symptome erschweren die reine Beobachtung und sind imstande, sogar einen geübten Experimentator irre zu führen.

4. Der hypnotische Zustand ist keine Neurose. Sondern die ihn bildenden Erscheinungen sind natürlich und physiologisch. Man kann sie bei vielen Personen auch im natürlichen Schlaf erhalten.

5. Die Hypnose ist kein Charakteristikum für neuropathische Belastung; auch ist sie bei solchen Patienten nicht leichter zu erzielen. — So wurden in Bernheims Krankensälen nach und nach alle Kranken eingeschläfert, von jedem Alter und Ge-

[1]) II Auflage Doin, Paris 1888.

[2]) Ich folge bei dieser Besprechung der Arbeiten Bernheims, Fontans und Ségards und der in meiner Schrift „Ein Beitrag zur therapeutischen Verwertung des Hypnotismus“ (F. C. W. Vogel, Leipzig 1888) weiter ausgeführten Darstellung.

schlecht, von jedem Temperament: Rheumatiker, Tuberkulöse, Emphysematiker, Herzleidende, Dyspeptische u. s. w. Fast alle Tuberkulösen schlafen leicht.

6. Die Somnambulen sind nicht als reine Automaten dem Willen des Hypnotiseurs unbedingt unterworfen; sie leisten auch Widerstand.

7. Bei allen Prozeduren, die Hypnose zu erzeugen, ist die Suggestion das Wirksame.

8. Die Suggestion ist der Schlüssel für alle hypnotischen Erscheinungen.

Bernheim hält nur den berechtigt zu einem Urteil, der mit hunderten von neuen Versuchsobjekten selbst experimentiert hat. — Die Anwendung der Suggestion ist nach der Individualität zu richten. Jeder Arzt, dem es nicht gelingt, 80% seiner Patienten in Schlaf zu versetzen, muß sich gestehen, daß er noch keine genügende Übung hat. Bernheim sagt, er könne alle seine Patienten hypnotisieren, eben weil er sowie auch seine Assistenten imstande seien, die Suggestion richtig anzuwenden und die psychischen Charaktere zu erkennen, während andere Ärzte sie mißachteten und körperliche Symptome suchten, die nicht existieren.

In folgender Weise führt Bernheim den Schlaf herbei: Nachdem der Patient über den Zweck der Prozedur belehrt ist, läßt der Experimentator ihn eine zum Schlafen geeignete Stellung einnehmen, und entweder seine Augen oder einen über die Nasenwurzel gehaltenen Finger fixieren. Die Vorstellung des Patienten wird nun auf den Eintritt des Schlafes gerichtet. „Denken Sie an nichts, als an das Einschlafen. Ihre Augenlider werden nun schwer. Die Augen ermüden, die Lider blinzeln, eine allgemeine Müdigkeit überkommt den Körper, die Arme und Beine werden gefühllos, das Auge thränt, der Blick ist trübe. Jetzt schließen Sie die Augen. Sie können dieselben nicht mehr öffnen." Manche Personen schlafen dann; bei anderen hat ein plötzliches, befehlendes „Schlafen Sie" den gewünschten Erfolg, obwohl im allgemeinen ein brüskes Vorgehen beim Einschlafen ebenso wenig empfehlenswert ist wie beim Erwecken, weil man leicht dadurch Kopfweh erzeugt. In anderen Fällen legt Bernheim die Hand auf die Stirn, drückt die Augen zu und macht die gleiche Suggestion, wobei seine Stimme nach und nach leiser und ruhiger wird. Das „Fixieren" spielt dabei eine Nebenrolle und kann, wie gezeigt, fehlen. Striche (passes) bei geschlossenen Augen des Patienten mit der warmen Hand immer in der gleichen Richtung und in der Nähe des Körpers gemacht, führen auch zum gewünschten Ziel. — Persönlichkeit und Wille des Experimentierenden haben im Grunde nichts mit dem Erfolg zu thun.[1]) Allerdings ist ein sicheres und entschiedenes Auftreten günstig für den Erfolg. Das Erwecken geschieht durch einfachen Befehl oder auch durch Anblasen. In einigen Fällen soll Elektrizität nötig geworden sein.

Gegen seinen Willen kann niemand hypnotisiert werden; daher ist die Überzeugung, nicht eingeschläfert werden zu können — mag dieselbe bewußt oder unbewußt sein — also „die geistige Präokkupation" das

[1]) Wir geben hier einfach diese vielfach bestrittene Ansicht Bernheims wieder — ohne weitere Erörterung des „Für und Wider".

wirksamste Gegenmittel. Bernheim definiert die Hypnotisierung als „Hervorrufung eines speziellen psychischen Zustandes, der die Suggestibilität vermehrt." Demnach ist die Ansicht, als müsse die Hypnose immer mit aufgehobenem Bewußtsein und das Erwachen mit Amnesie verbunden sein, ganz irrig. — Diesen Prinzipien entsprechend ist die Einteilung der Hypnose in verschiedene Grade von den Stadien der Pariser Schule grundverschieden.

Liébeault, der eigentliche Begründer der Nancyschule, welcher schon in seinem 1866 erschienenen Buche „Der Schlaf und analoge Zustände"[1]) die Wirkung der Suggestion beschrieb, unterscheidet folgende sechs Grade:

1. Grad, Somnolenz: Schwere der Lider, Unvermögen, die Lider zu öffnen (nicht immer vorhanden), Gefühl der Müdigkeit, Bewußtsein vollkommen erhalten. — Dieser Grad kommt am häufigsten vor, besonders beim weiblichen Geschlecht.

2. Grad, Suggestivkatalepsie: Das erhobene Glied (Arm ꝛc.) bleibt einige Sekunden in der gegebenen Stellung und fällt dann schwankend herunter. — Die Finger behalten nicht die gegebene Stellung. Die Lider sind geschlossen, die Glieder hängen schlaff herunter. Verbindung mit der Außenwelt vollkommen erhalten, ebenso Bewußtsein und Erinnerung intakt. — Der Zustand der Willensschwäche, welcher sich kundgiebt durch die Unmöglichkeit, willkürliche Muskelbewegungen auszuführen, — wird mit Rücksicht auf die Unterordnung unter den Willen des Hypnotiseurs „Hypotaxis" genannt.

3. Grad, Drehautomatismus: Drehbewegungen der Arme werden automatisch fortgesetzt, sobald man dem Kranken versichert, er könne nicht anhalten. — Suggestivkontraktur, herabgesetzte Sensibilität.

Die übrigen Zeichen, wie in Grad II. Bewußtsein vollkommen erhalten. — Die meisten Patienten versichern, nach dem Erwachen aus den drei ersten Graden nicht geschlafen, sondern die suggerierten Bewegungen dem Hypnotiseur zu Gefallen ausgeführt zu haben.

4. Grad, Alleinige Beziehung der schlafenden Person zum Hypnotiseur: Unempfänglichkeit für Eindrücke anderer, außer auf Suggestion durch den Hypnotiseur. Sonst wie Grad III. Bewußtsein vollkommen erhalten.

5. Grad, Leichter Somnambulismus: Herabgesetzte oder erloschene Sensibilität. Suggestivhallucinationen oft möglich. Bewußtsein getrübt, Erinnerung undeutlich. Sonst wie in IV.

6. Grad, Tiefer Somnambulismus: Sämtliche Symptome des 5. Grades stärker ausgeprägt. Bewußtsein ganz erloschen, völlige Erinnerungslosigkeit nach dem Erwachen.

Etwas abweichend ist die Einteilung nach Bernheim in neun Grade.[2]) Von denselben bleibt bei A (1—6) das Bewußtsein erhalten, und es besteht völlige Erinnerung nach dem Erwachen.

1. Grad. Suggestibilität für bestimmte Akte (z. B. Erzeugung von Wärmegefühl an einer circumskripten Gegend des Körpers oder Aufhebung von Schmerzen durch Suggestion). Es besteht kein einziges der oben erwähnten Symptome, weder Katalepsie noch das Unvermögen, die Augen zu öffnen. — Die Patienten behaupten mit aller Bestimmtheit nach dem Erwachen, nicht geschlafen zu haben.

[1]) Du sommeil et de ses états analogues, Paris 1866.

[2]) Die neue Auflage seines Buches unterscheidet sich in diesem Punkte von der ersten.

2. Grad. Unvermögen, die Augen spontan zu öffnen. Sonst dieselben negativen Symptome.

3. Grad. Suggestivkatalepsie mit der Fähigkeit, sie willkürlich zu brechen.

4. Grad. Suggestivkatalepsie mit der Unfähigkeit, sie willkürlich zu brechen (außer auf Suggestion). Automatische Drehbewegung bei manchen Personen vorhanden. Sonst wie II.

5. Grad. Suggestivkontraktur.

6. Grad. Automatischer Gehorsam. Der Schlafende kann schwerfällig gehen. Unempfänglichkeit für Hallucinationen und Illusionen.

B. (Grad 7—9): Somnambulismus. Das Bewußtsein ist erloschen und nach dem Erwachen herrscht Erinnerungslosigkeit.

7. Grad. Unmöglichkeit, Hallucinationen zu erzeugen. Sämtliche Symptome früherer Grade können vorhanden sein.

8. Grad. Empfänglichkeit für Hallucinationen in der Hypnose.

9. Grad. Empfänglichkeit für hypnotische und posthypnotische Hallucinationen.

Die Simulation hält Bernheim für „möglich und leicht", er sagt darüber (S. 18): „Er ist freilich noch leichter, an Simulation zu glauben, wenn sie nicht existiert. Gewisse Subjekte z. B. behalten ihre Augen geschlossen, solange der Operateur sie beeinflußt. Sie öffnen die Augen, sobald er sie nicht mehr anblickt, und in einigen Fällen schließen sie die Augen, sobald er sie von neuem erblickt. Das hat ganz den Anschein einer Mystifikation. Die Assistenten vermuten Betrug; sie lächeln mitleidig über die Leichtgläubigkeit des Operateurs. — Nach ihrer Ansicht wird derselbe offenbar getäuscht oder das Versuchsobjekt erweist ihm einen Gefallen. — Das passiert mir täglich mit meinen Schülern; ich zeige ihnen indes, daß das Subjekt mich ebenso wenig täuscht wie ich mich täusche. Ich versetze den Patienten in den hypnotischen Zustand, rufe Katalepsie oder Kontraktur hervor und bitte ihn dann, mir doch zu Gefallen die gegebene Stellung zu brechen. — — Die meisten Patienten sind in dem guten Glauben, in Wirklichkeit nicht geschlafen, sondern nur den Schein des Schlafs erweckt zu haben. Sie wissen immer nicht, daß sie nicht simulieren können, daß ihre scheinbar freiwillige Gefälligkeit eine erzwungene ist — daß sie einer Willensschwäche unterworfen sind und daß sie überhaupt keinen Widerstand zu leisten vermögen." —

An eine wirkliche Erinnerungslosigkeit glaubt Bernheim nicht, weil man bei dem Unvermögen spontaner Erinnerung durch einfache Affirmation dieselbe hervorrufen kann. Vor allem haben die Forscher in Nancy, besonders Liébeault und Bernheim, das Verdienst von der physikalischen Methode zur psychischen übergegangen zu sein, und die Anwendung der Suggestion besonders zu therapeutischen Zwecken durch Hervorrufung leichterer Grade so außerordentlich verallgemeinert zu haben, daß bereits die neue Heilmethode in zahlreichen Fällen, in denen jedes andere Mittel sich wirkungslos erwiesen hat, die auffallendsten Erfolge erzielte; sie ist durchaus nicht beschränkt auf Nerven- und Geisteskrankheiten, sondern selbst bei Störungen verschiedenster Art (wie z. B. Gelenkrheumatismus, Menstruationsanomalien, Schlaflosigkeit, Herzschwäche &c.) die günstigsten Wirkungen erzielte. Funktionelle Störungen (ohne tiefgreifende krankhafte Veränderung der Gewebe), gleichgiltig, welche Organe oder Nerven davon betroffen waren, wurden von den Ärzten, die bis jetzt sich ein-

gehender mit der Anwendung des neuen Heilmittels beschäftigten, — in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ganz beseitigt. — — — Bei solchen Leiden jedoch, denen eine tiefere Entartung oder Zerstörung der Gewebe zu Grunde liegt (organischen Läsionen), konnten in zahlreichen Fällen lästige Symptome (wie Schmerzen, Blutungen und dergl.) durch Suggestion wenigstens leichter und eher gemildert und beseitigt werden, als durch irgend ein anderes Mittel. — Will doch sogar ein deutscher Arzt bei Magenkrebs auf diesem Wege die Schmerzen zu verschwinden gebracht — und subjektives Wohlbefinden erzeugt haben! Daß in der That die in mancher Beziehung so wunderbar klingenden Berichte der Franzosen nicht schöngefärbt sind, daß also thatsächlich die hypnotische Suggestion berufen ist, in der Zukunftstherapie eine ganz bedeutende Rolle zu spielen, dafür sprechen zahlreiche Nachprüfungen durch Ärzte anderer Nationen und unter diesen auch vielfache eigene Erfahrungen, die der Verfasser mit der Anwendung des Hypnotismus in letzter Zeit machen konnte. So bedeutend nun auch die Rolle der Suggestion in der Therapie ist, so können wir doch in der Eingebung allein nicht — wie Bernheim — die einzige Ursache für den Eintritt des Schlafes erblicken. Die technischen Prozeduren liefern, wie die Erfahrung lehrt, meist tiefere und andere Hypnosen und rufen eine stärkere körperliche Reaktion hervor. Die psychische Methode dagegen ohne mechanische Hilfsmittel angewendet, erzeugt keine körperlichen oder irgendwie konstanten Merkmale. Die Art der Hypnose ist demnach von den Mitteln der Hervorrufung abhängig. Auch die physischen Merkmale sind nicht alle ohne weiteres psychischen Ursprungs, wie Bernheim behauptet, sondern vielfach als einfache Reflexwirkung aufzufassen. Voisin, dem die zwangsweise Hypnotisierung widerwilliger Geisteskranker durch monotone Sinnesreize gelang, widerlegt deutlich die einseitige Auffassung Bernheims. Überdies bedient der letztere sich ja selbst derartiger Hilfsmittel, des Fixierens seiner Finger rc. und zeigt damit am deutlichsten diese Schwäche seiner Suggestionslehre.

Die Suggestion als rein psychischer Vorgang ist ein ganz unkontrollierbarer Faktor, weswegen das beliebte, aber unwiderlegbare Schlagwort „Auto-Suggestion" in bequemer Weise über jede Verlegenheit hinweghilft. Demnach hat die Autosuggestion vielfach nur hypothetischen Wert. Wenn wir auch der bewußten und unbewußten Suggestion eine bedeutende Einwirkung auf die körperliche Sphäre einräumen müssen, so widerlegt doch dieser Umstand noch immer nicht die Möglichkeit, daß nicht auch durch mechanische Einwirkungen von außen — oder krankhafte Prozesse, bei denen die Psyche keine Rolle spielt, körperliche Symptome erzeugt werden können, welche denen analog sind, die sich bei sehr sensiblen Personen mitunter durch Suggestion hervorrufen lassen.

Einen wirklichen Schutz gegen die Simulation bieten die leichten Hypnosen der Nancyschule nicht. So selten dieselbe im allgemeinen auch sein mag, so schwer dürfte im einzelnen Fall das Gegenteil zu beweisen sein. Das von Bernheim empfohlene Hervorrufen der Kontrakturen gelingt eben nicht in jedem Fall, ohne daß man deswegen Simulation an-

zunehmen berechtigt wäre; in noch viel selteneren Fällen dürfte aus der suggestiv erzeugten Pulsverlangsamung (nach **Beaunis**) — die an sich ein genügender Beweis wäre, aber bei den wenigsten Individuen gelingt — der Beweis geführt werden können. — Es wird nun in nächster Zeit die Aufgabe psychophysiologischer Untersuchungen sein, festzustellen, ob nicht **doch** gewisse konstante somatische Merkmale sich bei den nach der Bernheimschen Methode hypnotisierten Personen finden lassen. Der Anfang zu derartigen Feststellungen ist bereits gemacht durch die Professoren **Fontan** und **Ségard** in Toulon.[1]) Diese wollen in gewissen seltenen Fällen das Vorkommen der Charcotstadien beobachtet haben und betrachten die **Hypnose als momentane artifizielle Neurose**, die in sich **selbst ihr Heilmittel, ihr Korrektiv trägt „die Suggestion"**. Nach ihnen ist der natürliche Schlaf Ruhe, die Hypnose Anstrengung für den Patienten, außerdem nehmen sie Bernheim gegenüber den Standpunkt ein, daß es physische Charaktere des hypnotischen Zustandes geben müsse, deren Kenntnis für den Kliniker von differentialdiagnostischer Bedeutung sei. Ein solches Merkmal sehen sie in dem „Spasmus oculopalpebralis" und in dem Tremor der Lider. Damit sind nach ihnen oft verbunden Beschleunigung der Respiration, eine Pulsdifferenz von 2—10 Schlägen; außerdem bestehe nach dem Erwachen oft Eingenommenheit des Kopfes, in einigen Fällen Kopfschmerz; auch beobachteten sie Schweißausbruch und Rötung des Gesichtes. Die Anwendung der Suggestion wird von diesen Autoren noch viel methodischer vorgenommen als von Bernheim. Sie dosieren die Einwirkung nach der Individualität und dem Krankheitszustande des Patienten in Maximal- und Minimalgaben. Sie unterscheiden notwendige, nützliche und gefährliche Dosen der Suggestion, je nach Art und Intensität der Eingebung. Für die Anwendung und den Erfolg der Suggestionen verlangen sie vom Arzt dieselbe Übung, wie z. B. ein Schauspieler oder Redner sie haben muß, um auf die Menge Eindruck zu machen. Die vollkommene Selbstbeherrschung ist das erste Erfordernis dazu; jedes vom Arzt gesprochene Wort, der Tonfall, in dem es gesprochen wird, die Art und Form der Suggestion, ob mehr befehlend oder mehr als freundliche Aufforderung — oder als unwiderstehliche Überredung (par persuasion), die begleitenden Gesten, überhaupt das ganze Auftreten des Arztes, die äußere Umgebung, in welcher sich der Patient während der Prozedur befindet, kurz alles soll zusammenwirken, um durch sinnliche und geistige Eindrücke den Patienten mit überwältigender Macht so umzustimmen, daß wie durch Zauber alle Beschwerden verschwinden.

In diesem Sinne spielt also die Individualität des Experimentierenden eine ganz bedeutende Rolle; und während der eine sich vergeblich abmüht, wird oft ein anderer vielleicht spielend zum Ziele gelangen. Somit sind auch die Heilerfolge der Professoren **Fontan** und **Ségard**, welche alle anderen Berichte dieser Art in den mitgeteilten Leistungen weit übertreffen, begreiflich. — Interessant für die Leser dieses Blattes dürfte die Bemer-

---

[1]) Éléments de la médecine suggestive, Doin, Paris 1887.

kung sein, daß dieselben Forscher bei einem ihrer Patienten die Thatsache der Sinnesverlegung unter verschiedenen Bedingungen beobachten konnten.

Wie schon Bernheim und Forel behaupten, kommen der Übung des Arztes gegenüber bei Anwendung der Suggestion die etwa bestehenden Unterschiede in der Hypnotisierbarkeit der verschiedenen Nationen kaum in Betracht. Daß dieselben nicht wesentlich sind, zeigt die Statistik. So konnte Dr. Liébeault 1880 von 1014 Personen nur 27 nicht hypnotisieren; dagegen verfallen nach ihm $^5/_6$ aller Personen nur in die leichteren Grade (mit erhaltenem Bewußtsein), $^1/_6$ in Somnambulismus (mit erloschenem Bewußtsein). Professor Bernheim hypnotisiert 80—90% sämtlicher Personen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Die Professoren Fontan und Ségard konnten unter 100 Personen nur 4 nicht beeinflussen. — Die französischen Angaben werden bestätigt durch diejenigen aus der holländischen, skandinavischen, schweizerischen, englischen und deutschen Litteratur. — Verstraeten (Amsterdam) konnte bei seinen Versuchen von 178 Personen 9 nicht in Schlaf versetzen, 7 wurden somnolent, 162 Patienten kamen völlig in Hypnose. Dr. Wetterstrand (Christiania) machte ähnliche Erfahrungen. Von 718 Patienten, die er zu hypnotisieren versuchte, blieben nur 17 unempfänglich. Professor Forel (Zürich) konnte seinen drei Berichten zufolge von 128 Personen, zu welchen am schwersten hypnotisierbare, unheilbare Geisteskranke gehörten, 28 nicht beeinflussen. Mit diesen Erfahrungen stimmen die Angaben Braids (England) überein, der durch seine zahlreichen Erfolge bereits vor 40 Jahren den Beweis lieferte, daß auch die Engländer — entgegen der Ansicht einiger heutiger Ärzte — ebenso gut zu hypnotisieren sind, wie die Angehörigen anderer Nationen. Dasselbe bestätigen die Mitteilungen von Dr. Moll und Dessoir (Berlin), die ebenfalls Hunderte von Personen germanischer Abkunft in Schlaf versetzten, — und zahlreiche eigene seit Jahren angestellte Versuche des Verfassers.

Häufige Mißerfolge bei demselben Arzt sind also wohl hauptsächlich auf den Experimentator und seine Art und Weise zurückzuführen, — ebenso wie das konstante Mißlingen therapeutischer Suggestionen bei einigen Ärzten.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Buddhas Leben und Lehre,

dem „Buddhistischen Katechismus“ von Subhádra Bickshu nacherzählt

von

Dr. Raphael Koeber.



I. Das Leben.

Dieses Buch wurde im August-Heft der Sphinx als die beste unter allen kürzeren zu Lehrzwecken bestimmten Schriften über den Buddhismus angezeigt.[1]) Wir wollen nun — was unseren Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein wird — seinen reichen Inhalt der an sich immer etwas starren Form des Katechismus entkleiden und in der freieren und fließenderen eines „Vortrags“, Text und Anmerkungen zu einem Ganzen verwebend, in den Hauptpunkten kurz wiedergeben.

Im Jahre 623 vor unserer Zeitrechnung wurde, im nordwestlichen Indien, am Fuße des Himálaya, unweit Benáres, in der Stadt Kapilawástu, dem Könige der Sakyas, Sudhódana Gáutama, von seinem Weibe, der Königin Maya, ein Sohn geboren. Dieser Prinz, Siddhártha ist der Stifter der philosophischen Religion der Moralphilosophie, welche man Buddhismus nennt. Das Wort Buddhismus bedeutet die von dem Erleuchteten, d. h. auf der höchsten, im irdischen Leben erreichbaren Stufe geistiger und moralischer Vollkommenheit Stehenden, vom Buddha verkündete, welterlösende Lehre. Man sieht also, daß „Buddha“ nicht ein Eigenname ist, sondern die Bezeichnung eines inneren Zustandes oder einer Geistesverfassung — nämlich der Erleuchtung, die zur Erlösung, zur Seligkeit führt. Denn Erlösung, nicht Erkenntnis, ist das letzte Ziel des Buddhismus; — insofern kann er eine Religion genannt werden. Da er jedoch eine Erlösung aus eigener Kraft, durch Erkenntnis und Selbstüberwindung, nicht durch blinden Glauben oder

[1]) Bereits ist die 2. Deutsche Auflage und eine holländische Ausgabe erschienen.

eine übernatürliche Offenbarung lehrt, so ist er zugleich, und zwar, wie es sich in der Folge noch deutlicher ergeben wird, vorwiegend eine Philosophie.

Bevor wir uns zur Lehre des Buddha wenden, erzählen wir sein Leben.

Die Zukunft des Kindes wurde, gleich nach seiner Geburt, von brahmanischen Priestern, Astrologen und Asketen dem Könige Suddhódana vorausgesagt. Verharrt — so lautete die Prophezeihung — der Prinz im Weltleben, so wird er ein mächtiger Monarch; entsagt er dagegen der Welt, so wird er ein siegreich vollendeter, den Menschen den Weg zur Erlösung weisender Buddha, — nämlich der Buddha unseres Zeitalters. Dies letztere muß betont werden, um dem Mißverständnis vorzubeugen, als gäbe es, nach den indischen Vorstellungen, überhaupt nur einen, diesen historischen Buddha Gáutama. Auch in den frühesten, aller Geschichtsforschung sich entziehenden Zeiten traten Buddhas auf, die erlösende Lehre zu verkünden: denn „das Heil ist, wie Irrtum, Schuld und Leiden, immer da", und nie fehlt es dem nach Erkenntnis und Erlösung Strebenden an Mitteln, zu ihnen zu gelangen. Jedesmal, wenn die reine Lehre in Verfall zu geraten droht, und die Menschheit in Sinnlichkeit versinkt, tritt ein neuer Buddha auf: der letzte der Buddhas ist der historische Buddha Gáutama. Dies ist ein tiefsinniger, aus dem unerschütterlichen Glauben an den ewigen Fortschritt der Menschheit zur unvergänglichen, unwandelbaren Einen Wahrheit erwachsener, geschichtsphilosophischer Gedanke, welcher durch die Erfahrung, durch die Geschichte fast jedes Jahrhunderts bestätigt wird. Man denke nur an die — gleichsam die Rolle eines Buddha spielende — nie ganz aussterbende, sondern periodisch, in Zeiten geistiger und moralischer Versumpftheit mit neuer Kraft zum neuen Leben erstehende und, seit ihren Anfängen, im Grunde stets dasselbe, nur in anderer Form lehrende Mystik. —

Der König Suddhódana wandte alle Mittel an, seinen Sohn an die Welt und ihre Freuden zu fesseln und so die Erfüllung der zweiten Hälfte jener Weissagung zu verhindern. Er umgab ihn mit allem erdenklichen Luxus, vermählte ihn — nach der noch jetzt bei den Vornehmen Indiens herrschenden Sitte — sehr früh mit einer Königstochter, der Prinzessin Yasódhara, und trug vor allem Sorge, aus der Nähe des Prinzen alles zu entfernen, wodurch sein Mitleid und sein Bewußtsein von der Nichtigkeit und Hinfälligkeit des Lebens hätten geweckt werden können. Kein Greis, kein Kranker oder Armer durfte vor die Augen Siddhárthas treten. Jedoch dem inneren Auge des künftigen Buddha vermochten all diese Maßregeln das Schauen des menschlichen Elends sowohl als des Heils nicht zu verwehren. Vier allegorische Visionen — die eines gebrechlichen Greises, die eines Aussätzigen, die eines verwesenden Leichnams, die eines Bettelmönchs — erschlossen dem Prinzen, inmitten der Herrlichkeiten und Genüsse, in denen er lebte, die wahre Natur des Daseins, und wiesen ihm den einzigen Weg, dessen Qualen zu entgehen

und den Frieden zu erlangen, — nämlich den Weg der Befreiung von den Leiden des Daseins. Durch diese Erscheinungen aufs Tiefste erschüttert, richtete Siddhártha von nun an sein ganzes Streben auf das eine Ziel: die Ergründung der Ursachen des Leidens, des Todes und der Wiedergeburt, und der Mittel, ihnen ein Ende zu machen.

So schwer ihm der Entschluß auch war, verzichtete er dennoch auf alles irdische Glück, verließ im Alter von 29 Jahren eines Nachts unbemerkt seinen Palast und ging in die Wildnis: zunächst an den Fluß Anoma. Nachdem er dort sieben Tage lang in der Einsamkeit, ganz seinen Betrachtungen hingegeben, gelebt, sein Haar beschnitten und mit einem Bettler die Kleider gewechselt hatte, wanderte er nach Radjagriha, der Hauptstadt des Königreichs Mágadha, und trat, unter dem Namen Gáutama, bei zwei Brahmanen als Schüler ein. Er eignete sich ihr Wissen an, erkannte aber zugleich, daß dasselbe eitel und äußerlich sei, demnach auch nicht zur Erlösung führen könne. Nach diesem Fehlschlag beschloß er, den Vorschriften anderer Brahmanen nachzuleben, welche in der Askese oder in der gewaltsamen Ertötung des Willens den Weg zum Heil erblickten. Zu diesem Zweck zog er sich in einen dichten Wald bei Uruwela zurück und weilte hier, den strengsten Kasteiungen obliegend, nahezu sechs Jahre. Sein Ruf als Heiliger verbreitete sich und führte ihm fünf Gefährten zu, die, im Glauben, daß er durch seine Bußübungen der Erlösung teilhaftig werden würde, als Schüler bei ihm ausharrten. Aber auch in dem asketischen Wandel fand Gáutama nicht den Frieden und die moralische Selbstvervollkommnung, die er suchte; und so gab er alle eigentlichen Kasteiungen auf, nicht aber die Hoffnung, sein Ziel auf anderem Wege zu erreichen. Seine Schüler wurden an ihm irre und verließen ihn als einen Abtrünnigen. Abermals in völliger Einsamkeit, beschloß Gáutama, fortan nur den Eingebungen seines Inneren zu folgen, an der Entfaltung der höheren geistigen Kräfte zu arbeiten, und alle Bußübungen nur auf strengste Enthaltsamkeit zu beschränken. Eines Nachts verkündeten ihm Träume, daß er am Ziele sei. Er erwachte, badete im Fluß Nirándjara, nahm Nahrung zu sich und verbrachte den ganzen Tag in tiefen Betrachtungen. Gegen Abend ließ er sich unter einem Nigródha-Baum (Ficus religiosa) nieder und verfiel, nach einem letzten siegreichen Kampfe gegen die Anfechtungen der Weltlust, in einen Zustand höchsten geistigen Hellsehens oder mystischer Versenkung (freiwillig herbeigeführter Ekstase), in welcher seine Wandlung sich vollzog. Am 7. Tage stieg sein Geist von jener „erhabenen Höhe, wo dem Strebenden volle Erleuchtung zu teil wird", wieder zur Erde herab, und als ein Vollendeter, als Buddha, erwachte Gáutama aus der Verzückung. Da trat Mara, der Fürst dieser Welt und der Finsternis, der Widersacher des Guten im Menschen, der buddhistische Satanas, zu ihm und versuchte, ihn von der Verkündigung der heilbringenden Lehre abzuhalten: die Menschheit würde sie nicht fassen, Buddha sollte davon abstehen, die Welt zu bekehren, und lieber sofort zum ewigen Frieden eingehen. Buddha wies den Versucher mit Verachtung von sich, blieb fastend, im

Genusse seiner Seligkeit noch 3 Wochen in der Einsamkeit, und ging dann aus, seine Lehre zu predigen.

In einem Haine bei Benáres fand er die früheren Genossen, jene fünf Asketen, welche ihn verlassen hatten. An sie waren seine ersten Worte gerichtet, welche man die „Verkündigung der moralischen Weltordnung" oder die „Gründung des Reiches der ewigen Gerechtigkeit" nennt. Diese erste Predigt Buddhas enthält die Grundzüge der ganzen Lehre: die „vier Heilswahrheiten", worüber später Näheres gesagt werden soll. Die fünf Männer wollten anfangs die Predigt nicht anhören; allein Buddhas Erscheinung machte einen so gewaltigen Eindruck auf sie, daß sie sich wider Willen vor ihm beugten, seinen Worten lauschten, ihn als den Welterleuchter erkannten und seine Jünger zu werden begehrten.

Da der Buddha, gleich dem erhabenen Stifter des Christentums, keinen Unterschied des Ranges oder Standes machte, und seine Worte an Alle richtete, die willig waren, ihn zu hören; so gewann er nach fünf Monaten, die er in Benáres zubrachte, bereits 60 Jünger und noch viele weltliche Anhänger. So war die Gemeinde gegründet und die Verbreitung der Lehre angebahnt. Eines Tages versammelte der Buddha seine „Brüder" und sprach: „Ihr seid von allen Banden frei, von göttlichen und menschlichen. So ziehet denn aus, wandert umher und predigt die Lehre zum Heile und zur Errettung für alle lebenden Wesen, aus Mitleid für die Welt, zur Freude, zum Segen, zum Heile für Götter und Menschen. Es giebt viele, die lautern Herzens und guten Willens sind, aber wenn sie die erlösende Lehre nicht hören, gehen sie zu Grunde. Diese werden eure Anhänger und der Wahrheit Bekenner sein." Dieser Befehl oder Aufruf des Buddha wird die „Aussendung der Brüder" genannt.

Nachdem sie stattgefunden, wandte sich der Buddha zurück nach Uruwela, wo er zahlreiche Brahmanen bekehrte, wanderte dann nach Radjagriha, gewann dort eine große Anzahl von Edelleuten und den König Bimbisara selbst zu seinen Anhängern, und ging von hier nach Kapilawastu, seiner Heimat. Jedoch kehrte er nicht im königlichen Palaste ein, sondern schlug, den Vorschriften der Brüderschaft gemäß, mit den Brüdern, die ihn begleiteten, seinen Wohnsitz in einem benachbarten Haine auf und ging in die Stadt, um als Bickshu (Bettelmönch) Nahrung einzusammeln. Als der König Suddhódana seinen Sohn im schlechten Gewande, mit geschorenem Haar an den Hausthüren bettelnd erblickte, schämte er sich seiner und warf ihm vor, daß er sich und das edle Geschlecht, aus dem er stamme, entwürdige. Da sagte Buddha: „Großer König, dies war von jeher der Brauch aller aus meinem Geschlecht. Du und die deinen, ihr rühmt euch mit Recht, von Königen abzustammen. Meine Ahnen aber sind die Buddhas vergangener Jahrtausende, und diese hielten es wie ich." Da schwieg der König und führte seinen Sohn nach dem Palaste. Noch am selbigen Tage begab sich der Buddha zu seinem Weibe Yasódhara in Begleitung zweier Jünger, da nach buddhistischer Ordnung

kein Mitglied der Brüderschaft die Behausung eines Weibes allein betreten darf. Er tröstete die Prinzessin, unterwies sie in der Lehre, und nahm Ráhula, seinen Sohn in die Brüderschaft auf. Die vier Monate der Regenzeit hielt sich der Buddha in Kapilawastu auf; dann schied er, um an anderen Orten zu predigen. So setzte er, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ziehend, stets begleitet von einer Schar von Jüngern, seine Lehrthätigkeit bis zu seinem Tode, im ganzen 45 Jahre, fort. Sein Ruhm verbreitete sich mehr und mehr, und Tausende von Männern und Frauen aller Stände traten als Bettelmönche (Bickshu) und Nonnen (Bickshuni) der Brüderschaft bei.[1])

Als er im 80. Lebensjahre stand — 543 v. Chr. — fühlte Buddha seine leiblichen Kräfte schwinden. Dennoch wanderte er von Ort zu Ort, das Volk unterweisend und die Brüder zum Ausharren auf dem Pfade des Heils ermahnend. Auf dem Wege nach Kusinára überfiel ihn eine schwere Krankheit, und er fühlte sein Ende nahen. In einem Haine bei Kusinara bereitete Ananda, des Buddhas persönlicher Begleiter, dem Meister ein Lager zwischen zwei Salbäumen. Der Vollendete legte sich nieder, und sieh da! die beiden Bäume waren, trotz der Jahreszeit, voll Blüten. „Seht, welch ein Schauspiel, sprach der Buddha: Himmel und Erde ehren den Vollendeten; dies ist jedoch nicht die Verherrlichung, die ihm gebührt. Diejenigen meiner Jünger und Anhänger, welche immerdar im Geist und in der Wahrheit leben und getreulich die Vorschriften des rechten Wandels befolgen, — diese allein geben dem Vollendeten die rechte Ehre." Nach einer Weile erhob er nochmals seine Stimme und sprach: „Ihr Brüder, seid eingedenk meiner Ermahnung: Alles Entstandene ist vergänglich; strebet nach der Erlösung ohne Unterlaß!" Nach diesen Worten tauchte sein Geist hinab in die Tiefen mystischer Versenkung, und als er jene Stufe erreicht hatte, wo alles Vorstellen und Denken, und das Bewußtsein des eigenen Selbst völlig erloschen ist, ging er in das höchste Nirwana (Paranirwana) ein.

Sein Leib wurde mit den Ehren, die man sonst nur Königen erweist, vor den Thoren von Kusinara verbrannt.

---

[1]) Obgleich seit 1500 Jahren ein Stillstand in der Ausbreitung der Lehre eingetreten ist, zählt der Buddhismus bekanntlich noch jetzt mehr Anhänger als das Christentum aller Konfessionen zusammengenommen, nämlich 450 Millionen, also ein Drittel des gesamten Menschengeschlechts.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Heimweh.

O Menschenleben, leidenschweres Bangen!
Du böser Alp, der auf der Seele lastet,
Der armen, die im blut'gen Ringen hastet,
Zur langersehnten Heimat zu gelangen. —

O schwerer Kampf! — So ringt ein Schiff entmastet
Sich durch den Wellengraus, der in der langen
Gewittersturmnacht grimm es hält umfangen,
Der Gischt aufsprühend tobt und nimmer rastet.

Wann endlich kommt die Ruhe, kommt das Ende?
Wann seh ich dich, mein heimatlich Gefilde?
Wann endlich darf ich rasten und genesen?

Komm bald, o Tod! Leg deine sanften Hände
Mir auf das müde Haupt und flüst're milde:
Erwach mein Kind! S'ist nur ein Traum gewesen!" —

Ramleh, Ägypten, 1888. **Sourbeck, Dr. phil.**

Weisheit.

Dein Erdenlos ertrage
Mit ungebeugtem Mut:
In tiefer Brust ernähre
Der heil'gen Flamme Glut!

Ernst schreite wie der Fechter
Durch der Arena Flur;
Von Thränen, Schmerz und Klage
Verlösche jede Spur!

Notwend'gen Kampf auskämpfe,
Bis deine Kraft zerbricht;
Beim letzten Hauch verkläre
Friede dein Angesicht!

Menetos.

Was ist Zeit?

Diese Frage ist die richtigste Fassung des Welt- und Menschen-Rätsels, die recht eigentich „philosophische Frage." — „Zeit ist Geld" sagt der Yankee und trifft damit das Wesen der Zeit vielleicht richtiger als alle Philosophen. Diese sagen: Die Zeit ist unendlich und die unendliche Zeit heißt Ewigkeit. Ewigkeit aber ist zugleich das Gegenteil der Zeit, die Zeitlosigkeit. Die Zeit ist unteilbar, und doch teilen wir sie in endliche Abschnitte. Von diesen Abschnitten ist jeder wieder unendlich teilbar. Dieselbe Zeit ist dem einen kurz, dem andern lang. Die Zeit ist kein Ding, keine Eigenschaft, keine Thätigkeit. Doch ist keine Thätigkeit, keine Eigenschaft, kein Ding vorstellbar außer der Zeit. Unser Denken selbst ist zeitlich. Was ist für ein Unterschied zwischen dem, das war und nicht mehr ist, und dem, das nie war und nimmer sein wird? Ist jenes wirklicher, als dieses? Für's Gewesene giebt der Kaufmann nichts; und doch ist das Gewesene mehr als das Nie-Gewesene. Wäre nicht das Denken selber zeitlich, so würde es erkennen, was die Zeit ist. So aber kann das Auge sich selber nicht sehen, es sei denn, wie in einem Spiegel. Das menschliche Denken ist noch dazu nur ein Maulwurfsauge. Wohl uns, wenn wir erst das „Zeitliche gesegnet haben werden". Können wir dann sagen: Die Zeit liegt hinter uns? in der Vergangenheit? In dem Falle hätten wir das Zeitliche ja auch dann noch nicht gesegnet! Wer rettet uns aus diesem ewigen Selbst-Widerspruch? Aus diesem Strom, in den wir nicht zweimal an derselben Stelle eintauchen können! **Ludwig Kuhlenbeck.**



Hypnotische Tagesneuigkeiten.

I.

Aus dem vor einiger Zeit herausgegebenen Direktions-Berichte der kantonalen Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich für das Jahr 1887 ist zu ersehen, mit welchem Erfolge unter Leitung des Herrn Professors Dr. Forel in der Behandlung der Kranken während jenes Jahres die hypnotische Suggestion in Anwendung gebracht worden. Die Geisteskranken zeigten sich wider Erwarten für die Hypnose oftmals empfänglich, wenn auch in geringerem Grade als die geistig Gesunden; dagegen hat der Heilerfolg den auf die hypnotische Methode gesetzten Erwartungen nicht sonderlich entsprochen. In manchen Fällen konnte lediglich auf hypnotischem Wege Schlaf, Appetit, Arbeitsfähigkeit herbeigeführt werden, selten aber und meistens nur vorübergehend das Aufhören von Halluzinationen. Die Aufregungs- und Depressionszustände, sowie die Wahnideen trotzten der Hypnose selbst und fast immer allen posthypnotischen Suggestionen. Dagegen hatte die Anstaltsleitung sehr schöne und dauernde Erfolge bei Alkoholismus, bei Neuralgien, Kopfschmerzen, Rheumatismus, kurz bei solchen Störungen zu verzeichnen, welche vom Nervensystem abhängig sind oder zu sein scheinen, ohne Psychosen zu sein, d. h. ohne die Hauptfunktion des Großhirns zu beeinträchtigen. Am besten waren die Erfolge bei körperlichen Störungen der geistig Gesunden, z. B. beim Wartpersonal. Es verdient außerdem Erwägung, daß in der Anstalt bei sämtlichen Alkoholikern der

Grundsatz der völligen Enthaltsamkeit streng und konsequent mit bestem Erfolg durchgeführt wird. G. S.

II.

„Kasuistische Mitteilungen auf dem Gebiete der Suggestionstherapie" betitelt sich ein neuer in der Münchner med. Wochenschrift (Nr. 39, 1888) von Dr. E. Baierlacher (Nürnberg) mitgeteilter Bericht über hypnotische Heilerfolge. — Von 58 Personen (24 männlichen und 34 weiblichen) konnte der Verfasser des Aufsatzes 15 nicht hypnotisieren. — Da die Mehrzahl der Personen, bei denen die Hypnose mißlang, nicht in der Absicht zum Arzt kam, sich hypnotisieren zu lassen, so erklärt sich die von der sonstigen Statistik abweichende größere Zahl der Widerspenstigen. — Die übrigen 43 Patienten wurden bis auf 6 Personen, bei welchen ein organisches Grundleiden vorhanden war, gebessert oder geheilt. Die Erfolge beziehen sich hauptsächlich auf funktionelle Störungen, Neuralgien, Lähmungen, Menstruationsanomalieen rc. — In 2 Fällen wurde durch hypnotische Suggestion die Pulsfrequenz herabgesetzt, einmal von 92 Schlägen auf 76, in einem anderen Fall von 86 auf 76. Bei einer mit Tuberkulose behafteten Frau konnte bei einem Puls von 120 Schlägen kein Rückgang durch Suggestion erzielt werden. — Was die Gefahren der Hypnose betrifft, so sind nach Baierlacher solche besonders bei den von nicht Sachkundigen geleiteten Schaustellungen vorhanden. Dagegen wird kein sachkundiger Arzt im Zweifel sein, daß die Gefahr der hypnotischen Suggestion bei Anwendung derselben durch einen kundigen Arzt, soweit es sich um Heilzwecke handelt, gleich Null ist.

Dr. Albert von Notzing.

III.

Am 10. Oktober hielt die „Berliner Medizinische Gesellschaft" ihre erste Sitzung nach den Ferien ab. In derselben machte ein Herr Dr. phil. Ossip Feldmann aus Tiflis in Rußland einige Hypnotische Experimente. Es wurden zunächst verschiedene hypnotische und posthypnotische Suggestionen gezeigt, ebenso das kataleptische Stadium. Als Versuchsperson diente ein etwa 20jähriger junger Mann. Dann machte Herr Dr. F. noch einige Versuche mit dem Magneten um sowohl den Transfert, wie die psychische Polarisation zu zeigen. Die Wirkung von Medikamenten auf Entfernung leugnet Dr. Feldmann; es sei nötig, eine unmittelbare Berührung des Medikamentes mit der Versuchsperson herbeizuführen, wenn man die Wirkung sehen wolle.

In der Diskussion erhob sich zunächst Herr Dr. Sperling. Er meinte, daß die Versuche des Herrn Dr. F. nicht in die Med. Gesellschaft gehören, dieselben hätten keinen wissenschaftlichen Wert, Nichtärzte sollten überhaupt nicht hypnotisieren, hingegen sollten sich die Ärzte doch wenigstens mit der Frage beschäftigen.

Herr Dr. Moll hielt ebenfalls die Magnetversuche für nicht exakt genug. Wenn man auch der Sache nicht völlig ablehnend gegenüberstehe, so solle man doch das verlangen, daß man nicht kritiklose Experimente benutze, um daraus Schlüsse zu ziehen. Im Übrigen aber solle man auch Nichtärzten das Hypnotisieren gestatten, wenn ein wissenschaftlicher Zweck damit verbunden sei.

Die meisten anwesenden Ärzte, etwa 300, schienen von den Experimenten nicht sehr befriedigt. S. T.

In einem Bericht über diesen selben Gegenstand fügt die National-Zeitung vom 12. Oktober 1888 hinzu: „Geh. Rath Körte gab zum Schluß die Erklärung ab, daß er im Namen der ganzen Versammlung zu sprechen glaube, wenn er erkläre, daß Niemand unter den anwesenden Ärzten die hier vorgeführten Versuche als ein wissenschaftliches Experiment auffasse, sondern nur als ein interessantes Schauspiel."

F. L.



Fernsinnigkeit.

„Somnambulismus“ im Sinne von „Hellsehen“.

Eine Hellseherin, welche sich zur Zeit in Brüssel gelegentlich der dortigen Ausstellung dem Publikum öffentlich zeigt, scheint einer Brüsseler Korrespondenz des Pariser „Figaro“ vom 15. August 1888 zufolge ganz besonders entwickelt zu sein:

Die betreffende Persönlichkeit ist eine Italienerin namens Lully, 35—40 Jahre alt. Dieselbe unterwirft sich bereitwillig dem Einfluß ihres Magnetiseurs. Dabei scheint der durch die Umgebung — bestehend in Orchestrions, Karussells ꝛc. — ausgeübte Lärm durchaus nicht störend einzuwirken. Der magnetische Schlaf tritt nämlich bei ihr ebenso rasch ein, wie wenn sie sich in einem vollkommen geräuschlosen Kabinett befände. Der Magnetiseur braucht nur wenige Sekunden mit den Fingerspitzen ihre Augenlider zu berühren und Lully ist auf ihrem erhöhten Sitze, umgeben von einer Menge Zuschauer, von welchen sie durch keinerlei Barriere getrennt ist, vollkommen tief eingeschlummert. Hierauf beginnen die Versuche in Gedankenübertragung und Hellsehen: Lully giebt ohne Zögern die Aufschrift einer, in einer Brieftasche steckenden Visitenkarte an, ebenso den Namen des Hutmachers, der im Innern eines Hutes angebracht ist, den Inhalt eines in einem Umschlag steckenden Briefes; sie spricht den Namen jeder Person aus, mit welcher sie der Magnetiseur durch Auflegen einer Hand auf ihre Schulter, ihre Stirne oder Kniee in physische Verbindung setzt. Es ist vollständig unmöglich, daß der Magnetiseur, welcher Lully nur einschläfert, sie in Verbindung mit einem Zuschauer setzt und sich dann gar nicht weiter um sie kümmert, ihr die richtigen Antworten durch die Art der Stellung seiner Fragen oder durch Bewegung seiner Lippen oder sonstwie überträge. Skeptiker strengen sich zuweilen an, den Magnetiseur in Verwirrung zu setzen; dieser aber unterwirft sich ganz kaltblütig ihren Launen, vorausgesetzt, daß durch die Verwirklichung ihrer Wünsche die Magnetisierte nicht länger als 10 Minuten in Anspruch genommen ist. Lully, eine Italienerin, welche die flämische Sprache gar nicht, und die französische nur sehr wenig versteht, wird, wenn eingeschläfert, sprachkundig, liest einen flämisch geschriebenen Brief, giebt ihn in französischer Sprache wieder, übersetzt Verse aus dem Virgil u. s. w.

Das Interesse, welches diese Versuche einflößen, liegt dem Korrespondenten zufolge in der außerordentlichen Fügsamkeit und Gelehrigkeit dieser Hellseherin, deren Antworten an Raschheit und Sicherheit nichts zu wünschen übrig lassen, also in dem ungewöhnlich hohen Entwickelungsgrad dieser Fähigkeit. Natürlich hat sie auch die Aufmerksamkeit der Brüsseler Ärzte auf sich gezogen, welche ihr um eine hohe Summe vorschlugen, sich während eines ganzen Jahres ihren Versuchen zu unterziehen. Die Hellseherin — so fügsam sie auch im magnetischen Schlafzustande sich zeigt — will jedoch davon nichts hören, sondern verlangt durchaus nach Paris zu kommen. Der Korrespondent fügt zum Schlusse noch bei, daß die französische Aussprache dieser Hellseherin sofort die Piemontesin verrate.

Die weitere Bestätigung wollen wir abwarten. Ist dieser Somnambulismus ein echter, so werden sich in Paris wohl Männer der Wissenschaft finden, welche den Mut haben, ihn als solchen öffentlich anzuerkennen. — Einen andern Fall berichtet das „Echo de Paris“ vom 3. Okt. 1888 — sehr bezeichnend für das, was man dort den Lesern bietet:

Kürzlich starb in Alfortville der Maler Jacquelin, welcher sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Man fand jedoch nur eine unbedeutende Summe und be argwöhnte seine alte Dienerin. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, aber vergeblich. — Kürzlich nun sah diese Person, welche Anfällen von Somnambulismus

unterworfen ist, in einem solchen den verstorbenen Jacquelin nach einem Schranke hingehen und dort ein Paket Geldeffekten in einer Kassete verwahren. Infolge der Inspiration dieser Erscheinung haben die Erben Jacquelins in der That das ganze Vermögen des alten Künstlers aufgefunden.

Das sieht stark nach einer Aufwärmung Swedenborgs aus. Ein anderer, leider nicht besser beglaubigter Fall von Hellsehen wird aus Saintes in Frankreich mitgeteilt. Derselbe betrifft einen jungen Marinesoldaten, der sich gegenwärtig im Hospital von Rochefort unter Beobachtung der bekannten Professoren Bourru und Burot befindet: Über diesen machte kürzlich folgendes Märchen die Runde auch in den meisten deutschen Tagesblättern:

Im somnambulen Zustande antwortet der junge Mensch auf alle Fragen, die man an ihn richtet. Er prophezeit die Zukunft, errät ganz geheime Dinge und sieht in die Ferne mit einer Klarheit, die geradezu verblüffend zu nennen ist. Einige Beispiele mögen hier Platz finden. Seit einigen Monaten stahlen zwei Soldaten des Bataillons dem Magazinverwalter Kaffee, welchen sie an einen Krämer um den Schleuderpreis von 1 Frcs. 25 Cts. das Kilo verkauften. Mehr wie 100 Kilo waren auf diese Weise verschwunden, und es war sehr schwierig, die Schuldigen zu entdecken. Der Somnambule wurde hierüber befragt, und er gab die Namen der Kaffeediebe an. Beide wurden darnach überführt. Ein anderer Fall: Ein Schlüssel, an dem viel gelegen, war verloren gegangen, und man suchte ihn in allen Winkeln der Kaserne sehr eifrig, ohne ihn zu finden. Der Somnambule gab den Ort, wo dieser liegen sollte, sehr genau an. Man begab sich an die bezeichnete Stelle und fand ihn. Noch viel frappanter ist folgendes: Im somnambulen Zustande erklärte der hellsehende junge Soldat, daß ein Detachement seines Regiments, welches sich nach Neu-Kaledonien begeben hatte, dort am 14. Juli eingetroffen und um 7 Uhr morgens ausgeschifft worden sei. Um sich zu vergewissern, telegraphierte man augenblicklich dorthin. Das Detachement war richtig am 14. Juli um 7 Uhr morgens gelandet.

Herr Dr. med. Edgar Bérillon, der Herausgeber der Revue de l'Hypnotisme, begab sich in Veranlassung dieser Berichte nach Rochefort und fand, daß dieser Marinesoldat zwar „somnambul“ im Sinne der gegenwärtigen Terminologie des Hypnotismus ist, aber keine Spur von Hellsehen zeigt. Freilich behauptet derselbe, stets zu sehen und zu wissen, was anderwärts geschieht; nicht in einem einzigen Falle aber erwiesen seine Angaben sich als richtig, nicht einmal im Betreff dessen, was im anstoßenden Zimmer vorging.

Spaßhaft ist dabei nur, daß infolge dieser Zeitungs-Ente das Hospital in Rochefort geradezu überschüttet worden ist mit Briefen von Einsendern, welche durch das Hellsehen des Patienten Krankheiten diagnostiziert und behandelt, verlorene Sachen und verlaufene Hunde wiedergefunden zu haben wünschen. Ein spekulativer Italiener bat sogar gegen Teilung des Gewinnes um Angabe aller großen Lose der nächsten Mailänder Lotterie.

L. D.

Die Sphinx als Beweismaterial vor Gericht.

Nachfolgendes Schreiben, welches uns von einem unserer Leser und mehrjährigem Korrespondenten aus Trautenau in Böhmen zugeht, wird hinreichend für sich selbst reden.

Trautenau, 30. 9. 88.

Sehr geehrter Herr! — Die Beilage dürfte Sie interessieren.

Ein armer, braver Schindelmacher in einem mährischen Dorfe beteiligte sich an spiritistischen Versammlungen und wurde hypnotisch. In einer Hypnose nun wollte er gewaltsam während des Gottesdienstes in die Dorfkirche eindringen und führte unsinnige Reden religiösen Inhaltes. Dies zog ihm die Anklage wegen des Verbrechens der Religionsstörung zu.

In diesem Stadium suchte derselbe meinen Rechtsbeistand. Ich verfaßte ihm den „Einspruch" an das Obergericht und begründete seine Unzurechnungsfähigkeit durch Hypnose. Als Beleg hiefür produzierte ich 5 Hefte der „Sphinx."

Das Obergericht verfügte dann die nachträgliche Vernehmung von Zeugen über das Betragen des Angeklagten vor und nach der That, ferner die Einholung eines ärztlichen Gutachtens. Nach diesen Erhebungen erfolgte die Einstellung des Strafverfahrens, und ich erhielt meine 5 Hefte „Sphinx" zurück.

So half mir die „Sphinx" vor Gericht konstatieren,

1. daß es überhaupt eine „Hypnose" giebt,
2. daß der Mensch in hypnotischem Zustande unzurechnungsfähig ist.

Hochachtungsvoll
Dr. Kubelka.

Die erwähnte Beilage ist das Original folgenden Gerichtsreskripts:

K. k. Strafgericht Olmütz. Z. 10313 Stf.

Intimat! Nachdem das Strafverfahren wider Eduard Weiß wegen Verbrechens der Religionsstörung über dessen Einspruch gegen die Anklageschrift mit Beschluß vom 15. September 1888 Z. 9551 Stf. und die hierüber vorgenommenen Erhebungen eingestellt worden ist, werden die vorgelegten fünf Druckhefte der Monatsschrift „Sphinx" dem Herrn Dr. Kubelka nebenliegend rückgestellt.

Olmütz, am 25. September 1888. Der k. k. Präsident:
Schwetz.

Herrn Dr. Friedrich Kubelka, Landesadvokat
in Trautenau.

Es waren die nachstehenden fünf Hefte benutzt und in denselben auf die folgenden Artikel hingewiesen worden: November 1886 (II, 11) „Der Kongreß von Nancy" (331), December 1886 (II, 12) „Hypnotismus und Rechtspflege" (349), Maiheft 1887 (III, 17) „Die Suggestionen" (318), Aprilheft 1888 (V, 28) „Zur Theorie der Hypnose" (261) und Maiheft 1888 (V, 29) „Fortschritte des Hypnotismus" (307).

F. K.



Neuestes zur hypnotischen Litteratur.

Unter dem bescheidenen Titel eines „Beitrages zur therapeutischen Verwertung des Hypnotismus" erscheint soeben eine wissenschaftliche Studie unseres geschätzten Mitarbeiters, des Dr. med. Albert Freiherrn von Schrenck-Notzing. Dieselbe giebt in ihrer Einleitung eine umfassende Übersicht über die hypnotische Bewegung in allen europäischen Ländern, sowie im Anhange eine sehr wertvolle, nach der Zeit des Erscheinens geordnete Litteratur-Übersicht von 1860 bis auf die Gegenwart. Außerdem teilt der Verfasser eine ganze Reihe der von ihm selbst mit Hypnotismus behandelten Krankheitsfälle mit, von denen einige sogar, trotz ungünstiger Umstände, ganz erstaunliche Erfolge aufweisen. Wir werden in unserem

nächsten Hefte eine Besprechung dieser höchst interessanten Schrift bringen und begnügen uns hier damit, unsere Leser auf dieselbe aufmerksam zu machen. **H. S.**



Mystik und Magie
in Meyers Konversations-Lexikon.

Mit gewisser Befriedigung haben wir in dem neuest-erschienenen 11. Bande der 4. Auflage von Meyers Lexikon von den dort vertretenen Ansichten über „Mystik" und zum Teil auch von denen über „Magie" Kenntnis genommen, immer — wie wir schon mehrfach erwähnten — unter der Voraussetzung, daß man die Konversationslexika als den Durchschnittsausdruck des Kulturlebens der Gegenwart betrachten darf. Schon daß für beide Begriffe ziemlich richtige Definitionen gegeben worden sind, erachten wir bei der annoch herrschenden platt-materialistischen Strömung für einen Fortschritt in der Richtung geistiger Vertiefung.

Magie also ist die Kunst, durch geheimnisvolle übernatürliche (besser wäre: übersinnliche) Mittel wunderbare Wirkungen hervorzubringen, im allgemeinen gleichbedeutend mit Zauberei. — Und weiter: Die Magie gehört den niedrigsten Stufen der Civilisation an, und nur bei rohen Völkern steht sie noch in Ansehen.

So sollte es wenigstens sein. Leider wird dies wohl nur frommer Wunsch bleiben. Denn heutzutage wissen nur die „Gebildeten" nicht mehr, wie man Magie betreiben kann, weil eben das „Übersinnliche" augenblicklich einmal nicht Mode ist. Wie mancher aber würde schon genug darauf los hexen, wenn er es nur könnte. Sehr richtig aber ist das Folgende:

„Vieles, was man früher in das Gebiet der geheimen Wissenschaft und der Magie zog, hat jetzt durch die genauere Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze alles Wunderbare verloren; doch hält der Volksglaube noch an vielen magischen Wirkungen (z. B. sympathetische Mittel, böser Blick ꝛc.) fest, während anderenteils namentlich der Glaube an eine übertragbare Nervenkraft selbst in gebildeten Kreisen in der neueren und neuesten Zeit zu vielen Vorstellungen Anlaß gegeben hat, die in das Gebiet der Magie zu verweisen sind (vergl. Magnetische Kuren). Ferner hat auch der Glaube an willkürliche Geistererscheinungen und Offenbarungen aus dem Jenseits mittels begabter Personen (Medien), der Spiritualismus oder Spiritismus, wieder Bedeutung erlangt."

Die Magier haben nämlich nie behauptet, ihre „wunderbaren" Wirkungen wider die Naturgesetze hervorzubringen; sondern im Gegenteil, sie kannten nur diese Gesetze besser als ihre Zeitgenossen und beherrschten sie deshalb auch besser. Nun wird sich aber jeder verständige Mensch ganz von selbst sagen: Hat unsere neueste Wissenschaft allmählich herausgefunden, auf welchen Naturgesetzen ein Teil der Magie beruht, dann wird sie — langsam, aber sicher — den Kausalzusammenhang bei dem noch übrigen Rest der magischen Vorgänge wohl mit der Zeit auch noch herausfinden. Zu wünschen wäre nur, daß damit aller Hexerei und aller magischen Leidenschaft zugleich der widerwärtige und grundverderbliche Charakter genommen werden könnte. Leider ist das unmöglich; die Weltgeschichte wiederholt sich stets: Das Fortschreiten einer Menschenrasse in der wissenschaftlichen Magie hat unvermeidlich deren Mißbrauch im

Gefolge und kennzeichnet den Anfang ihres Endes, ihres leiblichen und sittlichen Unterganges.

In dem Artikel „Magnetische Kuren" ist die Thatsache derselben anerkannt, aber getreu, dem gegenwärtigen Standpunkte der amtlichen Wissenschaft entsprechend, als „Hypnotismus" erklärt. Auf den Unterschied dieses vom organischen Magnetismus oder Mesmerismus haben wir so oft schon hingewiesen (u. a. im Januar- und Februarhefte 1887), daß wir hier wohl auf weitere Auseinandersetzungen darüber verzichten können. Der Artikel im „Meyer" sagt:

Das Studium des Hypnotismus hat erkennen lassen, daß die Erscheinungen des Mesmerismus doch nicht so ganz dem Gebiete der Selbsttäuschung und des Betruges angehören, wie man vor einigen Jahrzehnten anzunehmen geneigt war.

Von der Thatsache des Mesmerismus sowie davon, daß er mittels ganz anderer, viel niederer Kraftpotenzen wirkt, wird man sich auch noch überzeugen; nur Geduld! und solche Wendung kann schon über Nacht kommen. Ebenso wird es mit dem jetzt noch in diesem Artikel ganz abgewiesenen Hellsehen und dem ganzen Gebiet des eigentlichen Somnambulismus der Fall sein. Allerdings sind diese Thatsachen in voller Ausbildung nur sehr selten zu finden, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Professoren, ohne ein sehr ernstes, weitgehendes Interesse in dieser modewidrigen Richtung, bisher noch nicht gerade zur Anerkennung solcher Vorgänge getrieben worden sind.

Den kurzen Artikel über „Mystik" wollen wir hier ganz hersetzen, da er im Wesentlichen unsere eigene Ansicht wiedergiebt. Auch die Unterscheidung zwischen „Mystik" und „Mysticismus" billigen wir sehr; nur finden wir die Anwendung dieses letzteren Begriffes auf die Neuplatoniker sowie auf Giordano Bruno und andere doch verfehlt. Freilich waren sie alle nicht von diesem magischen Hange frei, ja wir möchten sogar die Behauptung aufstellen, daß auf unsern noch nicht der Vollendung nahen Entwickelungsstufen alle Mystik sich anfänglich als Mysticismus kund thut. Endlich hätten auch, trotzdem dieser Abriß ja nur eine Quintessenz sein soll, doch die Gnostiker und auch vor allem wohl die indische Mystik als solche wenigstens mit einem Worte erwähnt werden müssen.

Mystik bezeichnet nach herrschendem theologischen Sprachgebrauch zunächst eine Richtung des religiösen Lebens, welche ihre bestimmtere Ausprägung zwar erst im Gegensatz zur scholastischen Theologie des Mittelalters gefunden hat, aber schon in den dem Dionysius Areopagita zugeschriebenen Schriften Vertretung findet und durch sie mit dem Neuplatonismus zusammenhängt. Der Name Mystik an sich führt nicht weiter als auf eine Geheimlehre, in welche nur Auserwählte eingeweiht werden; erst die Geschichte der christlichen Theologie hat den Begriff abgerundet. Wie aber unmittelbare Vereinigung mit Gott das letzte Ziel schon der heidnischen Mysterien gebildet hatte, so heißt Mystik auch im christlichen Sinne vornehmlich die durch den Areopagitischen Gottesbegriff geleitete Andacht, in welcher die Überschreitung aller verstandesmäßigen Vermittlungen bis zum Aufgeben des bestimmten Bewußtseins in das unterschiedslose Wesen Gottes als etwas schon in der irdischen Gegenwart Erreichbares erstrebt wird, während die Scholastik dasselbe Ziel alles christlichen Strebens erst im jenseitigen Leben für erreichbar erachtete. Wenn daher die Scholastik auf eine Weltanschauung der Transscendenz in Form eines dialektischen Verstandes-

formalismus hinausläuft, sucht die Mystik die Immanenz des Unendlichen im Endlichen zugleich praktisch zu erfahren und theoretisch festzustellen. Dieses in allen Wesen gleichmäßig vorhandene Allgemeine kann eben nichts Bestimmtes, Persönliches sein, weshalb alle ausgeprägte Mystik mit dem Pantheismus wahlverwandt ist. An sich beruht sie auf einer besonderen Virtuosität einseitig und exzentrisch religiöser Naturen, welche nicht jedermanns Sache ist. Es liegt ihr auch nahe, weil Gott „alles in allem" ist, eben darum auch phantastische und überschwengliche Regungen des Gemütslebens direkt auf Gott als die erste Ursache zurückzuführen; daher der moderne Sprachgebrauch mit dem Namen Mysticismus gewöhnlich allerlei frucht- und ziellose Gelüste bezeichnet, mit übersinnlichen Wesen in geheimnisvolle Berührung zu treten. Nachdem die griechische Philosophie im letzten Stadium ihrer Entwickelung derartigen Tendenzen Raum gegeben, mußte sie notwendig in den neuplatonischen Mysticismus auslaufen, der sich von dem echten Platonismus grundsätzlich durch Aufnahme eines ekstatischen Erkenntnisprinzips unterscheidet. Während aber die daran anknüpfende morgenländisch-christliche Mystik des Areopagiten die Frage nach der Erkenntnis Gottes und der Idealwelt in den Vordergrund stellt, weist die abendländische Mystik zunächst wieder mehr praktischen Gehalt auf; sie strebt nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott. Aber auch hier unterscheiden sich wieder sehr bestimmt die romanische Mystik, die durch Johannes Scotus Erigena mit dem Areopagiten zusammenhängt, in Bernhard von Clairvaux, den Viktorianern und in Bonaventura, überhaupt zum Teil in denselben Männern, welche gleichzeitig die Scholastik kultivieren, ihre Hauptträger besitzt und mehr nur eine psychologische Theorie der mystischen Andacht repräsentiert, und die germanische Mystik, welche von Meister Eckard, Tauler, Suso, Ruysbroek u. a. vertreten, durchaus spekulativ verfahrend, denselben Prozeß, welchen jene nur nach ihrer subjektiven Seite auffaßte, objektivierte, in das Wesen Gottes verlegte und so jene Anschauungen von demselben gewann, welche dann wieder von Jakob Böhme, Schelling und anderen Theosophen und Philosophen der Neuzeit aufgenommen wurden. In naturalistischer Färbung fand der neuere Mysticismus Vertretung durch Paracelsus, Bruno, Campanella u. a., im katholisch gläubigen Sinn durch Franz von Sales, Angelus Silesius und den Quietisten Molinos H. S.



Wieder einmal die Seelen-Vereinigung.

Eintreten des Buddhismus in dieselbe.

Mehrfach schon hatten wir Gelegenheit unsere Leser auf die von den Weststaaten Amerikas aus angeregte „Seelen-Vereinigung" aller wohlwollenden Menschen aufmerksam zu machen.[1]) Dieselbe besteht darin, daß am 27. jeden Monats zu einer ganz bestimmten halben Stunde des Tages sich das ganze Sinnen und Denken Aller, welche hieran teilnehmen, auf den innigen Wunsch richtet, daß die Erkenntnis der Wahrheit und Friede auf Erden mehr und mehr verbreitet und immer vollkommener zur Geltung kommen mögen. Die Tageszeit ist die Stunde, zu welcher es in Salem (Oregon[2]) 12 bis $12^1/_2$ Uhr mittags ist. Dann ist es ungefähr in Köln und Frankfurt: $8^1/_2$ bis 9 Uhr abends, in Berlin, Leipzig und München: 9 bis $9^1/_2$ Uhr, in Breslau und Wien: $9^1/_4$ bis $9^3/_4$,

1) Vrgl. Nr.

2) Die Anregung hierzu geht von dem daselbst erscheinenden Monatsblatte „The World's Advance Thought" aus.

in Budapest $9^1/_2$ bis 10 Uhr. — Wer mit den Thatsachen der Gedanken- und Willensübertragung durch eigene Erfahrung vertraut ist, für den ist die Wirksamkeit solcher „Seelen-Vereinigung" etwas Selbstverständliches. Wer Solches noch nicht erfahren hat, kann sich, wenn er feinsinnig organisiert ist, jederzeit selbst davon überzeugen. Besondere Veranlassung zu dieser Bemerkung giebt uns nur der Umstand, daß diese ursprünglich von der europäischen Rasse ausgehende Anregung jetzt auch in der buddhistischen Welt des Ostens vielfach Anklang findet; und dies ist von um so größerer Bedeutung, als doch der Buddhismus und die ihm verwandten Weltanschauungen fast doppelt soviel Menschen umfassen, wie die des Christentums und Europäertums. Es schreibt da u. a. aus Japan ein Priester, der sich bereits als Schriftsteller und Lehrer in der buddhistischen Welt einen Namen gemacht hat, Z. Sawai aus Futsu Kyoko, West-Hongangi (Kiots), an den Herausgeber des „The World's Advance Thought":

Wir sind hoch erfreut und sehr sympathisch berührt durch ihr ernstes Bemühen, alle guten Menschen in einer Seelen-Vereinigung miteinander zu verbinden. Mir hat dies viel Licht geworfen auf Dinge, die mir vorher unklar waren. Betrachten Sie mich als ein Glied dieser großen Vereinigung. Es ist wirklich wahr: die ganze Menschheit gestaltet sich mehr und mehr zum lebendigen Ausdruck der einen großen Wahrheit einer allumfassenden Bruderschaft. Obwohl ich Sie nicht dem Körper nach kenne, so kenne ich Sie doch von Herz und Sinn. Sollte ich da nicht geistig mich mit Ihnen vereinigen, selbst auf diese so sehr weite räumliche Entfernung hin? Verwandte Seelentriebe stimmen zu einander wie die Töne eines reinen Akkordes.

Ich schließe indem ich Ihnen Freude und Frieden wünsche. Z. S.



Neudruck unseres Ersten Bandes.

1886 I, Heft 1—6.

Wir teilen hierdurch allen Interessenten mit, daß dieser Neudruck nunmehr in Angriff genommen wird. Derselbe wird voraussichtlich zwei Monate in Anspruch nehmen. Sobald jedoch dieser Band I 1886 fertig vorliegen wird, werden wir das weitere in der geeigneten Weise anzeigen. — Wir machen zugleich darauf aufmerksam, daß der Subskriptionspreis des Bandes, wie bereits mehrfach mitgeteilt, 5 Mark broschiert und 6,20 Mark gebunden beträgt. Der spätere Ladenpreis desselben im Buchhandel dagegen wird nach Ausgabe des Bandes um 1 Mark erhöht sein, also broschiert 6 Mark und gebunden 7,20 Mark.

Diese Preisvermehrung erklärt sich durch die unverhältnißmäßig großen Herstellungskosten gegenüber der beschränkten, bisherigen Nachfrage und rechtfertigt sich um so mehr, als wir uns genöthigt sehen, mit dem Jahrgange 1889 auch das halbjährliche Abonnement der „Sphinx", statt wie bisher 5 Mark, auf 6 Mark anzusetzen. Z. S.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

SPHINX

VI, 36. Dezember 1888.

Der Sturm.

Einige Gedanken über dieses Drama Shakespeares.

Von

Gerard B. Finch.



. . . . „Wir sind von gleichem Stoff
Gemacht, wie Träume sind; und unser kurzes Leben
Umschließt ein Schlaf!" (IV, 1.)

Ein vollendetes Kunstwerk wird stets die Grundzüge des Wahren in verschiedener Hinsicht zum Ausdruck bringen. Ein Drama, welches als vollkommenes Meisterwerk das wahrheitsgetreue Bild eines in sich abgeschlossenen Abschnittes aus dem Menschenleben darstellt, wird auch in mehr als einer Sphäre unseres menschlichen Seins und Denkens sich als wahr erweisen; es wird, sowohl vom esoterischen wie vom exoterischen Standpunkte aus betrachtet, der Wahrheit entsprechen. So können wir auch die einzelnen Personen in Shakespeares „Sturm", von Kaliban, dem niedrigsten Typus eines Menschen — aber immerhin schon eines Menschen — bis hinauf zu Prospero, der bereits das wahre Ziel unseres Erden-Daseins erkannt hat, entweder als getrennte, selbständige Wesen auf verschiedenen Entwickelungsstufen stehend betrachten, oder aber sie als Sinnbilder für die verschiedenartigen Kräfte oder Erscheinungsformen des menschlichen Geistes und Herzens ansehen. Im letzteren Falle würde Kaliban das niedrigste, materiellste Streben der menschlichen Natur darstellen, während sich in Prospero die erhabenste Intuition des Menschen verkörpert, welche von einem Lichtstrahl göttlichen Geistes erleuchtet wird. Von letzterem Gesichtspunkte aus angesehen, schildert uns diese wunderbare Dichtung einen Abschnitt aus dem Drama des Entwickelungsprozesses der Seele.[1])

[1]) Vergl. hierzu die entsprechende Auslegung des „Hamlet". Sphinx, I. Bd., 2. Heft, S. 143. II. Bd. 10. Heft, S. 267 und 12. Heft, S. 413.

Von dieser esoterischen Auslegung ausgehend, möchte ich nun hier auf einige Lehren hinweisen, welche sich aus diesem Lustspiele ergeben, — Lehren, die nach meinem Dafürhalten in unseren Tagen von großem Wert und Nutzen sein dürften. Wir finden nämlich in dieser Schilderung eines großen und edlen Charakters nicht nur eine erhabene Philosophie und hochentwickelte Moral dargestellt, sondern es werden uns in derselben auch die übersinnlichen Kräfte und Fähigkeiten des menschlichen Denkens und Wollens bildlich vorgeführt.

Prospero ist ein Mann, welcher das höchste Ziel der geistigen Entwickelung des Menschen erstrebt, und dasselbe endlich auch erreicht; er wird als ein Mann in hervorragender Lebensstellung dargestellt, erhaben nicht nur wegen seiner äußeren Würde, sondern auch durch seine innere Vollendung sowie durch sein Wissen und Können. Er liebt seine Bücher, unter denen sich einzelne befinden, welche „er höher schätzt als sein Reich". Sein Land lebt im Frieden und er selbst genießt die Liebe seines Volkes. Da geht in seinem Innern eine Veränderung vor sich; er wird gleichgiltig gegen alle irdischen Vorgänge, er wird, wie er selbst sich ausdrückt (I, 2):

„ernst beflissen
Sich in sich selbst zu sammeln und sein Herz zu bessern
Durch das, was jede Schätzung übersteigen würde,
Wär' es dem Volk nicht so verborgen."

Nun wenden sich die Herzen seiner Unterthanen von ihm ab; er wird aus seinem Herzogtume vertrieben; Leiden und Prüfungen aller Art brechen über ihn herein. Aber während eben diese die Reinheit seines Charakters und den Eifer seines hohen Strebens erproben, entfalten sie zugleich seine aufwärts strebende Kraft und bieten ihm Gelegenheit zu höherer Entwickelung. Diese Wandlung in Prosperos Leben bedeutet eine Wiedergeburt, das Erwachen eines neuen Bewußtseins in seinem inneren Wesen, nicht blos eine theoretische Erkenntnis von etwas Neuem; es ist gleichzeitig ein Verständnis für und ein Verlangen nach etwas weit Erhabeneren, als sich je zuvor in seinem körperlichen oder geistigen Leben fühlbar gemacht hat, die Ahnung eines Etwas von überirdischer Anziehungskraft, eines Lichtstrahls des Ewigen; und dies nicht blos als ein kalter abstrakter Begriff, sondern als eine lebende, liebende und labende Wirklichkeit, eine Wesenheit, welche dem menschlichen Denken so ganz angepaßt ist, daß sie für ihn Stimme annimmt, und so liebevoll, daß er sie Vater nennt und doch wieder so groß, so unendlich, so weit über das kühnste Denken des Menschen erhaben, daß er sich vor derselben in Anbetung beugt, wie in der Gegenwart unendlicher Macht und ewiger Liebe.

Ist dem Menschen dieser Einblick in ein höheres Leben einmal zu teil geworden, dann ist es ihm ganz unmöglich, in seinen früheren Zustand wieder zurückzukehren; und doch sind die ersten äußeren Erfahrungen auf der neuen Bahn des Strebens meistens nicht erfreulicher oder behaglicher Art. Die ersten Schritte, welche Prospero auf diesem neuen Lebenswege thut, werden folgendermaßen beschrieben, und es ist dabei wohl zu bemerken, daß die Geburt seines Kindes (Miranda) in eben diese Zeit

fällt. Mit diesem Kinde wird er in die See hinausgestoßen in einem Fahrzeuge, das er selbst (I, 2) beschreibt als:

„Ein faul Geripp' von Boot, ganz abgetackelt,
„Ohn' Mast und Segel; selbst die Ratten hatten
„Es instinktiv verlassen. So setzten sie uns aus,
„Auf daß Erbarmen wir ersleh'n vom Meere,
„Das uns umtost, und von den Winden, welche
„Mitfühlend wiederkehrend, neues Leid uns bringen."

Dies ein Bild von der Verlassenheit der Seele auf ihrem neuen Wege des Suchens nach dem Höheren! „So einsam war es dort", sagt der alte Seemann, „daß selbst Gott kaum gegenwärtig dort zu sein schien".

Dennoch wird glücklich Land erreicht, eine von keinem Menschen bewohnte Insel. Die geängstete Seele findet einen sicheren Hafen in der Stille ihres eigenen tiefsten Innern. Auf diesem Boden entfalten sich die inneren Sinne, und die göttlichen Kräfte im Menschen wachsen und erstarken; die neue Geburt, das neue Leben, das Kind Miranda erwächst zu voller Blüte „geschmückt mit allem, was die Welt bezaubert".

Um diese Zeit, da das Kind zur Reife gediehen ist, beginnt das Stück, und zwar mit einer Szene, welche die magische Begabung Prosperos in seinem neuen Leben zeigt. Vermöge seiner geheimen Künste beschwört er einen Sturm herauf, um durch denselben die, welche ihn anfeindeten, nach seiner einsamen Insel hin verschlagen zu lassen. Wir sehen dann, wie diese von der Niederträchtigkeit ihrer Handlungsweise und von ihrer Schuld überzeugt werden und wie tiefe Beschämung sie befällt. Aber erst nachdem sie ihre vollständige Hilflosigkeit und das Elend ihrer Lage eingesehen haben, giebt Prospero sich ihnen zu erkennen und verzeiht ihnen. Er versöhnt sich mit dem Könige, durch dessen Übermacht er aus seinem Herzogtume vertrieben worden war. Miranda, das Sinnbild selbstloser Liebe, wird dem jungen Prinzen Ferdinand verlobt, jedoch erst nachdem dieser Proben seiner Ergebenheit und seines Mutes abgelegt hat. Liebe, gepaart mit zielbewußtem Streben und Kraft, vermag sich zu den erhabensten Leistungen aufzuschwingen.

Ich sagte, daß wir aus diesem Stücke für die Gegenwart wertvolle Lehren zu ziehen vermögen. Wir sehen uns heutzutage zwischen zwei sich feindlich gegenüberstehende Gedanken-Richtungen gestellt. Auf der einen Seite finden wir Religion ohne Wissenschaft, auf der anderen Wissenschaft ohne Religion. In der herrschenden dualistischen Weltanschauung finden wir zwei einander entgegengesetzte Vorstellungen, welche durch keinerlei gemeinsames Band miteinander verknüpft sind, nämlich einen lebendigen Gott und ein lebloses Universum. . Gott ist das Leben, die Materie ist tot. Das heißt, das alles durchdringende, alles erhaltende Leben soll in einer Welt ohne Leben zum Ausdrucke kommen. Wie kann dies möglich sein? Müssen wir nicht vielmehr annehmen, daß das ganze Universum selbst lebendig ist, und daß, wenn uns dasselbe in irgend einer Hinsicht leblos erscheint, der Grund hierfür lediglich in der Beschränktheit unserer Fähigkeiten sowie in der Gebundenheit unseres Bewußtseins und in der Unvollkommenheit unserer Erkenntnis zu suchen sein wird. Blinde Kräfte

sollen anderer Lehre zufolge die Natur beherrschen nach Gesetzen, welche gleichfalls blind sind; und zu diesem Schlusse hält man sich infolge der allenthalben gleichmäßigen Ordnung und der ununterbrochenen Wirksamkeit dieser Gesetze für berechtigt; als ob nicht gerade dieses Eigenschaften des alles umfassenden Geistes wären! als ob das Unendliche, Ewige wandelbar und einer willkürlichen, launischen oder gar widerspruchsvollen Wirkungsweise fähig sein könnte!

Aber sollten wir denn überhaupt genötigt sein, den Stoff, die Materie für tot zu halten? Sollten wir nicht eine Definition für dieselbe finden, welche mit der Anschauung vereinbar ist, daß sie eine Emanation oder Ausstrahlung des allschaffenden Geistes sei? Versuchen wir es! Wenn der Geist unendlich ist und wir selbst seines Wesens sind, in ihm leben und weben, so werden wir Verkörperungen der Gedanken dieses göttlichen Geistes sein; wir werden Wesen sein, welche, eben weil und insoweit sie des göttlichen Geistes teilhaftig sind, wenigstens in einer der erhabensten Seite ihres Wesens entsprechenden Richtung des Bewußtseins Gottes fähig, insofern sie aber unterschiedliche, differenziert gestaltete Gedanken dieses Geistes sind, an Grenzen und Bedingungen gebunden sind.

„Wahrlich, alle Dinge sind Erscheinungsformen des einen, absoluten, durchaus vollkommenen Bewußtseins jenes allumfassenden Geistes, welchen die Menschen „Gott“ nennen. Dasjenige, was wir Materie nennen, ist die für uns äußerlich wahrnehmbare, niederste Daseinsstufe, in welcher sich dies göttliche Bewußtsein differenziert darstellt. Es giebt daher durchaus nichts, was man als tote, unbewußte Materie bezeichnen könnte.“

Unbewußt sein wäre gleichbedeutend mit gar nicht sein. Es ist ganz unmöglich, daß zwei absolut verschiedenartige Dinge ineinander verschmelzen und das eine in das Bewußtsein des andern übergehe. Die Thatsache, daß wir uns des Vorhandenseins von irgend etwas bewußt zu werden vermögen, beweist, daß eben dieses Etwas auch selbst bewußt ist, und in seiner Weise auch von unserem Dasein Kenntnis nehmen kann. Dasjenige, was wahrnimmt, ist bewußt; und das, was wahrgenommen wird, muß bis zum gewissen Grade selbst auch bewußt sein.

„Die Welt ist meine Vorstellung“, sagt der metaphysische Philosoph; und ich antworte ihm: „Ja wohl; aber diese Vorstellung, ein Erzeugnis deines eigenen Geistes, wird in demselben nur hervorgebracht durch den Eindruck, welchen die in der Welt vorhandene Vorstellung auf denselben macht. Wäre die Welt nicht der Ausdruck eines Gedankens, wäre sie ohne Bewußtsein, so würdest du gar keine Vorstellung von derselben haben können.“ [1])

Demnach muß das ganze Weltall und alles, was in demselben ist, belebt sein. Die wahre Entwickelung des Menschen besteht aber in der Ausbildung und Erweiterung seines Bewußtseins, welches jetzt nur eine noch sehr tiefe Stufe dessen ist, was ihm im lebendigen Organismus des Alls entspricht.

Wenn nun diese Anschauungen richtig sind, so gelangen wir zu der Überzeugung, daß, je mehr es dem Geiste gelingt, sich von den beschränken-

---

[1]) The Perfect Way in erster Auflage anonym, London 1882, vor kurzem in 2. Auflage erschienen, verfaßt von Edward Maitland und Dr. Anna Kingsford. Das Buch enthält eine esoterische Auslegung des Christentums.

den Fesseln seiner Persönlichkeit zu befreien, er um so tiefer zu schauen und um so mehr zu erkennen vermag; und je mehr der Mensch sich im Einklange mit der Natur befindet, um so mehr Leben und Seele wird er in derselben wahrnehmen.

Anschauungen, welche den hier vertretenen nahe verwandt sind, finden sich vielfach auch bei hervorragenden Naturforschern, von denen hier beispielsweise nur Dr. Thomas Young[1]) und Sir John Herschel[2]) erwähnt werden mögen. So wenig dagegen andererseits nach der heutzutage herrschenden Meinung das Zeugnis Hellsehender gilt, so verdient es doch wohl Beachtung, daß dieselben in der unmittelbaren Wahrnehmung von Sachverhältnissen wie das hier erörterte durchweg übereinstimmen. Einer von solchen Sehern drückt dieses in folgender Weise aus: In jedem Mineral, in jeder Pflanze und in jedem Tiere gewahrte ich etwas vom Menschen. Ja, wahrlich, die gesamte Schöpfung erschien mir wie lauter Keime zukünftiger menschlicher Wesen." Für ihn lebt das ganze Weltall; überall ist Bewußtsein, unterschieden nur nach Graden oder Stufen.

Diese Wahrheit, daß wir in einem lebendigen, nicht aber in einem toten Weltall leben, war auch dem Geiste Shakespeares völlig klar. Wenn dieser große Dichter zum Himmel aufblickte, dorthin, wo der Astronom nur Bewegungen, geregelt durch blinde Gesetze, sieht, läßt sein tiefer schauender Blick uns allen zurufen:[3])

„Der kleinste Körper, den dein Aug' zu seh'n vermag,
Beweget sich und singet Engeln gleich im Chor
Der Cherubim, von ew'ger Jugend-Blüth' umstrahlt.
Dies ist der unsterblichen Seelen Harmonie,
Die wir nur, weil dies hinfällige Kleid von Staub
Uns rauh umschließet, nicht vernehmen können."

Aber sehen wir denn die Natur nicht stets gerade so, wie unser Geist selbst den Augenblick beschaffen oder gestimmt ist? Eine sinnreiche Legende wird hinsichtlich der mosaischen Gesetzgebung „durch des Herrn Stimme" auf dem Berge Sinai erzählt.[4]) Die Stimme erschallt aus allen Himmelsrichtungen. Wer aber dorthin eilte, wo er sie zu hören glaubte, vernahm sie dann aus der entgegengesetzten Richtung. Zum Schlusse heißt es da:

„Und ein jeglicher in Israel vernahm sie je nach seiner Fähigkeit, Greise wie Jünglinge und Knaben und Säuglinge und Frauen. Die Stimme war für einen jeglichen gerade so, wie er im stande war sie zu empfangen." Diese Stimme schweigt nie; sie spricht zum Menschen in allen Naturreichen.

In diesem Lustspiele nun giebt uns der Dichter in personifizierter Darstellung ein sehr lebendiges Bild seines Verständnisses für das Leben der Natur. Die handelnden Personen entnimmt er beiden Reichen, dem der Elementarwesen wie dem unseres Erdenlebens, wie wenn in seinen Augen gar kein Unterschied und keine Trennung zwischen beiden bestände. Wohin der Dichter seinen Blick wendet, ob auf die Erde oder in die

[1]) In seiner Vorlesung „über die wesentlichen Eigenschaften der Materie".
[2]) In der Abhandlung „über die Sonne", wo er von der Entdeckung Masmyths redet, daß die Oberfläche der Sonne aus lauter einzelnen Körpern bestehe.
[3]) „Kaufmann von Venedig" V, 1, Vers 62 ff.
[4]) Vgl. Westcott: Einleitung zum Gospel of St. John.

Luft oder auf das Wasser, er sieht alles von Naturgeistern, die auf verschiedenen Stufen des Daseins stehen, bewohnt und beseelt von Kräften, durch welche die Natur-Erscheinungen bewirkt werden. Wenn wir irgendwo und irgendwie in der Natur eine Kraft sich äußern sehen und könnten sie wirklich ganz und gar so sehen, wie sie in Wahrheit ist, so würden wir sie als die Äußerung irgend eines Lebens erkennen, und würden zugleich finden, daß sie mit irgend einer, wenn auch noch so negativen Art von Bewußtsein verbunden ist. Diese Vorstellung einer allseitig belebten Natur und eines das ganze All durchströmenden Lebens findet in folgenden Versen ihren sinnbildlichen Ausdruck (V, 1):

„Ihr Elfen von den Hügeln, Bächen, Hainen,
Und ihr, die ihr am Strand, spurlosen Fußes
Zur Ebbezeit Neptunus jagt, und flieht,
Wenn er zurückkehrt; halbe Zwerge, die ihr
Beim Mondschein Ringlein auf dem Rasen zieht,
Wovon das Schaf nicht frißt, die ihr zur Kurzweil
Die nächtigen Pilze macht; die ihr am Klang
Der Abendglocken euch erfreut; mit deren Hilfe
(Seid ihr gleich schwache Fäntchen) ich am Mittag
Die Sonn' umhüllt, aufrührerische Wind' entboten,
Die grüne See mit dem azurnen Himmelszelt
In lauten Kampf gesetzt, zum Donner-Schrecken
Den Blitz gesellt, und Jovis Baum gespalten
Mit seinem eig'nen Keile und den Grund
Des Vorgebirgs erschüttert, ausgerauft am Knorren
Die Ficht' und Ceder. Grüfte sprangen auf
Auf mein Geheiß, erweckten ihre Toten,
Und gaben sie heraus durch meiner Kunst
Gewalt'gen Zwang."

Als die Gestalten, welche in jenem Spiele (IV, 1) auftreten, das vor Ferdinand und Miranda nach deren Verlobung von „Halb-Puppen" aufgeführt wird, wie Prospero selbst dieselben nennt, stellt Shakespeare sich Elementarwesen vor, welche ihre Form lediglich dem schöpferischen Gedanken und der Einbildungskraft Prosperos verdanken. „An deinem Gedanken hänge ich", sagt Ariel zu seinem Meister; und auch darin ist eine gewisse Wahrheit über das Verhältnis des Menschen zur Elementarwelt ausgesprochen. Nur solange Ariel dem Prospero dienstbar ist, gewinnt er durch diesen Gestalt und wird durch den Geist dieses seines Meisters eines höheren Lebens teilhaftig. — Erinnert werden mag hierzu auch an den Vers Goethes:

Wer sie kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre Meister
Über die Geister!

Beweise für das Vorhandensein einer Elementarwelt sowie überhaupt dafür, daß der Mensch von einer mit Bewußtsein ausgestatteten, wenn

auch unsichtbaren Welt umgeben ist, sind uns heutzutage in reicher Fülle durch die spiritistischen Sitzungen geboten worden; und gerade in Bezug auf mehrere solcher Fälle, in welchen Menschen sich den sogenannten „Kontrollen" unterwerfen, glaube ich, daß diese Dichtung des „Sturmes" einige äußerst wertvolle und wichtige Lehren enthält.

Aus dem soeben erwähnten Verlobungsspiel ersehen wir, wie sich Prospero der Elementarwelt gegenüber verhält, wie er sie durch sein höheres Wissen beherrscht und wie sehr er seine über sie errungene Macht zu schätzen weiß. Aber dieses magische Können ist ihm nicht Selbstzweck, nicht das Endziel seines Strebens, sondern nur etwas Nebensächliches, ein Durchgangszustand, eine bestimmte Stufe seiner geistig-mystischen Entwickelung. In dieser Szene giebt uns Shakespeare auch seine Anschauung von den Kräften, welche sowohl bei den physikalischen Experimenten wie bei den Materialisationen in spiritistischen Sitzungen wirken. Die bei solchen Gelegenheiten in Thätigkeit tretenden Kräfte gehören meistens, wenn auch nicht immer derselben Rangordnung an, wie Ariel und dessen untergeordnete Genossen, ein niederes Geistervolk, welches genügendes Bewußtsein besitzt, um jedem Rufe Prosperos folgen, beliebige Gestalt annehmen und jederzeit gerade so reden zu können, wie es den Gedanken, Wünschen und Phantasien Prosperos entspricht. Der ganze Vorgang ist ein Gaukelspiel, die wunderhübsche Vision nur „ein eitles Trugbild seiner Kunst". Das sind keine Kräfte, von welchen wir Offenbarungen zur Erhebung unserer Seele erhoffen sollten;[1]) im Gegenteile, sie lernen ja erst von uns Menschen; sie sind von Natur dem Menschen unterthan, sie folgen seinen Gedanken und nehmen deren Gestalt und Ausdruck an. Aus einer anderen Stelle unseres Stückes aber können wir lernen, daß wir diese Wesen nicht lediglich als eine Mischung von Intelligenz und Kraft ohne Seele aufzufassen haben. Ariel liebt die Freiheit, versteht sich auf Scherz und Lust und ist bis zu einem gewissen Grad auch für Mitleid empfänglich. Dieses Gefühl äußert sich in der Szene (V, 1), in welcher er die unglückliche Lage von Prosperos Feinden beschreibt und dann sagt:

Ariel. „Dein Zauber greift sie so gewaltig an,
daß, wenn du jetzt sie sähest, dein Gemüt
Sich wohl erweichte.
Prospero. Glaubst du das wirklich, Geist?
Ariel. Das meine, wär' ich Mensch, würd' sich erweichen.
Prospero. Auch meines soll's
Hast du, der Luft nur ist, Gefühl und Regung
Von ihrer Not, und sollte nicht ich selbst,
Ein Wesen ihrer Art, das Leid empfindet,
Gleich wie sie selbst, noch mehr mich rühren lassen?"

Der Schluß des eingelegten Theaterspiels für Miranda und Ferdinand (IV, 1) enthält noch eine sehr ernste Wahrheit, indem Prospero zu seinen Kindern sagt:

[1]) Ausnahmsweise jedoch werden Lehren von höherer, sittlich-geistiger Bedeutung auch auf mediumistischen oder somnambulen Wege erhalten und haben sich schon mehrfach von geradezu regenerierender Kraft erwiesen. (Der Herausgeber.)

Das Fest ist jetzt zu Ende; unsre Spieler,
Wie ich euch sagte, waren Geister, und
Sind aufgelöst in Luft, in feinste Luft.
Wie dieses Scheines lockrer Bau, so werden einst
Die wolkenhohen Türme und Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der ganze Erdball,
Und was daran nur Teil hat, untergeh'n
Und, wie dies leere Schaugepräng' erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind von gleichem Stoff
Gemacht, wie Träume sind; und unser kurzes Leben
Umschließt ein Schlaf. —

Ich fasse diese Stelle Shakespeares als seine Bestätigung der Ansicht auf, daß diese Welt, so wie sie sich uns darstellt, eine Schöpfung oder eine Phase des Denkens ist.

Der Dichter zeigt uns in diesem Lustspiele auch, wie geringen Wert ein Prospero auf die erlangten magischen Kräfte legt. Diese knüpfen sich nur nebensächlich an eine besondere Stufe der Entwickelung, welche er durchzumachen hat. So sagt er an der Stelle, wo seine Feinde reumütig werden und er somit den Zweck der von ihm aufgewandten Magie erfüllt hat (V, 1):

. . . „Doch diese rohe Zauberei
Schwör' ich hier ab; und hab' ich erst, wie jetzt
Ichs thue, himmlische Musik gefordert,
Durch diesen luft'gen Zauber ihren Sinn
Zu wandeln, so zerbrech' ich meinen Stab,
Begrabe klaftertief ihn in die Erde;
Und tiefer als ein Senkblei je geforscht,
Will ich mein Buch ertränken."

Weiter hören wir ihn gegen Ende des Stückes sagen:

. . . „Und am Morgen früh
Führ' ich euch dann zum Schiff, und so nach Napel;
Dort hab' ich Hoffnung die Vermählungsfeier
Von diesen Herzgeliebten anzuseh'n.
Dann zieh' ich in mein Mailand, wo mir jeder
Dritter Gedanke soll das Grab sein."

Prospero hat ein höheres Reich als diese Welt erkannt. Zu diesem Reiche ist für den Vollendeten das Grab der Zugang. Diesem höheren Sein im All will Prospero bis an das Ende seines Erdenlebens seine Gedanken zuwenden, und in diesem Reiche will er, obwohl noch durch dieses Leben an das Irdische gefesselt, doch soviel in seiner Macht liegt, weilen. In dem kleinen Buche „Licht auf den Weg", welches eben das ist, was sein Titel besagt, findet sich der kürzeste Ausdruck des eben erwähnten Gedankens wiedergegeben in den Worten: „Richte das Auge und das Ohr auf das, was unsichtbar und was unhörbar ist. Lebe im Ewigen!"



Phantasmen Lebender

und das Problem der Telepathie.

Von

Ludwig Kuhlenbeck.
Dr. jur.



(Schluß.)

Weit reichhaltiger an zugleich beweiskräftigen und inhaltlich interessanten Fällen, als das eigentliche Traum- und Schlafleben, ist das Grenzgebiet zwischen Schlaf und Wachen. Da die hierher gehörigen Fälle, welche man am besten als „Wachträume" bezeichnet, wenn sie irgendwie auffällig sind, eine deutlichere Spur im Gedächtnis zurücklassen müssen, als die meist völlig erinnerungslosen Traumbilder des Tiefschlafs, ist dies sehr erklärlich. So übersteigt denn auch bei Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung die Zahl der Fälle von Zusammentreffen derartiger Wachträume mit einem wirklichen Ereignis um ein ganz bedeutendes die bei bloßem Zufall zu erwartende Ziffer.

Unter diese Gruppe dürfte auch der bereits als Beispiel der Gruppe C. (S. 310) berichtete Fall eingereiht werden. Diesem das Gefühl betreffenden Fall reihen wir hier zunächst ein Beispiel an, wo nur das Gehör telepathisch affiziert erscheint. In folgendem Fall[1]) berichtet Frau Stent aus Ealing Dean, 14 Singapore Road, früher Dienerin eines Frl. Craigie, 8. McGill-College Avenue, Montreal:

1. Juli 1885.

„Am 18. Oktober wurde ich dadurch geweckt, daß ich mich zweimal von unsrer alten Magd rufen hörte, die in einem Krankenhause zu Chelsea lag. Ich hörte sie auch einmal „Reggy" rufen (einen der jungen Herren des Hauses, in dem wir zusammen dienten). Es war erst 4½ Uhr, aber ich konnte nicht mehr schlafen, stand auf und kleidete mich an.[2]) Es war mir an diesem Tage nicht möglich, zum Krankenhause zu gehen; denn meine Herrin hatte Besuch; aber am folgenden Tage ging ich hin .... Sie hatte zweimal nach mir und einmal „Reggy" gerufen (so berichtete mir die Kranke in dem ihr benachbarten Bette) und war um die Zeit gestorben, 4½ Uhr, genau um die Zeit, wo ich mich rufen hörte." Ein späterer Brief fügt hinzu: „Ich habe niemals vordem etwas ähnliches erlebt und sie rief uns sehr deutlich, ich träumte nicht." In Verfolg weiterer Nachfragen erklärt die Zeugin, daß sie die jetzige Adresse des C. Morris verloren hat und bemerkt: „Elisabeth Mumbrey (die Gestorbene) war meine intimste Freundin und mir mehr als eine Schwester, obschon nicht verwandt. Herr Reggy war der Sohn der Dame, bei der wir zusammen dienten, sie hatte ihn sehr gern, und er ging, so oft er Zeit hatte, zum Krankenhause, um sie zu besuchen." Der leitende Arzt des Chelsea-Krankenhauses schreibt dem Herausgeber: „Ich finde, daß Elisabeth Mumbrey in unserm Krankenhause vom 15. Juli bis 18. Oktober 1881, an welchem Tage sie starb, gewesen ist." Eine von ihm geschriebene Postkarte an Mr. Craigie (den Reggy vorstehenden Berichts) mit dem Poststempel des Sterbetages giebt die Zeit des Todes an mit 4 Uhr 30 Min.

---

[1]) Kap. IX. Nr. 158, I, S. 413.

[2]) Ein Nachtragsbericht bemerkt hierzu: „Ich erzählte es dem Hauswirt C. Morris, und wir wunderten uns, was es wohl bedeute".

Mis Stent fügt noch hinzu, daß sie den Tod nicht erwartete, da es ihrer Freundin, die an einem alten Kopfleiden litt, zuletzt anscheinend besser ging.

Der folgende Fall [1]) bietet eine Gesichtserscheinung. Es schreibt Herr Runcinan, Oak Villa, Geraldine Road, Wandsworth:

8. Mai 1884.

Am Morgen des 2. Dezember 1883 um ungefähr 7 Uhr hatte ich einen Traum, der in eine wache Hallucination überging, wie folgt: Ich träumte, Herr J. H. Haggit läge auf meinem Bette neben mir außerhalb der Bettkissen. Ich träumte, ich sähe ihn dort und sah ihn auch nach dem Traum noch. Ich richtete mich auf und stützte mich auf den rechten Ellenbogen und sah nach ihm in dem Dämmerlicht, im Zimmer brannte eine schwache Gasflamme. Ich dachte: „Bin ich wach oder ist dies ein Traum?" Ich kann mir diese Frage jetzt noch nicht zur vollen Befriedigung beantworten, ich kann nicht sagen, wann mein Traum in Wachen überging. Allein ich bin sicher, daß ich, als die Gestalt verschwand, so klar und wach war, wie ich es jetzt bin. Er war in grauen Wollstoff gekleidet, wie ich ihn gewöhnlich gesehen hatte; er war so von mir abgewandt, daß ich sein Angesicht nur teilweise sehen konnte. Aber ich war sicher, daß er es war. Ich war erschreckt und entsetzt, meinen Traum als Wirklichkeit zu sehen, — wie ich damals dachte. Ich wollte ihn eben anreden, als er in einem Augenblick verschwunden war. Ich erwähnte das Erlebnis noch an demselben Tage bei Herrn G. Aynsley 3. Glover Terrace, South-Shields. Ich war den ganzen Tag infolge der ungewöhnlichen Erscheinung vom Morgen bedrückt und äußerte mich daher gegenüber dem Genannten und noch einem andern zweimal über den Vorfall. Ich erhielt, meine ich, am folgenden Tage eine Nachricht, wonach Mr. H. etwa 6 Stunden nach seiner traumhaften Anwesenheit bei mir gestorben war. Ich wußte, daß Herr H. krank war, er war seit 8 Jahren leidend, an Bronchial-Asthma, da er indes bereits solange trotz des schweren Leidens lebte, dachte ich, er werde auch noch länger leben und hatte von seinem Tode keine Ahnung. Ich glaube, dies war nur ein natürlicher Zufall. Ich denke nicht orthodox in Beziehung auf Religion.

Thom. Runcinan.

Das Datum dieses Todes wird in den Todesnachrichten der Harlington und Stockton-Zeitung bestätigt. Ferner bestätigt Herr Aynsley in einem Schreiben vom 20. Mai 1884, daß Herr Runcinan ihm seinen Wachtraum an dem fraglichen Tage genau so, wie er eben erzählt ist, erzählt hat und daß er hinterher in Erfahrung gebracht hat, daß Mr. H. etwa 6 Stunden nach dem Traum gestorben ist.

Nachträglich hat noch Herr Hodgson, einer der Mitarbeiter des Werks, konstatiert, daß der Verstorbene nach Mitteilung einer Dienstmagd desselben um die fragliche Zeit bereits im Todeskampf gelegen hat. Eine Aufzeichnung, welche Herr R. von seinem Erlebnis gemacht hatte, war nicht mehr aufzufinden.

Die auf der Grenze zwischen Schlaf- und Tagleben auftretenden Wachträume bilden das natürlichste Bindeglied mit den weitaus interessantesten Fällen unseres Erscheinungsgebiets, nämlich den mitten in das normale Tagleben hineinschlagenden Hallucinationen geistig normaler Individuen. In dem theoretischen, der psychologischen und physiologischen Natur der Hallucinationen gewidmeten Übergangskapitel zu dieser Klasse von Fällen wird mit Recht ausgeführt, daß die Hallucination lediglich ein Wachtraum ist. Ihr physiologischer Entstehungsherd ist zweifellos nicht in der phänomenalen Außenwelt zu suchen; allerdings dürfen hier gewisse anscheinend für das Gegenteil sprechende hochinte-

[1]) Nr. 175, I, S. 433.

ressante Experimente der französischen Physiologen Binet und Feret nicht unerwähnt bleiben. Dieselben haben an der Salpetrière Geisteskranke, welche an Gesichts-Hallucinationen litten, mit Prismen, Linsen und Spiegeln operieren lassen und dabei mehrfach die auffallende Erfahrung gemacht, daß solche Kranke, denen doch die bei den jeweilig angewandten Gläsern zu erwartenden optischen Brechungs- und Reflexwirkungen unbekannt sein mußten, dennoch ihre hallucinatorischen Gesichtsbilder genau den optischen Gesetzen gemäß wahrzunehmen behaupteten, sie halten sich durch diese vom gewöhnlichen physiologischen Standpunkte aus höchst paradoxe Erscheinung für genötigt, wenigstens einen Lokalisations- und Erregungspunkt der Hallucination, den sie point de repère nennen, im äußeren Sinnenraum anzunehmen. Allein auch diese Thatsache wird weit natürlicher und befriedigender durch eine unbewußte Gedankenübertragung seitens der mit den Wirkungen optischer Instrumente gut vertrauten Experimentatoren auf jene hypnotischen Versuchssubjekte erklärt und liefert somit zugleich ein ferneres wissenschaftlich „elegantes“ Argument für die Thatsächlichkeit der Telepathie.

Der physiologische Ausgangspunkt der Hallucination liegt im Gehirn, sei es nun unmittelbar in den Sinnescentren oder zunächst in der Hirnrinde, als dem Sitz des Vorstellungsvermögens; jedenfalls entsteht die Hallucination im Gegensatz zu den normalen, auf centripetaler (von außen nach innen verlaufender) Nervenerregung beruhenden Sinneswahrnehmungen durch eine peripherisch (von innen nach außen) verlaufende Projektion der Sinnesempfindung in den Sinnenraum. Physiologisch betrachtet unterscheidet sich also auch die telepathische Empfindung in nichts von den rein subjektiven, täuschenden Träumen und Hallucinationen fieber- oder geisteskranker Individuen. Aber erkenntnistheoretisch ist für sie doch ein erheblicher Unterschied zu konstatieren. Erkenntnistheoretisch nämlich hat die telepathische Hallucination denselben Grad von Objektivität zu beanspruchen, wie die normale gesunde Sinneswahrnehmung. Denn unwiderleglich steht auf der Grundlage apriorischer Philosophie und exakter Naturwissenschaft jener kritische Idealismus fest, der die Objekte unserer Sinneswahrnehmungen nur als äußere Erregungsfaktoren unserer Sinnesbilder gelten läßt, und kein wahrhaft Gebildeter wird sich noch zu jenem naiven Realismus der Anschauung bekennen, der die äußeren Objekte sozusagen mit Haut und Haar in unseren Anschauungsraum eingehen läßt. Wenn nun eine Empfindung nicht auf eine endursachliche krankhafte Alteration des Gehirns zurückgeführt werden kann, vielmehr eben dadurch den Charakter einer telepathischen erhält, daß ihre Erregungsursache außerhalb des Gehirns in einem mit ihr zeitlich zusammentreffenden wirklichen Ereignis zu suchen ist, so ist sie erkenntnistheoretisch den normalen Sinneswahrnehmungen vollständig gleichwertig; nur daß sie nicht durch die gewöhnlichen Mittel des physischen Naturlaufs, sondern auf einem unserer empirischen Forschung bislang noch unbekannten Wege vermittelt wird.

Bei ihrer schroffen Gegensätzlichkeit zum gewöhnlichen Vorstellungs- und Empfindungsverlauf bieten diese Hallucinationen geistig gesunder Indi-

viduen trotz ihrer relativen Seltenheit ein weit besseres Argument für die Telepathie überhaupt, als die zahlreicheren schwächeren Fälle. Dies gilt auch vom Standpunkte der Wahrscheinlichkeitsrechnung aus. In einem Zeitraum von 12 Jahren hatte nach den statistischen Erhebungen unseres Werkes je eine unter 90 Personen die Hallucination, daß sie wachend deutlich eine bekannte Stimme hörte, und je eine unter 248 sah in diesem Zustande ein bekanntes Gesicht oder eine bekannte Gestalt. Danach berechnet sich die Wahrscheinlichkeit des Eintretens einer Gesichts- oder Gehörs-Hallucination dieser Art innerhalb 12 Stunden vor oder nach dem Tode der Person, deren Stimme anscheinend gehört oder deren Gestalt gesehen wurde, auf 1 : 1500000 bezw. 1 : 4114545. Wenn wir nun über mindestens 13 Fälle des Zusammentreffens von Gehörs- und 31 bei Gesichts-Hallucinationen mit entsprechenden räumlich entfernten Vorgängen auf Grund zuverlässiger Berichte verfügen, so würde sich die Wahrscheinlichkeit, daß dies nicht dem Zufall zuzuschreiben ist, ausdrücken durch das Verhältnis von einer Trillion zu Eins, bezw. von Tausend Billion mal Trillion Trillion Trillionen zu Eins. Jemandem, für den „bloß Zahlen beweisen", dürften solche Verhältnisse am Ende doch imponieren.

Wie die Hallucination überhaupt, so spielt auch die telepathische Hallucination auf allen Sinnesorganen, es kommen solche vor, bei denen entweder das Gehör, das Tastgefühl, das Gesicht oder selbst der Geruch allein oder in Verbindung mit anderen Sinnen affiziert erscheint. Die Gesichts- und darnach die Gehörs-Affektionen sind am häufigsten. Als Beispiel einer telepathischen Gehörs-Hallucination diene ein Fall [1]), welcher von einem englischen Arzt aus Italien [2]) berichtet wird.

22. Oktober 1883.

„Ich behandelte hier vor einigen Jahren ein englisches Mädchen, das an Blutspeien litt. Diese rief mich eines Tages zu ihrer (übrigens gesunden) jüngeren Schwester, die, wie sie sich ausdrückte, infolge eines absurden Traumes sich die Seele ausschreie, ich fand ihre Schwester in dem geschilderten Zustande (hysterischen Krämpfen u. s. w.) vor, dieselbe erzählte mir, es sei kein Traum gewesen, vielmehr habe sie in völlig wachem Zustande die Stimme ihrer dritten (in England abwesenden) Schwester vom Garten her rufen hören: „Georgie, Georgie, ich muß dich sehen, bevor ich sterbe." Durch Schmeicheln, Schelten und Ermahnen brachte ich die Kleine zur Ruhe, und schon dachte niemand mehr an den Vorfall, als nach Ablauf der für einen Brief von England erforderlichen Zeit ein solcher eintraf, der den Tod dieser Schwester meldete. Weitere Nachforschungen ergaben, daß mit Rücksicht auf die geographische Zeitdifferenz der Tod genau um die Zeit eingetreten war, wo die Kleine die Stimme vom Garten her gehört hatte, und daß es genau die Worte gewesen waren, welche die Sterbende gesprochen."

Als Beispiel einer Gesichtsaffektion wählen wir folgendes aus einer etwas entlegeneren Zeit um deswillen aus, weil es gerichtlich bezeugt worden ist. [3])

---

[1]) Nr. 270, II, S. 105.

[2]) Derselbe wünscht seinen Namen aus Furcht vor den Aufklärungsvorurteilen seiner Kollegen nicht mit veröffentlicht zu sehen.

[3]) Nr. 640, II S. 586 ff.

„Die „Buckingham, Bedford und Hertford Chronicle“ vom 1. November 1828 meldet, daß am Sonnabend den 25. Oktober 1828 William Edden, ein Gärtner, auf der Chaussee zwischen Aylesbury und Thame tot mit mehreren zerbrochenen Rippen aufgefunden wurde. Bei der Leichenschau vom 5. November ward das Verdikt auf Verdacht des Mordes gegen unbekannte Thäter abgegeben.

Die „Buckingham Gazette“ vom 22. August 1829 erstattet sodann Bericht von der Verhaftung eines Sewell, der seinem Vater geschrieben hatte, er kenne den Mörder Eddens. Er beschuldigte einen Mann namens Tyler, und beide wurden zur Verantwortung gezogen vor die Untersuchungs-Jury zu Aylesbury am 22. August 1829. Dieselbe bestand aus Lord Nugent, Sir J. D. King, Herr R. Browne und anderen Geschworenen. Am ersten Tage der Verhandlung gab hier Frau Edden, die Gattin des Ermordeten, folgendes Zeugnis ab: „Als mir der Leichnam meines Gatten ins Haus gebracht war, sandte ich aus gewissen Gründen zu Tyler, er solle kommen und die Leiche sehen. Ich schickte 5 oder 6 mal zu ihm. Ich hatte meine besonderen Gründe dazu, die ich niemals öffentlich mitteilen wollte .... Ich will meine Gründe angeben, wenn Sie, meine Herren, mich in Gegenwart Tylers darnach fragen, selbst wenn dadurch mein Leben in Gefahr kommen sollte. Als ich gerade ein Hemd plättete, am Sonnabend Abend, da mein Gatte ermordet wurde, kam etwas über mich, raschelte etwas hinter mir, ich dachte, mein Gatte käme zu mir. Ich sah auf und glaubte seine Stimme von meinem Mahagonitisch her zu vernehmen, als ich mich vom Plätten umwandte. Ich eilte aus dem Hause und schrie: O Gott! mein Mann ist ermordet und seine Rippen sind zerbrochen; meine Nachbarin Frau Chester war die erste, der ich es sagte.“

Sir J. D. King: „Hatten Sie irgend einen vernünftigen Grund, zu denken, Ihr Gatte sei ermordet?“ — „Nein, ich glaubte, ich sähe meines Gatten Gestalt und den Mann, der es gethan, und dieser Mann war Tyler, und das war der Grund, weswegen ich zu ihm schickte .... Als meine Nachbarn mich fragten, was vorgefallen sei, als ich aus dem Hause stürzte, erzählte ich ihnen, daß ich meines Gatten Erscheinung gesehen hatte, — als ich es zu Frau Chester sagte, sprach ich: „Mein Gatte ist ermordet, und seine Rippen sind zerschlagen, ich habe ihn bei dem Mahagonitisch gesehen! Ich sagte ihr aber nicht, wer es gethan habe. Frau Chester antwortete, ich wäre schreckhaft, da mein Mann schon einmal auf der Straße überfallen wäre. (Dem Ermordeten war bereits früher einmal nachgestellt, er hatte aber damals seine Angreifer überwältigt.) Infolgedessen, was ich gesehen hatte, suchte ich meinen Mann, bis mir so elend wurde, daß ich nicht weiter gehen konnte.“

Lord Nugent: „Was brachte Sie auf den Gedanken, daß Ihres Gatten Rippen zerschlagen seien?“ — „Er hielt seine Hand so! (sie hebt ihren Arm auf) und ich sah einen Hammer oder etwas ähnliches und mir kam der Gedanke, daß seine Rippen zerbrochen seien.“ — Sewell gab an, daß der Mord mittels eines Hammerr ausgeführt sei. Diese Verhandlungen wurden am 31. August und 13. September fortgesetzt und endeten damit, daß beide Gefangenen in Ermangelung hinreichender Beweise frei gelassen wurden. Sewell behauptete, er sei bloß Zuschauer gewesen und seine Beschuldigungen gegen Tyler enthielten so viele Widersprüche, daß sie zu einer Anklage nicht ausreichten. Die Untersuchung wurde aber am 11. Februar 1830 wieder aufgenommen und jetzt wurden Sewell, Tyler und ein dritter, namens Gardner, in Anklage versetzt.

Die Hauptverhandlung (siehe die „Buckingham Gazette“ vom 13. März 1830) fand vor den Assisen zu Buckingham statt vor einer „Grand-Jury“ unter dem Vorsitz des Mr. Vaughan; doch findet sich in dem Protokoll des Zeugnisses der Frau Edden zu dieser Verhandlung keine Erwähnung ihrer Vision. Sewell und Tyler wurden für schuldig erkannt und unter Betheuerung ihrer Unschuld hingerichtet am 8. März 1830.“

Frl. Browne schreibt von Farnham Castle im Januar 1884 an Herrn Gurney einen Bericht über die vorstehende Vision, welcher völlig mit dem erzählten übereinstimmt; sie fügt hinzu: „Das Weib bestand auf seinem Zeugnis von der Erscheinung Infolgedessen wurden die Beschuldigten verhaftet, und da einige Indizienbeweise hinzukamen, von zwei Beamten, meinem Vater Oberst Robert Browne und dem Rev. Charles Uckfield vernommen. Der Mörder wurde dann angeklagt und von den Assisen verurteilt. Ich darf wohl hinzufügen, daß Oberst Browne durchaus frei von jedem Aberglauben und ungläubig gegen Geistergeschichten war; er kam nach Hause und sagte lachend: „Heute haben wir einen Geist vor's Gericht citiert. Wir werden sehen, wie diese Geschichte sich bestätigt."

Uns erübrigt noch, die Klasse der wechselseitigen und der kollektiven Fälle (F und G) durch ein Beispiel darzustellen. In der Auswahl desselben[1]) verfolge ich zugleich noch den Nebenzweck, an demselben denjenigen Einwand zu veranschaulichen, welcher sich meines Erachtens bei diesem wie auch bei allen übrigen wechselseitigen Fällen gegen deren Auffassung als solche überhaupt erheben läßt und auf welchen ich sogleich noch eingehe. Ein Kommandant der indischen Marine, C. W. Aylesbury, wohnhaft in Sutton (Surrey), berichtet:

Dezember 1882.

„Der Schreiber dieser Zeilen fiel, 13 Jahre alt, bei einer Landung an der Insel Belly, östlich von Java über Bord und wäre beinahe ertrunken. Als er, nachdem er zu verschiedenen Malen untergegangen, wieder an die Oberfläche kam, rief der Junge „Mutter". Dies erheiterte die Bootsleute, welche ihn später noch oft deswegen zum besten hatten. Einige Monate später, nach Rückkehr in England, kam der Junge nach Haus, sagte, indem er seiner Mutter den überstandenen Unfall erzählte: „Als ich unter Wasser war, sah ich euch alle in diesem Zimmer sitzen, ihr arbeitetet an etwas Weißem, ich sah euch alle, — Mutter, Emilie, Elisa, und Ellen!" Da sagte seine Mutter sogleich: „Wie wunderbar! — und ich hörte dich nach mir aufschreien." Die Zeit des Unfalls entsprach, mit Rücksicht auf die östliche Längendifferenz der Zeit, da die Stimme gehört ward."

In einem späteren Schreiben fügt der Kommandant hinzu: „Ich sah deutlich die Gesichter meiner Mutter und meiner Schwestern, das Zimmer und seine Einrichtung, besonders die alten venetianischen Jalousien. Meine älteste Schwester saß zunächst der Mutter." Er schreibt, wie der Unfall in der frühen Morgenzeit bei heftigem Seegang geschehen sei, kann jedoch die Zeit nicht mehr nach der Uhr bestimmen. Andrerseits wird von einer seiner Schwestern bestätigt, daß der Schrei „Mutter!" nicht nur von der Mutter, sondern zugleich auch von ihr und den anderen Schwestern vernommen sei, und zwar in rascher Wiederholung zweimal, zuletzt schrecklich wie der Schrei eines Sterbenden. „Wir alle fuhren zusammen und Mutter sagte zu mir: „Geh vor die Thür und sieh zu, was draußen ist!" Ich eilte sofort auf die Straße und blieb dort einige Minuten stehen, aber alles war still und nichts zu sehen, es war ein lieblicher Abend, kein Lüftchen regte sich." Die Mutter habe sogleich angstvoll ihres Sohnes gedacht und sich den Vorfall am folgenden Tage niedergeschrieben; es sei 9 Uhr abends gewesen. Bei einer östlichen Längendifferenz von etwa 7 Stunden würde mit der Zeit in England allerdings die frühe Morgenzeit des folgenden Tages für den Ort des Unfalls zusammentreffen.

Gurney selbst rechnet vorstehenden Fall unter die kollektiven (Klasse G.), seine wechselseitige Natur zieht er aber nur deshalb in Zweifel,

[1]) Nr. 341, II, S. 227.

weil die Gesichtshallucination des Ertrinkenden vielleicht nur ein subjektiv veranlaßtes Traumbild gewesen sei. Letzteres scheint jedoch wohl durch die genaue Porträtähnlichkeit mit dem wirklichen Zustande ausgeschlossen zu sein. Dagegen ist unabläugbar, daß die Annahme einer wechselseitigen Telepathie in diesem Falle, ebenso wie in vielen ähnlichen, fragwürdig ist. Es lassen sich eben sämtliche angeblich gegenseitigen Fälle auch durch einen mit Fernwirkung verbundenen hellsehenden Zustand des einen Urhebers erklären und durch diese Annahme wird diejenige einer wechselseitigen Telepathie, also zweier sich kreuzender Fernwirkungen, überflüssig. Ein etwaiges Kriterium der Telepathie dürfte wohl nur in dem Nachweise besonderer zur Fernwirkung disponierender physiologischer und psychologischer Zustände in der Person der Urheber zu suchen sein. Im letzten Fall ist ein solcher Zustand auf seiten der in der Heimat versammelten Familienglieder des Berichterstatters schwer vorauszusetzen.

*

Nichts würde mir überhaupt verkehrter erscheinen, als den Gesichtspunkt der Telepathie — ganz abgesehen davon, daß derselbe an und für sich selbst noch keine zureichende Erkenntnis ihres Wesens ist — auch nur für alle in dem vorliegenden Werk gesammelten glaubwürdigen mystischen Thatsachen als ausreichende Erklärung aufzustellen. Das hieße soviel als die Planimetrie für ausreichend zu halten, um auch stereometrische Aufgaben zu lösen oder — um bei übersinnlichen Thatsachen zu bleiben — durch den Hypnotismus auch die Thatsachen des Mesmerismus und Somnambulismus für abgethan zu halten. Richtig ist, daß man möglichst weit mit dem einfachsten Erklärungsprinzip auszukommen versuchen muß. Das Gesetz der Sparsamkeit mit Erklärungsgründen darf aber nicht übertrieben werden.

Nichts bestätigt die Möglichkeit der übersinnlichen Thatsachen besser, als die Einsicht, daß die übersinnlichen Kräfte sich nicht minder als die sinnlich phänomenalen komplizieren und sich verdichten können in verschiedenen Aggregatzuständen, deren scharfe Abgrenzung freilich in jedem einzelnen Fall nicht wohl möglich ist.

Die telepathisch wirkende Kraft verdichtet sich zur sinnlichen (physischen) Fernwirkung, zur Doppelgängerei, ja zur Materialisation, und wir werden wohl noch an einzelnen dem besprochenen Werke selbst zu entnehmenden Beispielen den Nachweis führen können, daß nach Abteufung eines gewissen Flächengebiets die übersinnliche ebenso gut wie jede andere entwickelungsfähige Wissenschaft stets wieder in die Tiefe führt. Jede Richtung der diskursiven Erkenntnis ist schrankenlos und der vom sinnlichen nur durch die psychologische Empfindungsschwelle getrennte übersinnliche Phänomenalismus ist nur die andere Hälfte eines nach allen Dimensionen sich verzweigenden Gewebes von Ursachen und Wirkungen ohne Anfang und ohne Ende.



Drei Kaisernativitäten,

gestellt von

Carl Kiesewetter.

II. Die Nativität Kaiser Friedrichs.

Wir wenden uns hier, wie bei Wilhelm I, gleich zu den Einzelheiten und beginnen mit den Eltern, deren Stellung wir zunächst untersuchen. Es heißt: „Sol, si in undecima solus collocetur, parentes habebunt magnam fortunam, ipse autem habebit nomen magnum in terris longinquis eterit felix in operibus suis.“ [1]) — „Befindet sich die Sonne allein im elften Hause, so haben die Eltern des Geborenen großes Glück; er selbst aber hat einen über weite Länder verbreiteten Namen und wird in seinen Thaten glücklich sein.“ — Weiter: „Quando dominus domus Solis in domo vel exaltatione sua cum domino partis patrum existens in aliquo angulorum fuerit, pater nati dignitatem vel dominium habuerit.“ [2]) — „Wenn der Herr des Hauses der Sonne sich in seinem Hause oder Exaltation befindet und zugleich mit dem Herrn des „Teils des Vaters“ in einem Eckhause steht, so wird der Vater des Geborenen Macht und Ansehen haben.“ — Die Sonne steht in der Wage, deren Herrin, die Venus, sich ebenfalls in derselben und im zehnten Hause befindet. Pars patris ist die Entfernung des Saturns von der Sonne, projiziert vom Ascendenten, und fällt auf 3° 29′ ♎, also in das zehnte Haus und das der Venus. Da sich nun Pars patris im königlichen Hause befindet und der Sonne als Bedeuter des Vaters die Könige zugeeignet sind, so wird jeder Astrolog die Stellung des Vaters sofort herausfinden können.

Für die Existenz von Geschwistern fehlen die Anzeichen bis auf den Umstand, daß sich der Herr des dritten Hauses in einem weiblichen Zeichen befindet, was auf das Vorhandensein einer Schwester deutet. [3])

Hinsichtlich der Eigenschaften des Geistes, Charakters und Gemütes sind hauptsächlich Merkur und Mond zu betrachten. Merkur befindet sich im Hause der Venus und steht in plaktischem Trigon zu Jupiter. Über diese Konstellation heißt es: „— ostendit ingeniosos cordatos, intelligentes, acerrimi ingenii potestate fulgentes, omnia negotia prospere exequentes, omnibus praepositos potentissimae merito dignitatis, et qui semper ex suis actibus laudentur et placeant, publicum officium tractantes.“ [4]) — Sie macht „geniale, beherzte, intelligente, durch die größte Geisteskraft glänzende Leute, welche alle Geschäfte mit gutem Erfolg ausführen und immer von ihren Handlungen Lob und Beifall ernten, die durch den Verdienst der größten Würde Allen vorgesetzt sind und (publicum officium) Staatsgeschäfte betreiben.“

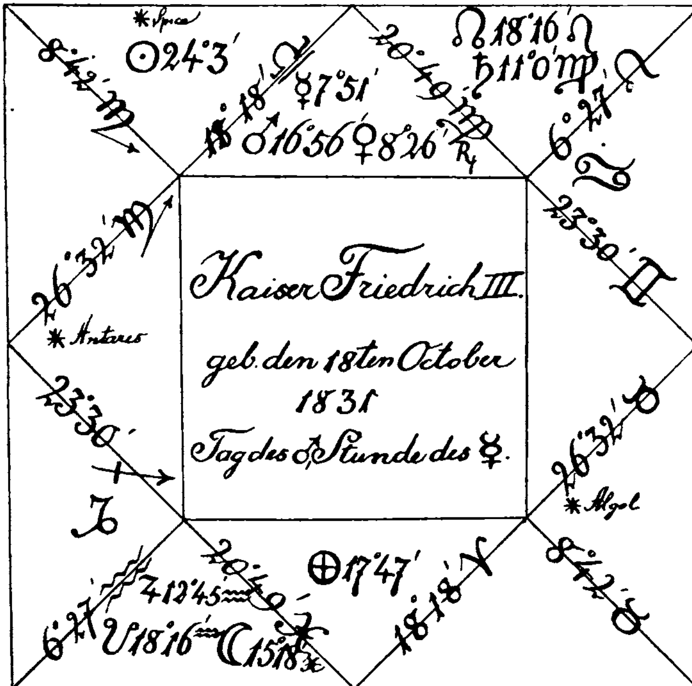
Für die hohe Intelligenz Kaiser Friedrichs finden wir eine ganze Reihe anderer Anzeichen: „Wenn sich Merkur und Mond im Trigon anblicken, so machen sie geniale Leute“ [5]) — „Ist Merkur von der Venus in ihr Haus aufgenommen (er steht in der Wage), hauptsächlich in einem Eckhaus der Figur, so verheißt

---

[1]) Spec. Astrol. p. 186. — [2]) Spec Astrol. p. 190. — [3]) Spec. Astrol. p. 201.
[4]) Ranzov. p. 170. — [5]) Spec. Astrol. p. 550.

er scharfes Denken.[1]) — „Im allgemeinen werden vorzügliche Genies geboren, wenn sich mehrere Planeten im Trigon der Luft befinden, nämlich in den Zwillingen, der Wage und dem Wassermann."[2]) (In der Wage stehen Merkur, Venus, Mars und Sonne, im Wassermann Jupiter.) — „Merkur in der Wage oder dem Wassermann giebt so herrliche Geistesgaben, wie nirgends anders."[3]) — „Drei Planeten im Trigon der Luft in Begleitung des Merkur verleihen die vorzüglichsten Geistesgaben und tiefes Wissen."[4]) — „Saturn im Hause des Merkur giebt Genie und Weisheit."[5]) — Saturn ist in der Jungfrau und somit in diesem Hause.

Den frommen Charakter Kaiser Friedrichs kennzeichnen folgende Aus-



sprüche: „Befinden sich Jupiter, Venus oder der Drachenkopf im neunten oder dritten Haus, so kennzeichnen sie den Geborenen als einen beständigen Christen, welcher Gott und die Frommen liebt."[6]) (Der Drachenkopf befindet sich im neunten und Jupiter im dritten Haus.) — „Wenn sich der Mond im dritten Haus befindet, sei es nun bei einer Tages- oder Nachtgeburt, so bedeutet er einen seinen Glauben und dessen Vorschriften liebenden Menschen, und zwar hauptsächlich bei einer Tagesgeburt" (wie hier).[7]) — „Merkur im Hause der Venus giebt viele Freunde und macht einen Menschen, welcher den Scherz liebt, Gott fürchtet, viel Liebe giebt und empfängt, der weisheitsvoll handelt und edle, bedeutende Männer um sich schart."[8])

Um den Charakter richtig zu beurteilen, ist das aufsteigende Zeichen zu betrachten: „Fixe Zeichen machen den Geist des Geborenen das Recht liebend,

1) A. a. O. — 2) Spec. Astrol. p. 555. — 3) Spec. Astrol. p. 555.
4) Spec. Astrol. p. 557. — 5) Spec. Astrol. p. 583. — 6) Spec. Astrol. p. 571.
7) Spec. Astrol. p. 571. — 8) Spec. Astrol. p. 152.

wahrhaft und untrüglich, fest und beständig in seinem Vorhaben, gerecht, zufrieden mit seinem Besitz, geduldig, fleißig, das Edle liebend und nicht veränderlich." [1]) — Fixe Zeichen sind: Stier, Löwe, Skorpion und Wassermann. Der Skorpion ist Ascendent. — Es muß fernerhin ein Almuthen des Mondortes ausgezogen werden, welcher Jupiter ist. Von demselben heißt es: „Wenn er gut affiziert ist macht er ehrenhafte, religiöse, gerechte, wohlthätige großmütige Leute, Herrscher, glänzende Männer mit großen Plänen von gemäßigter Gravität, die klug, offen und aufrichtig sind und geordnet leben." [2]) — Weiterhin ist Mars als Herr des Ascendenten zu betrachten, welcher Liebe zum Kriegswesen und militärische Tüchtigkeit verleiht. [3])

„Wenn sich Venus im zehnten Hause ohne feindlichen Aspekt des Merkur befindet, so besitzt der Geborene ein treues Gemüt und bewahrt treu ihm Anvertrautes." [4]) — Venus befindet sich im zehnten Hause in Konjunktion Merkurs, welcher ein guter Aspekt ist. — „Wenn sich der Mond im dritten Hause befindet, so ist der Geborene friedfertig gegen seine Geschwister und Verwandte." [5])

Auch für die Heiterkeit und den herzgewinnenden Humor Kaiser Friedrichs haben wir Anzeichen, denn es heißt: „Wenn sich Venus im zehnten oder siebenten Hause befindet und Merkur dieselbe in gutem Aspekt bestrahlt, so wird der Geborene ein heiteres Gesicht besitzen." [6]) (Über den Aspekt des Merkur zur Venus haben wir soeben gesprochen). — „Wenn Venus der Almuthen des Ortes des Merkur ist, so macht sie fröhliche, heitere, schöne, angenehme Leute mit edlem Anstand, gute, wohlthätige, barmherzige, feinsinnige und elegante Menschen." [7]) — Almuthen des Ortes des Merkurs ist derjenige Planet, welcher die meisten Würden daselbst besitzt und dies ist, als in ihrem Haus befindlich, Venus.

Hinsichtlich der Ehren und Würden heißt es: „Wenn du über die Ehrenstellen und (etwaige) Herrschaft des Geborenen urteilen willst, so mußt du bei den Fixsternen erster und zweiter Größe beginnen und zusehen, ob du einem derselben im Ascendenten, zehnten, siebenten oder vierten Hause oder mit der Sonne bei einer Tagesgeburt findest. Und wenn sich solche Sterne an zwei, drei oder mehr Orten der Figur finden, und der Geborene überdies von königlichem Stamme ist, so wird er ein großer und berühmter König sein." [8]) — Im zehnten Hause sind Vindemiatrix, Rabenflügel und das Haupt der Jungfrau von der Natur des Mars und Merkur; mit der Sonne Spica von der Natur des Mars und der Venus, sowie Arcturus von der Natur des Jupiter und Mars; im ersten Hause Antares, das Haupt der Ophiuchus und das des Herkules sowie der Stachel des Skorpions von der Natur des Mars und Merkur; im vierten Hause Scheat, Markab, das Haupt der Andromeda und Algenib, sämtlich von der Natur des Jupiter und Mars oder des Mars und Merkur; im siebenten Hause sind: Capella von der Natur des Mars und Merkur, Aldebaran von der des Mars und der Venus, Rigel und Bellatrix von der Natur des Jupiter, Mars und Merkur. — Wir werden auf diese schon bei Wilhelm I vorhandenen Konstellationen zurückkommen; zunächst jedoch heißt es: „Sol si a pluribus et iisdem matutinalibus planetis circumdatus fuerit, — natus magnam dignitatam habebit." [9]) Wenn die Sonne von mehreren vor ihr aufgehenden Planeten umgeben ist, so wird der Geborene eine hohe

[1]) Spec. Astrol. p. 572. — [2]) Spec. Astrol. p. 573. — [3]) Spec. Astrol. p. 574.
[4]) Spec. Astrol. p. 588. — [5]) Ranzov. p. 75. — [6]) Spec. Astrol. p. 589.
[7]) Spec. Astrol. p. 573. — [8]) Spec. Astrol. p. 681. — [9]) Spec. Astrol. p. 688.

Würde bekleiden." — Die Sonne ist von Mars, Venus und Merkur umgeben, welche vor der Sonne aufgehen, jedoch verbrannt oder unter ihren Strahlen verborgen liegen; darum ist auch die Würde nicht von Dauer.

Wir treffen hier ferner wieder auf einen derselben Aussprüche über die Ehren und Würden wie bei Wilhelm I, denn es heißt: „wenn sich ein königlicher Stern von der Natur des Mars und Jupiter im Ascendenten oder zehnten Hause oder bei Sonne oder Mond befindet, so wird der Geborene von hohem Sinn und hoher Stellung und ein Feldherr sein, welcher Städte und Lager erobert; seine kriegerischen Befehle haben guten Erfolg, und er ist ein Sieger, der in gutem Andenken bleibt." [1])

Der Gedrittschein zwischen Jupiter und Mars verheißt ebenfalls den großen und berühmten Feldherrn. [2])

Wir wenden uns nun zu der Ehe und den Kindern, wobei zunächst zuzusehen ist, ob sich der Mond in einem fruchtbaren oder doppeltem Zeichen befindet, in welchem Fall eine Ehe überhaupt stattfindet und fruchtbar ist. [3]) Da sich der Mond sowohl in einem fruchtbaren als auch zugleich in einem doppelten Zeichen befindet, nämlich dem der Fische, so sind die erwähnten Bedingungen gegeben. Hinsichtlich etwaiger der Eheschließung sich entgegenstellenden Schwierigkeiten ist ebenfalls wieder der Mond zu betrachten und zuzusehen, ob seine Stellung stark oder schwach ist; ist sie stark, so sind keine Hindernisse vorhanden. [4]) Positiv ist in dieser Nativität kein Planet stark zu nennen, relativ jedoch sind Jupiter und Mond die stärksten Planeten der Figur, weshalb nach obigem Ausspruche gesagt werden muß, daß keine Hindernisse vorhanden sind.

„Fixsterne im siebenten Hause beglücken in der Ehe nach den Jünglingsjahren und vermehren die Schönheit der Frau." [5]) — Es wird also die Lebenszeit, das beginnende Mannesalter, angedeutet, in welchem Kaiser Friedrich seine Ehe (am 25. Jan. 1858) schloß. — Auch dafür, daß sie nicht in der Heimat abgeschlossen wurde, haben wir ein Anzeichen, denn es heißt: „Über den Ort, wo jemand heiratet, existiert folgende Regel: Wenn die Bedeuter (der Ehe) Zeichen — es ist zu verstehen Häuser — wie das dritte oder neunte einnehmen oder in fremden Zeichen, in denen sie keine Hauptwürde haben, sich befinden, so sagen die Astrologen, daß der Geborene außerhalb seines Vaterlandes heiraten werde." [6]) — Der Mond als Bedeuter der Ehe befindet sich im dritten Hause im Zeichen der Fische, in welchem er keine Hauptwürde besitzt, und mithin ist obige Bedingung erfüllt. — Hauptwürden sind das Haus und die Erhöhung; das Haus des Mondes ist der Krebs und seine Erhöhung der Stier.

Auch auf die Frage nach der Zahl der Frauen erhalten wir Antwort, denn es heißt: [7]) „Wenn der Mond mit keinem Planeten körperlich verbunden ist, so siehe zu, wie viel direkte Planeten, die frei von den Strahlen der Sonne sind und sich nicht in ihrer Vernichtung oder ihrem Fall befinden, den Mond genau ansehen. Daraus kannst du leicht die Zahl der Frauen entnehmen." — Der Mond steht nur

---

[1]) Spec. Astrol. p. 695. — [2]) Spec. Astrol. p. 695. — [3]) Spec. Astrol. p. 733.
[4]) Spec. Astrol. p. 749. — [5]) Spec. Astral. p. 750. — [6]) Spec. Astrol. p. 757.
[7]) Spec. Astrol. p. 752.

zu einem einzigen Planeten, dem Saturn, in Aspekt, weshalb wir also nur auf eine einzige Gattin schließen können. Einen weiteren dies bestätigenden Ausspruch finden wir in den Worten: „Numerus planetarum inter medium coeli et Venerem existentium numerum uxorum nati significat.“ [1]) — „Die Zahl der zwischen der Mitte des Himmels und der Venus befindlichen Planeten bezeichnet die Zahl der Frauen.“ —

Was nun die Frage anlangt, welcher der Gatten zuerst stirbt, so haben wir bei deren Beantwortung die relative Stärke und Schwäche von Sonne und Mond als Mann und Frau bedeutend zu betrachten. [2]) Wir wollen dem Leser an einem Beispiel darlegen, wie minutiös die Stärken und Schwächen der Planeten in der Astrologie gegen einander abgewogen werden.

☉ im elften Haus . . .	4 Stärken	im Hause ihres Falles . .	4 Schwächen
mit Spica	5 „	mit Mars verbunden . . .	5 „
als männl. Planet i. e. . männl. Zeichen . . .	3 „	in einem weiblichen Grad	3 „
über der Erde	2 „	leer im Lauf	2 „
		auf dem verbrannten Weg [3])	2 „
	14 Stärken		16 Schwächen
			14 Stärken
			2 Schwächen

☾ Frei von den Sonnenstrahlen u. nicht verbrannt	5 Stärken	in Opposition Saturns	4 Schwächen
westlich von der Sonne . . .	2 „	leer im Lauf	2 „
im zunehmenden Licht . . .	2 „		6 Schwächen
in seiner Triplicität	5 „		
im dritten Haus	1 „		
als weibl. Planet in weibl. Zeichen	3 „		
in einem weiblichen Grad .	3 „		
als Nachtplanet unter der Erde	2 „		
	21 Stärken		
	6 Schwächen		
	15 Stärken		

Der Mond ist also stärker als die Sonne, weshalb wir sagen müssen, daß die Lebensdauer des Mannes eine kürzere ist, als die der Gemahlin. [4])

Hinsichtlich der in der Ehe herrschenden Eintracht heißt es: „Wie sich die Herren des ersten und siebenten Hauses zur Venus verhalten, so ist die Eintracht der Ehe.“ [5]) — Herr des ersten Hauses ist der Mars, welcher sich im Hause der Venus und bei derselben befindet; Herr des siebenten Hauses ist die Venus selbst. Mithin sind wir berechtigt, auf eine einträchtige und glückliche Ehe zu schließen.

Ohne uns auf die weiblichen Charaktereigenschaften ꝛc. der Gemahlin hier einzulassen, wenden wir uns zu den Kindern. Es wurde bereits erwähnt, daß der in einem fruchtbaren Zeichen befindliche Mond Kinder ver-

[1]) Spec Astrol. p. 764. — [2]) Spec. Astrol. p. 754.
[3]) Der verbrannte Weg ist die Strecke der Ekliptik von 13° Wage bis 15° Skorpion.
[4]) Spec. Astrol. p. 754. — [5]) Spec. Astrol. p. 756.

heißt. Es kommt nun darauf an, die Zahl derselben zu bestimmen. Hierüber heißt es: „Betrachte den Planeten, welcher den Herrn des Hauses der Kinder ansieht, und nach der Zahl der zwischen beiden befindlichen Zeichen wird sich die Zahl der Kinder richten.“[1]) — Das Haus der Kinder ist das fünfte, Herr desselben der Mars, welchen Jupiter im Trigon ansieht. Zwischen beiden liegen die Anfänge folgender Zeichen: der Fische, des Widders, des Stiers, der Zwillinge, des Krebses, des Löwen, der Jungfrau und der Wage, also acht Zeichen, welchen die acht Kinder Kaiser Friedrichs: Wilhelm, Charlotte, Heinrich, Victoria, Sophie, Margaretha, Sigismund und Waldemar entsprechen. Auch dafür, daß die letzten beiden Prinzen starben, haben wir ein Anzeichen, denn es heißt: „Wenn das Teil der Kinder innerhalb der Grenzen des Saturn fällt und Unglücksplaneten dasselbe bestrahlen, so verkündet dies den Tod eines Teiles der Kinder des Geborenen.“[2]) — Das Teil der Kinder ist die vom Ascendenten aus projizierte Entfernung vom Jupiter zum Saturn und entfällt auf 24° 47′ der Zwillinge. Die Grenzen eines Planeten sind die ihm in den zwölf Himmelszeichen zugehörenden Grade; in den Zwillingen erstrecken sich die Grenzen des Saturn vom 24. bis 30. Grad, weshalb das Teil der Kinder in dieselben fällt. Es wird fernerhin von Saturn in plaktischer Quadratur und von Mars in plaktischem Trigon bestrahlt, womit obige Bedingungen gegeben sind. — Auch dafür, daß Kaiser Wilhelm II bei der Geburt eine Verletzung (des Armes) erlitt, haben wir ein Anzeichen, denn es heißt: „Dominus quintae domus in decima significat, quod filii ipsius nati laedentur in suis corporibus.“[3]) — „Wenn der Herr des fünften Hauses im zehnten ist, so werden Kinder des Geborenen an ihren Körpern verletzt.“ — Der Spruch erwähnt allerdings die näheren Umstände der Verletzung nicht, wir finden sie aber bei der Nativität Kaiser Wilhelms II klar bezeichnet. — Der Plural ist erstens Sprachgebrauch, welcher nicht notwendig alle Kinder involvieren muß, und zweitens entzieht es sich der öffentlichen Kenntnis, ob ähnliche Fälle sich nicht wiederholt haben.

Für die Eintracht zwischen Vater und Kindern und die Freude, welche Kaiser Friedrich an denselben erlebte, sprechen folgende Sätze: „Wenn zwischen den Herren des ersten und fünften Hauses ein glücklicher Aspekt besteht, so wird zwischen Vatern und Kindern gegenseitige Liebe und Eintracht herrschen.“[4]) — Der Herr des ersten wie des fünften Hauses ist der Mars, infolgedessen, da eben derselbe Planet beide Häuser beherrscht, die Verhältnisse gar nicht günstiger liegen könnten. — „Sol in undecima dat gaudium per filios.“[5]) „Die Sonne im elften Haus giebt Freude an den Kindern.“ — „Quando Jupiter Venerem trino aspectu aspexerit, natus bonum et gaudium ex filiis consequetur.“[6]) — „Wenn Jupiter Venus im Trigon anblickt, so erlebt der Geborene Gutes und Freude an seinen Kindern.“

Hinsichtlich der Würden der Kinder haben wir die Herren des fünften und elften Hauses und ihren Ort in der Figur zu betrachten. Herr des fünften Hauses ist der Mars, Herr des elften die Venus, beide befinden

---

[1]) Spec. Astrol. p. 776. — [2]) Spec. Astrol. p. 778. — [3]) Spec. Astrol. p. 778.
[4]) Spec. Astrol. p. 776. — [5]) Spec. Astrol. p. 778. — [6]) Spec. Astrol. p. 776.

sich im Himmelsherz, im Hause der Ehren, und Venus steht noch dazu in ihrem eigenen Hause, der Wage. Folglich fallen den Kindern die höchsten Ehren und Würden zu.

Wenn wir etwas über die Freunde sagen wollen, so müssen wir den im elften Hause befindlichen Planeten und das Teil der Freunde betrachten, welches die vom Ascendenten projizierte Entfernung des Merkur vom Mond ist und auf 18° 35′ der Zwillinge entfällt. — Im elften Hause befindet sich die Sonne, von der es heißt: „Die Sonne giebt die Freundschaft von Königen und Mächtigen sowie von Ratgebern eines Königs.“[1]) — Der Sinn ist klar. — Um so stärker sind diese Freundschaften und um so größer überhaupt die Beliebtheit Friedrichs, als die Sonne genau mit Spica, welche samt Regulus der freundlichste Fixstern ist, dessen Anwesenheit jedem Planeten fünf Stärken verleiht, verbunden ist.

Das Teil der Freunde fällt genau auf den Anfang des elften Hauses, dem der Freunde, was auf sehr zahlreiche Freunde und große Beliebtheit deutet. Weiter ist Venus zu betrachten, welche als Herrin des elften Hauses glückliche, aufrichtige Freundschaften giebt.[2]) — Venus ist gleichzeitig Almuthen der Freunde, d. h. der Planet, welcher im elften Hause, am Ort von dessen Herrn, am Ort des Teiles der Freunde und der Venus die meisten Würden besitzt; da dieselbe mit Mars als Herrn des ersten Hauses verbunden ist, so bezeichnet sie auch in dieser Eigenschaft zahlreiche treue Freunde.[3]) — „Wenn viele Planeten mit dem Herrn des Ascendenten vergesellschaftet sind oder ihn anblicken, so deutet dies auf große Beliebtheit.“[4]) — Mit dem Mars als Herrn des Ascendenten sind die Sonne, Venus und Mercur durch Gegenwart und Jupiter durch Trigon verbunden, womit obige Bedingung gegeben ist, denn nur Saturn und Mond sind außerhalb des Aspektes. — „Wenn sich der Herr des fünften Hauses im zehnten befindet, so bedeutet es Freundschaft und Freude von und durch Fürsten und große Männer.“[5]) Es könnte noch eine ganze Reihe ähnlicher Aussprüche angeführt werden, jedoch wollen wir nur noch einen einzigen citieren, welcher die Popularität Kaiser Friedrichs bezeichnet. Es heißt über Mars als Herrn der Geburt:[6]) „Wird Mars im zehnten Hause gefunden, so schenkt er dem Geborenen die Liebe und Zuneigung des Volkes.“[7])

Die Vermögensverhältnisse und Reisen wollen wir hier nur kurz berühren. Die ersteren werden nach dem Stand des Glücksrades und seines Herren beurteilt. Das Glücksrad befindet sich 17° 47′ des Widders und samt seinem Herrn, dem Mars, in Eckhäusern, was auf Reichtum deutet, der, weil sich das Glücksrad im Hause der Eltern befindet, ererbt ist.[8])

Bezüglich der Reisen sei erwähnt, daß der Mond im dritten Haus

---

[1]) Rantzov. p. 267. Vgl. Junctin. p. 789. — [2]) Rantzov. 268.
[3]) Rantzov. p. 269. Vgl. Spec. Astrol. p. 789. — [4]) Spec. Astrol. p. 790.
[5]) Spec. Astrol. p. 791.
[6]) Herr der Geburt ist der Planet, welcher an den fünf hylegialischen Orten, dem ersten und zehnten Hause, Sonne, Mond und Glücksrad die meisten Würden besitzt.
[7]) Spec. Astrol. p. 794. — [8]) Spec. Astrol. p. 635 u. 639.

„die Reisen vervielfacht; der Geborene verweilt selten fest an einem und demselben Ort.“ [1]) Jupiter im dritten und der Drachenkopf im neunten Haus begünstigen diese Reisen einesteils, anderenteils üben der Drachenschwanz im dritten und Saturn im neunten Haus einen ungünstigen Einfluß aus, so daß also ein Teil der Reisen glücklichen, der andere unglücklichen Erfolg hat. Ich mache darauf aufmerksam, daß Saturn Almuthen der Krankheiten ist und wende mich zu diesen selbst.

Was die Krankheiten anlangt, so sind das Zeichen des sechsten Hauses (der Stier), dessen Herr (die Venus), der Ascendendent mit seinem Herrn (Skorpion und Mars), der Almuthen der Krankheiten (hier Saturn) und der Mond zu betrachten. — Es heißt nun hinsichtlich der Gesundheit im allgemeinen: „Infausta valetudinaria constitutio est illa quoque, in qua malefici supra significatores valetudinis versus medium coeli elevantur.“ [2]) — Eine unglückliche Konstitution hinsichtlich der Gesundheit ist auch jene, in welcher die unglücklichen Planeten sich über die Bedeuter der Gesundheit gegen die Mitte des Himmels erheben.“ Die Bedeuter der Krankheiten sind naturgemäß auch Bedeuter der Gesundheit, je nach ihrer Stellung. Von denselben sind die Unglücksplaneten Saturn und Mars dem oberen Meridian näher, als das erste und sechste Haus und der Mond. Nur Venus ist dem Meridian näher, jedoch ist dieselbe rückläufig und mithin ebenfalls in unglücklichem Stand. Alles zusammengenommen deutet auf wankende Gesundheit.

Saturn als Almuthen der Krankheiten befindet sich in einem stummen Zeichen, nämlich dem der Jungfrau, was Verlust der Sprache anzeigt. Der Ascendent (Skorpion) ist ein stummes Zeichen; auch der Mond steht in einem stummen Zeichen (den Fischen) in feindlichem Aspekte (Opposition) zu Saturn. Das Zeichen des sechsten Hauses ist der Stier, welcher den Hals, resp. Halskrankheiten betrifft oder denselben vorsteht. [3]) Endlich aber steht im sechsten Hause Algol, der verderblichste, todbringende Fixstern. Venus als Herrin des sechsten Hauses ist rückläufig. Alle diese unglücklichen Konjunkturen berechtigen uns, auf eine tötliche, mit Verlust der Sprache verbundene Halskrankheit zu schließen. [4])

Detaillierteren Bezeichnungen der Krankheit begegnen wir in folgenden Aussprüchen: „Wenn in Opposition zu den Lichtern (Sonne und Mond) unglückliche Planeten sich befinden, so bedeuten sie Krankheiten je nach ihrer Natur. — Saturn verursacht Husten und Absonderungen von Speichel, Schleim ꝛc.“ [5])

„Luna si fuerit impedita in Cancero aut ejus triplicitate a Saturno absque aspectu fortunarum, significat morbos, quos vocant Acila [6]), id est malum gutturis.“ [7]) — „Wenn der Mond im Krebs oder in einem Zeichen seiner Triplicität vom Saturn verhindert ist, ohne Aspekt der Glücksplaneten, so bezeichnet es eine Krankheit, welche man Acila, d. h. eine Krankheit der Kehle nennt.“

Der Mond ist ein feuchter Planet, welchem die wässerige Triplicität

---

[1]) Ranzov. p. 75. — [2]) Spec. Astrol. p. 269.

[3]) Vgl. Ranzov. p. 38 u. Hauff: Der Astrolog und Seher von München, Heilbronn und Leipzig 1858, p. 14.

[4]) Spec. Astrol. p. 267 u. 269.

[5]) Spec. Astrol resp. Tetrabibl. Ptol. Lib. III. cap 2 p. 267.

[6]) Acila ist offenbar der arabisch-medizinischen Terminologie entlehnt.

[7]) Spec. Astrol. p. 290.

(also die Zeichen des Krebses, des Skorpions und der Fische) zugeeignet sind. Er selbst befindet sich in den Fischen ohne Aspekt von Jupiter oder Venus und wird von Saturn durch Opposition verhindert; also ist obiger Spruch zutreffend. Weiterhin heißt es: „Saturn als Almuthen der Krankheiten bedeutet, daß der Geborene an Krankheiten leiden wird, die kalter und trockener Natur (nach galenischer Theorie) sind und in gleicher Art lange währen wie Krebs &c."[1]) — „Wenn der Mond bei einer Tagesgeburt unter der Erde unglücklich bestrahlt sich befindet, deutet er auf Lungenkrankheiten."[2]) — Der Mond steht genau dreiunddreißig Grad vom untern Meridian im Gegenschein Saturns, dem schlimmsten Aspekt. — „Der Krebs im sechsten, achten (er befindet sich in demselben) oder zwölften Haus verursacht unter den Krankheiten Husten, Schwindsucht, Lungenentzündung."[3])

Hinsichtlich des Alters, in welchem die Krankheiten eintreten, stoßen wir auf folgende Angabe: „Saturn westlich vom Meridian giebt die Krankheiten in späterem Alter."[4])

Um die Lebensdauer zu erforschen, haben wir wieder den Alcochoden zu betrachten, welcher Saturn ist, weil dieser Planet im Zeichen des Hylechs (der Sonne) eine Hauptwürde (Exaltation) besitzt und frei von Rückläufigkeit, sowie von den Strahlen der Sonne ist. Da er sich demnach in gutem Stand und dem Himmelsherz nahe befindet, so verleiht er seine höheren Jahre, nämlich 57.[5])

Wir wenden uns nun zur Bestimmung der Todesart. Bedeuter des Todes ist Saturn als Almuthen der Krankheiten und des Todes. Letzterer ist der Planet, welcher an folgenden Orten die meisten Würden besitzt: an der Spitze des achten Hauses, am Orte des Herrn desselben, am Orte des „Teils des Todes" und seines Herrn, im achten Haus von der Sonne und am Orte seines Herrn, im Ascendenten und am Orte seines Herrn, endlich an den Orten der Herren der Triplicitäten des vierten und achten Hauses. Teilnehmende Bedeuter sind Jupiter als Herr des „Teils des Todes" (19° 12′ des Schützen) und Merkur als Herr des achten Hauses.

Bei Ptolemäus heißt es nun:[6]) „Wenn daher Saturn der Herr der Krankheiten ist, so erfolgt der Tod nach langer Krankheit. Ist aber Jupiter Herr des Todes, so zweifeln wir nicht, daß der Tod durch Lungenentzündung oder sehr üble Gerüche (putride Bronchitis!) herbeigeführt wird, — Wenn aber Merkur Herr des Todes ist, so ist seine Ursache Husten oder überflüssiger Auswurf." Die genannten drei Planeten sind die gemeinsamen Bedeuter des Todes, und das über sie Gesagte giebt — zusammengefaßt — ein treffendes Bild des furchtbaren Leidens, welchem Kaiser Friedrich, der Vielgeliebte, erlag.

Das Teil des Todes in einem Eckhaus[7]) und der plaktische Trigon des achten Hauses zu Jupiter und Venus[8]) deuten darauf, daß Kaiser Friedrich in der Heimat, und der Stand des Merkur als Herrn des achten Hauses im zehnten darauf, daß er in den höchsten Ehren und Würden starb.[9])

---

[1]) Spec. Astrol. p. 306. — [2]) Spec. Astrol. p. 296. — [3]) Spec. Astrol. p. 318.
[4]) Spec. Astrol. p. 308.
[5]) Spec. Astrol. p. 353 u. 354. — [6]) Tetrabibl. Lib. III. cap. 13.
[7]) Spec. Astrol. p. 483. — [8]) Spec. Astrol. p. 487. — [9]) Spec. Astrol. p. 483.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Buddhas Leben und Lehre,

dem „Buddhistischen Katechismus“ von Subhádra Bickshu nacherzählt

von

Dr. Raphael Koeber.



II. Die Lehre.

Buddhas Lehre, zu der wir uns jetzt wenden, ist durch die Überlieferungen der Arahats erhalten und in den heiligen Schriften, den drei buddhistischen Büchersammlungen oder Pitakas (Sutra-, Vinaya- und Abhidarma-Pitaka) aufgezeichnet. Dies geschah drei Jahrhunderte nach Buddhas Tode unter der Regierung des Königs Açoka (259—222 v. Chr). Im Laufe der Zeit aber hat sich in diese heiligen Bücher manches Irrtümliche und Unechte eingeschlichen, namentlich Zusätze naturwissenschaftlichen Inhalts: von der Entstehung der Welt, der Form und Beschaffenheit der Erde &c. — Dinge, welche die Buddhalehre, die ihr Augenmerk nur auf das innere Wesen der Welt und des Menschen richtet und insofern auch der europäischen Naturwissenschaft ganz vorurteilsfrei gegenüber steht, nie berührt hat.

Wie bereits gesagt, verwirft der Buddhismus die Annahme, daß die ewige Wahrheit dem Begünstigten durch göttliche Offenbarung zu teil werde. Nur aus der Kraft ihres inneren Wesens erheben sich die Buddhas zur höchsten Vollendung, und was sie der Menschheit verkünden, haben sie im Zustande der Erleuchtung oder mystischen Versenkung unmittelbar geschaut. Solche von Buddha Gautama geschaute und verkündete, nicht aber durch Offenbarung empfangene Wahrheiten enthalten die drei Pitakas.

Was den Buddha bewogen hat, als Lehrer der Menschheit aufzutreten, war das Mitleid, das Erbarmen mit unserer Unwissenheit (avidya), d. h. mit der dem Menschen angeborenen, natürlichen Verblendung, die ihn die wahre Natur und den wahren Wert der Dinge, nach deren Besitz er trachtet, nicht erkennen läßt. Der Mensch strebt von Haus aus nach Glückseligkeit, sucht sie aber dort, wo sie nie zu finden ist, nämlich in der sinnlichen Welt, der Welt des Irrtums, der Schuld, des Leidens, des ewigen Wechsels, des Entstehens und Vergehens, der Geburt und des Todes, das ist: des unaufhörlichen Kreislaufs der Wiederverkörperung: kurz, in der Welt, in der wir leben, oder dem „Samsára“.

Die Erlösung aus dem Samsára ist das letzte Ziel des Buddhismus. Man wird vom Übel erlöst, sobald man den Grund oder die Ursache des Übels aufhebt. Alle Leiden, die wir im Samsára erdulden, sind an das nimmer endende, stets wiederkehrende (sinnliche) Leben als solches gebunden: Samsára ist identisch mit Leben. Man muß demnach die Ursache des Lebens überhaupt aufheben, um ein Ende allem Übel zu machen. Diese Ursache ist der Wille zum Leben, zum individuellen Dasein — ein Begriff, oder vielmehr ein Prinzip, das, seit Schopenhauer, der abendländischen Welt nicht mehr fremd ist. Hebe den Willen zum Leben auf und du erlangst die Erlösung. Die Möglichkeit dieser That ist aber offenbar an eine Bedingung geknüpft, nämlich an die Erkenntnis: was ist Leiden? Was ist seine Ursache? Wie wird diese beseitigt? Welches ist der Weg, der zu ihrer Beseitigung führt?

Diese vier „Heilswahrheiten", deren Erklärung in dem Buche von der „Verkündigung der moralischen Weltordnung" enthalten ist, sind, wie man leicht sieht, so miteinander verknüpft, daß aus der Erkenntnis der ersten: was ist Leiden? auch die Erkenntnis der übrigen folgt; oder daß die Antwort auf die erste Frage zugleich die anderen drei beantwortet. Das Leiden ist das Dasein als Einzelwesen (als Ichheit). Damit ist gesagt, daß die Ursache des Einzeldaseins, d. h. der egoistische Wille in all seinen Formen, auch die Ursache des Leidens ist. Also kann die Ursache des Leidens beseitigt werden nur durch die völlige Vernichtung des Willens zum Einzeldasein, und der Weg zu dieser Vernichtung ist kein anderer als die Ausrottung des Egoismus, mit welchem auch die Wurzel alles Bösen, Unrechten ausgerottet ist. Derjenige, welcher diesen Weg wandert, wird also stets nur das Rechte sowohl denken, als wollen und thun. Der Buddhismus spezialisiert dies folgendermaßen: der Weg, der zur Aufhebung des Leidens führt, ist der erhabene „achtteilige Pfad, der da heißt: rechte Erkenntnis (frei von Vorurteilen, Aberglauben und Wahn), rechtes Wollen (dem höchsten Ziele zugewandt, würdig des edlen und erleuchteten Menschen), rechtes Wort (gütig, einfach, wahrhaftig), rechte That (friedfertig, rechtschaffen, wohlwollend und rein), rechtes Leben (ein solches, das keinem lebenden Wesen Nachteil oder Schaden bringt), rechtes Streben (allein auf Überwindung der Unwissenheit, der Begierden und des Willens zum Leben gerichtet), rechtes Denken (stets auf die heilige Lehre und die Satzung gerichtet), rechtes Sichversenken (völliges Zurückziehen der Sinne, des Wahrnehmens und Denkens von den Außendingen, und Aufgehen des Selbstbewußtseins und des Willens im Nirwána)".

Daß die Befriedigung der Leidenschaften und das Trachten nach sinnlichen Genüssen, als stärkster Ausdruck des Egoismus, mithin des Willens zum Leben, das gerade Gegenteil vom rechten Wege, also ein Irrweg, der Weg der Weltkinder ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Aber auch die Selbstpeinigung und Askese, d. h. die gewaltsame Abtötung des Leibes, in der manche brahmanische Lehrer das Mittel zur Erlangung der Vollkommenheit erblicken, wird vom Buddhis-

mus, der sein Augenmerk allein auf Läuterung des inneren Menschen, des Herzens und Willens richtet, als eine Verirrung verworfen, welche nicht einmal zu einer glücklichen Wiederverkörperung, viel weniger zur Erlösung führe. Der Mittelweg allein — worunter freilich nicht die „goldene Mittelstraße" (aurea mediocritas) des Horaz zu verstehen ist — mündet in Nirwána, die letzte Station vor dem absoluten ewigen Frieden oder dem Paranirwána. Der Unterschied zwischen Nirwána und Paranirwána ist der, daß, während das erstere ein noch dem irdischen Dasein angehörender, das letzte ein erst im Tode erreichbarer Zustand ist. Das Wort „Nirwána" bedeutet Erloschensein, Ausgewehtsein, — „gleich einer Flamme, die der Wind ausweht, oder die aus Mangel an Nahrung erlischt." Was erloschen ist, ist der Wille zum Leben, demnach jede Leidenschaft, jedes Verlangen, jede Furcht, jeder Schmerz. Nirwána ist, kurz, das Nicht des Samsára, ein Zustand, dessen bloße nach der Aufhebung des irdischen Daseins beginnende Fortsetzung das Paranirwána ist. Man kann auch Nirwána als die ideale Vorausnahme (Anticipation) des (realen) Paranirwána bezeichnen. Man kann auch sagen: ist der ewige selige Friede bloß in uns (d. h. uns immanent), so ist dies Nirwána; sind dagegen wir im ewigen seligen (bereits dem transscendenten Gebiet angehörenden) Frieden, — so ist dies Paranirwána. Daraus, daß für Samsára Nirwána notwendig = Nichts ist, darf selbstverständlich nicht — nach dem Beispiel einiger abendländischen Gelehrten — geschlossen werden, daß es ein absolutes Nichts sei; ebensowenig freilich läßt sich auch, vom Standpunkt des Samsára, irgend etwas Bestimmtes über den Nirwána-Zustand ausmachen. Von keiner mystischen Geistes- und Willensverfassung, so auch nicht von Nirwána, vermögen wir eine zureichende Vorstellung zu gewinnen, solange wir dasselbe nicht erfahren haben, oder noch in irdischen Banden gefesselt sind. Da aber für einen Arahat, der allein Nirwána erreicht, umgekehrt Samsára = Nichts, also das Nirwána das Positive ist, so muß man sogar schließen, daß auch Paranirwána nicht ein Zerfließen ins Nichts schlechthin, sondern etwas Positives, jedoch uns Verborgenes und in jedem Fall außer aller Beziehung zum irdischen Sein Stehendes, ist. [1])

Nur die wenigsten Menschen — eben die Arahats — gelangen schon in der gegenwärtigen Geburt zum Nirwána. Die meisten sind durch die Wirkung ihrer Thaten in früheren Geburten von einer solchen geistigen und moralischen Beschaffenheit, daß ihre Erlösung erst nach vielen Wiederverkörperungen erfolgen kann. Aber eine glückliche Wiederkehr ins Leben erreicht jeder, der ernstlich danach trachtet. Denn unsere Wiederverkörperung hängt einzig und allein von uns selbst, von unserem Willen ab. Dieser, den Kern unseres Wesens bildende Wille zum Leben (tanha

---

[1]) Über „Nirwána" vgl. auch Ed. v. Hartmann, Philosophische Fragen der Gegenwart. 1885. S. 171 ff. — Nur hat derselbe diesen Begriff indischer Weisheit insofern gänzlich mißverstanden, als er annimmt, daß die Welt als solche dieses Ziel erreichen können, während dies doch nur für den Einzelnen möglich und dazu eben seine sehr oftmalige Wiederverkörperung nötig ist.

oder sanskrit trishna) ist „die eigentliche weltschöpferische Kraft, er ist das, was andere Religionen sich als Gott personifiziert denken, er ist die Ursache unseres Daseins und in Wahrheit der Erschaffer, Erhalter und zugleich (durch seine Verneinung oder Selbstaufhebung) Zerstörer aller Dinge — die wahre Dreieinigkeit. Und nicht nur die Wiederverkörperung an sich, sondern auch ihre Art und Beschaffenheit ist von uns abhängig; sie richtet sich genau nach unseren Thaten in den früheren Lebensläufen, und erfolgt in einer höheren oder niedrigeren Form, je nachdem das Überwiegende unsere früheren Verdienste oder Übelthaten sind. Die strenge Notwendigkeit oder Unabwendbarkeit, daß die Art einer Wiederverkörperung genau dem moralischen Wert aller zurückgelegten Lebensläufe entspreche, beruht auf dem Weltgesetze der Kausalität oder der Verkettung von Ursache und Wirkung, das innerhalb der moralischen Welt genau dieselbe Geltung hat wie in der leiblichen. Dieses der moralischen Weltordnung zu Grunde liegende und sie, deren zeitliches und räumliches Abbild die sichtbare, physische Weltordnung ist, ausmachende Gesetz, dem kein lebendes Wesen sich entziehen kann, wird Karma genannt. Man sieht den Unterschied zwischen Tanha (dem Willen zum Leben) und Karma. Das erstere ist die Ursache des Lebens, also auch der Wiederverkörperung als solcher; Karma dagegen ist die Ursache der näheren Bestimmung dieses so und nicht anders beschaffenen Lebens. Mit anderen Worten: Karma ist „unser individueller Charakter, unser wahres inneres Wesen, und zugleich das, was andere Religionen Gottes Fügung, Vorsehung oder Schicksal nennen". Es ist das, was Kant und nach ihm Schelling und Schopenhauer den intelligiblen Charakter eines Wesens nennen. Es ist der „Dämon", der Lenker unseres Lebens, des Menschen selbsteigener, freier, vorweltlicher oder vielmehr vorzeitlicher Willensakt, demgemäß auch alle unsere Lebensläufe ausfallen. Von ihm gilt das orphische Wort Goethes:

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt." [1]) —

Nur kraft seines eigenen Willens, kraft seines Karma besteht und entwickelt sich alles in der Welt. Einen persönlichen Gott-Schöpfer kennt der Buddhismus nicht, verwirft demnach auch die Lehre von der Entstehung der Welt aus dem Nichts. Wie die Geburt nur eine Wiederverkörperung, so ist die „Schöpfung" nur die Erneuerung eines untergegangenen Weltkörpers oder Weltsystems, deren es unzählige giebt, und die alle, gleich der Erde, beständigen Veränderungen unterworfen sind. Und auf jedem dieser, teils von niedriger, teils von höher als der Mensch

[1]) Der ganze tiefsinnige Aufsatz von Schopenhauer, über die anscheinende Absichtlichkeit in den Schicksalen des Einzelnen (Parerga ꝛc. I), handelt im Grunde von Karma.

stehenden Wesen bewohnten Weltkörper kann eine Wiederverkörperung stattfinden.

Über den ersten Anfang und über das Ende des Weltalls hat Buddha, obgleich ihm selbst beides bekannt war, nichts gelehrt, da diese Erkenntnis erstlich die moralische Vollkommenheit des Menschen nicht fördert, also auch zur Erlösung nicht führt, und, zweitens, nur dem auf der höchsten Stufe menschlicher Entwicklung stehenden mitgeteilt und beigebracht werden kann. Ja, einem, der die Vollendung eines Arahat erreicht hat, entschleiern sich alle Geheimnisse von selbst. So ist das Einzige, wonach der Mensch zu trachten hat, die Vollendung. Diese und mit ihr das Nirwána wird nur dem zu teil, welcher, der Brüderschaft der Auserlesenen beitretend, die Welt verläßt und sich entschließt, den achtteiligen Pfad zu verfolgen, nämlich, neben den fünf allgemeinen, für jeden Anhänger des Buddhismus zwingenden Gelübden (kein lebendes Wesen zu töten; nicht zu stehlen; sich alles unerlaubten geschlechtlichen Umgangs zu enthalten — was für den Auserlesenen, als welcher ehelos lebt, vollkommene Keuschheit besagt; nicht zu lügen im weitesten Sinne; keine berauschenden Getränke zu genießen), noch folgende fünf abzulegen: sich des Essens zu ungehöriger Zeit zu enthalten; alle weltlichen und zerstreuenden Vergnügungen zu meiden; alles, was der Eitelkeit dient, von sich zu entfernen; jeder Weltlichkeit sowie auch dem Genuß tierischer Nahrung zu entsagen; immerdar in freiwilliger Armut zu leben. — Erst durch die strenge Beobachtung auch der zwei letzten Gelübde, in welchen im Grunde alle übrigen schon enthalten sind, wird man zum eigentlichen Jünger des Erleuchteten. Und nicht die äußere Befolgung der Gelübde, nicht die sichtbare That ist es, was das moralische Verdienst bestimmt; sondern der innere Beweggrund, die Lauterkeit des Willens, aus der die Handlungen nach den Vorschriften der Lehre von selbst folgen. Mit anderen Worten: man muß, um wahres Verdienst sich zu erwerben, um einer wahrhaft guten Handlung fähig sein zu können, alle Selbstsucht, diese Hauptursache alles Bösen in der Welt, überwinden und, nicht nur in Thaten, sondern in Worten und Gedanken, Gerechtigkeit und Wohlwollen allen lebenden Wesen ohne Ausnahme erweisen. Handlungen, die zwar selbstsüchtig sind, anderen jedoch nicht schaden, können weder gut noch böse genannt werden: sie sind entweder klug oder weise oder thöricht, je nachdem sie unser zeitliches Wohl oder unser ewiges Heil befördern, oder unsern Körper und Geist schädigen. Denn das Gute und das Böse deckt sich mit dem Pflichtgemäßen und Pflichtwidrigen, und Pflichten kann man nur gegen andere, nicht gegen sich selbst haben: die sogenannte „Pflicht der Selbsterhaltung" ist nichts als eine „Beschönigung der Selbstsucht". Zu den Pflichten des Buddhisten gehört auch, daß er seinem Feinde, der ihm Leid anthut, verzeihe und nicht mit gleichem vergelte. „Denn der Böse wird sein Unrecht infolge der Wirkung des Karma in dieser oder der nächsten Geburt büßen müssen, und zwar um so schwerer, je mehr er jetzt frohlockt und sich gegen die bessere Erkenntnis verstockt." Keine Schuld bleibt ungestraft; aber eine zeitliche Schuld

kann keine ewige Strafe zur Folge haben: dies würde der ewigen Gerechtigkeit widersprechen, auf der die moralische Weltordnung, die uns der Buddha verkündete, beruht. Aus diesem Grunde verwirft der Buddhismus: erstlich den Selbstmord als eine Handlung, die begangen wird im thörichten Glauben, man könne sich den Folgen seiner Thaten oder überhaupt seinem Karma mit Gewalt entziehen; zweitens die Lehre, daß die Schuld der Eltern an den Kindern heimgesucht werde; drittens die Vorstellung von einer Hölle und einem Himmel im Sinne der Ewigkeit des Christentums und des Islam. Es giebt für die Schuld dunkle Welten der Pein und Verzweiflung, für das Verdienst lichte Welten der Freude. In beiden aber ist der Aufenthalt nicht ewig: nachdem der Mensch die Frucht seiner Thaten genossen, muß er, da noch Wille zum Leben in ihm vorhanden ist, zur Erde zurück, wo ihm aufs neue die Möglichkeit geboten ist, auf den Pfad des Heils zu gelangen, bezw. auf demselben fortzuwandeln bis zur endlichen Vollendung, zu der auch der Schuldigste endlich gelangt. Je größer die Schuld, um so länger die Buße, d. h. um so zahlreicher die Wiedergeburten. Das, was wiedergeboren wird, ist der „individuelle Wille zum Leben" oder die Individualität, die, nach der Auflösung des Leibes, durch die Wirkung des Karma wiedergeboren, d. h. in einer andern Form wieder verkörpert wird. Die Individualität, unsere unzerstörbare Wesenheit, ist nicht zu verwechseln mit dem, was die europäischen Religionen im Sinne der Persönlichkeit „Seele" nennen. Diese „Seele" ist für den Buddhismus nur eine Vereinigung von mannigfachen höheren und niederen, im Tode sich in ihre Bestandteile auflösenden Kräfte. In jeder Wiederverkörperung schafft sich die Individualität mit einem neuen Körper auch eine solche neue „Seele". Der Glaube an eine „unsterbliche Seele" in diesem Sinne ist nur ein Ausdruck des egoistischen Verlangens nach einer persönlichen Fortdauer, ein „Ausfluß des verblendeten Willens zum Leben", demnach ein Aberglaube, und muß, gleich vielem anderen aus dem Egoismus Entspringenden, abgestreift werden, wie eine Fessel, welche den Menschen an das Dasein kettet und die Erlösung verhindert. — Da es nur eine Wiederverkörperung unseres Wesens, nicht der Person giebt, so scheint es dem noch im Zustande der Unwissenheit befindlichen Menschen, daß das Wiedergeborene ein ganz anderes, als das Gestorbene ist. Der Erkennende aber erkennt auch die Identität seines Wesens in allen Wiederverkörperungen und erinnert sich seiner früheren Lebensläufe, wie der Erwachte sich seiner Träume erinnert, in welchen sein „Ich" die verschiedensten Gestalten angenommen hatte. [1])

[1]) Wir machen den Leser auf die beiden Romane von George Sand, „Consuelo" und „Die Gräfin von Rudolstadt", aufmerksam, in denen die Lehre von der Wiederverkörperung und der „Wiedererinnerung" einen poetischen Ausdruck in der Gestalt des Grafen Albert gefunden hat. Überhaupt sind diese Dichtungen der genialen Frau allen zu empfehlen, die sich für Mystik, namentlich für ihre praktische, auch die sozial-politischen Probleme berührende Seite interessieren. — Bemerkenswert, obgleich nicht von so hohem poetischen Wert, ist auch die mystische Klostergeschichte „Spiridion" von derselben Verfasserin.

Was dieser Erkenntnis im Wege steht, sind die „zehn Fesseln", mit denen wir ans Leben gekettet sind, und die jeder, der nach Erlösung trachtet, vollständig abstreifen muß. Sie heißen: 1) der Glaube an eine Unsterblichkeit der „Seele", d. h. der Persönlichkeit; 2) der Zweifel, daß es eine moralische Weltordnung und eine Erlösung gebe; 3) der Aberglaube, durch äußere religiöse Handlungen zur Erlösung zu gelangen; 4) die sinnlichen Leidenschaften und Begierden; 5) Haß und Übelwollen gegen seine Mitwesen; 6) Liebe zum irdischen Leben; 7) Verlangen nach einem künftigen (himmlischen) Dasein; 8) Stolz; 9) geistiger Hochmut; 10) Unwissenheit (Avidyá).

Mit dem geistigen Hochmut, dem Haß und dem Übelwollen und mit der Unwissenheit überhaupt sind offenbar auch alle speziellen Ausdrücke dieser menschlichen Untugenden oder Schwächen ausgeschlossen, wie: der Wahn, daß Buddhas Lehre allein zur Erlösung führe; der Haß gegen Andersgläubige; der Glaube an Wunder als an eine willkürliche Durchbrechung der Naturgesetze. Und so können wir, nach dieser kurzen Skizze, die buddhistische Lehre folgendermaßen charakterisieren, woraus sich ihr spezifischer Unterschied von allen anderen Religionen und ihr vorwiegend philosophischer Gehalt ergiebt: „Der Buddhismus lehrt die höchste Güte und Weisheit ohne einen persönlichen Gott; eine Fortdauer des Seins ohne eine unsterbliche Seele; eine ewige Seligkeit ohne einen örtlichen Himmel; eine Möglichkeit der Heiligung ohne einen stellvertretenden Heiland; eine Erlösung, bei der jeder sein eigener Erlöser ist und welche ohne Gebete, Opfer, Bußübungen und äußere Gebräuche, ohne geweihte Priester, ohne Vermittelung der Heiligen und ohne göttliche Gnadenwirkung aus eigener Kraft errungen werden kann; endlich eine höchste Vollkommenheit, welche schon in diesem Leben und auf dieser Erde erreichbar ist."



Psychologische Gesellschaft zu München.

Vortrag in der Sitzung vom 19. Juli 1888.

Fortschritte des Hypnotismus.

Neuere Publikationen, besprochen von

Albert von Notzing,
Dr. med.



IV. Deutschland und Österreich.

Die wichtigste und umfassendste deutsche Arbeit der neueren Zeit ist das im Jahre 1887 in der „Realencyklopädie der gesamten medizinischen Wissenschaften" erschienene Referat von Preyer und Binswanger über den Hypnotismus (Band X). Der verhältnismäßig knappe physiologische Teil ist von dem bekannten Professor der Physiologie in Jena, Preyer, bearbeitet, und faßt in treffender Kürze vom mehr physikalischen Gesichtspunkte aus das Wissenswerte zusammen, berücksichtigt aber nicht die einen entgegengesetzten Standpunkt vertretenden Arbeiten des Professors der Physiologie Beaunis (Nancy), obwohl dieselben bereits 1884—86 erschienen waren und um so mehr Anspruch auf Berücksichtigung haben, da gegenüber der bahnbrechenden Suggestionslehre der physiologische Standpunkt der Jahre 1878—82 heute nicht mehr als maßgebend angesehen werden darf.

Der pathologische von Professor Binswanger bearbeitete Teil weist im Gegensatze dazu auf die Wichtigkeit der alles zurückdrängenden Suggestionslehre hin. So sagt der Verfassers (S. 117):

„Wir sehen die Weiterentwicklung der Lehren und Anschauungen sowohl im Entwicklungsgange des einzelnen, wie Braid und Berger, und ganzer Schulen, wie diejenige von Mesmer bis zum Marquis de Puységur und dem Abbé Faria, von Charcot bis zu Richer und Ch. Féré, von Dumontpallier bis zu Brémaud und Bottey, von Liébault bis zu Bernheim und Beaunis, — überall verdrängt die Suggestion alle anderen Methoden der Untersuchung und begräbt scheinbar die ganzen, früher methodisch mühselig erlangten Versuchsergebnisse in der Flut der neuen bahnbrechenden und mannigfaltigen Befunde."

Die therapeutischen Versuche Binswangers sind nicht so zufriedenstellend, wie diejenigen anderer, wohl deshalb, weil in den meisten Fällen technische Proceduren zur Herbeiführung der Hypnose angewendet wurden. Immerhin hatte auch er Erfolge bei verschiedenen Leiden. In der Jahres-

sitzung der deutschen Irrenärzte am 16. und 17. September 1887 warnte Binswanger vor den Gefahren, welche die Hypnotisierung bei Geisteskranken mit sich bringt, — so z. B. Rückfälle bei Rekonvalescenten. Immerhin giebt er die Hypnotisierbarkeit vieler Geisteskranker zu und sagt: „Bei allem Skepticismus darf man die Beschäftigung mit diesen Dingen nicht von der Hand weisen, es sind Thatsachen, die nicht wegzuleugnen sind." — Preyer, Obersteiner und Siemerling beteiligten sich an der Diskussion, und die zwei ersteren wollen gerade bei Psychosen gute Erfolge gesehen haben.

So sehen wir, daß die berufenen Vertreter der Wissenschaft der Frage des Hypnotismus immer näher treten; — und in demselben Maße wächst die Aussicht auf die Anerkennung und Untersuchung jener selteneren Phänomene, die mehr als irgend welche Beobachtungen anderer Art im stande sind, zur Aufklärung oder zum Verständnis jener komplizierten Vorgänge in der menschlichen Psyche beizutragen, welche für die heutige Wissenschaft im Grunde noch ein völlig unbekanntes Gebiet sind.

In dem erwähnten Sinn bezeichnet die Broschüre des Dr. von Krafft-Ebing, Professors der Psychiatrie und Nervenkrankheiten an der Universität zu Graz einen der wichtigsten Fortschritte. Derselbe betitelt sich „Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus"[1]) und stellt — neben zahlreichen interessanten psychologischen Beobachtungen — die Thatsache der organischen Veränderung auf Suggestion, welche bisher trotz vieler französischer Berichte noch für unsicher gehalten wurde, über jeden Zweifel fest. Die Gewähr für die vielleicht wunderbar klingenden Berichte übernimmt in diesem Fall eine so hervorragende, allgemein anerkannte Autorität, daß auch von seiten der offiziellen Wissenschaft an eine ernste Bestreitung kaum zu denken sein wird. Auch will es uns scheinen, als trügen die Berichte des Verfassers ganz merkwürdig zur Aufklärung gewisser bei den sogenannten „Medien" beobachteter — und bisher von den Gläubigen als „Wunderleistungen" angestaunter Vorgänge bei. — Es dürfte daher ein eingehenderes Referat für die Leser dieses Blattes wohl wünschenswert sein.

In seiner Einleitung verwahrt der Verfasser sich gegen den Einwurf der Simulation mit folgenden Worten:

Den Vorwurf, daß die Persönlichkeit, welche nur ungern sich zu den Versuchen vor dem Verein der Ärzte hergab, eine Schwindlerin sei, muß ich unbedingt zurückweisen.

Ich kann die landläufige Annahme, daß alle Hysterische zu Täuschung und Simulation neigen, nicht acceptieren. Sie wird durch zahlreiche Ausnahmen widerlegt, fußt vielfach auf oberflächlicher Beobachtung und mangelhafter Sachkenntnis, indem sie autosuggestive Selbsttäuschung mit absichtlichem Betrug verwechselt.

Die Persönlichkeit, welche Gegenstand der folgenden Beobachtungen war, scheute die Experimentation und Demonstration und war froh, wenn man sie in Ruhe ließ. Ihre Angaben bezüglich ihrer Vita ante acta erwiesen sich bei eingezogener Erkundigung bei Behörden und Privaten als wahrheitsgetreu bis auf romanhafte autosuggestive Ausschmückungen, Erinnerungstäuschungen und Lücken ihrer Lebensgeschichte.

[1]) Bei Enke, Stuttgart, 1888.

die durch krankhafte Bewußtlosigkeitszustände ausgefüllt und nicht erinnerlich waren. Die Kranke wäre die vollendetste Schauspielerin, die je gelebt hat, wenn das was sie bot, unecht wäre. Überdies müßte sie dazu Spezialstudien in der Schule Charcot's oder der von Nancy gemacht haben.

Aus seinen sämtlichen Versuchen geht für Krafft-Ebing die Thatsache hervor, 1. daß die Phänomene des Hypnotismus psychisch-suggestiver Natur sind; 2. daß die posthypnotische Suggestion zum Entstehen von Autohypnose führt.

Sein Versuchsobjekt Ilma S., eine Hystero-Epileptische, hatte in der Hypnose einen Diebstahl ausgeführt. — Das war der Grund, warum sie der Sicherheitsbehörde in Graz zur Beobachtung übergeben wurde. Ihre im Dezember 1887 niedergeschriebene Auto-Biographie, welche im wesentlichen mit den auf anderem Wege eingezogenen Erkundigungen übereinstimmt, lautet wie folgt:

„Ich besuchte die Klosterschule bis zu meinem 14. Jahre. Ich kränkelte damals, hatte schon Monate am Fieber gelitten und bekam zudem die Bleichsucht. Es war an einem Wintermorgen. In der Stadt war Wochenmarkt. Ich stand am Fenster und schaute dem Treiben der Menschen zu. Unser Kloster lag am Ufer der Th., gegenüber der berühmte Wallfahrtsort V. Damals war noch keine Verbindungsbrücke, man verkehrte auf einem Floße. So war es auch an dem erwähnten Morgen. Männer, Weiber, Wagen, Pferde, alles drängte sich so schnell wie möglich hinüberzukommen. Da, auf einmal, mitten im Strom, brach das Floß. Menschen und Tiere sanken in einem Knäuel zusammen zwischen den Eisstößen ins Wasser. Wie mir bei diesem Anblick wurde, weiß ich nicht. Man sagte mir nachher, ich sei erstarrt wie eine Statue stundenlang dagestanden, ohne ein Lebenszeichen von mir geben zu können[1]). Der mich behandelnde Arzt schläferte mich öfters ein und so wurde ich wieder gesund. In der Folge schläferten mich die Klosterfrauen ab und zu zum Spaß ein. Ich schlief fest und wußte nicht, was mit mir geschah.

In den folgenden Jahren geschah es nun öfter, daß plötzlich meine Glieder erstarrten. Ich strengte mich in solchen Krisen, die 10 Minuten, manchmal auch eine Stunde dauerten, unerhört an, nur einen Finger zu rühren oder einen Ton hervorzubringen, aber es ging nicht. Gegen Ende des Anfalls hatte ich das Gefühl, als wenn alles Blut nach dem Kopf steigen möchte und es in ihm hämmere.

Nach solchen Anfällen, die meistens bei Nacht kamen, fühlte ich mich am anderen Tag unsäglich matt.

Im 16. Jahr forderte mich die Oberin des Klosters auf, in den Orden zu treten. Ich fühlte keinen eigentlichen Beruf für das Ordensleben, aber da mich alle liebten, da es mir bangte, diese stillen Räume, in denen ich meine Kindheit verlebt, verlassen zu sollen und es meines Vaters Freude und Wunsch war, willigte ich ein. Die 3 Jahre meines Noviziats waren vorüber. Ich erhielt zum letztenmal Erlaubnis, die Ferien zu Hause zu verbringen. Da lernte ich meinen Cousin kennen. Er redete mir aus, ins Kloster zurückzukehren, denn er liebe mich und könne ohne mich nicht leben. Solche Sprache hatte ich nie gehört. Was soll ich weiter sagen? Ich wußte, daß ich unglücklich war, denn ich liebte ihn auch. Mein Vater war außer sich, als er von dieser geplanten Verbindung hörte. Emmerich beschwor mich, mit ihm zu gehen, auch ohne Einwilligung des Vaters, aber das thun konnte ich nicht.

Ich ging zurück ins Kloster gebrochenen Herzens. Der Tag meiner Einkleidung nahte heran. Stumpf, gleichgültig verbrachte ich die Nacht in der Kapelle, aber

[1]) Schreckkatalepsie.

beten konnte ich nicht. Ich ging zum Altar nicht als Braut Christi, sondern um ein gebrochenes Herz ins Grab zu tragen. Die Ceremonie war vorüber; es war mir so, als wenn ich träumte. Die Zeit verstrich, ich lernte vergessen, wenn auch nicht verschmerzen. Ich war von den Mitschwestern geachtet, von unsrer Oberin bevorzugt. Da traf mich ein Schlag wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel und seitdem ist mein Leben vernichtet.

Unter den Klosterschwestern war es Schwester Beatrix, die Sekretärin der Oberin, die mir mit einer fast strafbaren Neigung zugethan war. Ich hatte sie für das Muster alles Edlen und Guten gehalten; war sie doch die Lehrerin und Führerin meiner Jugend gewesen! Ach, wie täuschte ich mich!

Eines Abends gingen wir vom Refektorium in unsere Zellen. Ich wollte mich gerade zur Ruhe begeben, als Schwester Beatrix bei mir eintrat, mit der Bitte, ihr bei ihren Arbeiten zu helfen. Ich willigte ein. Wir mochten bis etwa 10 Uhr gearbeitet haben, als ich müde zu werden anfing. Da sagte sie, ich möchte mich einschläfern lassen, dann könnte ich wieder leichter arbeiten. Ich ließ es mir gefallen. Ich erwachte mit einem Gefühl, als wenn ich von hinten gepackt würde und nicht weiter könnte. Mit Gewalt riß ich mich los und die Perlen meines Rosenkranzes rollten mir zu Füßen. Ich hatte nämlich das Kreuz meines Rosenkranzes irgendwo eingezwängt und konnte nicht weiter. In der Hand hielt ich einen mir unbekannten Gegenstand. Vor Entsetzen wollte ich schreien, aber jemand wehrte es mir und zerrte mich fort. Ich war so bestürzt, daß ich willenlos folgte. In der Zelle angelangt, erkannte ich, daß ich die Geldkassette der Schwester Oberin in den Händen hielt, und vor mir stand bleich, zitternd Schwester Beatrix. Ich fragte, was das alles zu be, deuten habe. Sie flehte und versprach alles zu sagen, wenn ich gelobe, von den Vorfällen der Nacht zu schweigen. Von Mitleid, Überraschung überwältigt, leistete ich das Gelöbnis.

Sie gestand mir, daß sie seit Jahren den Husaren des Bischofs glühend liebe und immer gehofft habe, einmal in den Besitz einer größeren Geldsumme zu gelangen, um dann mit dem Geliebten ins Ausland zu fliehen. Der Zufall wollte, daß gerade heute, als sie mit der Oberin Rechnung machte, diese eine zum Ankauf eines Gutes bestimmte Summe erhielt und in der Kassette verschloß. Dazu hatte Schwester Beatrix gerade die Pforteninspektion übernommen und sie beschloß, diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen.

Die That allein vollführen konnte oder wollte sie nicht und so beschloß sie, mich zur Vollführung ihres Verbrechens zu benützen. Im Schlaf führte sie mich in einen unbenützten Korridor, von dessen Vorhandensein ich nicht die mindeste Kenntnis besaß. Von da aus bezeichnete sie mir das Arbeitszimmer der Äbtissin und hieß mich von dort die Geldkassette herausholen. Wenn ich nicht zufällig meinen Rosenkranz eingezwängt hätte, wäre ich nie zur Kenntnis dieser verruchten That gekommen. Sie redete mir zu, mit ihr zu fliehen, da ich ja auch nicht fürs Klosterleben tauge.

Als ich diese Schwester, die mir von Kindheit auf Tugend und Sittlichkeit gepredigt, die ich mir stets zum Vorbild genommen hatte, jetzt vor mir knieend solch ein Geständnis ablegen hörte und ihr leidenschaftlich erregtes Gesicht sah, da übermannte mich namenlose Bitterkeit. Hatte sie doch in mir das Vertrauen in die Menschheit und alles Gute und Edle zerstört.

Der Anblick dieses Weibes war mir unendlich peinlich, denn nichts entschuldigte ihre wahnwitzige That. War ich nicht viel jünger wie sie? Liebte ich nicht auch innig und wahr? Aber seitdem ich das Ordenskleid angelegt, erschien mir selbst der Gedanke an Ihn eine Sünde.

In dieser bittern Stunde lernte ich außer der Selbstbeherrschung die Menschenkenntnis. Ich bin alt geworden in jener Stunde, im Herzen steinalt.

Grüner Rasen deckt jetzt das Grab des Weibes, das so viel Unheil verschuldet, mein und sein eigenes Lebensglück vernichtet hat. Nach dem, was geschehen, wußte ich nicht, wie mir war und was ich anfangen solle.

Die Glocke zur Mette ertönte. Die Schwester ging und sagte: Bis ich zurückkomme, wirst du überlegt haben, daß ich recht habe.

Aus Furcht verschloß sie die Thüre meiner Zelle.

Ich wußte, daß sie vor einer Stunde nicht zurückkommen könne und überlegte, was ich jetzt thun solle. Ich hätte das Geld gern zurückgetragen, aber ich wußte den Weg nicht und mein Rosenkranz war ein stummer Zeuge wider mich.

Mit der Elenden fortgehen, das wollte ich nicht. Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, aber ich wollte sie, die mich elend gemacht, auch leiden sehen. Sie sollte die Früchte ihrer That auch nicht genießen. Das Fenster meiner im ersten Stock gelegenen Zelle ging auf den Garten. Ich nahm die Kassette und sprang durchs Fenster. Wie lange ich lag, weiß ich nicht. Als ich zu mir kam, klang mir das „De profundis“ aus der Kapelle herüber. Ich wußte, daß die Mette bald zu Ende und beeilte mich, meine Kräfte zusammennehmend, fortzukommen. Ich ging in die Küche, vertauschte mein Ordensgewand mit einem Mägdeanzug, schlich mich hinter die Kapelle, wartete, bis diese leer, begab mich in die Sakristei, legte die Kassette zu den Meßgewändern, sicher, daß man sie dort finden werde. Von da gelangte ich ins Freie und ging schnell weiter. Das Blut rann mir über das Gesicht. Vor Aufregung und Blutverlust konnte ich mich kaum aufrecht erhalten. Ich erinnere mich nur, daß mir war, ich sähe lauter Fratzengesichter, höre einen wilden Lauf hinter mir und bekomme von entsetzlichen Gestalten ein rotes Tuch vor die Augen gehalten. Ich lief immer schneller, die Gestalten mir nach, bis zum Hause meines Vaters, wo ich mit letzter Anstrengung an der Glocke riß und dann bewußtlos zusammenbrach.

Wochenlang schwebte ich zwischen Leben und Tod. Überreizung der Nerven und Fieber, lautete die Diagnose der Ärzte. Meine starke Natur siegte endlich über die Krankheit. Nach todesähnlichem Schlaf genas ich langsam körperlich, aber in meinem Geiste war es Nacht volle zwei Jahre. Diese zwei Jahre sind aus meiner Erinnerung gestrichen. Wie aus einem schweren Traume erwacht, glaubte ich noch immer im Kloster zu sein und konnte nicht begreifen, wie ich mich im Vaterhause befinde. Nach und nach erinnerte ich mich jener entsetzlichen Nacht. Ich meinte, daß es erst gestern gewesen wäre. Mit aller Schonung theilte man mir meinen gewesenen Zustand mit. Ich erkannte mit Entsetzen, daß mein Vater und alle der Meinung waren, ich hätte das Geld entwendet und dann, von Reue gepackt, es in der Sakristei niedergelegt. Es schnitt mir ins Herz, aber ich ließ sie bei ihrem Glauben (!), hatte ich doch der Elenden Schweigen gelobt! Und Emerich glaubte auch an meine Schuld! Ich sah es ihm an. Ach, ich war dem Wahnsinn nahe. Er wußte ja nicht, daß ich das blinde Werkzeug eines teuflischen Weibes gewesen! Aus dieser Fülle von Schmach, in die ich gestürzt, konnte mich nur ein Meer von Liebe retten. Diese Liebe zu mir — besaß er nicht. Er machte mich fast wahnsinnig durch sein Mitleid und seine Nähe. Das Leben erschien mir unerträglich. Oft wandelte ich an den Ufern der Th., überlegend, was tiefer sei — mein Kummer oder das glitzernde Wasser drunten, aber die Erinnerung an den lieben Gott hielt mich von meinem grausen Vorhaben ab. Ich konnte den vorwurfsvollen Blick meines Vaters nicht mehr ertragen und beschloß, fortzugehen. Eines Tages sagte mir der Vater, Emerich habe um meine Hand angehalten. Ich fühlte, daß es zu spät war, denn Eins stand mir klar vor der Seele, daß zwischen uns beiden das Glück unmöglich ist.

Er hat durch seine Bitte um meine Hand zwar die Schmach von mir genommen, die mich unfehlbar in den Tod getrieben hätte, aber ausgelöscht hat er jene bitteren Stunden nicht. Seine Zweifel an mir lagen wie ein Fluch zwischen uns.

Einige Tage später reiste mein Vater in Geschäften fort. Ich hielt die Zeit für gekommen, um meinen Plan auszuführen. Aber ich brauchte Geld! Unter schicklichen Vorwänden suchte ich mir welches von Verwandten und Freunden auszuleihen, aber vergebens. Ich konnte mir nicht anders helfen, nahm aus der Kasse meines Vaters 600 fl., indem ich in einem Briefe ihn um Verzeihung bat und ihn zugleich bevollmächtigte, die genommene Summe aus meinem mütterlichen Vermögen sich zurückzuerstatten. Ich war mir klar bewußt, was ich verlor, als ich das Vaterhaus heimlich verließ

Von da an schützte mich niemand vor schlimmen Erfahrungen, vor dem Einblick in die Nachtseiten des Lebens Ich fühlte gleichwohl in mir die Kraft, wie viele Tausende, mit trübem, müdem Herzen weiter zu leben und die Pflicht zu thun. So fand ich Entsagung und endlich auch Ruhe. Ich sah ein, daß nur ein völlig neues und thätiges Leben mich gesund machen könne. Mein Plan war, nach A. zu gehen und eine passende Stelle als Erzieherin zu suchen. Ohne Dokumente, Zeugnisse wurde ich überall abgewiesen In den Zeitungen las ich, da, mein Vater überall nach mir forschen ließ. Außerdem wurde ich von unverschämten Anträgen belästigt, die mir das Blut in den Kopf trieben und denen ein alleinstehendes Mädchen nicht auszuweichen vermag. In dieser Lage schoß mir die Idee durch den Kopf, Männerkleider anzulegen und dadurch vor jeder Verfolgung mich sicher zu stellen. Gedacht, gethan. Niemand wäre es eingefallen, in dem blassen Studenten von heute das Mädchen von gestern zu suchen.

Für diese That verdammte mich später die Lästerzunge! Ich las in der Zeitung, daß auf einer Pußta ein Erzieher gesucht werde. Ich reiste hin, fand Beifall und ward Erzieher[1]) von 2 lieben Mädchen von 7 und 9 Jahren. Ich war schon 2 Jahre in dieser Stellung. Man liebte den stillen Lehrer mit dem Mädchengesicht. Die Frau des Hauses gab mir deutlich genug zu verstehen, ich möchte ihr mehr als der Lehrer sein. Sie ahnte ja mein wahres Geschlecht nicht! Aus diesem Grunde verließ ich das Haus und beschloß nach Pest zu gehen."

Ein schon 1886 in Pest wiederum in der Hypnose ausgeführter Diebstahl wurde die Veranlassung, daß die Patientin zuerst dem Rochusspital, dann der I. med. Klinik zu Pest zur Beobachtung überwiesen wurde. Professor Dr. Laufenauer und Docent Dr. Jendrassik nahmen während dieser Zeit eingehende Untersuchungen an der Patientin vor. Ihre Diagnose lautete: Hysterokatalepsie mit temporärer Bewußtlosigkeit und dauernder Unzurechnungsfähigkeit. Die Einblicke, welche Patientin während ihrer Verkleidung als Erzieher in das Treiben der Männerwelt bekam, rief in ihr einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen das männliche Geschlecht hervor, daß sie von nun an, bei dem ihr angeborenen leidenschaftlichen Liebesbedürfnis, ihre ganze Neigung und Hingebung, deren sie fähig war, sympathischen Personen weiblichen Geschlechtes zuwandte. Daher fiel sie oft während ihres Aufenthaltes im Krankenhause dem weiblichen Dienstpersonal durch Äußerungen konträrer Sexualempfindung lästig.

Dr. Jendrassik stellte mit ihr folgende seinem Bericht entnommene Experimente organischer Veränderung an.

---

[1]) Aktenmäßig konstatiert. Patientin fälschte sich Dokumente, auf den Namen Julius Horváth lautend. Sie gestand auch mir die Fälschung der Dokumente, erinnerte sich dieser Thatsache, da sie im luciden Zustand gehandelt hatte und entschuldigte sie mit damaliger Notlage.

Ein Blatt Schreibpapier an den linken Unterschenkel gebunden und als Senfpapier suggeriert, erzeugt am anderen Morgen Rötung und kleine Blasen.

Wenn man Patientin morgens den Rand einer Zündholzschachtel an den rechten Unterarm drückte, ein andermal interskapular den Rand eines Meßcylinders, oder eine Dose am Oberam und diese Gegenstände als glühend suggerierte, so war jeweils am Nachmittag eine Brandblase in Form des betreffenden Objekts zu sehen und eine Brandwunde, deren Narben noch vorhanden sein müssen. Wenn man ihr auf die linke Seite etwas drückte und als glühend suggerierte, so entstand die Brandwunde auf der rechten Seite symmetrisch und im Spiegelbild, z. B. eine Wäschemarke a wurde auf die linke Schulter gedrückt. Es entstand das Bild b auf der homologen rechten Seite mit ganz scharfen Rändern. Das richtige Bild wäre gewesen c.

a. b. c.



Ausführlicher beschreibt Verfasser seine Versuche in den Juniheften 1888 des „Neurologischen Centralblattes". Mit Hilfe einer barmherzigen Schwester, welche von der Patientin geliebt wurde und darüber entrüstet war, daß man ihr die Wundmale Christi beibringe, entfloh Ilma am 4. Oktober 1887 nach Graz, — woselbst sie den oben erwähnten Diebstahl ausführte und in die Behandlung des Prof. von Krafft-Ebing kam. In seinem Bericht unterscheidet der letztere drei Zustände und zwar bezeichnet er mit I den luciden oder wachen Zustand,

mit II den hypnotischen,

mit III den autohypnotischen Zustand.

Die Versuche von Fernwirkung der Medikamente fielen negativ aus. Wohl aber konnten Lähmungen suggeriert werden, bei denen der Muskeltonus ganz verschwand. — Ohne Reaktion und Schmerzäußerung ertrug sie die stärksten elektrischen Pinselströme, die ein Simulant nicht ertragen könnte. Ebenso gelangen Transfertversuche, Transmutationen (Verwandlungen) der Persönlichkeit, negative und positive Hallucinationen (hypnotisch und posthypnotisch). Die Suggestion eines kalten Bades erzeugte allgemeinen Tremor, fibrilläre Zuckungen der Ober-Extremitäten und Querfaltung der Haut in der Handwurzelgegend (cutis anserina). — Über den Einfluß der Suggestion auf die Körpertemperatur und die Wirkung des Magneten wird ausführlich berichtet. Das Ergebnis scheint zu beweisen, daß die Hände des Experimentierenden als das wirksame Agens anzusehen sind.[1]) — Centripetale Striche beseitigen vorhandene Kontrakturen, sind aber unwirksam, sobald der Experimentierende einen Handschuh anzieht. — Wenn die Hände eines anderen als die des Experimentierenden suggeriert werden, bleibt der Erfolg aus.

Über die suggestive Einwirkung auf die körperliche Sphäre wurde eine große Anzahl verschiedener Experimente angestellt, von denen unter anderen einige deutlich zeigen, daß mächtiger selbst als die stärksten phar-

1) Das Gegenteil freilich scheint sich aus den Versuchen des Professor Rollet zu ergeben.

maceutischen Mittel, wie Ricinusöl, die gegenteilige Suggestion wirkt. Interessant sind auch noch besonders die folgenden gelungenen Versuche

18. XII. Zum Schluß klebt der Experimentator der Patientin zwei Stückchen englisches Pflaster auf den Rücken und suggeriert sie als Blasen ziehend. Außerdem zeichnet er mit dem Perkussionshammer ein Kreuz 7 cm lang auf die Haut über dem Biceps des linken Armes und suggeriert der Patientin, daß am folgenden Tag daselbst um 12 Uhr ein rotes Kreuz erscheinen solle. Versetzung in I.

19. XII. Die Möglichkeit, daß diese Suggestion sich erfülle, wird bezweifelt. Um 11 Uhr heute wundert sich Patientin, daß sie am rechten Oberarm eine juckende, excoriirte Stelle habe. Sie könne sich doch nicht erinnern, sich daselbst verletzt zu haben. Sie will morgens beim Waschen schon etwas bemerkt haben. Die Untersuchung ergiebt, daß am rechten Arm an ganz homologer Stelle, wie es am Vortag links markiert war, ein rotes, 7 cm langes Kreuz mit teilweise durch Kratzen excoriirter Fläche zu sehen ist. Der Querbalken ist weniger ausgebildet und verblaßt bis 5 Uhr abends bis auf 1 cm breites, excoriirtes Stück des linken Kreuzarms.

24. II. In Gegenwart von Prof. Lipp bekommt Patientin heute in der Hypnose einen aus Zinkblech geschnittenen Metallbuchstaben K nach innen vom linken Schulterblatt auf die Haut gedrückt und es wird ihr befohlen, daß morgen Nachmittag genau im Umfang der Platte eine blutrote Hautfläche zu finden sein muß. Zugleich wird, um Reizaffekte zu vermeiden, suggeriert, an dieser Stelle dürfe kein Jucken entstehen. Darauf wird der Thorax und Rücken von Professor Lipp mittelst Gazebinde und Watte so gedeckt, daß die Suggestionsstelle absolut unzugänglich ist, der Verband 4mal versiegelt, ein Deckverband gemacht, dieser noch 2mal versiegelt und das benutzte Siegel vom Prof. Lipp mitgenommen. Patientin weiß offenbar nichts von den Vorgängen in der Hypnose, nachdem sie in I versetzt ist.

25. II. Nachmittags: Wieder Versetzung in Zustand II. Professor Lipp nebst zahlreichen Ärzten untersuchen den Verband, finden ihn sowie die Siegel unverletzt.

An der suggerierten Stelle zeigte sich eine 5,5 cm lange, 4 cm breite, unregelmäßig gestaltete Platte, an welcher die Hornschicht der Haut losgelöst und noch durch am Rande der bloßgelegten Fläche hängende Fetzen erkennbar ist. An den Rändern ist diese Platte feucht, während der mittlere Teil noch von dem Rest der Hornschicht bedeckt ist, die sich sehr trocken anfühlt und gelblich aussieht. Die unmittelbare Nachbarschaft der Platte ist gerötet. Von dem rechten Rand derselben geht ein 4 cm langer, 2 cm breiter Schenkel schief nach rechts unten, ein 3 cm langer nach rechts oben (also ein K darstellend). Auch auf diesen Schenkeln ist die Oberhaut gelockert und näßt die unterliegende Hautschicht, die Umgebung der Schenkel ist gerötet, jedoch ohne alle Spur von Entzündung. —

Dieser suggestiv erzeugte trophoneurotische nekrobiotische Prozeß verläuft mit schwacher Eiterung in wenigen Tagen und verheilt dann.

Daß auch durch Autosuggestion solche Figuren erzeugt werden können, dafür spricht eine diesbezügliche Beobachtung. Angeblich wurde Patientin nachts von einem Manne besucht, der mit einer Feder unter ihre linke Brust ein B und W beschrieb. Am nächsten Morgen war diese auf hallucinatorisch-delirantem Wege erzeugte B-Figur deutlich ausgebildet, das W undeutlich.

Die Suggestion ist bei der Patientin allmächtig und ändert ihr Gebahren und ihren Charakter beliebig ab. So suggerierte der Professor ihr die verschiedenen Altersstufen hintereinander, — nämlich, daß sie ein 6jähriges, dann ein 7-, 8-, 15-, 20jähriges Mädchen sei. Je den Anschauungen und

dem Gesichtskreis der betreffenden suggerierten Altersstufe entsprechend fielen die Antworten aus; ebenso sind die Handschriften grundverschieden und gleichen in der Orthographie, in der Steilheit der Züge, in der Unbeholfenheit der Buchstaben, einmal vollkommen denen einer 6jährigen; wenige Minuten darauf aber läßt die zierliche, fließende und orthographisch richtige Handschrift eine 20jährige erkennen. — Diese auch in ähnlicher Weise vielfach in Frankreich angestellten Versuche dürften von einiger Bedeutung sein für die Erklärung der sogenannten mechanischen „Schreib- und Sprech-Mediumschaft". Aus Versuchen solcher Natur, die in noch viel ausgedehnterem Maße von den Forschern auf diesem Gebiet vorgenommen werden sollten, scheint hervorzugehen, daß der Hypnotismus in erster Linie dazu berufen ist, die occulten Vorgänge ihres geheimnisvollen Schleiers zu entkleiden und durch das willkürliche wissenschaftliche Experiment die Gesetzmäßigkeit solcher Erscheinungen nachzuweisen — zugleich aber auch vielfach die mit mangelnder Objektivität nach den Herzenswünschen gestaltete Erklärung umzustoßen. Das gilt von der Stigmatisation und dem Gedankenlesen, wie von dem dramatischen Talent der Somnambulen. Diese drei großen Gebiete boten und bieten noch heute den Geister-Gläubigen ein willkommenes Material zur Stützung ihrer Hypothese. Während bei den Experimenten organischer Veränderung, wie sie v. Krafft-Ebing anstellte, niemand an vermittelnde Wesenheiten denken wird, wurden noch im Jahre 1875 allerdings von Laien angestellte Beobachtungen derselben Art für den Spiritismus verwerthet.[1])

Man darf also wohl bei dem umfassenden Material von Berichten über occulte Dinge annehmen, daß denselben, ebenso wie der Stigmatisation, richtige Beobachtungen zu Grunde liegen. Nur die vorschnelle Erklärung derselben und der Aufbau kühner philosophischer Systeme dürfte vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unstatthaft sein, so lange das Material nicht von den zahlreichen ihm anhaftenden Irrtümern gereinigt ist.

---

[1]) In den „Psychischen Studien", Jahrgang 1875 S. 307, berichtet J. M. Roberts in diesem Sinne über das Medium Forster: Die Anfangsbuchstaben (M. R. M.) eines dem Medium unbekannten, auf einem Zettel geschriebenen Namens erschienen deutlich lesbar auf der Haut des Armes, und ebenso die Buchstaben eines gedachten Namens (B. C.) auf dem Handrücken des Mediums.



Die therapeutische Verwertung des Hypnotismus.

Von
Ferdinand Maack.



Noch vor kurzer Zeit konnte man den deutschen Ärzten den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich nicht hinreichend — wir wollen hier unerörtert lassen, aus welchen Gründen — um den Hypnotismus und verwandte Erscheinungen kümmerten, während in Frankreich dies Gebiet längst von tonangebenden Gelehrten nicht nur studiert, sondern nach den verschiedensten Richtungen hin auch praktisch verwertet werde.

Dieser Vorwurf ist heute nicht mehr gerechtfertigt — es ist anders geworden! Wir dürfen die deutschen Ärzte jetzt nicht mehr der Ignoranz zeihen! Dies beweisen seit dem Jahre 1887 (!) Namen wie Baierlacher, Binswanger, Bleuler, Ewald, Forel, Frey, Fränkel, Hähnle, Hering, Hückel, Jendrassik, Krafft-Ebing, Mendel, Meynert, Moll, Nußbaum, Obersteiner, Preyer, Rieger, Schnitzler, Seeligmüller, Sperling, Stille, Strümpell, Wernicke u. a. — lauter Männer, welche, wie verschieden sie auch über den Wert des Hypnotismus urteilen, doch wenigstens überhaupt Urteile fällen und Stellung nehmen, also den Hypnotismus als wissenschaftlich diskutierbaren Gegenstand würdigen und denselben in den Kreis praktischer Bestrebungen zu ziehen sich bemühen.

Den Franzosen freilich soll sicherlich unbestritten das Verdienst bleiben, nachdrücklichst auf diesen vergessenen Gegenstand wieder hingewiesen und denselben wissenschaftlich so ausgebaut zu haben, daß er berufen scheint, in dieser Form Epoche in der Geschichte der Medizin zu machen und dereinst unsere scheinbar so fest begründete materialistische Weltanschauung gänzlich umzugestalten. Aber wir wissen, wie leicht gerade auf diesem an das Wunderbare streifenden Gebiete sanguinische Temperamente sich „ungenau beobachteten Thatsachen“ hingeben. Daher bedurfte es dringend wissenschaftlicher Bestätigungen von anderer namentlich auch von deutscher Seite. Endlich raffte man sich hierzu auf! Galt es doch, diese neuen Thatsachen aus ihrem Laiendunstkreis zu entrücken in die Höhen wissenschaftlicher Forschung; galt es doch die Annahme und Verwertung eines wichtigen, neuen Heilfaktors.

Daß dieser nun heute auch bei uns bereits wissenschaftlich anerkannt und thatsächlich verwertet wird, das beweist u. a. die neueste, umfassende Schrift des den Lesern der „Sphinx“ bereits aus einigen sorgfältigen Arbeiten bekannten Dr. Albert Freiherrn von Schrenck-Notzing: „Ein Beitrag zur Therapeutischen Verwertung des Hypnotismus“.[1])

Gegenüber einem ablehnenden Verhalten Berliner Professoren hat jüngst in Deutschland die angesehene medizinische Fakultät zu München durch die Annahme dieser Schrift als Dissertationsarbeit in amtlicher Form ihre Stimme für den Hypnotismus abgegeben. Damit ist die hypnotische Therapie auch bei uns gleichsam gerechtfertigt und anderen therapeutischen Verfahren gleichgestellt. Eben diese für die ganze hypnotische Be-

[1]) Leipzig 1888 bei F. C. W. Vogel, 94 S. (2 Mark).

wegung wichtige Zustimmung einer deutschen hervorragenden gelehrten Körperschaft erreicht zu haben, ist das nicht zu unterschätzende Verdienst des Verfassers.

Trotz strenger Ausschließung des ganzen mesmerischen Gebietes, das in dieser Schrift nicht — wie in der Bernheimschen — für Hypnotismus erklärt wird, nimmt der Verfasser den mesmerischen Erscheinungen gegenüber keinen ablehnenden Standpunkt ein und urteilt nicht ohne gründliche Prüfung über diese Erscheinungen ab, wie dies in den meisten anderen derartigen modernen Arbeiten geschieht; und in der That wird eine der nächsten Aufgaben unserer Wissenschaft darin bestehen müssen, durch exakte Beobachtungen, mit Ausschluß aller Arten von Suggestionen, für oder gegen die Selbständigkeit und Thatsächlichkeit des Mesmerismus Beweise zu erbringen. Wir empfinden es wohlthuend, daß der Verfasser die bekannten banalen aprioristischen Angriffe auf denselben unterlassen hat.

Die Schrift zerfällt, abgesehen von einem umfangreichen und genauen Verzeichnis einschlägiger d. h. therapeutisch-hypnotischer Litteratur (476 Schriften werden zitiert!), in zwei Abschnitte. — In dem ersten liefert der Verfasser uns einen vergleichenden Überblick über die Entwicklung der hypnotischen Therapie in allen europäischen Kulturländern. Hierbei wird naturgemäß am längsten und eingehendsten bei Frankreich verweilt. Nach Aufzählung einiger Vorläufer wird der Standpunkt der Pariser Schule — „artifizielle Neurose", (Charkot) — und der Nancyer Schule — „psychischer Zustand mit vermehrter Suggestibilität", (Liébeault und Bernheim) — präzisiert, sodann näher auf die beiderseitigen Auffassungen, Einteilungen in Stadien und Graden 2c. eingegangen, sowie auf die Mittel und Wege, bei den hypnotischen Experimenten die Simulation der Versuchspersonen auszuschließen. Letzteres ist namentlich wichtig zur richtigen Beurteilung der intermediären Hypnosen d. h. der leichteren Formen mit erhaltenem Bewußtsein, wie sie am häufigsten vorkommen. Schließlich werden wir mit denjenigen Schriftstellern bekannt gemacht, welche auf Grund der lebhaften Controversen zwischen Nancy und Paris sich für einen vermittelnden Standpunkt[1]) entscheiden, den Dr. von Notzing ebenfalls in so fern teilt, als er der Ansicht ist, daß zwar die Suggestion bei Hervorrufung hypnotischer Zustände eine große Rolle spielt, aber nicht als die einzige Ursache für die Hypnose zu betrachten ist. Denn eine Reihe technischer Prozeduren (Fixation u. a.) ruft andere und tiefere Hypnosen hervor. Die Art der Hypnose ist demnach von den Mitteln der Hervorrufung abhängig, sodaß man im allgemeinen eine suggestive Hypnose von einer technischen Hypnose[2]) unterscheiden kann, wobei übrigens zu be-

[1]) Der Standpunkt des Verfassers trägt den verschiedenen Schulen Rechnung, giebt ihre Vorzüge zu, erkennt aber auch ihre Fehler an, ist also ein vermittelnder. Auch dieses unterscheidet die vorliegende Schrift vorteilhaft von zahlreichen anderen, die nur einer Schule oder Richtung gewidmet sind, und beweist wie der Verf. — bei lobenswerter Kürze der Darstellung — sehr vorsichtig in seinen Schlußfolgerungen ist.

[2]) Der von uns gewählte Ausdruck „technische Hypnose" (im Gegensatz zur Suggestions-Hypnose) dürfte nicht unpassend sein; „artifiziell" könnte ja auch eine suggestiv erzeugte Hypnose sein im Gegensatz zur spontanen Hypnose.

rücksichtigen ist, daß auch bei der mechanischen Hervorrufung des Schlafes häufig die Auto-Suggestion eine Rolle spielt. Wendet man nun freilich als hypnogenes Mittel die kombinierte Methode an, und zwar mit Berücksichtigung der Individualität in jedem einzelnen Falle, so wird man am schnellsten zum Ziel gelangen und am ehesten gegen nachteilige Folgen gesichert sein. Jedoch ist dabei ferner festzuhalten, daß forcierte technische Prozeduren leicht pathologische Hypnosen provozieren und demnach zu unterlassen sind, während oberflächliche Suggestiv-Hypnosen keine Gefahren bringen und — dies ist wichtig! — für therapeutische Zwecke im allgemeinen genügen, ja meistens sogar vorzuziehen sind.

Der Verfasser bespricht dann weiter die Leistungen der übrigen Nationen, um die Reaktion zu zeigen, welche die neue Heilmethode in der Medizin hervorgerufen hat. In dieser Übersicht dürften wohl die Leistungen der Skandinavier und Dänen ein besonderes Interesse beanspruchen. Obwohl sie ihre Untersuchungen offenbar mit großer Nüchternheit und Vorsicht anstellten, erhielten sie auffallend günstige therapeutische Resultate, und ihre Verhältniszahlen für die empfänglichen Individuen kommen denen der Franzosen sehr nahe. — Den aus der ganzen Übersicht gezogenen Schlußfolgerungen hinsichtlich der Regeln und Bedingungen für die Anwendung der Hypnose können wir nur beistimmen.

Im zweiten Abschnitte fügt der Verfasser den kursorisch mitgeteilten Erfahrungen anderer Ärzte eine Reihe selbstbehandelter Fälle hinzu, die ihm von dem Direktor des Münchener Krankenhauses, Geheimrat von Ziemssen, für seine Untersuchungen zur Verfügung gestellt wurden und welche gewissermaßen als Paradigmen für seine Methode anzusehen sind. Obwohl die Schwierigkeiten, welche dem Verfasser sowohl in einem verhältnismäßig ungeeigneten Krankenmaterial, wie auch in dem bei den Patienten herrschenden Vorurteil und einer für solche Versuche ungeeigneten Örtlichkeit entgegengetreten sind, recht bedeutende gewesen zu sein scheinen, so gelang es ihm doch in der Mehrzahl der Fälle, günstige, bei einzelnen Kranken sogar auffallende Heilerfolge zu erzielen. Diese Mitteilungen sind aber auch schon als kasuistischer Beitrag sehr willkommen, denn eine reichhaltige, möglichst genau darstellende Casuistik ist die wichtigste Grundlage für eine allgemeinere Anwendung dieses Heilverfahrens.

Fügt ein Arzt seinen persönlichen Erfahrungen diejenigen anderer bei, dazu seinen eigenen Erfolgen auch seine Fehler und Mißerfolge, kurzen theoretischen Erörterungen einige praktische Winke, so erhalten wir, — was wir brauchen — gewissermaßen ein Kompendium für die therapeutische Anwendung des hypnotischen Verfahrens zum Gebrauch für Ärzte. Ein derartig brauchbares und in dem erwähnten Sinne völlig ausreichendes Buch lieferte uns Notzing in dieser seiner neuesten Veröffentlichung.



Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Der Theosoph.

Die alten Träume von Glanz und von Glück,
Ich glaubte sie längst überwunden,
Und immer noch führt sie mir einmal zurück
Ein Hauch in bangsamen Stunden.

Da packt mich ein Schmerz in den Tiefen der Brust,
Ich sehe die alten Genossen,
Den schwankenden Zug von versunkener Lust,
Die alten flimmernden Possen.

Noch einmal rüttelt der Ehrgeiz mich,
Der alte frivole Geselle,
Der längst vom ernüchterten Busen mir schlich
Und mied meines Hauses Schwelle.

Noch einmal bethört mich der äußere Schein,
Doch nur auf kurze Sekunden,
Denn, blick' ich nur fest mir ins Herze hinein,
So hab' ich mich wieder gefunden.

Die alten Träume, sie sind ja verweht,
Sie wurzeln ja nicht mehr im Innern,
Und kommen sie jetzt noch, sie kommen zu spät,
Ein Hauch nur, ein flüchtig' Erinnern.

Dies Herze, es hat sich gewandelt so sehr,
Erstrebet allein sich den Frieden,
Verlanget nach Glanz und nach Ruhm ja nicht mehr
Und hat sich in Demut beschieden.

Stör' nimmer den Frieden, vergangene Zeit,
Und laß meinen Geist sich bereiten
Zu einem Leben, erhaben weit
Ob Raum und irdischen Zeiten.

Herm. Eichborn.

Traum und Leben.

. . . Wir sind aus gleichem Stoff
Gemacht, wie Träume sind; und unser kurzes Leben
Umschließt ein Schlaf.
Shakespeares „Sturm" (IV, 1.)

Schopenhauer bemerkt hierzu in seinem Hauptwerk: Nach vielen solchen Dichterstellen möge es auch mir vergönnt sein, mich durch ein Gleichnis auszudrücken. Das Leben und die Träume sind Blätter eines und des nämlichen Buches. Das Lesen im Zusammenhange heißt wirkliches Leben. Wenn aber die jedesmalige Lesestunde (der Tag) zu Ende und die Erholungszeit gekommen ist, so blättern wir oft noch müssig und schlagen ohne Ordnung und Zusammenhang, bald hier, bald dort ein Blatt auf: oft ist es ein schon gelesenes, oft ein noch unbekanntes, aber immer aus demselben Buche. So ein einzeln gelesenes Blatt ist zwar außer Zusammenhung mit der folgerechten Durchlesung: doch steht es hierdurch nicht so gar sehr hinter dieser zurück, wenn man bedenkt, daß auch das Ganze der folgerechten Lektüre ebenso aus dem Stegreife anhebt und endigt und sonach nur als ein größeres einzelnes Blatt anzusehen ist. („Die Welt ꝛc." 4. Aufl. S. 21.)

Zum zweiten Gesicht in Schleswig-Holstein.*)

Der Maler Heinrich Simonssen, über 60 Jahre alt, in Törsbüll, Nordschleswig, ist alles andere eher als ein abergläubischer Mann zu nennen und hat eine sehr entschiedene Abneigung gegen alles Mystische. Derselbe erzählt glaubwürdig Folgendes: Seine Mitteilung an den Referenten leitete er mit der Bemerkung ein: „So etwas mag ich nicht, denke und glaube nicht daran. Jedoch muß ich einräumen, daß Wunderliches vorkommt, was jedenfalls ich nicht erklären kann. Folgendes ist thatsächlich:

„Vor Jahren wohnten in meinem Hause, außer meiner Frau und meinen Kindern, meine alte Schwiegermutter und ein jüngerer Bruder von mir, ein Tischlergeselle. Nachts einmal weckte mich meine Frau mit den Worten: „„Was mag doch das sein? Da ist ein Rumoren mit den Moorbrettern (die bei der Torffabrikation gebraucht und sonst auf dem Hausboden verwahrt werden), als wenn jemand sie wegtrage"" Ich stand auf, ging zuerst zu meinem Bruder, den ich schlafend fand. Die Bretter lagen wie gewöhnlich. -- Kurz nachher starb meine Schwiegermutter. Mein Bruder sollte ihren Sarg machen. Die dazu erforderlichen Bretter sollten aus Gravenstein, eine Meile weit, hergeholt werden. Dazu fand sich jedoch keine Gelegenheit. In dieser Verlegenheit holte mein Bruder von den Moorbrettern auf dem

*) Wir verweisen hierzu unsere Leser auf den Aufsatz von Dr. Kuhlenbeck in unsern Januar- bis Märzheften 1887, sowie auf die Nachträge zu diesem Gegenstande im III. Bande S. 271, 335, 338 und im IV, 278. — Nach weiteren Erkundigungen, welche wir über die Person des Heinr. Simonssen eingezogen haben, wird uns derselbe als ein durchaus zuverlässiger und Vertrauen erweckender Mann geschildert. (Der Herausgeber.)

Boden, um daraus den Sarg zu machen. Diese kamen nun vom Boden gerade mit dem Geräusch herunter, welches kurz zuvor meine Frau gehört hatte."

Heinrich Simonssen.

Als Simonssen dem Referenten eines Abends im März 1887 dies erzählte, saß seine Frau daneben und bestätigte ihrerseits dies Vorkommnis. Derselbe berichtet ferner:

„Ich bin aus der Stadt Flensburg in Schleswig gebürtig. Als ich noch ein Knabe war, kam dort eines Tages eine Tante von mir unerwartet in das Haus meiner Eltern. Diese Tante konditionierte damals als Hausmamsell bei einem Kaufmann in Flensburg. Eines Tages schickte die Frau des Kaufmanns meine Tante in die große Stube des Hauses, um von dort etwas zu holen. Ohne an etwas Derartiges zu denken, wozu auch keinerlei Veranlassung war, wird meine Tante beim Eintritt in jene Stube ganz bestürzt. Dieselbe liegt vor ihr in voller Ausstattung einer Leichenstube. In der Mitte stand ein Sarg, in dem der Hausherr, der Kaufmann, lag, Lichter u. s. w. um ihn herum. Zurückkommend zur Hausfrau erzählte sie derselben das soeben Geschaute. Letztere, geärgert und erzürnt dadurch, verlangte, daß meine Tante sofort das Haus dort verlassen solle. Diese fand Aufnahme bei meinen Eltern. Etwa $1^1/_2$ Monat darnach starb jener Kaufmann. Alles von meiner Tante Geschaute ging in Erfüllung. Nun wünschte die Witwe des Kaufmanns, meine Tante möge zu ihr zurückkehren, und dies geschah auch."

Heinr. Simonssen.

Über einen andern Fall des in jenen Gegenden sehr häufigen „Zweiten Gesichtes" wird uns folgendes berichtet:

„Zufolge Aufforderung teile ich wahrheitsgetreu folgendes Vorkommnis in meiner Familie mit: Jes Matthiesen, mein Bruder, jetzt Pächter von Friedrichshöhe bei Flensburg, sollte in früheren Jahren die väterliche Landstelle in Becken an der Flensburger Föhrde übernehmen, verlobte sich mit Cäcilie Korff, der Tochter eines wohlhabenden Landmannes, und feierte mit derselben Verlobungsfest in unserm elterlichen Hause. Als die Gäste nachts vom Hause abfuhren, und auch die Braut ihren Wagen besteigen wollte, geht sie ins Haus zurück, um ein vergessenes Tuch zu holen. Als sie in die Stube tritt, ist dieselbe vor ihren Augen verändert, vergrößert, hat helle Wände, der Ofen steht an einer andern Stelle u. s. w. In der Mitte der Stube sieht sie eine Leiche mit eingefallenem Gesicht, aber mit Locken, im Sarge liegen.

Bald darnach kam sie als Frau in das Haus. Dasselbe ward umgebaut. Der Ofen in der Stube wurde umgesetzt. Mein Bruder bestellte ausdrücklich dunkle Tapeten für das Zimmer; durch einen unerwarteten Umstand jedoch erhielt dasselbe nichtsdestoweniger helle Tapeten. Meine Schwägerin bekam die Schwindsucht und starb ungefähr 5 Jahre nach ihrer Verheiratung. Im Vorgefühl des Todes bestimmte sie, man solle ihr nicht Locken im Sarge anlegen. Zu ihrem Begräbnis kam indes ein Familienmitglied, welches von jener Bestimmung nichts wußte, es meinte, das Gesicht der Leiche sei zu sehr eingefallen, und milderte diesen Eindruck durch Anlegen von Locken.

Snorum, Nordschleswig, den 12. Oktober 1887. **Catharina Matthiesen.**

Über die Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit dieses Frl. Matthiesen haben wir von dem Prediger jener Gemeinde eine durchaus befriedigende Auskunft erhalten. Aus dem Dorfe Engskov geht uns weiter folgender Bericht über einen etwas verwickelten Fall zu:

„Wir, die unterzeichneten Eheleute, bezeugen auf Wunsch als wahr das folgende Vorkommnis: Am 26. Januar 1881 starb in unserm jetzigen Hause in Engskow

dessen vormaliger langjähriger Besitzer, der Parcellist Johann Hansen als Einmieter. Zwei Tage vor dessen Tode hörte ich, die Ehefrau, aus der Nähe, daß in seinem Krankenzimmer etwas laut klirrend zu Boden fiel. Ich trete ein und frage: Was war das? Der Kranke richtet sich auf und wiederholt: Ja, was war das? — Er starb, stand im Sarg, sollte am nächsten Tage begraben werden. Zum Begräbnis kamen aus der Ferne zwei seiner Söhne und schliefen wegen Raummangels in dem Bett, worin ihr Vater gestorben war. Früh morgens am Begräbnistage wachen beide gleichzeitig auf und rufen: Was war das? Ja, was war das? wiederhole ich, der Ehemann. Sehr früh war ich aufgestanden, war in jene Stube getreten, um etwas von dort zu holen, und hatte im Dunkeln eine Lampe umgeworfen, welche laut klirrend zu Boden fiel.

Engskov, 22. Juni 1888.

Parcellist **Rasmus Nielsen** und Ehefrau
Catharina Nielsen in Engskov, Nordschleswig.

Der Ortsprediger bezeugt uns, daß Parcellist Rasmus Nielsen und Ehefrau achtungswerte, verständige Leute sind, welche ohne Zweifel die völlige Wahrheit haben sagen wollen. **H. S.**

In den „Jugend-Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners"[1]) von dem früheren Reichstags-Abgeordneten und Minister-Residenten Dr. Rudolph Schleiden findet sich folgende Mitteilung:

Der Hofbauer, eine Art Verwalter des Schleiden'schen Gutes Lütgenhorn bei Tondern, gehörte zu den im Norden häufiger vorkommenden Personen, welche nach der Meinung des Volkes das second sight, ein prophetisches Ahnungsvermögen, besitzen. Ein Beispiel statt vieler mag zur Erläuterung dienen. Ein Gast, der freundliche Aufnahme in Lütgenhorn gefunden hatte, erkrankte bald nachher ernstlich. Eines Morgens erzählte der Hofbauer seinem Herrn, ihm habe geträumt, der Gast sei gestorben und beim Begräbnis nicht durch das große Hofthor seines Landsitzes, sondern durch die an der andern Seite des Hofes befindliche Pforte getragen worden, die seit längerer Zeit nicht mehr benutzt und mit mancherlei Gerümpel verstellt war. Der Großvater lachte ihn aus; doch wie erstaunte er, als bald darauf die Nachricht vom Tode des Gastfreundes eintraf und das Begräbnis sich gerade so zutrug, wie es vorausgesagt war, weil in der vorhergegangenen Nacht ein Erdrutsch die Benutzung des gewöhnlichen Weges unmöglich gemacht hatte. **M. W.**



Telepathie zwischen Mutter und Säugling.

Auf unsere Anfrage über diesen Gegenstand im letzten Februarhefte (V, 26 S. 136 f.) erhielten wir aus unserm Leserkreise eine liebenswürdige Zusendung, aus der wir das Nachfolgende mitteilen. Der Bericht redet für sich selbst und es würde wohl nur weniger gleichwertiger Zeugen bedürfen, um die nicht gegen alle Fernwirkung hoffnungslos verschlossenen Zweifler von solcher übersinnlichen Verbindung (Telepathie) zu überzeugen:

In dem Februarhefte dieses Jahres las ich den kleinen Artikel „Telepathie zwischen Mutter und Kind". Es ist dies eine so allgemein bekannte Thatsache, daß in den arbeitenden Klassen, wo leider fast allein man ja noch stillende Mütter antrifft, davon nur als von etwas ganz Gewöhnlichem und Natürlichem die Rede ist.

[1]) Bei Bergmann in Wiesbaden 1886, S. 3.

Meine sämtlichen Tagelöhnerfrauen — und ich habe deren ziemlich viele gehabt auf den verschiedenen Gütern, die wir im Laufe von 20 Jahren bewirtschaftet haben — stimmen alle darin überein, daß, sie mögen auf dem Felde oder im Hause sein, sie stets an dem Zuschuß der Milch in die Brust wissen können, ob das Kind erwachen wird und hungrig ist. Buch haben sie allerdings nicht darüber geführt, weil es eben zu selbstverständlich und häufig ist.

Ich selbst habe meine vier Kinder genährt, den ältesten Sohn nur 1/4, den zweiten 3/4 Jahr und habe bei beiden, allerdings nicht oft, diese telepathische Verbindung verspürt, gebe aber meiner Unaufmerksamkeit und großen Thätigkeit in der Wirtschaft größtenteils die Schuld, wozu wohl auch bei dem ersten Kinde noch die geringe Nahrungsmenge kam. Bei dem dritten und vierten Kinde aber habe ich das ganz bestimmte Gefühl des Milchzuschusses gehabt, nicht einmal, sondern täglich, ja fast stündlich, und wußte dann stets, daß das Kindchen bald wachen würde oder, wenn wach, dann hungrig und unruhig würde.

Besonders erinnere ich mich genau eines Falles, der mir viel Freude gemacht hat. Als wir 1880 vorübergehend in Rostock wohnten, war mein Töchterchen 20 Wochen alt; da faßte ich den Entschluß, zum erstenmale auf einige Stunden von ihr fortzugehen, um den Thee bei Verwandten einzunehmen. Ich ging etwas vor 6 Uhr fort. Nachdem ich mich einige Zeit heiter und lebhaft unterhalten hatte, fühlte ich das eigentümliche Ziehen und Prickeln in der Brust, welches stets mit dem Milchzuschuß verbunden ist. Da ich unmittelbar unter der Uhr saß, sah ich unwillkürlich hinauf und dachte bei mir: „nun sollst du doch mal sehen, ob die Kleine wohl wach oder unruhig in dieser Zeit gewesen ist.“ Es war Schlag 7 Uhr. Gegen 10 Uhr ging ich fort, und, zu Hause angekommen, war meine erste Frage, ob die Kleine unruhig gewesen wäre? „Nein“, war die Antwort, sowohl von meiner eignen alten Amme wie auch von dem Kindermädchen, „nur einmal wurde sie unruhig und da haben wir ihr etwas Milch mit einem Theelöffel gegeben.“ Auf meine weitere Frage, wann das wohl gewesen sei, erwiderten sie „um 7 Uhr!“[1] So oft ich diese Zusammengehörigkeit auch schon bemerkt hatte, so werde ich doch nie in meinem Leben das Gefühl unaussprechlichen Glückes vergessen, das mein Herz durchzog, und tief beklage ich die Frauen, denen die Natur, die Erziehung oder die unvernünftige Lebensweise versagt hat, ihr Liebstes selbst zu nähren; sie gehen dadurch eines so süßen, reinen, unaussprechlichen Glückes verlustig, das durch nichts auf dieser Erde ersetzt werden kann.

Ich habe mein liebes Töchterchen 13 Monate ohne jede andere Nahrung gestillt, und es ist mir das Entwöhnen sehr schwer angekommen. Da ich nie zu den Müttern gehört habe, welche ihren Kindern nur auf Stunde und Minute Nahrung geben, sondern immer so oft sie wach wurden oder Zeichen von Hunger gaben, so bin ich imstande zu behaupten, daß man in den angeführten Fällen nicht etwa annehmen kann, die „Telepathie“ stelle sich nur zu den gewöhnten Stunden ein, und daß die Brust zu diesen bestimmten Stunden zulasse. Daß dies nicht so ist, kann ich bezeugen; ich weiß, welche innige und sichere Telepathie zwischen Mutter und Kind herrscht.

Haraldine Krempien,
geb. **Ackermann.**

Dettmannsdorf bei Marlow, den 8. September 1888.

[1]) Wir haben uns durch nachträgliche Korrespondenz mit dem noch jetzt in Rostock lebenden, damaligen Kindermädchen, namens Minna Peters, davon überzeugt, daß diese sich noch jetzt aus freien Stücken jenes Vorfalles sehr gut erinnert, und auch weiß, daß als Frau Krempien sie nach der Zeit fragte, sie geantwortet habe, das Kind sei um 7 Uhr unruhig geworden. (Der Herausgeber.)

Interessant wäre es, wenn sich bei dieser Art der Telepathie irgendwie feststellen ließe, was die bewegende Ursache derselben ist, ob also durch das Hungergefühl des Säuglings der Milchzuschuß in der Mutterbrust bewirkt oder etwa durch letzteres erst das Nahrungsbedürfnis im Kinde lebhafter angeregt wird. Wahrscheinlicher ist wohl die erstere Annahme. Wäre die Vermittlung eine sinnliche, so würde man leicht an den analogen Fall denken, daß in jedem nicht gesättigten Menschen die Eßlust durch das Sehen oder Riechen wohlschmeckender Speisen besonders wach gerufen wird. Bei dieser übersinnlichen Verbindung aber wird man sich vielmehr daran erinnern, daß doch die Nahrung der Mutter nur durch und für das Kind von der Natur beschafft wird. **H. S.**



Zur Traumsymbolik

erhalten wir folgenden Beitrag, der in Nebeneinanderstellung mit anderen ähnlichen Beobachtungen für manche interessant sein dürfte:

In dem Aufsatze über „Hellenbachs Persönlichkeit" im Augusthefte (VI, 32) S. 119. war mir besonders auffällig, daß auch er vor jedem Fieber, das ihn befiel, den Traum hatte, von einem Stier verfolgt zu werden. Denselben Traum hatte ich jedesmal, wenn ich die Migräne bekam. So lange ich in Norwegen lebte, war es ein Wolf, der mich im Traume verfolgte, und ich hatte den Schmerz in der linken Schläfe, sobald ich nach Holstein kam, wurde das verfolgende Tier ein Stier, und der Schmerz ging auf die rechte Schläfe über. — Man kann daraus sehen, wie wunderbar schmiegsam auch im Unbewußtsein die Natur ist. — Weil es in Holstein keine Wölfe mehr giebt, wurde ein Stier daraus. **E. Lieungh-Resif.**



Märchenerzähler, Brahmine und Seher.

In dem kleinen schwäbischen Orte Warmbronn lebt seit 53 Jahren als einfacher Landmann ein Dichter, dessen ureigentümliche Schaffenskraft und warme, tiefe Empfindung ihn als einen wahren „Genius von Gottes Gnaden" erkennen lassen. Er nennt sich Christian Wagner von Warmbronn. Wem seine Lieder [1]) noch nicht bekannt sein sollten, dem möchten wir dieselben hier empfehlen; jedem feinsinnigen Leser werden sie manche angenehme Stunde bereiten können. Der Dichter zeigt besonderes Verständnis für die Pflanzenwelt und vor allem für das Blumenleben, aus dem er mit Vorliebe seine Gleichnisse für die feinsten Saiten des Menschenlebens entnimmt; etwas ferner liegt ihm offenbar das Leben der Tiere, obwohl er auch für die Tierwelt viel Sinn und Gemüt beweist.

Mit künstlerischer Intuition sind in diesem kleinen Büchlein viele schwierige Fragen des Menschenlebens gelöst, an denen sich Wissenschaft und Philosophie mancher Verstandesgelehrten vergeblich den Kopf zerbrechen. Was aber an Christian Wagner ganz besonders interessant

[1]) Bei Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart 1885 in erster Auflage unter dem Titel unserer Überschrift, dann zum zweitenmal vermehrt in 2 Bändchen Stuttgart 1887 als „Sonntagsgänge" erschienen.

sein dürfte, das ist seine Begeisterung für indische Weltanschauung und Naturbetrachtung, obwohl er sich als ein „ungelehrter" Mann betrachtet wissen will; sicherlich ist er kein „unweiser."

Von seiner Muse und deren Zielen hier ein Bild zu geben, würde zu weit führen; aber ein Beispiel mag hier wenigstens (aus dem 14. Sonntag) hergesetzt werden. Er mischt meistens dichterische Prosa in Abwechslung mit Versen. Seine Phantasie führt ihn zu einem verfallenen Nonnenkloster in einer Waldeswildnis. Dort findet er alles übersäet mit Nachtviolen.

„Und vom Walde herüber tönt ein seltsames Singen wie ein Lied, und weiter wie ein anderes. — — Ja, ist dies der Nachklang, der Wiederklang der süßen Melodien, die der Wald dereinst aufgenommen und manchmal wieder von sich giebt? Und ist die Nachtviole nicht der einstigen Klarissinnen eine?

Himmlische Gesänge
Schweben, wallen
Durch die Klosterhallen
Und die Gänge.

Zweier Schwester süß melodisch feine,
Silberreine
Stimmen sind es aber doch vor allen,
Die so schallen.

Lauschend warten
All die Blümlein in dem Klostergarten,
Horchend schweigen
All die Vöglein in den Baumeszweigen.

Und wann niemand wacht,
Zittert durch das Fenster ihrer Zelle
Ihr Gesang, der lieblich glockenhelle,
Durch die Nacht.

Rosenwangig ist die eine, mild,
Fromm und kindlich kennt sie keine Reize
Als des Glaubens sel'ge Gnadenkreuze
Und der lieben Muttergottes Bild.

Blaß und schmächtig, Leidenschaft im Blick,
Kann die andre von der Welt nicht scheiden.
Hinter das verhangne Chor der Freuden
Schweift ihr Sehnen stets und stets zurück."

u. s. w.

In dieser Weise plaudert er fort und spinnt seine sinnigen Einfälle zu kleinen Märchen aus. Aber das Erzählen ist ihm nicht Selbstzweck; so sagt er in seiner Einführung zum 1. Teil:

„O du Abendländer mit deinem verzweifelten Rennen und Jagen und Treiben! Du hast es bei all deinem Wissen und deiner Bildung noch nicht so weit gebracht wie der Sohn des fernen Ostens in seiner natürlichen Pietät ... Ich möchte eine Gemeinde gründen, deren Äcker und Wiesen Domänen des Zukunftsreiches wären, wie es meine wenigen wirklich schon sind, — eine Freistätte der Vertriebenen und Geächteten, ein Nährort der Armen und Verlassenen, wo weder Falle noch Feuerrohr droht, sondern wo Friede

ist und Erquickung, — wo das Gnadenbrod äßen im Hause bis an ihr Ende die Gespielen deiner Kinder, das Kätzchen und der Hund, sowie die treue Nährmutter derselben, die milchgebende Kuh, und die eierlegende Henne, — wo der Markstein stände gegen die Härte, den Undank und den Eigennutz der Menschen." Denn „Liebe und Erbarmung" ist die einzige Münze, mit welcher du bezahlen kannst den Tribut deines Lebens. Zahle, damit dir das Schicksal nicht auspfände" (I, 118).

Dafür aber, was das Ziel seines Strebens ist, stehe hier als Beispiel die Anfangsstrophe seines „Letzten Sonntags" (II, 84) angeführt:

Ein Gott nur ist's, der bleibet ewig jung. —
Wer Liebe aber und Begeisterung
Aufhalten kann bis in die fernste Zeit,
Ist wahrlich schon von einem Gott nicht weit! —

H. S.



Theophilus

und die Idee der Faustsage im Morgen- und im Abendlande.

Als eine in dreifacher Beziehung — in gelehrter, philosophischer und poetischer — hervorragende Leistung![1]) müssen wir Weddes Übersetzung des Theophilus-Dramas bezeichnen. Die litterarisch-historische Skizze, welche der Verfasser seiner Arbeit vorausschickt, giebt eine Geschichte der Faustsage im allerweitesten Sinne: sie steigt in das graueste Altertum hinauf, entdeckt dort die religionsphilosophischen Voraussetzungen und Quellen der Sage, und verfolgt alle ihre Wandlungen bis auf Goethe. Wie wertvoll auch für den Mystiker eine solche Untersuchung ist, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. — Was die Übersetzung betrifft, so können wir sie uns nicht besser denken.

Wir beabsichtigen in unserem nächsten Jahrgang ausführlich auf den ungemein wertvollen Inhalt dieser interessanten Schrift einzugehen und wollen dieselbe einstweilen unsern Lesern auf das wärmste empfohlen haben.

R. K.



Philosophie ist Weisheit leben.

Uns liegt die neueste Arbeit August Niemanns[2]) vor, ein fesselndes, vortrefflich geschriebenes Buch, voll Geist und Originalität, das zu den besten Erzeugnissen der populären philosophischen Litteratur der neuesten Zeit gerechnet werden muß. Der Verfasser, ein echter und sehr unterrichteter Denker und Menschenkenner, bietet uns nicht eine fertige, in ein System gebrachte Weltanschauung, sondern die Grundsteine, das Material zu einer solchen. Er nennt sein Buch eine „philosophische Betrachtung"; ich möchte es einen philosophischen Monolog nennen, eine Auseinander-

[1]) Johannes Wedde: „Theophilus. D. Faustdrama d. deutschen Mittelalters", übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen (Hermann Grüning), Hamburg 1888. 79 Seiten.

[2]) Aug. Niemann, Die Erziehung des Menschengeschlechts. Dresden und Leipzig 1889. 345 Seiten.

setzung mehr mit sich selbst als mit dem Leser. — In der Vorrede, die janicht zu überschlagen ist, untersucht Niemann das Wesen der Philosophie und kommt zum Schluß, daß wahre Philosophie nicht eine bestimmte Weise des Denkens, sondern des Lebens sei. Die Weisheit lieben, heißt nach der Erkenntnis der rechten Beschaffenheit der Seele oder der Tugend streben und diese Erkenntnis sodann anwenden, das Ideal der Tugend im Leben verwirklichen, also Weisheit leben, wie es Sokrates gethan, dessen erkenntnistheoretischen Standpunkt unser Verfasser einnimmt. Wie die Tugend von der Schönheit und Wahrheit, so ist auch die Moral von der Wissenschaft und Religion nicht zu trennen. Die Vollkommenheit, die Verähnlichung mit der Gottheit, wie Plato die Philosophie nennt, ist unser gemeinsames, den meisten jedoch unbewußtes Ziel und Vorbild: „in jedem Menschen brennt das Licht des Lebens und er sehnt sich nach dem Glücke, das aus der Tugend quillt. Nur verschleiert sich ihm das Ziel durch seine Unvollkommenheit und Schwäche, er erkennt nicht genau die eigene Seele und ihre Bedürfnisse, und er irrt vom Pfade ab, indem er sich über die Richtung des Weges täuscht" (S. 326; vgl. 331) Die Vollkommenheit ist aber nicht ein unerreichbares Ideal: unsere seelische und physische Beschaffenheit lehrt uns vielmehr, daß die Menschheit zum Fortschritt bestimmt ist, und daß jenes allen eingeborene unsichtbare „Licht des Lebens" die göttlichen, in der Vernunft abgebildeten Ideen sind, deren immer deutlichere Entfaltung uns dereinst naturgemäß auf eine Höhe bringen muß, von der wir „jetzt noch keine Ahnung haben". Darin besteht eben die „Erziehung des Menschengeschlechts", daß der „schöpferische Geist, welcher das All nach einer nur ihm bekannten Weise und zu einem nur ihm bekannten Ziele lenkt", seine ewigen Ideen und somit das Streben nach Wahrheit der Seele jedes einzelnen einpflanzt, die zahllosen individuellen geistigen Vermögen und Entwicklungsgänge planvoll zusammenstellt, sich gegenseitig ergänzen und fördern läßt und zum Wohl und Heil des ganzen Menschengeschlechts verwendet. Dieser Gesichtspunkt verbietet die Annahme eines absoluten Irrtums und des absolut Bösen: de. Irrtum ist nur die umhüllte Wahrheit, das Böse nur das beschränkte Gute (S. 329. 162). — Um zu bestimmen, was die Tugend sei, muß man offenbar zuerst die Seelenfrage beantworten; diese hängt aber mit der nach der Stellung des Menschen in der Natur zusammen, welche Frage wieder die Betrachtung der untermenschlichen und anorganischen Natur nahe legt. Im I. Abschnitte („Körper, Seele und Geist") werden diese Vorfragen erledigt. Es wird gezeigt, wie falsch es ist, in Rücksicht des Lebens und der Seele zwischen Mensch und Tier, diesem und der Pflanze zu unterscheiden. Wenn aber dieser Unterschied nicht gilt, hat es dann noch einen Sinn, die Erde, unsere gemeinschaftliche Mutter, leblos zu nennen? Alle Geschöpfe sind mit der Erde unauflöslich verbunden; der Mensch ist abhängig von ihr in seinem Denken und Thun: die Überzeugung muß sich ihm aufdrängen, „daß er vollständig in der Hand eines Mächtigen ruht, welcher nicht tot sein kann, während er, der Schwache, lebt" (S. 60). Was wir sind und haben, verdanken wir der Erde, und aus ihrer Seele, himmlischer Natur, schöpfen wir die unsrige. Dies würde genügen, um die Existenz einer unvergänglichen Menschenseele außer Frage zu stellen. Es handelt sich aber um eine individuelle

Seele und eine persönliche Unsterblichkeit. Eine solche wird verbürgt einfach durch die Thatsache, daß es Individuen, Persönlichkeiten von sehr verschiedenem Charakter giebt: ist unsere Seele als Teil der Weltseele unsterblich, so muß sie es offenbar auch in allen ihren individuellen Eigenschaften, als persönliche Seele sein. Die empirische Bestätigung dieser Unsterblichkeit, die den Mittelpunkt der christlichen Religion bildet (S. 114), liefern die Erscheinungen Verstorbener (S. 111 f.). — Die Unsterblichkeit ist der einzige Inhalt der Religion, aber ebenso gut derjenige der Philosophie des „göttlichen" Platon. Demnach sind Religion und Philosophie nur dem Namen nach verschieden; und wenn das Bestreben, beide zu verschmelzen, bis jetzt ein vergebliches geblieben, so ist es dem zuzuschreiben, daß nicht der wahre Kern der Religion, sondern die religiösen Dogmen in Betracht gezogen wurden: und die Dogmen keiner einzigen Religion, mit Ausnahme des Buddhismus, vertragen sich mit der Philosophie (S. 116). Es folgt auf diese Auseinandersetzung eine ausgezeichnete Darstellung der buddhistischen Lehre von der Wiederverkörperung und der Seelenentwicklung (S. 117—27).

Der 2. Abschnitt, „Mensch und Gott", sucht das Dasein Gottes aus der menschlichen Natur, aus der Beschaffenheit der menschlichen Seele nachzuweisen, oder einen solchen „erinnernden Gegenstand" zu finden, der die Erkenntnis der „Brücke zwischen Gott und Welt", nämlich der Vernunft, so ermöglichte, wie etwa die Magnetnadel die Erkenntnis der Weltgegenden ermöglicht, und der auch selbst so handgreiflich und leicht erkennbar wie dieses letztere Werkzeug wäre. Die Phrenologie ist nun, wie der Verfasser glaubt, diejenige Entdeckung, die uns über die Beschaffenheit der Vernunft und die Gesetzmäßigkeit, unter der sie steht, somit auch über das „Werkzeug" aufklärt, „mit welchem der Mensch die Gottheit und überhaupt alles zu ergreifen befähigt ist" (S. 156).

Wie ist die Gesundheit der Seele zu erhalten? Was widerstreitet von Natur einer gesunden Seele? Welche Form bekommt das Leben eines seiner Gottähnlichkeit sich bewußten Menschen? Diese Fragen behandelt der letzte Abschnitt, „die Natur des Menschen". Da ich in meiner Besprechung des trefflichen Buches nicht so ausführlich sein kann, wie ich es möchte, und da ich hoffe, daß seine Bedeutung auch aus dem Wenigen erhellt, was ich gesagt habe, so begnüge ich mich mit der allgemeinen Bemerkung, daß die Moral des Verfassers sich dem „Wildling aus Judäa" nähert, in dessen ursprünglicher, noch nicht „hoffähig" gemachten Form, d. h. dem esoterischen Christentum und somit dem Buddhismus, Pythagoreismus und Platonismus. — Ganz besonders beachtenswert ist, was der Verfasser über den Wahnsinn (S. 301 ff.), über Gesundheit und Krankheit (S. 285 ff.) und über das Christentum (S. 312 ff.) sagt. **R. K.**



Das Übersinnliche in der Roman-Litteratur.

Es ist auffallend, in wie umfassendem Maße neuerdings unsere Roman- und Novellen-Schriftsteller sich der Anerkennung „übersinnlicher"

Erscheinungen bedienen, um seelische Verwandtschaften, tiefliegende Neigungen und dergl. zu begründen. Um nur eins herauszugreifen, möchte ich auf die Erzählung: „Aus meiner Vaterstadt“ von Wilhelm Jensen[1]) aufmerksam machen. Der berühmte, besonders in Gemütsschilderungen so treffliche Novellist erzählt hierin, wie der Doppelgänger des Dichters Paul Flemming, der in traumverlorenem Zustande sich in Kiel befindet, seiner nachmaligen Geliebten und Braut Elsabe Niehusen in Reval erscheint, so daß sie ihn bei einem späteren persönlichen Zusammentreffen wieder erkennt. Dann schildert Jensen auch die Vorahnung, das Hellsehen, welches Flemming empfindet, als er auf dem Gesicht der Geliebten das traurige Verhängnis liest, welches ihrem Glück entgegenstand. Auch die Verwendung des organischen Magnetismus zu Heilzwecken weiß der Novellist trefflich einzuflechten. **Dr. F.**



Professor von Nußbaums Vortrag über Hypnotismus.

Bei der so sehr unzulänglichen Einseitigkeit der heutigen Naturwissenschaft ist es ein überaus erfreuliches und wohlthuendes Zeichen, wenn ein hervorragender Mann der exakten Wissenschaft in rückhaltlosester Weise seine gereifte allseitige Erfahrung öffentlich ausspricht. Dies that Professor von Nußbaum im Februar dieses Jahres in einem Vortrage vor einem allgemein gebildeten Publikum in München. — Für uns sind seine damaligen Darlegungen[2]) der „Neuen Heilmittel für Nerven“ besonders deshalb interessant, weil er darin die Wirkungen des Hypnotismus und Mesmerismus in vollem Umfange anerkennt. Zwar unterscheidet er diese beiden Arten nicht formell, beweist aber, daß er mit beiden Arten sehr wohl bekannt ist, wie denn er auch dieses Fach gleich allen übrigen, die er beherrscht, mit dem Blicke des Meisters umfaßt — von der einfachen Massage bis zur ekstatischen Stigmatisation.

Wer mit den allgemeinen Thatsachen noch nicht bekannt ist und einer so unzweifelhaften Autorität das richtige Gewicht beilegt, dem sei der Abdruck dieses Vortrags sehr zur Lesung anempfohlen. Von den vielen dort angeführten interessanten Thatsachen mögen hier nur folgende hervorgehoben werden:

„Die verschiedenen Menschen besitzen sehr verschieden große Elektrizität. Es giebt Stubenmädchen, meistens sind es brünette, schwarzäugige Mädchen, welche keiner Dame die Haare frisieren können, weil ihre Finger so elektrisch sind, daß die leichten Haare den Fingern nachlaufen und alle in die Höhe stehen, sobald das Stubenmädchen die Hände vom Kopfe der Dame wegzieht; während ein blondes, blauäugiges Stubenmädchen die gleichen Haare vielleicht ganz mühelos glatt kämmt.“ (S. 10.)

„Die Suggestion beim magnetischen Schlafe giebt uns einen Schlüssel für weitere wunderbare Vorgänge. Dies unbedingte Vertrauen hat ja schon tausende von wunderbaren Heilungen vollbracht, und das unbedingte Vertrauen kann während des mag-

[1]) „Nord und Süd“, Oktober- und Novemberheft 1888.

[2]) Breslau 1888, bei Eduard Trewendt bereits in sehr vielen Auflagen erschienen; Preis 80 Pf.

netischen Schlafes eingeredet (suggeriert) werden. — Zu dem berühmten Fürsten Hohenlohe kam ein Mann, der wegen Zungenlähmung nicht sprechen konnte. Der Fürst wollte die Temperatur der kranken Zunge messen und steckte einen feinen Thermometer unter die Zunge. Der Kranke, der mit festem Vertrauen zu ihm gekommen war, hielt den Thermometer für ein Instrument, womit Hohenlohe die Zunge operieren würde, fiel auf die Kniee und rief mit fester Stimme aus: „Gott sei Dank, ich bin geheilt; ich kann wieder sprechen!" (S. 14.)

„Es läßt sich gar nicht leugnen, daß sich durch Suggestion, durch das Zureden während des magnetischen Schlafes viel Unrecht, Erbschleicherei und alles mögliche Böse erreichen läßt. — — Das Allerbedenklichste möchte ich in dem sogen. posthypnotischen Zustand suchen, da der Schlafende vom Magnetiseur auch Befehle bekommen kann, welche er erst einen oder mehrere Tage nach dem Schlafe ausführen muß und auch wirklich ausführt." (S. 12.)

„Als ich mich vor 30 Jahren einmal mehrere Monate in Paris aufhielt, waren jeden Donnerstag abends in einem Kaffeehaus des Palais royal Sitzungen eines philanthropischen Vereins, wo Ärzte und Nichtärzte gegen ein ganz kleines Entree Zutritt hatten. — Man nahm es den französischen Ärzten oft übel, daß sie alle Leute in diese magnetischen Angelegenheiten einweihten; allein da man bei der Hypnose soviel erlebt, wovor man warnen muß, ist es gewiß für jedermann nützlich, ein wenig davon zu wissen." (S. 15).

„Bei dem jetzigen Stande dieser Angelegenheit kommt man viel öfter in die Lage, noch vor solchen Experimenten warnen zu müssen, als dieselben anraten zu dürfen." (S. 16.) H. S.



Hypnotische Neuheiten.

Das neurologische Centralblatt (1888) berichtet in Nr. 11, 13 und 14 über „einige therapeutische Versuche mit der Hypnose," welche von Herrn Dr. Sperling, Assistenten an der Poliklinik für Nervenkrankheiten von Professor Mendel und Professor Eulenburg, angestellt und mitgeteilt wurden. Die bemerkenswerte Einleitung zu diesem Bericht lautet wie folgt:

„Die dem Heilmittelschatz für Nervenkrankheiten erst neuerdings einverleibte Hypnose hat in unserer Heimat eine wenig günstige Aufnahme gefunden. Der innerste Grund dafür ist wohl in dem Mystizismus zu suchen, welcher dieses bisher unaufgeklärte Phänomen umgiebt, und welchem der auf exakte Forschung gerichtete deutsche Geist im Grunde seines Wesens abhold ist. Indessen hieße es doch dem Fortschritt Schranken bauen, wenn man es verschmähen wollte, ein Mittel zu prüfen, von dessen heilsamer Wirkung glaubwürdige Männer berichtet haben, es hieße den ganzen Empirismus verdammen, in dem die medizinische Wissenschaft zum Teil hat groß werden müssen. Sollte jemand ernstlich zu behaupten wagen, daß man die Elektrizität als Heilmittel verwerfen müsse, weil man den innersten Grund ihrer Wirkung nicht durchschaut habe? Oder sollte man alle jene Substanzen aus dem Arzneischatz verdammen, deren Hilfe dem Arzt unentbehrlich geworden ist, ohne daß ihm im einzelnen Fall das innerste Geheimnis ihrer Wirkungsweise klar ist? . . . .

Dasjenige Moment, welches schließlich zu gunsten oder ungunsten der als Heilmittel angewandten Hypnose am meisten in die Wagschale fällt, wird der „praktische Nutzen" sein, den dieselbe bei verständnisvoller Anwendung zu leisten im stande ist. — Erweist sich die Praxis von jenem befriedigt, so wird ihr das Bürgerrecht in der Medizin sicher zufallen.

Im Auslande hat sie es schon lange erworben. Das beweisen die zu einer

stattlichen Litteratur angewachsenen Schriften,[1]) in welchen die Berichte über hypnotische Heilerfolge bereits nach vielen hunderten zählen.

Der Verfasser teilt sodann in klarer präziser Form seine Erfolge mit der Suggestionsmethode bei einigen Fällen von traumatischer Hystero-Epilepsie, einigen Lähmungen (z. B. nach Typhus) u. s. w. mit und läßt die Frage, ob in diesen Fällen ein organisches oder ein rein funktionelles Leiden vorliegt, unentschieden. Bei dem ersten der mitgeteilten Fälle gesteht er mit anerkennenswerter Offenheit ein, daß er durch eine fehlerhafte Anwendung der Suggestion — durch ein Zuviel der Beeinflussung — einen Ohnmachtanfall herbeigeführt habe. Er schließt seinen nicht nur für Ärzte interessanten Aufsatz mit einigen kurzen Sätzen, welche die Ergebnisse, zu denen er gelangt ist, zusammenfassen, und von welchen besonders die folgenden hier hervorgehoben werden mögen:

3. Es wäre ein nie gut zu machender Fehler von Seiten der Ärzte, wollten sie sich der Forschung auf diesem Gebiete als unter ihrer Würde stehend enthalten und dasselbe schlecht bewährten Laien-Händen überlassen.

5. Der Erfolg der therapeutischen Hypnose hängt im einzelnen Falle ab:

a. von der richtig gestellten Indikation. Daher ist genaue Kenntnis des Krankheitsbildes unerläßlich.

b. von der Methode zu hypnotisieren und suggerieren. Daher sind die Resultate mehr oder weniger individuell.

c. von dem persönlichen Einfluß des Arztes auf seinen Patienten.

6. Allgemein gültige Gesetze und Regeln für die Behandlung mit der Hypnose bestehen zur Zeit noch nicht, werden sich auch kaum jemals aufstellen lassen, da mit individueller Anlage des Charakters der Versuchspersonen gerechnet werden muß.

7. Die oft angeführten üblen Nachwirkungen der Hypnose habe ich bei richtiger Anwendung niemals gesehen. **H. S.**



Gefahren des Hypnotismus.

Zu diesem jetzt in fast allen Ländern des Kontinents erörterten Gegenstande weisen wir unsere Leser noch ausdrücklich auf die ebenso lehrreiche wie höchst interessante Selbstbiographie der Ilma S. hin, welche Dr. von Notzing in seinen Besprechungen der „Fortschritte des Hypnotismus" in diesem Hefte (S. 370—73) wiedergegeben hat. **H. S.**



Ein älterer Rechtsfall von Hypnose.

Zu dem in diesem Hefte von Dr. von Notzing mitgeteilten Falle der Ilma S. erinnert Dr. W. Rullmann in der „Deutschen Zeitung"[2]) an folgendes ähnliche Vorkommnis aus früherer Zeit:

Es war, wenn ich nicht irre, im Frühjahr 1873, daß sich in Berlin eine junge Dame in einer gerichtlichen Untersuchung befand, welche folgenden Thatbestand ermittelte: Im Herbste des Jahres vorher befand sich Fräulein Klementine Müller — dies

[1]) Vergleiche hierzu auch die historische Übersicht in der soeben erscheinenden Schrift „Ein Beitrag zur therapeutischen Verwertung des Hypnotismus" von Dr. Albert Frhrn. von Schrenck-Notzing, Leipzig, bei F. C. W. Vogel 1888. (Preis 2 Mark.)

[2]) „Neues über den Hypnotismus", in den Morgenausgaben der Nrn. 6006 f., Wien den 18. und 19. September 1888.

war der Name jener Dame — als Gouvernante im Hause eines Gutsherrn in der Gegend von Küstrin. Eines Abends giebt man in diesem Hause einen Ball, zu dem die ganze Nachbarschaft und Offiziere der Küstriner Garnison geladen waren. Fräulein Klementine hatte sich nicht an dem Tanze beteiligt, obwohl man sie dazu aufgefordert hatte. Sie hatte über Kopfschmerzen geklagt und sich mit den Kindern schon früher zur Ruhe begeben. Am andern Morgen vermißt die Frau des Hauses eine Diamantbroche und ein goldenes Armband, Gegenstände von hohem Werte, die sie auf das Nachttischchen neben ihrem Bette gelegt hatte. In demselben Augenblicke, da sie sich eben anschickt, die Dienerschaft ins Verhör zu nehmen, stößt das Dienstmädchen, das im Nebenzimmer die Betten in Ordnung bringt, einen Schrei der Verwunderung aus und gleich darauf bringt sie ihrer Herrin den Schmuck, den sie im Bette der Gouvernante unter dem Kopfkissen gefunden hat. Der Gedanke liegt nahe, daß, wenn es sich hier wirklich um einen Diebstahl handelte, die Diebin wahrscheinlich Sorge getragen hätte, die gestohlenen Gegenstände in einem besseren Verstecke aufzubewahren, als unter dem Kopfkissen ihres Bettes. Indes man zieht die Gouvernante zur Rechenschaft, sie weiß von allem nicht das Geringste, sie bricht in Thränen aus und sie beschuldigt das Dienstmädchen, daß es ihre Absicht gewesen sei, eine Unschuldige in einen unbegründeten Verdacht zu bringen. Das Dienstmädchen seinerseits beteuert seine Unschuld und der rätselhafte Vorfall bleibt unaufgeklärt, bis sich etwa 14 Tage später folgendes ereignet:

In einer Nacht wird die Frau des Hauses durch das Geräusch eines fallenden Gegenstandes aus dem Schlafe geweckt. Sie blickt auf und sie sieht im Lichte der Nachtlampe eine weiße Gestalt, deren rechte Hand an den Nippfiguren umhertastet die auf der Marmorplatte des Kamins stehen. Eine dieser Figuren ist auf die Erde gefallen und hat, an dem Blechverschlage des Kamins aufschlagend, jenes Geräusch verursacht, das die Schlafende erweckte. Die Gestalt hat ihr den Rücken zugewendet, aber sie kehrt sich jetzt um, und sie erkennt die Gouvernante. Ihre Augen sind fast ganz geschlossen, während sie langsam in das Nebenzimmer zurückgeht; in der Rechten hält sie eine kleine Porzellanvase, die sie von der Kaminplatte herabgenommen hat. Man kann sich denken, wie dieser Vorgang auf die Dame des Hauses einwirkte, die Zeugin desselben war; sie erholt sich endlich von ihrem Schrecken, erhebt sich von ihrem Lager und weckt ihren Mann Als beide in das Zimmer der Gouvernante treten, finden sie dieselbe in festem Schlafe und unter dem Bette blickt das Weiß der Vase hervor, die sie hier versteckt hat.

Man war nun zur Erkenntnis gelangt, daß man es mit einer Somnambulen zu thun hatte, die in diesem unzurechnungsfähigen Zustande Handlungen ausübte, an die sie sich später nicht mehr erinnerte; demnach zog man es in dem Hause des Gutsherrn vor, eine Person aus dem Dienste zu entlassen, in deren Gemütsleben so seltsame und unheimliche Erscheinungen zu Tage traten. Fräulein Klementine begab sich nach Berlin und erhielt dort eine Stellung in der Familie eines Bankiers. Eines Tages vermißt die Frau des Hauses ein kostbares Perlen-Kollier, das sie in einer verschlossenen Kassette aufzubewahren pflegte; und da man jetzt erst durch einen Zufall Kenntnis von den Vorfällen im Hause des Gutsherrn erlangt, so veranlaßt man die Polizei, die Habe der Gouvernante einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Man fand nichts, und in diesem Falle hat sich die Unschuld der Gouvernante klar erwiesen, aber die gerichtliche Untersuchung trug dazu bei, daß jene seltsamen Vorfälle in die Öffentlichkeit gelangten und vielfach besprochen wurden. Man nahm an — und man war ja durch die Umstände zu dieser Annahme genötigt — daß die Gouvernante jene Diebstähle in einem somnambulen Zustande ausführte, aber man war damals noch weit von der Erkenntnis entfernt, daß hier Fälle von „Autohypnose“ vorlagen.

G. B.



American Journal of Psychology.

Der erste, überaus stattliche Band der trefflichen Zeitschrift liegt abgeschlossen vor uns. Da wir an dieser Stelle (V, 273) dem ersten Hefte das Geleitwort gaben, so sei nun auch der ganze Band erwähnt, um so mehr, als er eine reiche Fülle von interessanten und wertvollen Mitteilungen enthält. Außer wertvollen Original-Abhandlungen über die Träume und einen Fall von Paranoia mit Ansätzen zu Doppelleben wären für die Leser der „Sphinx" von besonderer Bedeutung die Litteraturübersichten, welche jedesmal dem Hypnotismus einen gesonderten Abschnitt einräumen. Man kann die wichtigeren litterarischen Erscheinungen auf diesem Gebiet nicht kürzer und treffender charakterisieren, sowie ihrem wesentlichen Inhalte nach wiedergeben als es hier geschieht. Auch die Auch die „Sphinx" und die Berliner Gesellschaft für Experimental-Psychologie haben schmeichelhafte Beachtung gefunden.

Für den nächsten Band ist die Veröffentlichung einer Reihe von hypnotischen Untersuchungen aus dem psychophysischen Arbeitsraum der John-Hophius Universität in Aussicht gestellt. Wir sehen der Publikation mit Spannung entgegen, zumal sie das psychologische Element im Hypnotismus gegenüber den medizinischen Ansprüchen mit Entschiedenheit betonen soll.

Berlin, 15. Nov. 1888. **Max Dessoir.**

Zur Einführung in den Hypnotismus.

Unter dieser Überschrift brachten wir in unserem Oktoberhefte eine Besprechung der Schrift von Ferdinand Maack, welche diesen Titel trägt [1]) und auf welche wir gerne unsere Leser wiederholt aufmerksam machen. Wir sehen uns hierbei veranlaßt, davor zu warnen, mit derselben eine andere Broschüre (von Dr. Langsdorff) zu verwechseln, welche in auffallender Weise Titel und Ausstattung der Maackschen Schrift nachgeahmt hat und offenbar den Zweck verfolgt, allem kritischen Verfahren Hohn zu sprechen.

G. E.

Einführung in die Geheimwissenschaften.

Die Anschauungen und Begriffe von der Menschheit, der Natur, deren Gesetzen und Kräften, welche das Ergebnis der heutigen Wissenschaft und Bildung ausmachen, sind so sehr verschieden von jenen, welche den Geheimwissenschaften zu Grunde liegen, daß, wer immer das Studium dieser letzteren ergreifen will, sich erst mit der Auffassung des Okkultismus vom Menschen und von der Schöpfung vertraut machen muß. Denn während die neuere Forschung sich lediglich mit der, in den Bereich unserer fünf Sinne fallenden Welt befaßt und die Untersuchung dieser Thatsachen einzig sich zur Aufgabe macht, das Dasein höherer Wesen aber samt deren Kräften und Beziehungen zur Erde und zum Menschen leugnet,

[1]) „Zur Einführung in das Studium des Hypnotismus und tierischen Magnetismus" (Heuser, Neuwied 1888, 27 Seiten. Preis Mk. 0,75.)

beruht dagegen alle Geheimwissenschaft auf dem Grundsatz, daß von der Einheit ausstrahlend die Kräfte wirkend sich zu Welten gestalten; und wie der Tropfen auf die Wasserfläche fallend immer sich erweiternde Kreise hervorruft, so entfaltet sich die geistige („göttliche") Kraft gleichsam in absteigendem Spiralengange zu den immer weiter werdenden Kreisen zunehmender Verkörperung. Jede tiefere Welt ist der Abglanz und verdichtete Ausdruck der höheren. Wie aber die Körperwelt in steter Wechselbeziehung des Empfangens und Gebens zu den Welten der höhern und mehr vergeistigten Kreise steht, so ist auch der Mensch nach Analogie des Makrokosmus aus mehr Geistigem und mehr Körperlichem gestaltet.[1]) Die hieraus folgenden Beziehungen des Menschen zu den verschiedenen Reichen der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt und das dem Menschen eingeborene Streben nach immer höherer Vergeistigung als dem wahren Ziele seiner Bestimmung bilden die grundlegende Theorie alles geheimen Wissens und Könnens.

Ein Buch, welches uns mit diesen Anschauungen okkultistischer Weltauffassung vertraut macht, und so in das Studium des Geheimwissens einführt, ist das in diesem Jahre in dritter Auflage erschienene „Traité élémentaire de science occulte" von Papus.[2]) Das Buch widerlegt in erster Linie das gewöhnliche Vorurteil, daß im Altertume eine ausgebildete Wissenschaft und Kenntnis der Naturkräfte nicht bestanden habe, und sucht nachzuweisen, wie sogar die neueren Entdeckungen, die der Dampfkraft, der Elektrizität, der Photographie, die Kenntnis der Astronomie u. s. w. den Alten wohl bekannt gewesen. Im weitern wird die Theorie und Methode dieser Wissenschaft des Altertums ausgeführt, wobei der Verfasser besonders die geheimen Berechnungen und Zahlenverhältnisse, den Ternarius der Natur, die cyklischen Gesetze u. s. f. berücksichtigt. Nach dieser allgemeinen Übersicht beginnt in Kapitel IV die für das Verständnis der hermetischen Schriften notwendige Erklärung von Sigillen, Symbolen und Allegorien. Von besonderem Interesse sind die Abhandlungen über die „Smaragdene Tafel" des Hermes Trismegistos, über die Tabelle des Quaternars von Agrippa, über die Bedeutung der Sphinx, der Hieroglyphen und Pentagramme sowie die Beschreibung des Magnum opus der Alchymisten, deren oft sehr dunkele Sprache ohne Kenntnis ihrer Symbole wohl für jeden vollständig unverständlich sein dürfte. Das Buch schließt mit einer Parallele zwischen den alten und den neueren Wissenschaften, einigen Bemerkungen über das Studium des Okkultismus überhaupt und einem kurzen Überblick der Geschichte des Geheimwissens bis zur Jetztzeit. Bemerkenswert ist noch der kurze Anhang, welcher einige bibliographische Angaben über die einzelnen Fächer des Okkultismus enthält; diese Arbeit ist um so verdienstvoller, als die angeführten Werke in solcher Ordnung stehen, daß die allgemeiner und leichter faßlich gehaltenen Schriften in erster Reihe verzeichnet sind, wogegen solche, die bereits mehr Vorkenntnisse voraussetzen, nach Maßgabe ihrer Anforderungen später genannt sind.

[1]) Vergl. Band IV der Sphinx S. 176 und 271: „Die Seelenlehre der Kabbala."

[2]) Paris bei George Carré, Libraire-éditeur, 58 Rue St. André-des-Arts 1888 in 8⁰.

Das Buch wird für eingehendes Studium der Geheimwissenschaften und besonders auch für das Verständnis der alten und mittelalterlichen Schriftsteller über diesen Gegenstand als ein wertvolles Hilfsmittel dienen können; aber auch solchen, die sich nur im allgemeinen richtige Begriffe von dem Wesen und dem Gegenstand der Geheimwissenschaften machen wollen — und es wird mit jedem Tage notwendiger, darüber etwas zu wissen — mag dies anregend und leicht faßlich geschriebene Werkchen empfohlen werden. **Carl zu Leiningen.**

Unsere Zweifel an der Astrologie.

Von verschiedenen Seiten sind uns Einwendungen gegen Herrn Kiesewetters Eintreten für die Astrologie erhoben worden. Das nächstliegende Bedenken ist das schon von Augustinus[1]) vorgebrachte: die ungleichen Gesundheits- und Lebensverhältnisse von Zwillingen; allein daraus würde man zunächst doch nur zu schließen gezwungen sein, daß die Astrologie alleinstehend keine eingehende Deutung der Konstellationen gestattet, sondern nur etwa in Verbindung mit Chiromantie und andern Künsten, welche einen genauen Einblick in den Charakter der Person gewähren. Indessen liegt uns nichts ferner, als hier die Weisheit der Astrologen verteidigen, oder gar einen Einfluß der Gestirne auf die Menschen nachweisen zu wollen. Nur ein Parallelismus zwischen beiden ist vom theoretischen Standpunkte des Monismus aus, nach welchem das Weltall ein einheitlicher Organismus ist, sehr wahrscheinlich; und da scheint es uns denn doch zulässig, einmal zu sehen, wieviel denn von diesem Parallelismus die älteren und ältesten Weisen schon vielleicht erkannt haben mögen.

Daß hierfür ein Hinweis auf die Vergangenheit allein noch nicht genügt, ist klar — und selbst bei dem würde auch noch erst nachzuweisen sein, wie die gleichen Horoskope der verschiedenen zu derselben Stunde mit unserm ersten Kaiser in Berlin geborenen Kinder, die doch nicht Kaiser geworden sind, zu lesen sein würden, bezw. wie deren Geschick unter den ganz gleichen Aspekten in andern Lebensumständen sich gestaltete. Da jedoch die „Sphinx" den Zweck verfolgt. alle Geistesrichtungen, welche die übersinnliche Weltanschauung glauben beweisen zu können, zu Worte kommen zu lassen, so haben wir Herrn Kiesewetters Vorschlag angenommen, einmal für das Jahr 1889 die Probe zu machen. Seine Prophezeiungen für das nächste Jahr sind ungewöhnlich und sehr interessant. Wenn dieselben ganz oder zum größeren Teil zutreffen sollten und sich diese Bestätigung etwa später noch wiederholt, dann würde man danach den Wert — andernfalls den Unwert — der astrologischen Weisheit schätzen können. Wir hoffen die Prognose für das künftige Jahr im Januarheft zum Abdruck zu bringen, und bitten dann nur für wenige Monate, höchstens bis Ende Juli, um Geduld! (Der Herausgeber.)

Briefkasten.

In demselben ging uns u. a. folgendes Schreiben zu: — Erst jetzt konnte ich die Artikel von Dr. Raphael Koeber „Die Vorbereitung zur Mystik", ferner Ihre Nachschrift „Esoterische und Exoterische Naturen" und Karl zu Leiningens Aufsatz: „Das Ziel der Mystik" aufmerksam und eingehend durchnehmen und die Folge davon ist, daß ich mir erlaube, diese Zeilen an Sie zu richten.

Ich bin von Jugend an wissensdurstig und obwohl ich außer der gewöhnlichen Schulbildung eigentlich, wie man sagt, „sonst nichts Rechtes studiert" habe, so ist mir doch bis zum heutigen Tage manches an Kenntnissen fast mühelos zu teil geworden,

[1]) De Civitate Dei V, 2.

Kenntnisse nämlich, die ich durch Anschauung und Beobachtung gewonnen habe. Früher geschah dieses Schauen ausschließlich mit den physischen Sinnen, nachdem ich aber seit 5 bis 6 Jahren dem Genusse aller tierischen Substanzen, dem Alkohol und allen narkotischen Getränken für immer entsagt habe, gesellte sich auch ein innerer geistiger Blick hinzu, welcher den äußerlichen immer mehr verdrängte und sich fortwährend obwohl langsam, ausbildete und zunahm. Daher kommt es, daß ich bei gar Manchem, was ich auf wissenschaftlichem und philosophischem Gebiete lese, auf mir längst Bekanntes und Gewußtes stoße, so daß ich oft staune, wie meine ureigenen Gedanken und Anschauungen hier gedruckt und von anderen niedergeschrieben sein können! —

Bei diesem Umstande ist es wohl begreiflich, daß mir die in der „Sphinx" enthaltenen Aufsätze über Mystik ein hohes Interesse erregen und auch mein lebhaftes Verlangen wach rufen, nicht nur diesen Weg zu wandeln, sondern auch das von Dr. Koeber angedeutete höchste menschliche Ziel zu erreichen.

Allerdings hätte aber dessen Aufsatz im Juni-Hefte der „Sphinx" mich in meinem vorwitzigen Verlangen sehr eingeschüchtert, wenn es unerläßliche Bedingung wäre, alle jene geforderten Studien vorher durchzumachen um überhaupt durch das schmale Pförtchen, welches zu jenem Wege führt, eingelassen zu werden, denn nimmermehr hätte ich mich entschließen können, mit solchem Ballast und „Wissenskram" beladen einen Flug in höhere Regionen zu wagen. Ich hätte als armer unwissender Paria wirklich ganz darauf verzichten müssen, wenn nicht Sie, hochgeehrter Herr Doktor, mit Ihrer Erklärung in der betreffenden Nachschrift, daß jene Bedingungen nicht absolut notwendig seien, mir wieder Mut und Hoffnung gemacht hätten.

Für den Fall, daß Sie mich einer Antwort würdigen können, habe ich ein Augenblicks-Photogramm meines jetzigen Seelenzustandes in der Beilage niedergeschrieben und bitte mir auf Grund dessen gelegentlich zu sagen, wo ich mich befinde und wie weit ich noch zu jenem Wege habe, der zur Mystik führt. Können Sie mich ermutigen und mein Streben erleichtern?

Indessen &c.

Steiermark, 14. Oktbr. 1888. **F. B.**

Gern begrüße ich Sie als Genossen auf der Bahn des gleichen Strebens; und Gesinnungsgenossen anzutreffen auf dem Wege, den Sie Sich vorgezeichnet haben, wird auch Sie ermutigen. Wie weit wir noch bis ans Ziel haben, das freilich vermag uns nur ein Meister zu sagen, der den Weg bereits einmal bis an das Ziel zurückgelegt hat. Doch was sollte uns wohl eine ängstliche Abmessung des Wegs nach Raum und Zeit auch nützen? Nur der müde Wanderer zählt die Meilensteine seines Weges; und ein Kind nur, das erst gehen lernt, schaut selbstgefällig um, wie weit es schon gelangt ist. Soviel aber ist gewiß: wir alle sind noch recht sehr weit vom Ziele entfernt. Das sagt uns jeder Blick auf unser Ideal eines Vollendeten, das wir uns ja alle Zeit im Geiste gegenwärtig halten sollen. Ich kenne Ihre Denkrichtung nicht näher, weiß nicht, ob Ihnen dieses Ideal, dem Sie nacheifern, etwa in der Gestalt eines Buddha oder vielleicht in der eines Christus vorschwebt. Jeder von uns aber kann sich nicht nur leicht vergewissern, wie weit er noch von dem Ziel entfernt ist — und sich selbst zugleich auf diese Weise am wirksamsten fördern —, wenn er sich bei allem, was er denkt und thut, vorstellt, wie das Ideal seines Strebens, der Buddha oder Christus, wohl in jedem einzelnen Falle gedacht und gehandelt haben würde. Je mehr wir dem nachleben, um so näher sind wir unserm Ziele und um so schneller kommen wir voran. Den gleichen Dienst leistet uns als Richtschnur, an die wir uns halten können, auch die kleine, Ihnen sicherlich bekannte Schrift „Licht auf den Weg"! **H. S.**

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera (Reuß).

Empfehlenswerte Zeitschriften.

Thalysia. Vereinsblatt für Freunde der natürlichen Lebensweise. Monatsschrift etc. (Nordhausen, Th. Müller; jährl. M. 4.—) 21. Jahrgang. — Inhalt des Novemberheftes 1888:

Collisionen. — Philippe Hecquet's Leben. — Die sociale Frage. — Der Weg zum Licht! (Schluss). — Sollen wir unsere Speisen salzen? — Die Wirkungen der Medicin im Grossen. — Der Selbstmord in Europa. — Über Typhus-Behandlung. — Irrtum und Wahrheit. — Litteratur und Kunst. — Kleine Mitteilungen. — Humoristisches. — Rätsel. — Haus und Küche. — Notizen. —

Vegetarische Rundschau. Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise (Berlin, H. u. H. Zeidler, Münzstr. 1; jährl. M. 3.—). 8. Jahrgang. Inhalt des Novemberheftes 1888:

Vereinstag 1888 des Deutschen Vegetarier-Vereins. — Die Vivisektion. Von Dr. Grysanowski. — Zur Salzfrage. Von Professor G. Bunge. — Ährenlese: Ein moderner Diogenes. Neueste klimatische Kur für Schwindsüchtige. — Zeichen der Zeit. Grossstädtische Höhlenbewohner. — Zur vegetar. Praxis. Getrocknete Gemüse. — Kleine Chronik: Hermann Theel †. Berliner Chronik. Aus Dresden. — Vereinsnachrichten.

Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre (Stuttgart, W. Kohlhammer; jährl. M. 3.—). 7. Jahrgang. Inhalt des Novemberheftes 1888:

Lahmann. — Cynismus. — Diefenbach und seine Anhänger. — Die Vegetar. Rundschau. — Abhärtung im Winter. — Zur Wundbehandlung (Schluß). — Aus Briefen von Wollenen. — Die Ventilation der Wohnräume. — Briefkasten. —



Abendlied.[1])

Es senkt die Nacht mit hehrem Schweigen
Sich leise auf die müde Welt,
Und tausend lichte Sterne zeigen
Aufs neue sich am Himmelszelt.

Des Mondes Silberlicht umleuchtet
Der Erde sanfte Abendruh;
Wo sich ein Aug' in Thränen feuchtet,
Da lächelt es ihm Tröstung zu.

Natur, in deiner Abendstille
Fühlt heilig sich das Herz bewegt,
Verstummend stirbt der eigne Wille,
Ein Gott sich uns im Busen regt.

In deinem tiefen, süßen Frieden
Vergißt man alles Erdenleid,
Und durch die Seele zieht hinieden
Die Ahnung der Unsterblichkeit.

Perli Lürssen.



[1]) Wir entnehmen diese schlichten Verse mit Bewilligung der Redaktion, dem Wochenblatte „Fürs Haus", Nr. 309. — Sie sind ein Beweis dafür, wie das „was kaum der Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Unschuld ein kindlich Gemüt." Das Gemüt birgt den wesentlichen Kern der Wahrheit sicherer in sich als die „exakte" Forschung.



